# Illustrirte Zeitung



ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



# Illustrierte
# Weltkriegschronik

der Leipziger Illustrirten Zeitung

Text von

Paul Schreckenbach

Dritter Band
1916 / 1918

Verlag J. J. Weber (Illustrirte Zeitung), Leipzig.

Druck: Graphische Kunstanstalten J. J. Weber, Leipzig

# Der Krieg gegen Rumänien im Oktober und November 1916.

In drei Heeressäulen griffen die Verbündeten im Oktober die Rumänen an. Im Süden Siebenbürgens kämpfte Falkenhayn, östlich von ihm die Armee des Generals Kövess. Die beiden hatten die Aufgabe, die Rumänen aus Siebenbürgen zu vertreiben. Von Bulgarien her rückte Mackensen weiter in der Dobrudscha vor, und es gelang ihm, einen großen Teil dieses Gebietes zu erobern.

Wir fassen zuerst die Ereignisse in Siebenbürgen ins Auge. Dort ließen sich in den ersten Oktobertagen die Kämpfe für die Rumänen nicht übel an. Im Hatszeger-Gebirge wurden zwar Angriffe beiderseits des Sztrigy-Tales abgeschlagen, auch gelang es den österreichisch-ungarischen Truppen, die Oborocahöhe zu nehmen. Aber beiderseits der Großen Kokel gewannen die Rumänen Gelände, und am 2. mußten sich die deutschen und österreichischen Kräfte von Fogaras vor überlegenen rumänischen Truppen zurückziehen. Auch am 3. konnten sie, wenigstens an einer Stelle, westlich von Parajd, Vorteile erringen. Aber im Görgény-Tale griffen sie vergeblich an, ebenso im Hatszeger-Gebirge. Am 4. Oktober wich die zweite rumänische Armee im Alttal über die Sinca zurück und befand sich auch nördlich davon im Rückzuge. Auch im Hatszeger-Gebirge zogen sich die Rumänen zurück. Am 5. Oktober wurden ihnen zwei sehr beträchtliche Niederlagen beigebracht. Der deutsche Heeresbericht meldete darüber:

„Der Rumäne ist gestern erneut geschlagen.
Im Görgény-Abschnitt warfen österreichisch-ungarische Truppen die Rumänen aus ihren Stellungen westlich von Libanfalva, wiesen weiter südlich am Boekecs-Kopf Angriffe ab und eroberten beiderseits der Straße Magyaros—Parajd die am 3. Oktober verlorene Stellung zurück. Über 200 Gefangene wurden eingebracht.
Verbündete Truppen unter dem Oberbefehl des Generals von Falkenhayn haben nach glücklichen Gefechten bei Reps (Kőhalom) und Krihalma (Kiralyhalma) den Feind über den Homorod und Alt zurückgedrängt. Die hartnäckig verteidigte Stellung im Sinca-Abschnitt ist erstürmt, mehrere hundert Mann sind gefangen genommen, zwei schwere, 28 Feld- und 13 Infanteriegeschütze sind erbeutet. Der Gegner ist im Rückzuge durch den Geisterwald. Er wird verfolgt."

Am 6. Oktober machten die Verbündeten auf der ganzen Ostfront Fortschritte. Sie drängten den durch den Geisterwald zurückgehenden Rumänen scharf nach und warfen ihre Nachhuten. Bei Hatszeg wurde den Rumänen der Grenzberg Sigleu entrissen. Vom 7. bis 9. tobte um Kronstadt eine große Schlacht. Kronstadt (Brassó) eroberten die Verbündeten am ersten Tage. Törzburg (Törcsvár) fiel am zweiten in ihre Hände. Sie erzwangen den Austritt aus dem Geisterwald in das Alttal und ins Burzenland. Die zweite rumänische Armee war völlig geschlagen, und die Verstärkungen, die am zweiten Schlachttage von Norden her eintrafen, vermochten die Niederlage nicht mehr abzuwenden. Auf der ganzen Linie wichen die geschlagenen Rumänen zurück. Am dritten Tage mußten sie den Siegern auch den Austritt aus dem Hargitta- und Baroler-Gebirge in die obere und untere Csik (Alttal) gewähren. Der deutsche Heeresbericht konnte am 9. Oktober als Siegesbeute aufzählen: 1175 Gefangene, 25 Geschütze, darunter dreizehn schwere, zahlreiche Munitionswagen, 2 Lokomotiven, 800 mit Proviant beladene Wagen. Am 10. Oktober wurde die Verfolgung der bei Kronstadt geschlagenen zweiten rumänischen Armee fortgesetzt. Im Marostale leisteten die Rumänen an diesem Tage noch zähen Widerstand. Am folgenden aber begannen sie auch hier zu weichen und wurden auf der ganzen Ostfront verfolgt. Die fortdauernden Gefechte zwischen den weichenden Rumänen und den scharf nachdrängenden Heeren der Verbündeten, die in den folgenden Tagen bis Ende des Monats an verschiedenen Stellen der Kövess- und Falkenhayn-Front stattfanden, zeigten überall, daß die Rumänen sich zwar tapfer ihrer Haut wehrten, aber mit dem zerrütteten Heere einen Widerstand großen Stils nicht mehr zu leisten vermochten. Hervorzuheben sind vor allem aus diesen Kämpfen die Erstürmung von Predeal am 23. Oktober und die des Vulkanpasses am 24. Oktober durch die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen. Am 26. und 28. machte der Angriff der Verbündeten südlich von Predeal und in der Richtung auf Campu-Lung Fortschritte.

Am 29. eroberten hannoversche und mecklenburgische Jäger mehrere gegnerische Höhenstellungen im Sturm und nahmen 18 Offiziere und 700 Mann gefangen. Ende Oktober wurden also an der siebenbürgischen Ostfront die Rumänen auf ihre Grenzen zurückgeworfen, während die Armee Falkenhayn an der Südfront schon an mehreren Stellen in das rumänische Gebiet eingedrungen war. Am 31. teilte die deutsche Heeresleitung mit, daß die Armee Falkenhayn seit dem 10. Oktober 151 Offiziere, 9920 Mann zu Gefangenen gemacht und den Rumänen 37 Geschütze, 47 Maschinengewehre, eine Fahne und vieles Kriegsgerät abgenommen habe. Die Aufgabe der Befreiung Siebenbürgens war glänzend gelöst. Von den 15000 qkm, die während des September von den Rumänen besetzt worden waren, befand sich nichts mehr in ihrer Hand. Es stellte sich übrigens heraus, daß die Verwüstungen, die der Krieg in Siebenbürgen angerichtet hatte, nicht schwerer Natur waren. Die Er-

Der Gebirgskrieg in Rumänien: Aufstieg der Truppen und Lasttiere. Nach einer photographischen Aufnahme für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Alfred Liebing.

oberer hatten das Land behalten wollen und waren danach verfahren. Die Bevölkerung dagegen hatten sie an verschiedenen Orten geradezu bestialisch behandelt und das alles, ohne daß sich die Bevölkerung irgend etwas gegen die einrückenden Rumänen hätte zu schulden kommen lassen. Man kann sich denken, mit welch furchtbarer Erbitterung die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen diesen Feind bekämpften.

Noch überboten wurden die Scheußlichkeiten durch das, was die Rumänen Anfang Oktober auf bulgarischem Boden verübten. Am 1. Oktober gingen sie nämlich südlich von Bukarest bei Rahova zwischen Rustschuk und Tutrakan über die Donau. Zwei Divisionen etwa kamen auf das rechte Ufer des Flusses, dann zerstörten am 2. Oktober österreichisch-ungarische Monitore die Brücken hinter ihnen. Gleichwohl gingen die Rumänen vor, wurden aber von den deutschen und bulgarischen Truppen, die aus Tutrakan anmarschierten, vernichtend geschlagen. Der bulgarische Heeresbericht darüber lautete:

„An der Donaufront waren die 15 oder 16 Bataillone ohne Artillerie zählenden feindlichen Truppen, welche die Donau bei Rahovo überschritten hatten, vorgerückt und hatten die Dörfer Sliwopol, Kojamhie, Boriesowo, Melkowranowo, Golemowronowo und Breschlien besetzt. Um sie zurückzuwerfen, führten wir zwei Kolonnen von Rustschuk und von Tutrakan her konzentrisch gegen sie vor. Gestern, am 3. Oktober, griffen die von Rustschuk her vorrückenden Truppen den Feind an und zwangen ihn bald, seine Rettung in der Richtung auf die von der Monitorflottille zerstörte Brücke zu suchen. Das Schlachtfeld ist bedeckt mit den vom Feinde zurückgelassenen Gefallenen. Gegen abend besetzten wir die Dörfer Rahovo und Babowo. Die feindlichen Truppenteile gingen in Unordnung westwärts zurück, wobei sie auf unsere von Tutrakan vorrückenden Truppen stießen. Der umfaßte Feind zerstreute sich in verschiedenen Richtungen und heute vollenden unsere Truppen seine Vernichtung. Die rumänischen Truppen haben in den von ihnen besetzten Dörfern ebenso wie auf ihrem Rückzug aus der Dobrudscha schwere Grausamkeiten begangen. Frauen, Greise und Kinder wurden hingeschlachtet. Vielen der Opfer sind die Augen ausgestochen und die Zungen abgeschnitten worden."

Wie in der Dobrudscha, so auch in Siebenbürgen zeigte das greuliche Mischvolk der Rumänen eine viehische Barbarei, die besonders in Deutschland Überraschen und Befremden hervorrief. Denn hier hatte man — der Himmel mag wissen, aus welcher Kenntnis — die Rumänen für ein überaus gutmütiges und friedliebendes Volk gehalten. Ihre Nachbarn dagegen, die Bulgaren, hatten sie von jeher anders und richtiger eingeschätzt, und nun schrieb das halbamtliche Echo de Bulgarie: „Entflammt von edlem Zorn, werden unsere tapferen Regimenter diese gemeinen Mörder von allen Seiten umstellen und die Waffen nicht früher niederlegen, als bis die verbrecherische Armee außerstand gesetzt ist, Schaden zu stiften. Das Völkerrecht, die Gefühle der Menschlichkeit und die Hingebung an den Nächsten machen es unseren Sol-



Österreichisch-ungarische Gebirgshaubitzbatterie in Feuerstellung im Tölgyespaß. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.

daten zur gebieterischen Pflicht, einem Feinde gegenüber, der so mit Bedacht außerhalb jedes göttlichen und menschlichen Gesetzes steht, erbarmungslos zu sein". Das war deutlich. Von den 15 oder 16 Bataillonen, die den Vorstoß über die Donau gemacht hatten, rettete sich ein Teil durch die Flucht, ehe er mit den Deutschen und Bulgaren zusammenstieß. Von den anderen, die von ihnen erfaßt wurden, kamen wenige Leute mit dem Leben davon.

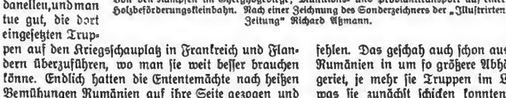
Dieser rumänische Mißerfolg machte in den Ländern der großen Verbündeten einen um so niederschlagenderen Eindruck, als ihre Presse den rumänischen Donauübergang als ein überaus wichtiges Ereignis, als eine schwere Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen der Armee Mackensen und was sonst noch gepriesen hatte. Um so herber war die Enttäuschung, und wenn schon die Schläge, die Rumänien in Siebenbürgen während des Oktober empfing, seine militärische Unzulänglichkeit der Welt enthüllten, so war die Niederlage des rumänischen Heeres in der Dobrudscha noch weit bedenklicher, denn jede Quadratmeile des reichen Kornlandes, die von den eindringenden Deutschen und Bulgaren erobert wurde, schädigte den Aushungerungsplan, an dem England mit unbelehrbarer Zähigkeit festhielt, und es wurden sehr viele Quadratmeilen von der unaufhaltsam vordringenden Armee Mackensens genommen. Nicht übermäßig schnell rückte der deutsche Marschall vor, aber sein Vorrücken erfolgte fast ohne Rückschlag. In der ersten Hälfte des Oktobers freilich setzte es noch nicht ein. Während dieser Zeit und noch einige Tage darüber hinaus bestanden die Kämpfe Mackensens im wesentlichen nur in einer stets siegreichen Abwehr rumänischer Angriffe. Am 19. aber nahm er den Angriff auf die rumänische Hauptstellung Topraisar – Cobadinu – Rasova, der seit Ende September eingestellt war, wieder auf. Eine dreitägige Schlacht entbrannte, in der die Rumänen völlig geschlagen wurden. Auch die starken Unterstützungen, die ihnen die Russen gesandt hatten, vermochten das Verhängnis nicht abzuwenden. Am Abend des 19. hatten die Deutschen und Bulgaren die Höhen südwestlich Tuzla, südlich Maratanu-Buiuc, südlich Topraisar genommen. Am 20. mußten die Rumänen Tuzla räumen, womit der eine Eckpfeiler ihrer Stellung dahinsank, und sie wurden aus der ganzen Linie Agenta-Topraisar-Tuzla geworfen, die sie vorher in monatelanger Arbeit befestigt hatten. An diesen beiden Tagen erbeuteten die Truppen Mackensens 3300 Gefangene, darunter 3000 Russen. Der folgende Tag brachte die Einnahme von Topraisar und Cobadinu, zweier starker Stützpunkte der Rumänen, und der deutsche Heeresbericht sprach von einer Verfolgung des geschlagenen Feindes und erklärte, die am 19. begonnene Schlacht sei zugunsten der verbündeten Deutschen, Bulgaren und Türken entschieden. Über den Verlauf der großen Schlacht, die zu den wichtigsten des ganzen Krieges gehört, wurde aus dem deutschen Hauptquartier folgender Bericht veröffentlicht:

„Das siegreiche Vordringen der verbündeten deutsch-bulgarisch-türkischen Kräfte war vor der sehr starken feindlichen Hauptstellung Topraisar-Cobadinu-Rasova Ende September zum Stehen gekommen. Umgruppierung der Artillerie und die Regelung des Nachschubs erforderten bei der Eigenart des Kriegsschauplatzes viel Zeit. Die feindliche Hauptstellung in der Linie Topraisar-Cobadinu-Rasova im Osten an den Tuzla Ghiol, im Westen an die Donau angelehnt, war schon im Frieden mit allen technischen Mitteln verstärkt. Topraisar und Cobadinu waren festungsartig ausgebaut und mit starken Kräften und mit schwerer Artillerie besetzt. In der Mitte standen Russen und auf beiden Flügeln Rumänen. Unsere Truppen hielten die allgemeine Linie Tallageacu-Amuzacea-Cavaclar-Enigea westlich Brm Baciu. Am 19. Oktober morgens wurde mit dem Einschießen der Artillerie begonnen. Die Wirkung wurde durch gute Sicht begünstigt. Nach zweistündigem Artilleriefeuer wird der Feind auf dem rechten Flügel nach hartnäckigem Kampf aus seinen ersten Stellungen geworfen und am Abend des ersten Kampftages folgende Linie erreicht: Höhen 39 bis 70 bis 74 südwestlich Tuzlahöhen — südlich Maratanu-Buiuc — südlich Topraisar. Weiter westlich wurde der Feind durch Angriffe festgehalten und ihm mehrere Stützpunkte entrissen. Am 20. Oktober wird der Kampf fortgesetzt, der besonders um Topraisar heftigen Charakter annimmt. Die Gegend südlich Tuzla ist vom Feinde geräumt. Tuzla selbst wird ohne Kampf besetzt, am Abend die Linie südlich Topraisar-Osmancea-Cogea-Juk nördlich Cocargea-Satului-Ghiol Basen erreicht. Die Beute der ersten beiden Tage betrug 3300 Gefangene, davon über 3000 Russen, 16 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer. Auf Rechnung der Türken kommen hiervon über 1500 Russen. Am 21. Oktober konzentrierte sich der Kampf um die Schlüsselpunkte Topraisar und Cobadinu. Unserem konzentrischen Artilleriefeuer und Infanterieangriff auf die Stellungen südlich Topraisar gab der Feind gegen Mittag nach. Generalfeldmarschall v. Mackensen beobachtete mit seinem Stabe von Tasli Juk (Höhe 90) aus das Zurückfluten der feindlichen Massen, das unter dem wirksamsten Feuer unserer Artillerie an vielen Stellen zu wilder Flucht ausartete. Mit Topraisar und Cobadinu schien der Hauptwiderstand des Feindes nachzulassen. Der Abend sah unsere Truppen in der Linie Techirghiol-Mulciova nördlich Topraisar-Cobadinu-Sapata-Baza. Die Verfolgung wurde unverzüglich fortgesetzt und die Artillerie nachts in neue Stellungen vorwärts gebracht. Sieben russische Kriegsschiffe, die am 23. von See aus zwischen Constanta und Tuzla gegen unseren rechten Flügel zu wirken versuchten, hatten keinen Erfolg, da sie sich, durch unsere Maßnahmen gezwungen, zu weit von der Küste entfernt halten mußten. Es blieb dem Feind keine Zeit, Constanta zu verteidigen, wollte er sich in Sicherheit bringen. Durch deutsche und bulgarische Infanterie verstärkt, nahm die bulgarische Kavalleriedivision Besitz von Constanta und noch am selben Abend erreichte der rechte Flügel Islam Tepe-Alacap. Am 23. Oktober war noch heftiger Widerstand des Feindes bei Medgidia zu brechen, das abends nach hartem Kampfe genommen wird. Frische russische Kräfte werden, so wie sie eintreffen, eingesetzt und geschlagen. Unsere Westgruppe besetzt die Höhen nordöstlich Rasova-Jorinez-Hosu-Juk. Unsere Land- und Seeflieger leisteten Vorzügliches bei der Aufklärung. Ein Kampfgeschwader griff mehrfach erfolgreich in den Kampf ein durch Bombenwürfe und Maschinengewehrfeuer auf Constanta sowie auf den Bahnhof und die Brücke von Cernavoda, wo mehrfach der Verkehr gestört wurde. Die Beute erhöhte sich bis zum 23. Oktober einschließlich auf 75 Offiziere, darunter 2 Obersten, über 6600 Gefangene, 12 Geschütze, 52 Maschinengewehre, 3 Minenwerfer, 1 russische Fahne, über 200 Waggons, Lokomotiven und viel anderes Material. Ein Petroleumtank ging in Constanta in Flammen auf. In die Stadt zogen auch deutsche Truppen als Besatzung ein. Der schnelle Erfolg wurde vor allem durch überraschende Anhäufung deutscher schwerer Artillerie und den Angriff deutscher Truppen auf Topraisar, ferner durch rastloses Nachdrängen und zähe Verfolgung erzielt. Der deutsche Oberbefehlshaber und sein Generalstabschef General Tappen weilten dauernd auf dem Schlachtfelde."

Der Verlust Constantas war ein außerordentlich schwerer Schlag für die Rumänen, denn Constanta war die weitaus wichtigste Hafenstadt des Landes, von wo aus Bukarest mit Waren aus dem Orient versorgt wurde, und es war der Hauptstapelplatz für

die beiden Erzeugnisse Rumäniens, durch die das Land für den Welthandel Bedeutung hat, für Korn und Petroleum. Ungeheure Vorräte an beiden, für die Fortführung des Krieges so bedeutungsvollen Dingen fielen in die Hände der Sieger.

„Der Krieg wird auf dem Balkan entschieden", so hatten die Engländer und Franzosen seit langem beständig betont. Deshalb war von ihnen das Gallipoli-Unternehmen in Szene gesetzt worden. Es war gescheitert. Dann hatten sie die Saloniki-Expedition unternommen — sie kam nicht weiter. Einige kluge Köpfe sagten jetzt schon, sie werde so wenig Erfolg haben wie die Berennung der Dardanellen, und man tue gut, die dort eingesetzten Truppen auf den Kriegsschauplatz in Frankreich und Flandern überzuführen, wo man sie weit besser brauchen könne. Endlich hatten die Ententemächte nach heißen Bemühungen Rumänien auf ihre Seite gezogen und gemeint, damit den Sieg an allen vier Zipfeln erfaßt zu haben. Jetzt zeigte sich, daß die größere Hälfte von dem, was ihnen Bratianu von der Größe und Stärke der rumänischen Kriegsmacht erzählt hatte, nur im Hirn dieses eitlen Narren vorhanden gewesen war. Es dämmerte in ihnen die unangenehme Ahnung, daß der offene Eintritt Rumäniens zu ihrem Bunde eine ungeheure Dummheit gewesen war und dazu dienen konnte, ihren Feinden einige Kriegsmittel zu verschaffen, die sie infolge der Blockade der Meere schwer entbehrt hatten. Der bekannte Pariser Politiker Gustav Hervé schrieb in seinem Blatte, das lächerlicherweise den Namen „Victoire" führte: „Die Einnahme Constantas ist eine Ohrfeige für die ganze Entente. Die Vogel-Strauß-Technik verfängt nicht mehr. Die Russen müssen mindestens 500000 Mann Verstärkung schicken, selbst auf Kosten ihrer Offensive gegen Lemberg und Kowel. Die Tatsache, daß die Deutschen ungeheure Mengen Korn in Rumänien beschlagnahmen werden, wird das Kriegsende um ein weiteres Jahr hinausschieben, wenn es den Deutschen gefällt. Darum muß Rumänien um jeden Preis gehalten werden, sonst sind die Folgen des Sieges Mackensens nicht zu übersehen."



Von den Kämpfen im Gyergyogebirge; Munitions- und Proviantransport auf einer Holzbeförderungskleinbahn. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.

Der bekannte rumänische Badeort Sinaia; links Schloß Peleſch, die Sommerresidenz der rumänischen Königsfamilie.

Ja, sehr gern würden die Russen noch mehr Verstärkung geschickt haben, und an Anstrengungen, Rumänien zu helfen, ließen sie es nicht fehlen. Das geschah auch schon aus dem Grunde, weil Rumänien in um so größere Abhängigkeit von ihnen geriet, je mehr sie Truppen im Lande hatten. Aber was sie zunächst schicken konnten, war ganz ungenügend und vermochte den Siegeslauf der Armee Mackensen nicht zu hindern, nicht einmal zu verzögern. Schon am 25. Oktober fiel Cernavoda in seine Hände. Es wurde von einer ungarischen Infanterie-Division genommen. Die fliehenden Rumänen sprengten die Eisenbahnbrücke über die Donau zum Teil in die Luft. Sie ganz zu zerstören, war ihnen nicht möglich, dazu war ihre Flucht zu eilig. Am 26. drangen die Sieger bis in die Gegend von Orsova vor, und bis Ende des Monats setzten sie die Verfolgung fort, ohne in der Nord-Dobrudscha erheblichen Widerstand zu finden.

Der November brachte den Rumänen keine Änderung ihrer Lage, sondern eine Niederlage nach der

andern. Die rumänische Südarmee zeigte sich ganz und gar zermürbt. Hier hielten sich die Rumänen nur noch durch die Unterstützung der Russen im Felde. Der Zar hatte so starke Kräfte, wie sich irgendwie auftreiben ließen, auf den Hilferuf des rumänischen Hofes hin Mackensen entgegengeworfen. Die Nord- und Westgrenze ihres Landes dagegen verteidigten die Rumänen selbst noch mit großer Zähigkeit, und es bedurfte der schwersten Kämpfe, ehe die Armee Falkenhayns in die Walachei einrücken konnte. An der rumänischen Westfront gegenüber der Armee Köveß übernahmen von Anfang des Monats an die Russen den Kampf und suchten die Österreicher und Ungarn mit starken Kräften zurückzudrücken, allerdings ohne Erfolg.



Blick auf den südlich von Kronstadt gelegenen rumänischen Grenzort Predeal, der am 23. Oktober von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen genommen wurde.

Am 1. November suchten die Russen die über den Predeal- und den Altschanzpaß vorgedrungenen Truppen Falkenhayns wieder zurückzuwerfen, aber ihre Angriffe scheiterten verlustreich. Die Kämpfe bei Predeal dauerten auch die folgenden Tage noch an; außerdem wurde am 2. noch südwestlich des Rotenturmpasses und am 3. südöstlich des Altschanzpasses gefochten. Der Ausgang aller dieser Gefechte war für die Deutschen und ihre Verbündeten günstig. Am 4. stürmten sie die rumänische Clabucetu-Stellung vorwärts vom Predealpaß, die gut ausgebaut war und mit Erbitterung verteidigt wurde. 1700 bis 1800 Gefangene, darunter 14 Offi-



Petroleumtanks im Hafen von Constanta.

ziere, und dazu noch 8 Geschütze fielen in ihre Hände. An demselben Tage gewannen die Russen im Tölgyesabschnitt (Nord-Siebenbürgen) Gelände, behaupteten es am 5. und drangen am 6. und 7. sogar noch weiter vor, bis sie am 8. durch Angriffe deutscher Truppen zurückgeworfen wurden. Am 5. November fanden noch Kämpfe statt zwischen der Altschanz- und Bodza-Paß-Straße und südwestlich von Predeal. Dort wurden die Rumänen geworfen und büßten die Höhe La Omu ein. Vom 5. November an wurden harte Kämpfe im Tölgyes-Abschnitt geführt, die bis zum 18. andauerten. Sie brachten zunächst den Russen Erfolg, wurden und der Szurdukstraße, sowie nördlich von Orsova kräftige Gegenangriffe, hatten aber keinen Erfolg und büßten wieder 1000 Gefangene ein. In den Wald- und Gebirgskämpfen des 14., die längs der in die Walachei führenden Straßen stattfanden, verloren sie an Gefangenen 23 Offiziere und 1800 Mann, mußten auch 4 Geschütze in den Händen der Sieger lassen. Mit großer Zähigkeit verteidigten sie, wie der deutsche Heeresbericht ausdrücklich anerkannte, die Zugänge zu ihrem heimatlichen Boden. Nördlich von Campu-Lung, sowie an der über den Szurdukpaß und Rotenturm-Paß nach Süden führenden Straße leisteten sie am 15. erbitterten Widerstand, verloren aber wieder



Die Hafenanlagen von Constanta mit der Landungsbrücke im Hintergrund.

aber dann zugunsten der Deutschen, Österreicher und Ungarn entschieden. Am 13. flammten sie wieder auf, und wieder gelang es bayrischen und österreichisch-ungarischen Bataillonen, die Russen zurückzudrängen. Im Gyergyogebirge wogten immer erneute Kämpfe am 8., 9., 12., 13., 16., 18., 24., 25. November hin und her. Die Russen setzten zum Teil sehr starke Kräfte ein, konnten aber nichts ausrichten. Von den übrigen Gefechten können nur die bedeutsamsten aufgezählt werden. Am 8. überschritt Falkenhayn südöstlich des Rotenturm-Passes den Baiestiabschnitt und nahm Sardoiu mit den beiderseits anschließenden Höhenstellungen. Am 10. und 11. wurden den Rumänen beiderseits des Alt 18 Offiziere, über 1000 Mann und 7 Geschütze abgenommen. Am 12. unternahmen sie südöstlich des Rotenturm-Passes an Gefangenen 5 Offiziere und 1200 Mann. Auch am 16. kämpften sie tapfer, aber unglücklich. Die unter dem Befehl des Generalleutnant Krafft v. Delmensingen südlich des Rotenturm-Passes vordringenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen konnten als Ergebnis ihrer Kämpfe wieder 10 Offiziere und über 1500 Mann als Gefangene zurückführen. Vom 10. an bereitete Falkenhayn eine große Offensive vor, deren Ausgang der Szurduk- und Vulkanpaß war. In der vielfach gewundenen Straße des engen Uiutales wurden die Geschütze vorwärts gebracht. Tragtiere schafften auf Bergpfaden den Schießbedarf nach vorn. In beständig erbitterten Kämpfen wurden die Russen zurückgedrängt. Am Abend des 11. November waren die Dörfer Bumbesi und Schele in den Händen der Deutschen, und da-

mit hatten sie den Weg aus dem Hochgebirge in das Gebiet der Vorhöhen gewonnen. Am 13. und 14. wurden die Rumänen nach der Stadt Targu-Jiu zurückgedrängt; vom 15.—18. dauerte die Schlacht bei Targu-Jiu, in der die Armee Falkenhayns einen glänzenden Sieg erfocht und die Rumänen entscheidend schlug, so daß der Heeresbericht des 18. November melden konnte:

„Der Austritt aus den Gebirgsengen in die walachische Ebene ist trotz zähen Widerstandes der Rumänen von deutschen und österreichischen Truppen erkämpft worden. Starke rumänische Kräfte sind zwischen Jiul und Gilort in der Schlacht von Targu Jiu durchbrochen und unter ungewöhnlich hohen blutigen Verlusten geschlagen; Versuche des Feindes, mit neuherangeführten Kräften uns von Osten zu umfassen, scheiterten. Im Nachdrängen haben unsere Truppen die Bahn Orsova—Craiova erreicht; südlich des Roteturm-Passes ist der Weg Calimanesti—Suici überschritten. Die Gesamtbeute der 9. Armee in den Tagen vom 1. bis 18. November beträgt 189 Offiziere, 19338 Mann, 26 Geschütze, 17 Munitionswagen und 72 Maschinengewehre.“

Nun ging es an dieser Stelle rastlos vorwärts. Bereits am 21. wurde Craiova erobert, dem sich die siegreiche Armee unter beständigen Kämpfen rasch genähert hatte. Den Widerstand des geschlagenen Gegners durch Bajonettangriffe und Attacken schnell brechend, drangen vormittags vom Norden her west- und ostpreußische Infanterie, vom Westen her Kürassiere vom Regiment Königin als erste deutsche Truppen in Craiova ein. Am 23. wurde der Widerstand der Rumänen im Westzipfel der Walachei gebrochen, Orsova und Turnu-Severin ihnen entrissen. Unter fortwährenden Kämpfen überschritt Falkenhayn, der sich mit seiner Armee nach Osten gewendet hatte, am 27. November den Alt. Von den vorhergehenden Gefechten sind zu ewähnen: die Einnahme von Râmnicu-Vâlcea am 25. November und der Reitersieg des Grafen Schmettow über eine rumänische Division an demselben Tage. Hier im Bewegungskriege zeigte sich sofort der Wert der Reiterei, die im Stellungskriege so wenig bedeutete, daß die Reiter, damit sie nur etwas nützten, mit in die Schützengräben kommandiert wurden. Auch die für die Deutschen siegreichen Gefechte des 26. November müssen Erwähnung finden. General Krafft v. Delmensingen warf die Rumänen hinter den Topologuabschnitt zurück, und das sächsische Infanterieregiment 182, unterstützt durch das märkische Feldartillerieregiment 54, durchbrach die rumänische Linie östlich von Tigveni. Am 28. konnte Falkenhayn mit dem von Süden her vordringenden Mackensenschen Heer in Fühlung treten, denn am 24. und 25. November hatte Mackensen die Donau überschritten. Den ganzen Monat über hatten in der Dobrudscha nur unbedeutende Unternehmungen stattgefunden. Jetzt mit einem Male stand der deutsche Feldmarschall dicht vor der rumänischen Stadt Alexandria auf dem linken Donauufer. Völlig überraschend für die Rumänen war er bei Svistov über den hochgeschwollenen mächtigen Strom gegangen — eine ebenso gewaltige militärische Leistung wie sein Donauübergang im Spätherbst des Jahres 1915, als er in Serbien einbrach. Nun suchte und fand er die Vereinigung mit Falkenhayn, und somit war Westrumänien durch die deutschen, bulgarischen und türkischen Truppen abgeschnürt, und die dort noch befindlichen rumänischen Truppen, die nicht rechtzeitig nach Osten abmarschiert waren, gerieten nach planlosem Umherziehen und völlig nutz- und zwecklosen Gefechten allmählich allesamt in die Gewalt ihrer Gegner. War so die Kleine Walachei für die Rumänen verloren, so drohte der Großen Walachei in der allernächsten Zeit dasselbe Schicksal, denn am 29. November wurden Pitesti und Campu-Lung von den unter österreichisch-ungarischem Oberbefehl fechtenden Truppen der Mittelmächte genommen und damit der Weg über den Törzburger-Paß geöffnet. Die bayrischen Truppen erbeuteten dort über 1200 Gefangene und 7 Geschütze, und eine Abteilung des Kürassierregiments Königin nahm bei Ciolanesei eine rumänische Kolonne mit 17 Offizieren und 1200 Mann gefangen und erbeutete 10 Geschütze. Nun drangen die Kolonnen der Angreifer südwärts durch die Flußtäler in die Große Walachei ein, während Mackensens Donau-Armee sich beständig kämpfend nach Osten vorwärts bewegte. Am 27. nahmen sie Giurgiu, am 30. meldete der deutsche Heeresbericht, die Donau-Armee habe seit ihrem Übergang den Rumänen 43 Offiziere, 2421 Mann, 2 schwere und 36 Feldgeschütze, 7 kleine Kanonen und 7 Maschinengewehre und 32 Munitions-Fahrzeuge abgenommen. Am 30. November erkämpfte Mackensen den Übergang über die Neajlov-Niederung und näherte sich dem Unterlauf des Arges-flusses. Außer den hohen blutigen Verlusten büßten die Rumänen bei diesen Gefechten über 2500 Gefangene und 21 Geschütze, darunter 3 Mörser, ein.

So war Ende November die Kleine Walachei den Rumänen ganz verloren, die Westhälfte der Großen Walachei von Umklammerung bedroht, die Hauptstadt Bukarest aufs schwerste gefährdet. Lauter als je erscholl der rumänische Hilfeschrei nach Petersburg hin, und er wurde unterstützt durch die Stimmen der Engländer und Franzosen, denn mit Wut und Angst sahen die Entente-Genossen das reiche Land mit seinen Kornfeldern und Petroleumquellen in die Hände der Mittelmächte fallen. Das fliehende rumänische Heer, geleitet durch englische Agenten und Offiziere, tat ja das möglichste, die Schätze seines Landes zu vernichten, ehe sie in die Hände der nachdrängenden Deutschen und Bulgaren fielen. Die Petroleumquellen wurden zum großen Teil auf Monate hinaus unbrauchbar gemacht, aber das allermeiste konnten sie auf ihrer Flucht nicht mehr vernichten, und wie schnell die deutschen Ingenieure und Techniker Zerstörtes wieder in Stand zu bringen wußten, hatte die Erfahrung ja in genügendem Maße gelehrt. Es blieb keine andere Aussicht, den Deutschen Rumänien streitig zu machen und sie an der Ausbeutung des Landes zu hindern, als die russische Hilfe. Väterchen tat auch, was er konnte, aber er verfügte nicht mehr über die gewaltigen Menschenmassen wie am Anfang des Krieges, und seine Hilfe kam zu spät.

Rast an einer Kirche in Focsani.

Für die „Illustrierte Weltkriegschronik“ gezeichnet von dem Kriegsteilnehmer Leutnant Willy Müller-Gera.



## Deutsches Friedensangebot der Mittelmächte. — Die Friedensbemühungen Amerikas.

Anfang November 1916 stand die Sache der verbündeten Mittelmächte so günstig, wie sie während des ganzen Krieges nicht gestanden hatte. Die große Offensive der Franzosen und Engländer hatte nicht das mindeste erreicht. Sarrail war mit seinem buntscheckigen Heer fast zum Gespött geworden; die Teilnahme Rumäniens am Kriege hatte die Entscheidung zugunsten der Entente nicht herbeigeführt, wie es der Traum der Pariser und Londoner Staatsmänner und ihrer Völker gewesen war. Sie hatte im Gegenteil den Mittelmächten und ihren Verbündeten Gelegenheit gegeben, zu zeigen, wie ungebrochen ihre Angriffskraft war und hatte ihnen neue bedeutende Kraftquellen eröffnet, denn ein großer Teil Rumäniens war bereits von ihnen erobert worden, und der baldige Fall der Hauptstadt schien unabwendbar. Auch wirtschaftlich hatten sie ihre Überlegenheit über ihre Feinde gezeigt. Zur Überraschung der ganzen Welt hatten sie bewiesen, daß sie die ungeheuren Kosten der Kriegführung leichter aufzubringen vermochten als ihre Feinde. Während Rußland, Frankreich und Italien in die Schuldknechtschaft Englands versanken und England in immer stärkere finanzielle Abhängigheit von Amerika geriet, hatten sie sich aus eigener Kraft auf den Füßen gehalten. Ihre Versorgung mit Lebensmitteln war zwar knapp, aber daß sie auszuhungern wären, glaubten selbst ihre Feinde nicht mehr, obwohl sie noch immer davon redeten, und die Neutralen lachten darüber. Dazu kam, daß die absolute Herrschaft der Engländer auf der See durch die gewaltigen U-Boots-Erfolge immer mehr in Frage gestellt wurde. Nach jeder Richtung hin eröffneten sich ihnen also günstige Aussichten für die Zukunft. Um so gewaltiger war die Überraschung der Welt, als in dieser Lage die beiden Kaiser und die mit ihnen verbündeten Herrscher ein Friedensangebot an ihre Feinde ergehen ließen.



Die tote rumänische Schwarmlinie in Kronstadt, die durch Flankierung mit einem Maschinengewehr weggefegt wurde. (Welt-Preß-Photo.)

Der Vater dieses Gedankens war wohl ohne Zweifel der Deutsche Kaiser. Es wurde zwar im ungarischen Abgeordnetenhaus davon geredet, die erste Anregung zu dem Friedensangebote sei vom österreichisch-ungarischen Auswärtigen Amt ausgegangen, und Graf Andrassy wies verschleiert darauf hin, daß es wohl der Person des neuen Herrschers zuzuschreiben sei, aber ein Brief, den der Deutsche Kaiser schon am 31. Oktober 1916 an den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg gerichtet hatte, beweist ziemlich deutlich das Gegenteil. Der Brief, der ebenso bedeutungsvoll für die Vorgeschichte des Friedensangebotes ist, wie er ein grelles Licht fallen läßt auf die Seelenstimmung und Gemütsrichtung Kaiser Wilhelms II., lautete nach der Veröffentlichung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 14. Januar 1917:

„Neues Palais, 31. 10. 1916.
Mein lieber Bethmann! Unser Gespräch habe Ich noch nachher gründlich überdacht. Es ist klar, die in Kriegspsychose befangenen, von Lug und Trug im Wahn des Kampfes und im Haß gehaltenen Völker unserer Feinde haben keine Männer, die imstande wären, die den moralischen Mut besäßen, das befreiende Wort zu sprechen. Den Vorschlag zum Frieden zu machen, ist eine sittliche Tat, die notwendig ist, um die Welt — auch die Neutralen — von dem auf allen lastenden Druck zu befreien. Zu einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der ein Gewissen hat und sich Gott verantwortlich fühlt und ein Herz für seine und die feindlichen Menschen, der, unbekümmert um die eventuellen absichtlichen Mißdeutungen seines Schrittes, den Willen hat, die Welt von ihren Leiden zu befreien. Ich habe den Mut dazu, Ich will es auf Gott wagen. Legen Sie Mir bald die Noten vor und machen Sie alles bereit. (gez.) Wilhelm, I. R."

Also schon Ende Oktober hatte der Kaiser den Entschluß gefaßt, eine Unternehmung zur Herbeiführung des Friedens einzuleiten. Die Friedensnote selbst wurde am 12. Dezember den Vertretern der Mächte, die in den feindlichen Ländern die deutschen Rechte wahrnahmen, den Vertretern von Spanien, der Schweiz und Nordamerika, überreicht zur Übermittelung an alle die Mächte, die sich mit Deutschland und seinen Verbündeten im Kriege befanden. Noch an demselben Tage teilte sie der Reichskanzler den Abgeordneten des deutschen Volkes im Reiche mit. Ihr Wortlaut war der folgende:

„Der furchtbarste Krieg, den die Geschichte je gesehen hat, wütet seit bald 2½ Jahren in einem großen Teile der Welt. Diese Katastrophe, die das Band einer gemeinsamen, tausendjährigen Zivilisation nicht hat aufhalten können, trifft die

Menschheit in ihren wertvollsten Errungenschaften. Sie droht, den geistigen und materiellen Fortschritt, der den Stolz Europas zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildete, in Trümmer zu legen. Deutschland und seine Verbündeten, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei, haben in diesem Kampfe ihre unüberwindliche Kraft erwiesen. Sie haben über ihre an Zahl und Kriegsmaterial überlegenen Gegner gewaltige Erfolge errungen. Unerschütterlich halten ihre Linien den immer wiederholten Angriffen der Heere ihrer Feinde stand. Der jüngste Ansturm im Balkan ist schnell und siegreich niedergeworfen worden, die letzten Ereignisse beweisen, daß auch eine weitere Fortdauer des Krieges ihre Widerstandskraft nicht zu brechen vermag, daß vielmehr die gesamte Lage zu der Erwartung weiterer Erfolge berechtigt. Zur Verteidigung ihres Daseins und ihrer nationalen Entwicklungsfreiheit wurden die vier verbündeten Mächte gezwungen, zu den Waffen zu greifen. Auch die Ruhmestaten ihrer Heere haben daran nichts geändert. Stets haben sie an der Überzeugung festgehalten, daß ihre eigenen Rechte und begründeten Ansprüche in keinem Widerspruch zu den Rechten der anderen Nationen stehen. Sie gehen nicht darauf aus, ihre Gegner zu zerschmettern oder zu vernichten. Getragen von dem Bewußtsein ihrer militärischen und wirtschaftlichen Kraft und bereit, den ihnen aufgezwungenen Kampf nötigenfalls bis zum Äußersten fortzusetzen, zugleich aber von dem Wunsche beseelt, weiteres Blutvergießen zu verhüten und den Greueln des Krieges ein Ende zu machen, schlagen die vier verbündeten Mächte vor, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten. Die Vorschläge, die sie zu diesen Verhandlungen mitbringen werden und die darauf gerichtet sind, Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit ihrer Völker zu sichern, bilden nach ihrer Überzeugung eine geeignete Grundlage für die Herstellung eines dauerhaften Friedens. Wenn trotz dieses Anerbietens zu Frieden und Versöhnung der Kampf fortdauern sollte, so sind die vier verbündeten Mächte entschlossen, ihn bis zum siegreichen Ende zu führen. Sie lehnen aber feierlich jede Verantwortung dafür vor der Menschheit und der Geschichte ab."

Die Übergabe der Note erfolgte zugleich im Namen der drei Mächte, die mit Deutschland im Bunde waren. Eine Abschrift davon wurde auch an den Papst Benedikt XV. gesandt. In dem Schreiben der deutschen Regierung an den Kardinal Staatssekretär Gasparri hieß es am Schluß: „Seine Heiligkeit hat vom ersten Tage seines Pontifikats an den zahllosen Opfern dieses Krieges seine teilnehmende Fürsorge im reichsten Maße angedeihen lassen. Schwere Wunden sind durch ihn gelindert, die Geschicke Tausender von der Katastrophe Betroffener erträglich gestaltet worden. Im Geiste seines hohen Amtes hat Seine Heiligkeit auch jede Gelegenheit wahrgenommen, um im Interesse der leidenden Menschheit auf die Beendigung des blutigen Ringens hinzuwirken. Die Kaiserliche Regierung glaubt sich daher der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß die Initiative der vier Mächte einen wohlwollenden Widerhall bei Seiner Heiligkeit finden werde und daß ihr Friedenswort auf die wertvolle Unterstützung des Apostolischen Stuhles rechnen darf." Der Papst hatte sich in der Tat, das muß auch von protestantischer Seite rückhaltlos anerkannt werden, in diesem Kriege wirkliche Verdienste um die Menschlichkeit erworben. Seine mehrfachen Ermahnungen zum Frieden waren freilich ebenso im Sturme der Zeit verhallt, wie die Reden der anderen zum Frieden mahnenden Menschenfreunde, aber durch Verhandlungen mit verschiedenen Mächten hatte er in zahlreichen Fällen eine Besserung des Loses der Gefangenen erreicht und wohl auch sonst noch mancherlei durchgesetzt, was erst später bekannt werden wird. Seine Stellung war eine sehr schwierige, denn auch nur die geringste Parteinahme für den einen Teil der Kriegführenden gegen den anderen hätte seiner Kirche unermeßlichen Schaden bringen können, stand doch auf der einen Seite die apostolische Majestät in Wien, auf der anderen Seite der König des klerikal regierten Belgiens, das noch immer zum großen Teil bigott katholische Italien und das wenigstens dem Namen nach noch katholische Frankreich. Hätte er eine der beiden Mächtegruppen begünstigt, so wäre bei der hochgespannten nationalen Erregung der Völker in der anderen ein Massenabfall von der katholischen Kirche zu befürchten gewesen. An Versuchungen, dem Volke, dem er entsprossen war und in dessen Mitte er lebte, seine Unterstützung zu leihen, hatte es dem Papst nicht gefehlt. Im Mai 1915, als der aufgehetzte römische Pöbel höherer und niederer Sorte die eigene Regierung zum Treubruch zwang, war seine Lage geradezu gefährlich gewesen. Aber mit derselben Klugheit und Gewandtheit, die schon so viele seiner Vorgänger auf dem Stuhl Petri ausgezeichnet hatten, war er durch alle Schwierigkeiten hindurchgesteuert und hatte sich ein immer steigendes Ansehen zu schaffen gewußt. Man kann jetzt schon sagen, daß vielleicht keine Macht mit einem solchen Gewinn aus dem Weltkriege hervorgehen wird, wie der römische Stuhl.

Es versteht sich von selbst, daß das Friedensangebot der Mittelmächte den Beistand des Papstes fand. Auch einige kleine Neutrale freuten sich darüber. Ferner hatte es das Gute, daß den Volksmassen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn der Friedenswille ihrer Regierungen, an dem freilich kein vernünftiger Mensch hätte zweifeln sollen, wieder sehr nachdrücklich zu Gemüte geführt wurde. Aber im übrigen zeigte es sich, daß die Zeit zum Frieden noch nicht erfüllt war. Den Leitern der Entente fehlte in Wahrheit der moralische Mut, Frieden zu machen, wie der Kaiser in seinem Briefe an den Reichskanzler richtig bemerkt hatte. Sie wußten allerdings auch ganz genau, was ihrer wartete, wenn der Krieg sieglos für sie zu Ende ging. Die Völker aber, auf die wohl die Friedensbotschaft vor allen Dingen berechnet war, erfuhren sie durch eine Presse, die sie ihnen als einen Schachzug deutscher Hinterlist übermittelte. Die Deutschen meinen es damit nicht ehrlich, hieß es in allen Zeitungen der Ententeländer, sie wollen damit nur die Völker gegen ihre Regierungen aufhetzen, damit sie nachher um so leichteres Spiel haben. Besonders die englischen Zeitungen schäumten vor Wut über die deutsche Unehrlichkeit und ergingen sich in den wildesten Schmähungen. Die „Daily Mail" schrieb: „Bethmann hat nicht mehr Recht auf eine Antwort, als wenn er als bewaffneter Einbrecher in ein Privathaus eingedrungen wäre. Die Alliierten wissen, daß ein Frieden mit einer Nation von Tigern, Mördern und Staatsmännern, die alle Verträge als Fetzen Papier betrachten, nicht des Papiers und der Tinte wert wäre". Natürlich redeten die englischen, französischen und

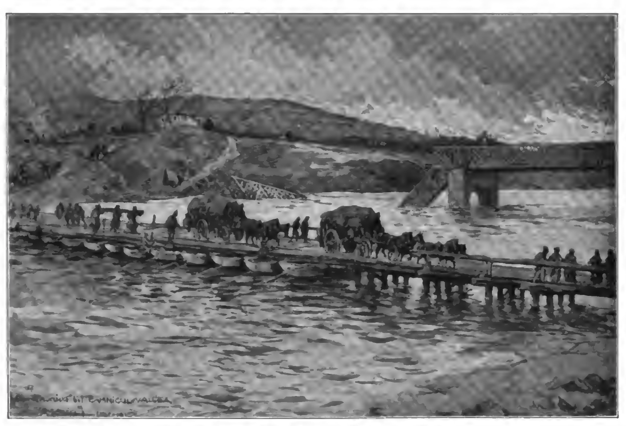
russischen Staatsmänner nicht in denselben Ausdrücken wie die Zeitungsschreiber ihrer Länder, aber dem Sinne nach waren ihre Auslassungen ganz dieselben. Schroffste Ablehnung des Friedensangebotes enthielten die Reden, die nacheinander der russische Minister des Äußern Pokrowsky in der Duma, Briand in der französischen Deputiertenkammer, Lloyd George im englischen Unterhause hielten, und die Note, die gemeinsam die Regierungen des „Zehnverbandes" am 31. Dezember erließen, setzte dem allen die Krone auf. Sie war ebenso ein Dokument des schrankenlosen Hasses, wie eine geradezu kindische Verkennung der Kriegslage. Sie lautete nach der Veröffentlichung des Wolff'schen Depeschenbüros vom 2. 1. 1917:



Die von deutschen Fliegern erfolgreich mit Bomben belegte Donaubrücke bei Cernavoda in der Dobrudscha. (Die Brücke wurde unter König Karl I. von Rumänien in den Jahren 1892 bis 1895 erbaut und ist bei einer Gesamtlänge von 3850 m die längste Eisenbrücke Europas.)

„Die Antwort der Verbündeten auf die Note der feindlichen Mächte betreffend den Vorschlag auf Eröffnung von Friedensverhandlungen ist heute abend dem Botschafter der Vereinigten Staaten durch Ministerpräsident Briand im Namen der verbündeten Regierungen von Belgien, Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan, Montenegro, Portugal, Rumänien, Rußland und Serbien übergeben worden, vereinigt zur Verteidigung der Freiheit der Völker und treu der eingegangenen Verpflichtung, nicht vereinzelt die Waffen niederzulegen. Sie haben beschlossen, gemeinsam auf die angeblichen Friedensvorschläge zu antworten, die ihnen seitens der feindlichen Regierungen durch Vermittlung der Vereinigten Staaten, Spaniens, der Schweiz und der Niederlande übergeben worden sind.

Vor jeder Antwort halten sich die verbündeten Mächte für verpflichtet, gegen die beiden wesentlichen Behauptungen der Note der feindlichen Staaten Einspruch zu erheben, welche auf die Verbündeten die Verantwortung für den Krieg abwälzen wollen und die den Sieg der Zentralmächte verkünden. Die Verbündeten können diese doppelt unrichtige Behauptung nicht zulassen, die geeignet ist, jeden Verhandlungsversuch zur Unfruchtbarkeit zu verurteilen. Die verbündeten Nationen ertragen seit 30 Monaten einen Krieg, zu dessen Vermeidung



Kolonnenbrücke bei Râmnicu-Vâlcea. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem auf dem rumänischen Kriegsschauplatz weilenden Mitarbeiter Albert Reich.

sie alles getan haben. Sie haben durch Taten ihre Anhänglichkeit an den Frieden nachgewiesen. Diese Anhänglichkeit ist jetzt ebenso fest wie im Jahre 1914. Nachdem Deutschland seine Verpflichtungen verletzt hat, kann der von ihm gebrochene Friede nicht auf sein Wort gegründet werden. Eine Anregung ohne Bedingungen für Eröffnung der Verhandlungen ist kein Friedensangebot. Dieser angebliche Vorschlag, der jeden greifbaren Inhaltes und jeder Genauigkeit entbehrend durch die kaiserliche Regierung in Umlauf gesetzt wurde, erscheint weniger als ein Friedensangebot denn als ein Kriegsmanöver.

Er beruht auf der systematischen Verkennung des Charakters des Streites in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft.

Für die Vergangenheit übersieht die deutsche Note die Tatsachen, die Daten und die Zahlen, die feststellen, daß der Krieg gewollt, hervorgerufen und verwirklicht worden ist durch Deutschland und Österreich-Ungarn. Im Haag war es ein deutscher Vertreter, der jeden Vorschlag der Abrüstung ablehnte; im Juli 1914 war es Österreich-Ungarn, das, nachdem es an Serbien ein beispielloses Ultimatum gerichtet hatte, diesem den Krieg erklärte, trotz der sofort erlangten Genugtuung. Die Mittelmächte haben darauf alle Versuche zurückgewiesen, die von der Entente gemacht wurden, um dem örtlichen Streite eine friedliche Lösung zu verschaffen. Das Konferenzangebot Englands, der französische Vorschlag eines internationalen Ausschusses, die Bitte des Kaisers von Rußland an den Deutschen Kaiser um ein Schiedsgericht, das zwischen Rußland und Österreich-Ungarn am Vorabend des Konfliktes zustande gekommene Einvernehmen (entente) — alle diese Anstrengungen sind von Deutschland ohne Antwort und ohne Folge gelassen worden.

Belgien wurde durch ein Reich überfallen, das seine Neutralität gewährleistet hatte und das sich nicht scheute, selbst zu erklären, daß Verträge „Fetzen Papier“ wären und daß „Not kein Gebot“ kennt. Für die Gegenwart stützt sich das Anerbieten Deutschlands auf eine ausschließlich europäische „Kriegskarte“, die nur den äußeren und vorübergehenden Schein der Lage und nicht die wirkliche Stärke der Gegner ausdrückt. Ein Friede, der unter solchen Voraussetzungen geschlossen wird, würde einzig den Angreifern zum Vorteil gereichen, die geglaubt hatten, ihr Ziel in zwei Monaten erreichen zu können und nun nach zwei Jahren bemerkten, daß sie es niemals erreichen werden. Für die Zukunft verlangen die durch die Kriegserklärung Deutschlands verursachten Verwüstungen, die zahlreichen Attentate, die Deutschland und seine Verbündeten gegen die Kriegführenden und gegen die Neutralen verübt haben, Sühne, Wiedergutmachungen und Bürgschaften (sanctions, reparations, garanties).

Deutschland weicht listig dem einen wie dem anderen aus. In Wirklichkeit ist die durch die Zentralmächte gemachte Eröffnung weiter nichts als ein wohlberechneter Versuch, auf die Entwickelung des Krieges einzuwirken und zum Schlusse einen deutschen Frieden aufzunötigen. Sie beabsichtigt, die öffentliche Meinung in den verbündeten Ländern zu verwirren. Diese Meinung hat aber trotz aller Opfer schon mit bewundernswerter Festigkeit geantwortet und die Hohlheit der feindlichen Erklärung ins Licht gestellt. Sie will die öffentliche Meinung Deutschlands und seiner Verbündeten stärken, die schwer geprüft sind, schon durch ihre Verluste, zermürbt durch die wirtschaftliche Not und zusammengebrochen unter der äußersten Anstrengung, die von ihren Völkern verlangt wird. Sie sucht die öffentliche Meinung der neutralen Länder zu täuschen und einzuschüchtern, die sich schon seit langem über die ursprüngliche Verantwortlichkeit ein Urteil gebildet hat, die sich über die gegenwärtige Verantwortung klar ist und die zu hell sieht, um die Pläne Deutschlands zu begünstigen, indem sie die Verteidigung der menschlichen Freiheiten preisgibt. Sie versucht endlich, vor den Augen der Welt im voraus die neuen Verbrechen des Unterseebootkrieges, die Verschleppung von Arbeitern und die gewaltsame Aushebung von Staatsangehörigen gegen ihr eigenes Land, sowie die Verletzung der Neutralität zu rechtfertigen.

In voller Erkenntnis der Schwere, aber auch der Notwendigkeiten der Stunde lehnen es die verbündeten Regierungen, die unter sich eng verbunden und in voller Übereinstimmung mit ihren Völkern sind, ab, sich mit einem Vorschlage ohne Aufrichtigkeit und ohne Bedeutung zu befassen. Sie versichern noch einmal, daß ein Friede nicht möglich ist, solange sie nicht die Gewähr haben für Wiederherstellung (Reparation) der verletzten Rechte und Freiheiten, für die Anerkennung des Grundgesetzes der Nationalitäten und der freien Existenz der kleinen Staaten, solange sie nicht sicher sind einer Regelung, die geeignet ist, endgültig die Ursachen zu beseitigen, die seit langem die Völker bedroht haben, und die einzig wirklichen Bürgschaften für die Sicherung der Welt zu geben.

Die verbündeten Mächte hatten darauf, zum Schluß die folgenden Betrachtungen anzustellen, die die eigentümliche Lage hervorheben sollen, in der sich Belgien nach 2½ jährigem Kriege befindet; kraft der durch die fünf Großmächte Europas, unter denen sich auch Deutschland befand, unterzeichneten Verträge erfreute sich Belgien vor dem Kriege einer besonderen Satzung, die sein Gebiet unverletzlich machte und es selbst unter den Schutz dieser Großmächte bei europäischen Konflikten stellte. Gleichwohl hat Belgien in Mißachtung dieser Verträge den ersten Angriff Deutschlands über sich ergehen lassen müssen. Deshalb hält es die belgische Regierung für notwendig, genau den Zweck auseinanderzusetzen, weshalb Belgien niemals aufgehört hat, in den Kampf an der Seite der Ententemächte für die Sache des Rechts und der Gerechtigkeit einzutreten. Belgien hat immer peinlich die Pflichten beobachtet, die ihm seine Neutralität auferlegte. Es hat zu den Waffen gegriffen, um seine Unabhängigkeit und seine Neutralität zu verteidigen, die durch Deutschland verletzt worden sind, und um seinen internationalen Verpflichtungen treu zu bleiben. Am 4. August hat der Reichskanzler im Reichstage anerkannt, daß dieser Angriff ein Unrecht gegen das Völkerrecht sei und hat sich im Namen Deutschlands verpflichtet, es wieder gutzumachen. Seit 2½ Jahren hat sich diese Ungerechtigkeit grausam verschärft durch die Kriegsmaßnahmen und eine Besetzung, welche die Hilfsmittel des Landes erschöpft, seine Industrien zugrunde richtet, seine Städte und Dörfer zerstört und die Niedermetzelungen, die Hinrichtungen und die Einkerkerungen häuft. Und in dem Augenblick, in dem Deutschland zur Welt von Frieden und von Menschlichkeit spricht, führt es belgische Bürger zu Tausenden weg und bringt sie in Sklaverei. Belgien hat vor dem Kriege nur darnach gestrebt, in gutem Einvernehmen mit allen seinen Nachbarn zu leben. Sein König und seine Regierung haben nur ein Ziel: Die Wiederherstellung des Friedens und des Rechtes. Aber sie wollen nur einen Frieden, der ihrem Lande berechtigte Wiedergutmachungen (Reparations), Garantien und Sicherheiten für die Zukunft verbürgen würde.“

Zugleich mit der Veröffentlichung seines Friedensangebotes hatte der Kaiser am 12. Dezember folgenden Tagesbefehl an seine Heere erlassen:

„Soldaten! In dem Gefühl des Sieges, den Ihr durch Eure Tapferkeit errungen habt, haben Ich und die Herrscher der treuverbündeten Staaten dem Feinde ein Friedensangebot gemacht. Ob das damit verbundene Ziel erreicht wird, bleibt dahingestellt. Ihr habt weiterhin mit Gottes Hilfe dem Feinde standzuhalten und ihn zu schlagen. Diese Ordre richtet sich auch an Meine Marine, die alle ihre Kräfte treu und wirkungsvoll eingesetzt hat in dem gemeinsamen Kampfe.“

Am 5. Januar 1917 redete er seine Soldaten folgendermaßen an:

An Mein Heer und Meine Marine.

„Im Verein mit den Mir verbündeten Herrschern hatte Ich unseren Feinden vorgeschlagen, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten. Die Feinde haben Meinen Vorschlag abgelehnt. Ihr Machthunger will Deutschlands Vernichtung.

Der Krieg nimmt seinen Fortgang!

Vor Gott und der Menschheit fällt den feindlichen Regierungen allein die schwere Verantwortung für alle weiteren furchtbaren Opfer zu, die Mein Wille Euch hat ersparen wollen.

In der gerechten Empörung über der Feinde anmaßenden Frevel, in dem Willen, unsere heiligsten Güter zu verteidigen und dem Vaterlande eine glückliche Zukunft zu sichern, werdet Ihr zu Stahl werden.

Unsere Feinde haben die von Mir angebotene Verständigung nicht gewollt. Mit Gottes Hilfe werden unsere Waffen sie dazu zwingen!“

In ganz Deutschland fanden seine Worte den freudigsten Widerhall. Das Volk las aus den kaiserlichen Worten heraus, daß der Krieg mit aller Rücksichtslosigkeit geführt werden sollte und daß die Reichsregierung mit allen Machtmitteln, die ihr zu

Gebote standen, nunmehr schonungslos vorgehen wolle, was man bisher in weiten Kreisen vermißt hatte.

Inzwischen war auch ein Friedensvorschlag von anderer Seite her erfolgt. Der amerikanische Geschäftsträger in Berlin überreichte am 21. Dezember dem Staatssekretär des deutschen Auswärtigen Amtes im Auftrage seines Präsidenten eine Note, die in der Übersetzung folgendermaßen lautete:

Berlin, den 21. Dezember 1916.

„Euer Exzellenz beehre ich mich mitzuteilen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten mir Weisung gegeben hat, durch Vermittlung Euer Exzellenz bei der Kaiserlich Deutschen Regierung ein Verfahren mit Bezug auf den gegenwärtigen Krieg in Anregung zu bringen. Der Präsident hofft, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung es in Erwägung ziehen werde, als eine Anregung, die in freundschaftlichster Gesinnung gemacht ist, und zwar nicht nur von einem Freunde, sondern zugleich von dem Vertreter einer neutralen Nation, deren Interessen durch den Krieg ernstlich in Mitleidenschaft gezogen worden sind und deren Interesse an einer baldigen Beendigung des Krieges sich daraus ergibt, daß sie offenkundig genötigt wäre, Bestimmungen über den bestmöglichen Schutz ihrer Interessen zu treffen, falls der Krieg fortdauern sollte.

Blick auf die bulgarische Stadt Svistov.

Der Präsident hat sich schon lange mit dem Gedanken getragen, den Vorschlag, den ich Weisung habe, zu übermitteln, zu machen. Er macht ihn im gegenwärtigen Augenblick nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, weil es jetzt den Anschein erwecken könnte, als sei er angeregt von dem Wunsche, im Zusammenhang mit dem jüngsten Vorschlag der Zentralmächte eine Rolle zu spielen. Tatsächlich ist der ursprüngliche Gedanke des Präsidenten in keiner Weise auf diese Schritte zurückzuführen, und der Präsident hätte mit seinem Vorschlag gewartet, bis diese Vorschläge unabhängig davon beantwortet worden wären, wenn seine Anregung nicht auch die Frage des Friedens beträfe, die am besten in Zusammenhang mit anderen dahinzielenden Vorschlägen erörtert wird. Der Präsident bittet nur, daß seine Anregung allein nach ihrem eigenen Werte und so beurteilt werde, als wäre sie unter anderen Verhältnissen gemacht worden.

Der Präsident regt an, daß baldigst Gelegenheit genommen werde, von allen jetzt kriegführenden Staaten ihre Ansichten über die Bedingungen zu erfahren, unter denen der Krieg zum Abschluß gebracht werden könnte und über die Vorkehrungen, die gegen die Wiederholung des Krieges oder die Entfachung irgendeines ähnlichen Konfliktes in der Zukunft zufriedenstellende Bürgschaft leisten könnten, so daß sich die Möglichkeit biete, sie offen zu vergleichen. Dem Präsidenten ist die Wahl der zur Erreichung dieses Zieles geeigneten Mittel gleich. Er ist gerne bereit, zur Erreichung dieses Zweckes in jeder annehmbaren Weise seinerseits dienlich zu sein oder sogar die Initiative zu ergreifen; er wünscht jedoch nicht, die Art und Weise und die Mittel zu bestimmen. Jeder Weg wird ihm genehm sein, wenn nur das große Ziel, das er im Auge hat, erreicht wird.

Der Präsident nimmt sich die Freiheit, darauf hinzuweisen, daß die Ziele, die die Staatsmänner beider kriegführenden Parteien in diesem Kriege im Auge haben, dem Wesen nach die gleichen sind; sie haben sie ja in allgemeinen Worten ihren eigenen Völkern und der Welt kundgegeben.

Beide Parteien wünschen für die Zukunft die Rechte und Freiheiten schwacher Völker und kleiner Staaten ebenso gegen Unterdrückung oder Verneinung gesichert zu sehen, wie die Rechte und Freiheiten der großen und mächtigen Staaten, die jetzt Krieg führen. Jeder wünscht sich neben allen anderen Nationen und Völkern in Zukunft gesichert zu sehen gegen die Wiederholung eines Krieges wie des gegenwärtigen sowie gegen Angriffe und eigennützige Störungen jeder Art. Jeder glaubt der Bildung weiterer gegnerischer Vereinigungen, die unter wachsendem Argwohn ein unsicheres Gleichgewicht der Mächte herbeiführen würde, mit Mißtrauen entgegensehen zu sollen. Aber jeder ist bereit, die Bildung einer Liga von Nationen in Erwägung zu ziehen, die den Frieden und die Gerechtigkeit in der ganzen Welt gewährleistet. Ehe jedoch dieser letzte Schritt getan werden kann, hält jede Partei es für notwendig, zunächst die mit dem gegenwärtigen Krieg verknüpften Fragen unter Bedingungen zu lösen, die die Unabhängigkeit, die territoriale Integrität sowie die politische und wirtschaftliche Freiheit der an dem Kriege beteiligten Nationen sicherlich gewährleisten. — Das Volk und die Regierung der Vereinigten Staaten haben an den Maßnahmen, die in der Zukunft den Frieden der Welt sicher stellen sollen, ein ebenso dringendes und unmittelbares Interesse, wie die jetzt im Kriege befindlichen Regierungen. Ihr Interesse an den Maßnahmen, die ergriffen werden sollen, um die kleineren und schwächeren Völker der Welt vor den Gefahren der Zufügung eines Unrechtes und der Vergewaltigung zu schützen, ist ebenso lebhaft und brennend, wie das irgend eines anderen Volkes oder einer anderen Regierung. Das amerikanische Volk und die Regierung sind bereit, ja, sie sehnen sich danach, nach Beendigung des Krieges bei der Erreichung dieses Zieles mit allem ihnen zu Gebote stehenden Einfluß und Mitteln mitzuwirken. Aber der Krieg muß erst beendet sein. Die Vereinigten Staaten müssen es sich versagen, die Bedingungen vorzuschlagen, auf Grund deren der Krieg beendigt werden soll.

Aber der Präsident sieht es als sein Recht und als seine Pflicht an, das Interesse der Vereinigten Staaten an der Beendigung des Krieges darzutun, damit es nicht einst zu spät ist, die großen Ziele, die sich nach Beendigung des Krieges auftun, zu erreichen, damit nicht die Lage der neutralen Staaten, die jetzt schon äußerst schwer zu ertragen ist, ganz unerträglich wird und damit vor allem nicht die Zivilisation einen nicht zu rechtfertigenden und nicht wieder gut zu machenden Schaden erleidet.

Der Präsident fühlt sich daher durchaus gerechtfertigt, wenn er eine alsbaldige Gelegenheit zu einem Meinungsaustausch über die Bedingungen anregt, die den schließlichen Vereinbarungen für den Weltfrieden vorausgehen müssen, die jedermann wünscht und bei denen die neutralen Staaten ebenso wie die kriegführenden bereit sind, in voll verantwortlicher Weise mitzuwirken. Wenn der Kampf bis zum unabsehbaren Ende durch langsame Aufreibung fortdauern soll, bis die eine oder die andere Gruppe der Kriegführenden erschöpft ist, wenn Millionen und aber Millionen Menschenleben weiter geopfert werden sollen, bis auf der einen oder der anderen Seite nichts mehr zu opfern ist, wenn Erbitterung angefacht werden soll, die niemals abkühlen kann, und Verzweiflung erzeugt wird, von der sich niemand erholen kann, dann werden die Hoffnungen auf Frieden und freiwilliges Zusammenarbeiten freier

Völker null und nichtig. Das Leben der ganzen Welt ist tief in Mitleidenschaft gezogen. Jeder Teil der großen Familie der Menschheit hat die Last und den Schrecken dieses noch nie dagewesenen Waffenganges gespürt. Keine Nation in der zivilisierten Welt kann tatsächlich als außerhalb seines Einflusses stehend oder als gegen seine störenden Wirkungen gesichert erachtet werden. Doch die konkreten Ziele, für die der Kampf geführt wird, sind niemals endgültig festgestellt worden.

Die Führer der verschiedenen kriegführenden Mächte haben, wie gesagt, diese Ziele in allgemeinen Wendungen aufgestellt. Aber in allgemeinen Ausdrücken gehalten, scheinen sie die gleichen auf beiden Seiten. Bisher haben die verantwortlichen Wortführer auf beiden Seiten noch kein einziges Mal die genauen Ziele angegeben, die, wenn sie erreicht würden, sie und ihre Völker so zufriedenstellen würden, daß der Krieg nun auch wirklich zu Ende gefochten wäre. Der Welt ist es überlassen, zu vermuten, welche endgültigen Ergebnisse, welcher tatsächliche Austausch von Garantien, welche politischen oder territorialen Veränderungen oder Verschiebungen, ja selbst, welches Stadium des militärischen Erfolges den Krieg zu Ende bringen würde.

Vielleicht ist der Friede näher als wir glauben. Vielleicht sind die Bedingungen, auf denen die beiden kriegführenden Parteien es für nötig halten zu bestehen, nicht so unvereinbar, als manche fürchten; vielleicht könnte so ein Meinungsaustausch wenigstens den Weg zu einer Konferenz ebnen, vielleicht könnte so schon die nächste Zukunft auf ein dauerndes Einvernehmen der Nationen hoffen und sich ein Zusammengehen der Nationen alsbald verwirklichen.

Im Schlamm der rumänischen Landstraße. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Albert Reich.

Der Präsident schlägt keinen Frieden vor; er bietet nicht einmal seine Vermittlung an. Er regt nur an, daß man sondiere, damit die Neutralen und die kriegführenden Staaten erfahren, wie nahe wohl das Ziel des Friedens sein mag, wonach die ganze Menschheit mit heißem und wachsendem Begehren sich sehnt. Der Präsident glaubt, daß der Geist, in dem er spricht, und die Ziele, die er erstrebt, von allen Beteiligten verstanden werden, und er hofft und vertraut auf eine Antwort, die ein neues Licht in die Angelegenheit der Welt bringen wird.

Ich benutze diesen Anlaß, Euere Exzellenz erneut meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu versichern. gez. Grew."

Die Note befleißigte sich im Gegensatz zu früheren Noten Wilsons eines anständigen Tones, begegnete aber in Deutschland überall dem tiefsten Mißtrauen. Wie kommt der amerikanische Präsident gerade jetzt dazu, sich zum Friedensvermittler aufzuwerfen?, fragten die deutschen Zeitungen. Warum ist es ihm, nachdem er sich fast 2½ Jahre Zeit gelassen hat, plötzlich so eilig damit, daß er nicht einmal die Antwort der Ententemächte auf das deutsche Friedensangebot abwartet? Die Frage war sehr berechtigt, und sie konnte nach allem, was der große Menschenfreund und Friedensapostel im Weißen Hause bisher geleistet hatte, nur eine Antwort finden: Wilson wollte England helfen. Der U-Bootkrieg mit seinen Erfolgen war die Ursache der plötzlichen Wilson'schen Friedensliebe. Wurde der deutsche Friedensvorschlag abgelehnt — und das war nach den bisherigen Auslassungen der leitenden Ententemänner sicher — so konnte Deutschland kaum anders, als von seiner letzten, furchtbarsten Waffe nun unbeschränkt Gebrauch zu machen. Dann mußten sich die riesigen Verluste Englands an Schiffsraum, die schon der November gebracht hatte, verdoppeln, vielleicht sogar verdreifachen, und dann wurde der Krieg auf alle Fälle für Amerika ein faules Geschäft. Ging England nicht siegreich und im großen und ganzen ungeschwächt aus dem Kriege hervor, dann verlor Amerika seine Rückendeckung gegen Japan, und vor allem büßte es sein Geld ein, die unzähligen Millionen Dollars, die es dem bedrängten Vetter geliehen hatte. Der größte Teil des deutschen Volkes durchschaute das ganz klar, und die Reichsregierung mochte wohl des Friedens von Portsmouth gedenken, der 1905 das siegreiche Japan durch die Vermittlung eines amerikanischen Präsidenten um die besten Früchte seiner kriegerischen Erfolge gebracht hatte. So war denn die Antwort, die die deutsche Regierung dem Präsidenten erteilte, auffallend kurz und kühl gehalten, und Österreich stieß in dasselbe Horn. Die deutsche Note lautete:

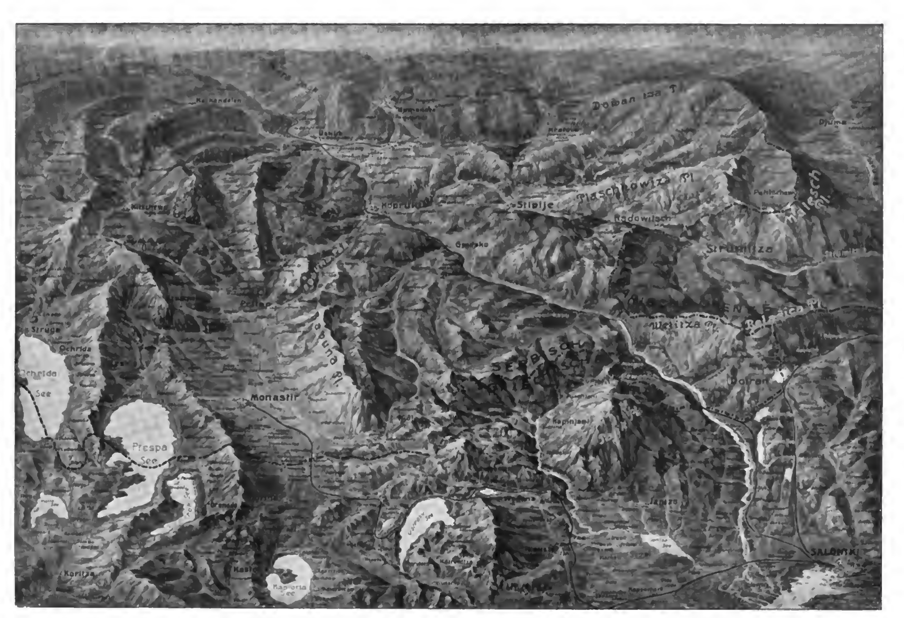
„Die Kaiserliche Regierung hat die hochherzige Anregung des Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Grundlagen für die Herstellung eines dauernden Friedens zu schaffen, in dem freundschaftlichen Geiste aufgenommen und erwogen, der in der Mitteilung des Herrn Präsidenten zum Ausdruck kommt. Der Herr Präsident zeigt das Ziel, das ihm am Herzen liegt, und läßt die Wahl des Weges offen. Der Kaiserlichen Regierung erscheint ein unmittelbarer Gedankenaustausch als der geeignetste Weg, um zu dem gewünschten Ergebnis zu gelangen. Sie beehrt sich daher, im Sinne ihrer Erklärung vom 12. d. M., die zu Friedensverhandlungen die Hand bot, den alsbaldigen Zusammentritt von Delegierten der kriegführenden Staaten an einem neutralen Orte vorzuschlagen.

Auch die Kaiserliche Regierung ist der Ansicht, daß das große Werk der Verhütung künftiger Kriege erst nach Beendigung des gegenwärtigen Völkerringens in Angriff genommen werden kann. Sie wird, wenn dieser Zeitpunkt gekommen ist, mit Freuden bereit sein, zusammen mit den Vereinigten Staaten von Amerika an dieser erhabenen Aufgabe mitzuarbeiten."

### Der Wortlaut der Antwort Österreich-Ungarns.

Wien, 26. Dezember.

„Die K. und K. Regierung hat, wie das „Wiener K. K. Telegr.-Korresp.-Büro" mitteilt, die ihr übermittelte Kundgebung




Karte von Südmazedonien und Nordgriechenland. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Walter Emmersleben.

des Präsidenten der Vereinigten Staaten folgendermaßen beantwortet:

„In Beantwortung des am 22. laufenden Monats von Seiner Exzellenz dem Herrn amerikanischen Botschafter hier mitgeteilten Aide mémoire, welches Vorschläge des Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika für einen Gedankenaustausch unter den gegenwärtig im Kriegszustand befindlichen Mächten behufs möglicher Herstellung des Friedens enthält, legt die K. und K. Regierung vor allem Wert darauf, zu betonen, daß sie sich von demselben Geiste der Freundschaft und des Entgegenkommens, welcher in den edlen Anregungen des Herrn Präsidenten zum Ausdruck kommt, auch ihrerseits bei Beurteilung derselben leiten ließ.

Der Herr Präsident hat das Ziel vor Augen, Grundlagen für die Herstellung eines dauernden Friedens zu schaffen, wobei er der Wahl des Weges und der Mittel nicht zu präjudizieren wünscht. Die K. und K. Regierung hält als den geeignetsten Weg zu diesem Ziele einen unmittelbaren Gedankenaustausch zwischen den kriegführenden Mächten. Anknüpfend an ihre Erklärung vom 12. laufenden Monats, in welcher sie sich zu dem Eintritt in Friedensverhandlungen bereit erklärte, beehrt sie sich somit, den baldigen Zusammentritt von Vertretern der kriegführenden Mächte an einem Orte des neutralen Auslandes vorzuschlagen.

Die K. und K. Regierung stimmt gleichfalls der Auffassung des Herrn Präsidenten zu, daß es erst nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges möglich sein würde, an das große und wünschenswerte Werk der Verhütung künftiger Kriege zu schreiten. Im gegebenen Zeitpunkte wird sie gern bereit sein, gemeinsam mit den Vereinigten Staaten von Amerika ihre Mitarbeit der Verwirklichung dieser erhabenen Aufgabe zu leihen."

Das klang sehr verbindlich, ja fast freundschaftlich, aber zwischen den Zeilen konnte Wilson die Ablehnung seiner Person als Vermittler des Weltfriedens lesen, denn beide Regierungen erklärten, daß sie die Herbeiführung des Friedens von einer Abgeordneten-Zusammenkunft der kriegführenden Staaten erwarteten, lehnten also die amerikanische Einmischung kurzerhand ab. Auch sprachen sie die Meinung aus, daß über den famosen Weltfriedensbund des großen Weltbeglückers erst nach dem Kriege geredet werden könne. So war Wilsons Unternehmung schon durch den Widerstand der Mittelmächte gescheitert. Noch ganz andere Dinge enthielt die Antwort, die der Zehnverband ihm erteilte. Sie lautete:

„Die alliierten Regierungen haben die Note, welche ihnen am 19. Dezember 1916 im Namen der Regierung der Vereinigten Staaten übergeben wurde, erhalten. Sie haben sie mit der Sorgfalt geprüft, welche gleichzeitig ihre richtige Empfindung von dem Ernst der Stunde und ihre aufrichtige Freundschaft für das amerikanische Volk gebot. Im allgemeinen legen sie Gewicht darauf, zu erklären, daß sie den hohen Gesinnungen, von denen die amerikanische Note beseelt ist, den Zoll ihrer Anerkennung darbringen, daß sie sich mit allen ihren Wünschen dem Plane der Schaffung einer Liga der Nationen anschließen, welche Frieden und Gerechtigkeit in der Welt sichern soll, und sie erkennen alle Vorteile, welche die Einrichtung internationaler Bestimmungen zur Hintanhaltung gewaltsamer Konflikte zwischen den Nationen für die Sache der Menschheit und der Zivilisation bringen wird — Bestimmungen, welche die erforderlichen Maßnahmen (sanctions) in sich schließen müssen, um die Ausführung zu gewährleisten und so zu verhindern, daß die anscheinende Sicherheit nicht dazu diene, neue Angriffe zu erleichtern. Die Erörterung künftiger Abmachungen, welche einen dauerhaften Frieden sichern sollen, hat jedoch zunächst eine befriedigende Regelung des gegenwärtigen Streites zur Voraussetzung. Die Alliierten empfinden ebenso tief wie die Regierung der Vereinigten Staaten den Wunsch, möglichst bald diesen Krieg beendet zu sehen, für den die Mittelmächte verantwortlich sind, und welcher der Menschheit grausame Leiden auferlegt; aber sie sind der Ansicht, daß es unmöglich ist, bereits heute einen Frieden zu erzielen, welcher ihnen die Wiedergutmachungen, Rückerstattungen und Bürgschaften sichert, auf welche sie ein Recht haben infolge des Angriffs, für welchen die Mittelmächte die Verantwortung tragen und der im Ursprung gerade darauf abzielte, die Sicherheit Europas zugrunde zu richten. Die alliierten Völker hegen die Überzeugung, daß sie nicht für ein selbstsüchtiges Interesse, sondern zum Schutze der Unabhängigkeit der Völker, des Rechtes der Menschheit kämpfen. Die Alliierten sind sich vollkommen klar über die Verluste und Leiden, welche der Krieg den Neutralen wie den Kriegführenden zufügt, und sie beklagen sie, aber sie lehnen die Verantwortung dafür ab, da sie den Krieg in keiner Weise gewollt oder hervorgerufen haben und sich bemühen, die Schäden zu mildern, soweit dies mit den unerbittlichen Forderungen der Verteidigung gegen die Gewalttätigkeit und die Fallstricke des Feindes vereinbar ist. Mit Genugtuung nehmen sie zur Kenntnis, daß die amerikanische Mitteilung in keiner Weise ihrem Ursprung nach mit derjenigen der Mittelmächte zusammenhängt, welche am 18. Dezember der Regierung der Vereinigten Staaten übergeben wurde. Sie zweifelten nicht an dem Entschluß der amerikanischen Regierung, selbst den blassen Anschein einer auch nur moralischen Unterstützung des verantwortlichen Urhebers des Krieges zu vermeiden. Die alliierten Regierungen halten es für ihre Pflicht, sich in der freundschaftlichsten aber klarsten Weise gegen eine Gleichstellung auszusprechen, welche auf öffentlichen Erklärungen der Mittelmächte beruht und in direktem Widerspruch zur offenkundigen Sachlage steht, sowohl bezüglich der Verantwortlichkeiten in der Vergangenheit sowie betreffs der Bürgschaften für die Zukunft. Präsident Wilson hat durch ihre Erwähnung gewiß nicht beabsichtigt, sich ihr anzuschließen.

Eine historische Tatsache steht gegenwärtig fest, nämlich der Angriffswille Deutschlands und Österreich-Ungarns, um ihre Vorherrschaft in Europa und ihre wirtschaftliche Herrschaft über die Welt zu sichern. Deutschland hat durch die Kriegserklärung und die sofortige Verletzung der belgischen und luxemburgischen Unabhängigkeit, durch die Art, wie es den Kampf geführt hat, eine systematische Verachtung aller Grundsätze der Menschlichkeit und der Rechte der kleinen Staaten gezeigt. Jemehr der Konflikt sich entwickelte, wurde die Haltung der Mittelmächte und ihrer Verbündeten ein ständiger Hohn auf Menschlichkeit und Zivilisation. Ist es nötig, an die Greuel zu erinnern, welche den Einfall in Belgien und Serbien begleiteten, die schonungslose Verwaltung der besetzten Länder, die Niedermetzlung von Hunderttausenden von harmlosen Armeniern, die Barbareien gegen die Bevölkerung von Syrien, die Zeppelinangriffe auf offene Städte, die Zerstörung von Postdampfern und Handelsschiffen unter neutraler Flagge durch Unterseeboote, die grausame Behandlung der Kriegsgefangenen, die Justizmorde an Miß Cavell und Kapitän Fryat, die Verschleppung der Zivilbevölkerung in die Sklaverei usw. Die Hinrichtung von Parwille und die Reihe von Verbrechen, die ohne Rücksicht auf die allgemeine Mißbilligung begangen wurden, erklären dem Präsidenten Wilson vollständig den Protest der Alliierten. Diese sind der Meinung, daß die Note, die den Vereinigten Staaten als Antwort auf die deutsche Note überreicht wurde, die von der amerikanischen Regierung gestellte Frage beantwortet und nach dem eigenen Ausdruck der letzteren eine öffentliche Erklärung bezüglich der Bedingungen, unter denen der Krieg beendet werden könnte, darstellt. Aber Präsident Wilson wünscht noch mehr. Er wünscht, daß die kriegführenden Mächte offen die Ziele bekannt geben, welche sie sich bei der Fortführung des Krieges setzen. Die Alliierten können auf diese Forderung ohne Schwierigkeit antworten.

Ihre Kriegsziele sind wohl bekannt, sie haben sie mehrfach in den Erklärungen der Oberhäupter der verschiedenen Regierungen dargelegt. Diese Ziele werden in den Einzelheiten mit allen Kompensationen und gerechtfertigten Entschädigungen für den erlittenen Schaden erst in der Stunde der Verhandlungen auseinandergesetzt werden. Aber die zivilisierte Welt weiß, daß sie alles Notwendige einschließen und in erster Linie die Wiederherstellung Belgiens, Serbiens und Montenegros, die ihnen geschuldeten Entschädigungen, die Räumung der besetzten Gebiete von Frankreich, Rußland und Rumänien mit den gerechten Wiedergutmachungen, die Reorganisation Europas, Bürgschaft für ein dauerhaftes Regime, das sowohl auf die Achtung der Nationalität und die Rechte aller kleinen und großen Völker begründet ist, wie auf territoriale Abkommen und internationale Regelungen, welche geeignet sind, die Land- und Seegrenzen gegen ungerechtfertigte Angriffe zu schützen, die Zurückgabe der Provinzen und Gebiete, die früher den Alliierten durch Gewalt oder gegen den Willen ihrer Bevölkerung entrissen worden sind, die Befrei-

ung der Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowaken von der Fremdherrschaft, die Befreiung der Bevölkerungen, welche der blutigen Tyrannei der Türken unterworfen sind, und die Entfernung des osmanischen Reiches aus Europa, weil es zweifellos der westlichen Zivilisation fremd ist. Die Absichten Seiner Majestät des Kaisers (von Rußland?) bezüglich Polens sind klar und durch die Proklamation kundgegeben, welche er an seine Armeen gerichtet hat.

Wenn die Alliierten Europa der brutalen Begierde des preußischen Militarismus entreißen wollen, so war es selbstverständlich niemals ihre Absicht — wie man vorgegeben hat — die Vernichtung der deutschen Völker und ihr politisches Verschwinden anzustreben. Was sie vor allem wollen, ist die Sicherung des Friedens auf der Grundlage der Freiheit und Gerechtigkeit, der unverletzlichen Treue, welche die Regierung der Vereinigten Staaten stets beseelt hat. Die Alliierten, einig in der Verfolgung dieses hohen Zieles, sind jeder einzeln und gemeinsam entschlossen, mit ihrer ganzen Kraft zu handeln und alle Opfer zu bringen, um den Streit zu einem siegreichen Ende zu führen, von welchem ihrer Überzeugung nach nicht bloß ihr eigenes Heil und ihre Wohlfahrt, sondern die Zukunft der Zivilisation selbst abhängt."

Der Weltschulmeister Wilson hatte hier seinen Meister gefunden. Es wurde ihm ein scharfer Rüffel erteilt, weil er es gewagt hatte, die beiden kämpfenden Mächtegruppen als gleichwertige Größen zu behandeln und zu den Mittelmächten in demselben Tone zu sprechen, wie zu England und seinen Verbündeten. Dann wurde ihm in schroffster Form kund und zu wissen getan, daß vor einer völligen Demütigung und Unterwerfung der Mittelmächte von einem Frieden überhaupt nicht die Rede sein könne. Der Wortführer der großen amerikanischen Republik wurde abgefertigt wie König Konstantin von Griechenland. England wußte, warum es sich das leisten konnte, und Wilson wußte, warum er sich's gefallen ließ. Die Mittelmächte wandten sich nun mit einer Note an die Neutralen und legten darin ihren Standpunkt dar. Ihre Übergabe an die neutralen Gesandten in Berlin fand am 11. Januar statt. Der Wortlaut der deutschen Note war der folgende:



Aus der rumänischen Hauptstadt Bukarest: Blick auf den Boulevard Elisabetha mit dem deutschen Gouvernement (links). Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Albert Reich.

„Die Kaiserliche Regierung hat durch die Vermittlung der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika, der Königlich Spanischen Regierung und der Regierung der Schweizerischen Eidgenossenschaft die Antwort ihrer Gegner auf die Note vom 12. Dezember erhalten, in der Deutschland im Einklang mit seinen Verbündeten den alsbaldigen Eintritt in Friedensverhandlungen vorschlug.

Die Gegner lehnen diesen Vorschlag mit der Begründung ab, daß es ein Vorschlag ohne Aufrichtigkeit und ohne Bedeutung sei. Die Form, in die sie ihre Mitteilung kleiden, schließt eine Antwort an sie aus. Die Kaiserliche Regierung legt aber Wert darauf, den Regierungen der neutralen Mächte ihre Auffassung über die Sachlage zu kennzeichnen.

Die Mittelmächte haben keinen Anlaß, erneut auf Auseinandersetzungen über den Ursprung des Weltkrieges einzugehen. Die Geschichte wird urteilen, wen die ungeheure Schuld an dem Kriege trifft. Ihr Wahrspruch wird ebensowenig über die Einkreisungspolitik Englands, die Revanchepolitik Frankreichs, das Streben Rußlands nach Konstantinopel hinweggehen, wie über die Aufwiegelung Serbiens, den Mord in Serajevo und die Gesamtmobilmachung Rußlands, die den Krieg gegen Deutschland bedeutete.

Deutschland und seine Verbündeten, die zur Verteidigung ihrer Freiheit und ihres Daseins zu den Waffen greifen mußten, betrachten dieses ihr Kriegsziel als erreicht. Dagegen haben die feindlichen Mächte sich immer weiter von der Verwirklichung ihrer Pläne entfernt, die nach den Erklärungen ihrer verantwortlichen Staatsmänner unter anderen auf die Eroberung Elsaß-Lothringens und mehrerer preußischer Provinzen, die Erniedrigung und Verminderung der österreichisch-ungarischen Monarchie, auf die Aufteilung der Türkei und die Verstümmelung Bulgariens gerichtet sind. Angesichts solcher Kriegsziele wirkt das Verlangen nach Sühne, Wiedergutmachung und Bürgschaft im Munde der Gegner überraschend.

Die Gegner bezeichnen den Friedensvorschlag der vier verbündeten Mächte als Kriegsmanöver. Deutschland und seine Bundesgenossen müssen auf das nachdrücklichste Verwahrung dagegen einlegen, daß ihre Beweggründe, die sie offen dargelegt haben, auf diese Weise gefälscht werden. Ihre Überzeugung war, daß ein gerechter und für alle Kriegführenden annehmbarer Friede möglich sei, daß er durch unmittelbaren mündlichen Gedankenaustausch herbeigeführt werden könne, und daß deshalb weiteres Blutvergießen nicht zu verantworten sei. Die ohne Vorbehalt ausgesprochene Bereitschaft, beim Eintritt in die Verhandlungen ihre Friedensvorschläge bekannt zu geben, widerlegt jeden Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit. Die Gegner, in deren Hand es lag, das Angebot auf seinen Gehalt zu prüfen, haben weder die Prüfung versucht, noch Gegen-

vorschläge gemacht. Statt dessen erklären sie einen Frieden für unmöglich, solange nicht die Wiederherstellung der verletzten Rechte und Freiheiten, die Anerkennung des Grundsatzes der Nationalitäten und der freien Existenz der kleinen Staaten gewährleistet sei. Die Aufrichtigkeit, die der Gegner dem Vorschlag der vier verbündeten Mächte abspricht, wird die Welt diesen Forderungen nicht zubilligen können, wenn sie sich das Geschick des irischen Volkes, die Vernichtung der Freiheit und Unabhängigkeit der Burenrepubliken, die Unterwerfung Nordafrikas durch England, Frankreich und Italien, die Unterdrückung der russischen Fremdvölker und schließlich die ohne Vorgang in der Geschichte dastehende Vergewaltigung Griechenlands vor Augen hält.

Auch über die angeblichen Völkerrechtsverletzungen der vier Verbündeten sind diejenigen Mächte nicht befugt, Beschwerde zu führen, die von Beginn des Krieges an das Recht mit Füßen getreten und die Verträge, auf denen es beruht, zerrissen haben. England sagte sich schon in den ersten Wochen des Krieges von der Londoner Deklaration los, deren Inhalt seine eigenen Delegierten als geltendes Völkerrecht anerkannt hatten und verletzte im weiteren Verlauf des Krieges auch die Pariser Deklaration aufs schwerste, so daß durch seine willkürlichen Maßregeln für die Kriegführung zur See der Zustand der Rechtlosigkeit eintrat.

Der Aushungerungskrieg gegen Deutschland und der in Englands Interesse ausgeübte Druck auf die Neutralen steht mit den Regeln des Völkerrechts nicht minder in schreiendem Widerspruch wie mit den Geboten der Menschlichkeit.

Ebenso völkerrechtswidrig und mit den Grundsätzen der Zivilisation unvereinbar ist die Verwendung farbiger Truppen in Europa und das Hineintragen des Krieges nach Afrika, das unter Bruch bestehender Verträge erfolgt ist und das Ansehen der weißen Rasse in diesem Weltteil untergräbt. Die unmenschliche Behandlung der Gefangenen, besonders in Afrika und in Rußland, die Verschleppung der Zivilbevölkerung aus Ostpreußen, Elsaß-Lothringen, Galizien und der Bukowina sind weitere Beweise, wie die Gegner Recht und Kultur achten.

Am Schluß ihrer Note vom 30. Dezember verweisen die Gegner auf die besondere Lage Belgiens.

Die Kaiserliche Regierung vermag nicht anzuerkennen, daß die Belgische Regierung immer die Pflichten beobachtet hat, die ihr ihre Neutralität auferlegte. Schon vor dem Kriege hat Belgien unter der Einwirkung Englands sich militärisch an England und Frankreich angelehnt und damit den Geist der Verträge selbst verletzt, die seine Unabhängigkeit und seine Neutralität sicherstellen sollten. Zweimal hat die Kaiserliche Regierung der Belgischen Regierung erklärt, daß sie nicht als Feind nach Belgien komme, und sie gebeten, dem Lande die Schrecken des Krieges zu ersparen. Sie hat sich für diesen Fall erboten, Besitzstand und Unabhängigkeit des Königreichs in vollem Umfang zu garantieren und allen Schaden zu ersetzen, der durch den Durchzug der deutschen Truppen verursacht werden könne. Es ist bekannt, daß die Königlich Großbritannische Regierung im Jahre 1887 entschlossen war, sich der Inanspruchnahme eines Wegerechts durch Belgien unter diesen Voraussetzungen nicht zu widersetzen. Die Belgische Regierung hat das wiederholte Anerbieten der Kaiserlichen Regierung abgelehnt. Auf sie und diejenigen Mächte, die sie zu dieser Haltung verführt haben, fällt die Verantwortung für das Schicksal, das Belgien betroffen hat. Die Anschuldigungen wegen der deutschen Kriegführung in Belgien und die dort im Interesse der militärischen Sicherheit getroffenen Maßnahmen hat die Kaiserliche Regierung wiederholt als unwahr zurückgewiesen. Sie legt erneut energische Verwahrung gegen diese Verleumdungen ein.

Deutschland und seine Bundesgenossen haben einen ehrlichen Versuch gemacht, den Krieg zu beendigen und eine Verständigung der Kämpfenden anzubahnen. Die Kaiserliche Regierung stellt fest, daß es lediglich von dem Entschluß ihrer Gegner abhing, ob der Weg zum Frieden betreten werden sollte oder nicht. Die feindlichen Regierungen haben es abgelehnt, diesen Weg zu gehen, auf sie fällt die volle Verantwortung für den Fortgang des Blutvergießens. Die vier verbündeten Mächte aber werden den Kampf in ruhiger Zuversicht und im Vertrauen auf ihr gutes Recht weiterführen, bis ein Friede erstritten ist, der ihren eigenen Völkern Ehre, Dasein und Entwicklungsfreiheit verbürgt, allen Staaten des europäischen Kontinents aber die Wohltat schenkt, in gegenseitiger Achtung und Gleichberechtigung gemeinsam an der Lösung der großen Kulturprobleme zu arbeiten."

Der kraftvolle, selbstsichere Ton der Note, der Hinweis auf Belgiens Verschuldung, die Gegenüberstellung der beiderseitigen Art der Kriegführung, das alles konnte seinen Eindruck auf Leute, die noch nicht wie Wilson auf England eingeschworen waren, nicht verfehlen und hat ihn nicht verfehlt. An das deutsche Volk richtete der Kaiser am 12. Januar einen markigen Aufruf, in dem es hieß:

„Unsere Feinde haben die Maske fallen lassen.

Erst haben sie mit Hohn und heuchlerischen Worten von Freiheitsliebe und Menschlichkeit unser ehrliches Friedensangebot zurückgewiesen. In ihrer Antwort an die Vereinigten Staaten haben sie sich jetzt darüber hinaus zu einer Eroberungssucht bekannt, deren Schändlichkeit durch ihre verleumderische Begründung noch gesteigert wird.

Ihr Ziel ist die Niederwerfung Deutschlands, die Zerstückelung der mit uns verbündeten Mächte und die Knechtung der Freiheit Europas und der Meere unter dasselbe Joch, das zähneknirschend Griechenland jetzt trägt.

Aber was sie in dreißig Monaten des blutigsten Kampfes und des gewissenlosesten Wirtschaftskrieges nicht erreichen konnten, das werden sie auch in aller Zukunft nicht vollbringen. Unsere glorreichen Siege und die eherne Willenskraft, mit der unser kämpfendes Volk vor dem Feinde und daheim jedwede Mühsal und Not des Krieges getragen hat, bürgen dafür, daß unser geliebtes Vaterland auch fernerhin nichts zu fürchten hat. Hellflammende Entrüstung und heiliger Zorn werden jedes deutschen Mannes und Weibes Kraft verdoppeln, gleichviel ob sie dem Kampfe, der Arbeit oder dem opferbereiten Dulden geweiht ist.

Der Gott, der diesen herrlichen Geist der Freiheit in unseres tapferen Volkes Herz gepflanzt hat, wird uns und unseren treuen sturmerprobten Verbündeten auch den vollen Sieg über alle feindliche Machtgier und Vernichtungswut geben."

Wieder wie im Anfang des Krieges richtete sich der Zorn des Volkes vornehmlich gegen England. Mochten immerhin die Eroberungsgier der russischen Großfürsten und die Revanchelust Frankreichs den Krieg entfacht haben, jetzt, das sah so ziemlich jeder in Deutschland und den ihm verbündeten Ländern ein, war England der größte Feind, der den Frieden unmöglich machte, und der niedergerungen werden mußte, ehe an ein Aufhören des Blutvergießens auch nur zu denken war. Auch Kreise, die bisher noch gewarnt hatten, „England bis aufs Äußerste zu reizen", sahen ein, daß gegen den Vernichtungswillen der Briten nunmehr jedes Mittel in Anwendung gebracht werden mußte, das Erfolg versprach.

## Die Ereignisse im Orient vom 1. Juli bis Ende 1916.

Das zweite Halbjahr des Orientkrieges im Jahre 1916 war überaus arm an bedeutenden Ereignissen, und von großen Ereignissen war überhaupt nicht die Rede. Im ganzen waren die Türken vom Glück begünstigt und machten ihren Gegnern weidlich zu schaffen. Das gilt vor allem von den Kämpfen an der Kaukasus-Front, von denen zuerst berichtet werden soll. Nur die verhältnismäßig bedeutendsten Gefechte auf diesem Nebenkriegsschauplatz sollen Erwähnung finden.



Wochenmarkt in Skutari. Nach einem Gemälde für die „Illustrirte Zeitung" von T. Welzi.

Am 10. Juli wiederholten die Russen im Zentrum der Kaukasus-Front ihre Angriffe auf die türkischen Stellungen südlich des Tschoruk. Sie erlitten dabei furchtbare Verluste, konnten aber nicht irgendwie nennenswerte Erfolge erzielen. Am 29. Juli eroberten sie den Berg Antuck, 20 km südwestlich des Ortes Nouche, im Sturmangriff zurück. Ein erbitterter russischer Vorstoß gegen die türkischen Stellungen im Ognott-Abschnitt, 30 km südöstlich der Ortschaft Baschkeuy, wurde durch einen mit dem Bajonett ausgeführten Gegenangriff der Türken zurückgeschlagen. Von größerem Belang war das, was im August im Kaukasus geschah. Am 5. August besetzten die Türken den Berg Nebatt, 6 km südwestlich von Bitlis, und setzten mit Erfolg ihre Angriffe auf die Berge von Koltis, südöstlich von Bitlis, fort. Im Abschnitt von Musch endigte der gegen den Berg Kozma (20 km südöstlich von Musch) unternommene Angriff mit der regellosen Flucht der Russen. Die Türken besetzten Kizilagatsch (16 km westlich von Musch) und nahmen den Russen über 200 Gefangene und 7 Geschütze ab.

Am 22. und 26. August fanden schwere Kämpfe auf dem rechten Flügel der türkischen Heeresstellung statt. Am ersten Schlachttage wurden die Russen unter ungeheueren Verlusten zurückgetrieben. Sie verloren allein im Abschnitt von Ognott 3000 Mann. Am 26. brachen die Türken durch ihre Angriffe den Widerstand der Russen und drangen langsam vorwärts. Am 28. zersprengte der linke Flügel der Türken $2^1/_2$ russische Divisionen und nahm ihnen 5000 Gefangene und mehrere Geschütze ab. Im September, Oktober und November fanden Kampfhandlungen, die Erwähnung verdienen, auf diesem Kriegsschauplatz überhaupt nicht statt. Am 2. Dezember zogen die Türken in den Ort Sarlik, 100 km südlich von Hamadan ein. Am 26. Dezember fanden für die türkischen Truppen günstige Vorpostengefechte im Kaukasus statt, ebenso am 28. Dezember. Sonst hatten die türkischen Heeresberichte bis Ende des Jahres nichts zu verzeichnen.

Vom 23. Dezember ist noch ein Gefecht zu erwähnen, das, wenigstens nach den englischen Meldungen, eine blutige Schlappe für die Türken bedeutete. Es fand statt bei Maghdabek in Ägypten, wo eine türkische Abteilung von 2000 Mann fast völlig durch die Engländer vernichtet wurde. Etwa 1350 Mann gerieten in englische Gefangenschaft, und außerdem erbeuteten die Engländer sieben Geschütze und vieles Kriegsmaterial. Die Türken selbst schwiegen sich über diese Niederlage völlig aus, widersprachen allerdings auch den englischen Siegesberichten nicht. Von einer größeren Bedeutung war der englische Sieg bei Maghdabek so wenig wie irgend ein anderes Ereignis auf den morgenländischen Kriegsschauplätzen bis zu Ende des Jahres.

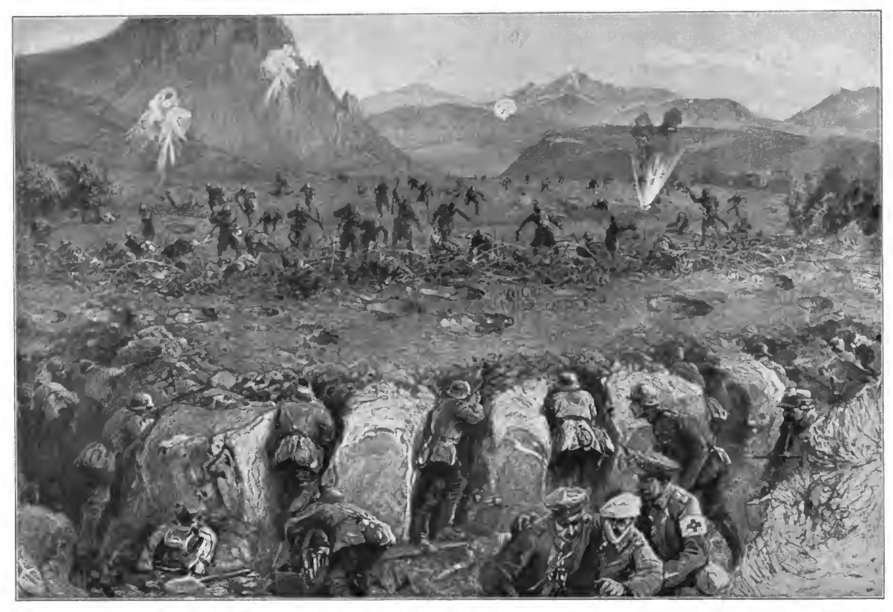
## Die Vorgänge in Mazedonien vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1916.

„Die Unternehmung in Saloniki ist ein Mißerfolg ebenso wie die in Gallipoli einer war. Man ziehe beizeiten die Truppen, die dort festliegen, zurück und führe sie nach Flandern oder Frankreich, wo wir sie wahrlich dringend nötig haben", so ließ sich Anfang November 1916 ein englisches Unterhausmitglied im Parlament vernehmen, und der Mann traf mit seinen Worten den Nagel auf den Kopf. Die 300000 Soldaten, die Sarrail befehligte (nach französischen Angaben waren es sogar 350000) nützten der Entente so gut wie gar nichts und hätten anderswo vielleicht den Ausschlag geben können. Zudem wurde ihre Ergänzung und Ernährung immer schwieriger, denn die deutschen U-Boote im Ägäischen und Mittelländischen Meere wurden immer zahlreicher und dreister, und die Zahl der Fracht- und Truppenüberführungsschiffe, die ihnen zum Opfer fielen, schwoll mit jedem Tage bedenklicher an. Nur die geheimen Pläne, die England in der Osthälfte des Mittelmeeres verwirklichen wollte, erklären es, daß das Heer nicht zurückgezogen wurde.

Untätig blieb übrigens der französische Oberbefehlshaber des buntscheckigen Heeres nicht. Es ist immerhin erstaunlich, was ihm trotz der großen Schwierigkeit seiner Lage gelang. Ein Truppenkörper, der aus fünf oder sechs Völkerschaften zusammengewürfelt ist, unter der gegenseitigen Eifersucht der Unterführer und beständigen Seuchen und Krankheiten, zuweilen unter Mangel an Verpflegungsmitteln und Schießbedarf leidet, ist eigentlich zum Angriff wenig geeignet. Trotzdem setzte Sarrail es durch, daß sein Heer immer wieder vorstieß. Entscheidende Erfolge hatte er freilich dabei nicht aufzuweisen, aber schon die Tatsache, daß er mit solchen Truppen vorzugehen imstande war und mehrere nicht unbedeutende Vorteile zu erringen wußte, stellt seinen militärischen Fähigkeiten ein sehr günstiges Zeugnis aus.

Der Oktober begann mit einem ziemlichen Erfolg des Sarrailschen Heeres. Am 4. mußte der deutsche Heeresbericht melden: die Verbündeten hätten neue Stellungen befehlsgemäß bezogen. Nach den bisherigen Erfahrungen mußte man aus der Meldung schließen, daß die bisherigen Stellungen, nicht mehr haltbar gewesen waren und hatten geräumt werden müssen. Am 4. Oktober hielten sich Sarrails Truppen auf den Höhen der Nidze-Planina und eroberten auf dem linken Strumaufer das Dorf Jenikoj zurück. Am 5. Oktober mußten die Bulgaren einige ihrer am weitesten vorgeschobenen Stellungen räumen. Damit waren nun freilich die Erfolge Sarrails vorläufig vorüber.

Der starke Angriff, den er am 6. Oktober westlich der Bahn Monastir–Florina gegen die Bulgaren richtete, brach zusammen.



**Vom mazedonischen Kriegsschauplatz: Ein erfolgloser Angriff der Serben im Cernabogen bei Tepavci im November 1916. Nach einer Skizze des Kriegsteilnehmers Rudolf Hentschel für die „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Alfred Liebing.**

Die Serben hatten die Drahtverhaue vorher nicht bemerkt und blieben größtenteils darin hängen. Keiner von ihnen kehrte zurück.

Auch am 7. und 8. war er an dieser Stelle nicht glücklich. Östlich der Bahn dagegen gelang es ihm, auf dem linken Cerna-Ufer Fuß zu fassen. An der Cerna hörten von da an die Kämpfe den ganzen Oktober hindurch nicht auf. Serben standen hier den Bulgaren gegenüber und griffen immer wieder mit großer Zähigkeit an. Bis zum 20. Oktober schlugen die Bulgaren allein die Serben zurück. Am 21. griffen deutsche Truppen ein, und die Bulgaren drängten nun am 22. die Serben in die Verteidigung. Am 25., 27. und 28. aber stießen sie bereits wieder vor, und am 29. unternahmen sie sogar einen sehr bedeutenden Angriff erst in schmalen, dann in breiten Abschnitten. Sie kämpften so tapfer wie sie bisher immer gekämpft hatten. Auch waren ihre Vorstöße durch starke Geschützfeuer gut vorbereitet. Dennoch erreichten sie nichts. Am 30. Oktober errangen sie im Ostteile des Cernabogens zunächst einen Erfolg, aber durch Gegenstoß bulgarischer Fußtruppen wurden sie verlustreich in ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen. —

Neben den Cernakämpfen waren andere Unternehmungen Sarrails im Oktober so belanglos, daß sie unerwähnt bleiben mögen. Auch im November blieb der Cernabogen der Schauplatz immer wiederholter erbitterter Kämpfe. Aber auch an anderen Stellen Mazedoniens unternahm Sarrail, der Verstärkungen und neue Munitionszufuhr erhalten hatte, sehr starke Angriffe, die zum Teil zu ziemlich erheblichen Erfolgen führten.

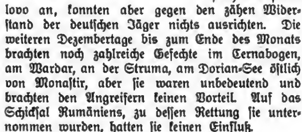
Am 1., 7., 10. und 11. November führten die Vorstöße der Vierverbandstruppen im Cernabogen, die besonders unter rücksichtsloser Einsetzung serbischer Kräfte erfolgten, nur zu schweren Verlusten. Auch gegen den Ansturm Sarrails nördlich von Brod an der Cerna behaupteten die Deutschen und Bulgaren ihre Stellungen, aber am 14. mußten sie ihre Linien ein erhebliches Stück zurückverlegen, um Flankenwirkung gegen die Talstellung zu vermeiden. Am 15. gelang es den Serben, eine der Höhen nordöstlich von Cegel zu nehmen, und am 17. wurde weiter um diese Höhen gekämpft, wobei sich das pommersche Infanterieregiment Nr. 42 besonders auszeichnete. Der deutsche General von Below stellte sich persönlich an die Spitze eines Jägerbataillons und eroberte die am 15. verlorene Höhe zurück. Das Vordringen der Serben wurde freilich durch diese glänzende Waffentat nicht verhindert. Sie machten vielmehr nordöstlich von Cegel derartige Fortschritte, daß die deutschen und bulgarischen Truppen genötigt wurden, Monastir aufzugeben und am 19. nördlich von der Stadt eine neue Stellung einzunehmen. Auf die Kriegslage hatte das so wenig Einfluß wie das Aufgeben von Görz durch die Österreicher, aber der moralische Eindruck des serbischen Erfolges war sehr bedeutend. Die Einnahme der Stadt wurde überall in den Vierverbandsländern als der Anfang der Rückeroberung Serbiens hingestellt, und die englischen und französischen Zeitungen bekamen dadurch wieder Stoff zu unendlichen Lügen und Prahlereien, durch die sie den Mut ihrer Völker von neuem aufpeitschten.

Inzwischen waren auch an anderen Stellen der Front Sarrails Angriffe erfolgt. Am 12. wurde bei Lazec und Kenali gekämpft, am 16. zwischen Malik- und Prespasee. Am 19. und 20. setzten serbische Vorstöße an der Moglenafront ein. Alle diese Gefechte verliefen für die Deutschen und Bulgaren günstig. Auch der Vorstoß Sarrails zwischen Ochrida- und Prespasee am 20. und 21. November scheiterte. Am 19. waren neue deutsche Kräfte auf dem Kriegsschauplatz angekommen, und von da an waren die Erfolge der Serben, Italiener, Franzosen und Engländer vorüber. Die Eroberung einer Höhe östlich von Paralovo durch deutsche Gardejäger am 21., die Zurückweisung serbischer und italienischer Vorstöße am 23. nordwestlich von Monastir und englischer östlich vom Wardar am 26. zeigten, daß das Kriegsglück sich wieder einmal gewendet hatte. Auch die Angriffe auf die Höhen östlich von Paralovo blieben erfolglos, sie scheiterten am zähen Aushalten der deutschen Truppen nach erbitterten Kämpfen. Das alles waren indessen nur kleine Mißerfolge Sarrails. Das bedeutsamste Ereignis des Monats aber geschah am 26. und 27. November und war zugleich der größte Mißerfolg, den das Salonikiheer während seines langen, meist nicht sehr ruhmreichen Daseins zu verzeichnen hatte, ja, man kann sagen, es war eine schwere Niederlage, die dem Oberbefehlshaber auf lange hinaus die Lust an ähnlichen Abenteuern nahm. Es erfolgte nach heftiger Feuervorbereitung zwischen Prespasee und Cerna am Nachmittag des 27. in der Monastirebene und in Bergen am Cernabogen ein Ansturm gegen die deutschen und bulgarischen Linien von Trnova (nordwestlich von Monastir) bis Makovo. Am Abend war er vollkommen gescheitert, wurde am folgenden Tage wieder mit verstärkten Kräften aufgenommen, und wieder wurden die deutschen und bulgarischen Stellungen von Trnova bis Makovo und östlich davon bei Grunište mit einem Eisenhagel überschüttet. Dann folgte der allgemeine Massensturm, an dem sich nicht nur das serbische Kanonenfutter, sondern auch Russen, Franzosen und Italiener beteiligten. Nur die Engländer wurden in dem Berichte nicht erwähnt. Der Zweck der Übung war diesmal ein wirklicher Durchbruch. Sarrail hatte schwerlich an seine Möglichkeit selbst geglaubt. Er war ihm aber anbefohlen, weil Rumänien in den letzten Zügen lag und ein Entlastungsversuch großen Stils gemacht werden mußte; er war auch durchaus vergeblich. Unter der vernichtenden Wirkung des deutschen und bulgarischen Artillerie- und Infanteriefeuers erlitten die Anstürmenden schwere blutige Verluste, ohne auch nur den geringsten Geländegewinn davonzutragen. Für jeden Einsichtigen war dadurch dargetan, daß eine Entlastung Rumäniens von Süden her mit den Mitteln, die Sarrail zu Gebote standen, nicht zu erreichen war, der Vierverband aber zog

nicht die Lehre aus der Niederlage, daß die ganze Unternehmung verfehlt sei und schleunigst abgebrochen werden müsse, sondern schickte wieder Mannschaften und Kriegsmittel, die nur zur Auffüllung der zum Teil vernichteten Truppenkörper und des verbrauchten Schießbedarfs dienen konnten, ohne die Schlagkraft zu erhöhen.

Nach dem Scheitern des großen gemeinsamen Angriffs auf beiden Fronten unternahm Sarrail an den drei letzten Tagen des November nur noch Teilvorstöße nordwestlich von Monastir und bei Gruniste, durch die nichts erreicht wurde als neue blutige Verluste. Sie wiederholten sich am 2. Dezember und an den folgenden Tagen. Nun mußten wieder die unglücklichen Serben vorgehen, von deren Heeren nur noch Trümmer vorhanden waren. Am 2. wurden nur Kämpfe nordwestlich von Monastir und bei Gruniste gemeldet. An diesem Tage hatten die Angriffe der Serben keinen Erfolg, aber am 3. gelang es ihnen, eine am Ostufer der Cerna gelegene Höhe zu erobern und dadurch die Bulgaren und Deutschen zu nötigen, an dieser Stelle ihre Front nach rückwärts zu verlegen. Von Einfluß auf die Ereignisse im Großen war dieser örtliche Gewinn natürlich nicht, umsoweniger als dem serbischen Siege auf der Stelle serbische Niederlagen folgten. Vorstöße bei Bahovo und Nonte an der Moglenafront scheiterten am 4. Dezember, und am folgenden Tage wurden die Serben aus der bulgarischen Stellung bei Gradesnica östlich der Cerna, in die sie bereits eingedrungen waren, wieder hinausgeworfen. Auch die Vorteile, die sie am 4. östlich der Cerna errungen hatten, wurden ihnen am 6. durch bulgarische Truppen und das Masurische Infanterie-Regiment Nr. 146 wieder entrissen. Der 6. und 7. Dezember brachte englische Vorstöße in der Strumaebene, die gänzlich erfolglos blieben. Am 9. führte Sarrail wieder einmal einen starken Angriff nördlich von Monastir und im Cernabogen mit französischen und serbischen Truppen aus, hatte aber dasselbe Schicksal wie bei seiner großen Offensive im November. Auch an den beiden folgenden Tagen suchte er mit starken Kräften durchzudringen, aber alle Angriffe der Franzosen und Serben zwischen Dobromir und Makovo scheiterten am zähen Widerstand der Deutschen und Bulgaren. Insbesondere zeichnete sich bei den Kämpfen um die Höhen östlich von Paralovo das ostpreußische Infanterie-Regiment Nr. 45 aus. Auch der 11. Dezember brachte den Truppen Sarrails auf beiden Seiten der Cerna eine blutige Niederlage, und die Vorstöße seines Heeres am 14. bei Paralovo und Gradesnica waren zwar sehr verlustreich, aber gänzlich nutzlos. Am 20. griffen die russischen Truppen des Verbandsheeres die Höhen östlich von Paralovo an, konnten aber gegen den zähen Widerstand der deutschen Jäger nichts ausrichten. Die weiteren Dezembertage bis zum Ende des Monats brachten noch zahlreiche Gefechte im Cernabogen, am Wardar, an der Struma, am Dorian-See östlich von Monastir, aber sie waren unbedeutend und brachten den Angreifern keinen Vorteil. Auf das Schicksal Rumäniens, zu dessen Rettung sie unternommen wurden, hatten sie keinen Einfluß.





Zu den Kämpfen vor Monastir: Sächsische Jäger im Feuer.

## Die Niederlage Rumäniens im Dezember 1916.

Nach den vernichtenden Schlägen, die im November die rumänischen Heere erlitten hatten, brach im Dezember das schwerste Verhängnis über das unglückliche Land herein. Seine Hauptstadt geriet in Feindeshand. Die Dobrudscha und die Große Walachei, also die fruchtbarsten und wichtigsten Teile des Königreichs, wurden von den vordringenden siegreichen Verbündeten erobert. Nur der russischen Hilfe hatte es der rumänische König zu danken, daß er nicht das Schicksal des Operettenfürsten von Cettinje und des Serbenpeters teilen, d. h. sein ganzes Land verlieren und ins Ausland flüchten mußte. Ehe wir in die Beziehungen der Kriegsereignisse eintreten, ist eines wichtigen Schriftstückes zu gedenken. Es gibt in der schärfsten und wuchtigsten Weise darüber Auskunft, von wem und durch welche Machenschaften

Rumänien in den Krieg hineingehetzt worden ist. Zugleich läßt es auf den Zustand des Königs ein grelles Schlaglicht fallen. Denn man fragt sich unwillkürlich: Wo war bei allem, was dort vorging, der König? Wo war die Volksvertretung? Wie kam es, daß Rumäniens Schicksal allein bestimmt werden konnte von einem gewissenlosen und wahrscheinlich bestochenen politischen Halbnarren? Der Verfasser der furchtbaren Anklageschrift war einer der ersten Männer des Landes: Alexander Beldiman, der sein Vaterland lange Jahre hindurch als Gesandter in Berlin vertreten hatte. Er richtete von Kopenhagen aus am 6. Dezember einen offenen Brief an den rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu, der in der rumänischen Zeitung „Gazette Bucurestilor" unverkürzt veröffentlicht wurde und folgenden Wortlaut hatte:

„Herr Premierminister!

Angesichts der rauchenden Trümmer unserer Heimat richte ich als derjenige, der Sie volle zwei Jahre lang unablässig vor den unseligen Folgen Ihrer Politik gewarnt hat, die Frage an Sie, wie Sie vor unserem Volke das furchtbare Unheil zu verantworten gedenken, das Sie über uns heraufbeschworen haben und für das die volle Schuld in erster Reihe Sie und Ihren Bruder Vintila trifft.

Heute liegt der klare Beweis dafür vor, daß alle Berechnungen und Voraussetzungen, auf denen Ihre Kriegspolitik fußte, falsch waren. Über neun Monate lang haben Sie dem Lande weisgemacht, daß der Fall der Dardanellen unvermeidlich sei. Sie haben unser wirtschaftliches Leben aufs schwerste geschädigt, während dank einer skandalösen Günstlingswirtschaft eine kleine Clique unerhörte Gewinne einstecken durfte. Indem Sie hartnäckig jede Auskunft über die wahre militärische Lage verweigerten und dadurch alle Ernsthaften und Besonnenen außerstand setzten, sich durch eingehende Studien ein eigenes Urteil zu bilden, haben Sie über das Schicksal des Landes auf Grund von gewissenlosen Fälschungen entschieden, die von der Regierung selbst mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln in Umlauf gesetzt worden waren. Es war nur selbstverständlich, daß alles, was sich auf diesem Grunde aufbaute, haltlos in sich zusammenfiel. Sie sind in den Krieg eingetreten:

1. In der Voraussetzung, daß in der Dobrudscha eine große russische Armee bereit stehe, die gemeinsam mit der unseren operieren werde. Diese große Armee war nicht vorhanden, Rußland stellte für die Dobrudscha nur zwei bis drei Divisionen bereit. Die elementarsten Gebote der Vorsicht hätten verlangt, daß Sie sich, ehe Sie den Krieg erklärten, absoluteste Gewißheit darüber verschafften, welche Heereskräfte für die Abwehr einer bulgarischen Offensive zur Verfügung standen. Sie können sich auch nicht darauf berufen, daß die Russen etwa nur durch unvorhergesehene Zwischenfälle am rechtzeitigen Eingreifen verhindert worden seien, denn selbst in den drei Wochen, während derer nach dem Fall von Tutrakan die Offensive des Generalfeldmarschalls von Mackensen ruhte, konnte die russische Dobrudscha-Armee nicht auf einen Stand gebracht werden, der ihr ermöglicht hätte, den Fall Constantas zu verhindern und damit den schwersten Schlag abzuwenden, der das Land treffen konnte. Was dieser Schlag für uns bedeutete, das wird man wohl vielleicht erst später in vollem Umfange ermessen können.

Ich hatte Sie rechtzeitig darüber informiert, daß nach zuverlässigen Mitteilungen, die mir geworden waren, die Zentralmächte bedeutende deutsch-bulgarisch-türkische Streitkräfte bereit hielten, um sofort in der Dobrudscha einzugreifen, wenn Sie in Aktion treten sollten.

Nachdem wir Constanta und die Bahnlinie von Cernavoda bereits verloren, hatten Sie noch Ende Oktober n. St. den traurigen Mut, öffentlich zu erklären, daß die schlimmste Gefahr für Rumänien überwunden sei, ja Sie haben das sogar in der englischen und französischen Presse vor Europa behauptet. (Siehe die Nummer des „Daily Chronicle" vom 1. November 1916 n. St.)

2. Sie haben weiter mit der Unterstützung Ihrer Pläne durch eine Offensive des Generals Sarrail gerechnet, obgleich nicht einmal in London irgend jemand daran glaubte, daß diese Offensive die Machtstellung, welche sich die Zentralmächte auf dem Balkan geschaffen, tangieren könne. Heute weiß man auch in Paris die Wahrheit: die Einnahme Monastirs war weiter nichts als eine Abschlagszahlung an die unglücklichen Serben, deren Schicksal dank Ihnen nun auch Rumänien teilt.

3. Sie haben sich durch falsche Informationen zu der Annahme verleiten lassen, es bedürfe nur Ihrer Kriegserklärung an die Zentralmächte, damit Bulgarien seine Verbündeten im Stich lasse. Sie haben diese Annahme zur Grundlage wichtigster Entscheidungen gemacht, obgleich sie in direktem Gegensatz zu allem stand, was ich Ihnen aus Berlin immer und immer wieder über den Charakter des Bündnisses zwischen Bulgarien und den Zentralmächten berichtet, jenes Bündnisses, das Sie durch ihre Haltung in der Dardanellenfrage im Jahre 1915 mit entscheidendem Erfolge gefördert haben. Ich weise Sie auf die Enthüllungen des Generals Averescu hin, die der „Daily Telegraph" vom 9. Oktober 1916 veröffentlichte, und welche die katastrophalen militärischen Folgen nachwiesen, welche die absolut irrtümliche und grundlose Voraussetzung für den ganzen weiteren Verlauf des Feldzuges nach sich zog.

4. Sie haben in unseren militärischen und politischen Kreisen den Glauben verbreiten lassen, daß man mit der Möglichkeit rechnen dürfe, Deutschland werde Österreich-Ungarn einen Krieg, den Rumänien der Doppelmonarchie aufzwinge, diese allein ausfechten lassen. Dabei ist Ihnen Monate zuvor amtlich in der kategorischsten Weise erklärt worden, daß hieran gar nicht zu denken sei. Seit langem ist Ihre Regierung darüber aufgeklärt worden, daß eine Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn eine Kriegserklärung Deutschlands an Rumänien sofort nach sich ziehen werde. Das war Ihnen aber ganz gleichgültig, sobald es Ihnen in den Kram paßte, Armee und Volk über diesen doch höchst wesentlichen Punkt zu täuschen.

5. Sie bauten fest darauf, daß die Russen bei Kowel und Lemberg entscheidende Schläge führen könnten. Alles, was Ihnen aus bester Quelle berichtet wurde und was Ihnen zu den ernstesten Bedenken hätte Anlaß geben müssen, konnte Sie nicht einmal bestimmen, sich gründlich über das tatsächliche militärische Stärkeverhältnis zu unterrichten, das an den in Betracht kommenden Fronten bestand, nachdem die letzte russische Offensive ihren Hauptzweck, den Durchbruch, nicht zu erreichen vermocht hatte. General Brussilow selbst hat in den „Times" am 10. November erklärt, daß Rußland erst im kommenden Frühjahr auf jene Höhe militärischer Leistungsfähigkeit gelangen werde, die ihm gestattet, die verlorenen Provinzen wieder zu erobern.

Ich frage Sie heute, welches ist das Schicksal, das Sie unserem Vaterlande bereitet haben, lange ehe es Frühjahr ward?

Deutsche Kriegsberichterstatter, welche Augenzeugen der Kämpfe in Rumänien waren, und selbst die amtlichen deutschen Heeresberichte haben zu wiederholten Malen bewundernd die Tapferkeit, Hartnäckigkeit und den Heldenmut anerkannt, mit dem die rumänischen Soldaten das Land ihrer Väter unter den schwierigsten Verhältnissen verteidigten. Alle diese ungeheueren Opfer an Gut und Blut und lebendiger Kraft haben Sie und Ihre Geschäftsfreunde unserem Volk dadurch aufgezwungen, daß Sie uns zwei Jahre lang unablässig über die wichtigsten militärischen und politischen Vorgänge falsch informierten. Durch einen organisierten Betrug haben Sie das Schicksal dieses Landes besiegelt.

Ich werde zu jeder Zeit auf Grund von Akten und Dokumenten beweisen können, daß Sie unsere Öffentlichkeit über die wahre Lage der Dinge getäuscht haben, indem Sie glauben machen wollten, wir könnten in diesen Krieg mit großen und begründeten Aussichten auf Erfolg eintreten, während es ein Leichtes gewesen wäre, das Land vor dieser schrecklichen Katastrophe zu bewahren. Nicht um Rumänien eine reichere und schönere Zukunft zu sichern, sondern um den Ruin und die Vernichtung unseres Vaterlandes herbeizuführen, wurden die besten Kräfte unseres Volkes eingesetzt.

So stellt sich Ihr Werk und das Ihrer Mitschuldigen dem objektiven und patriotischen Urteil dar. Sie müßten in tiefster Seele erschauern, wenn in Ihrem Innern auch nur noch der bescheidenste Rest eines Gewissens übrig geblieben wäre.

(gez.) Alexander Beldiman."



Generalleutnant v. Moser,
Führer eines Reservekorps.



Generaloberst v. Falkenhausen,
Führer einer Armeeabteilung.
(Hofphot. M. L. Meier, Straßburg i. E.)



Generalleutnant v. Bredow,
Führer einer Division im Osten.
(Hofphot. H. Noack, Berlin.)



Oberst Hesse,
Chef des Generalstabes einer Armee.



Generalleutnant Hofmann.
(Hofphot. Severin Schoy, Colmar i. E.)



Königl. Sächs. General der Kavallerie v. Laffert,
Führer eines Armeekorps.



Generalleutnant v. Conta,
Führer eines Armeekorps.
(Hofphot. H. Noack, Berlin.)



Generalleutnant Kühne.

Generalleutnant Heinrich Schmidt v. Knobelsdorf, Kommandeur einer Infanteriedivision.



General der Infanterie v. Liebert.



General der Infanterie Kosch.
(Hofphot. J. Engelmann, Posen.)



General der Artillerie v. Gronau,
Oberbefehlshaber einer Armeeabteilung.



Generalleutnant v. Wenninger.

## Deutsche Heerführer.

Der Ruin Rumäniens, von dem dieses Schriftstück redet, war zurzeit seiner Abfassung bereits besiegelt, und seine völlige Vernichtung schien unmittelbar bevorzustehen, denn mit wahrhaft unheimlicher Schnelligkeit drangen die Heere vorwärts, die es in ihre Gewalt brachten, und nichts konnte ihnen Halt gebieten.

Östlich der Donau eroberten die Deutschen und Bulgaren das rumänische Gebiet bis auf einen geringen Rest, und ihr Vordringen gefährdete sogar das angrenzende russische Bessarabien aufs schwerste. Am 15. Dezember gaben die Rumänen nach vorhergehenden Kämpfen ihre südliche Stellung auf, und bulgarische und türkische Truppen überschritten in rascher Verfolgung die Linie Cogealac–Cartal–Harsova. Kalarasch auf dem linken Donauufer war schon am 9. von Bulgaren besetzt worden, die bei Silistria den Fluß überschritten hatten. An demselben Tage hatten bulgarische Truppen den Brückenkopf gegenüber von Cernavoda auf dem linken Donauufer genommen. Am 13. Dezember erreichten die deutschen und bulgarischen Truppen die Linie Golovice–Pestemal–Doiran–Dokuzacea. Vom 18. bis 21. Dezember fanden Kämpfe zwischen dem vordringenden Heer Mackensens und den nach Norden ziehenden Russen statt, in denen die russischen Nachhuten und auch andere Kräfte, die sich vereinzelt zum Gefecht stellten, überall geschlagen wurden. Mackensen stieß gegen die untere Donau vor, besetzte am 22. Tulcea und drängte Russen und Rumänen in den Nordwestzipfel der Dobrudscha zurück. Vom 24. bis 31. Dezember dauerten die Kämpfe um den Brückenkopf von Macin an. Am letzten Tage des Jahres engten die deutschen und bulgarischen Truppen die russische Brückenkopfstellung östlich von Macin beträchtlich ein, machten 1000 Gefangene und erbeuteten 4 Geschütze. Von anderen Ereignissen des letzten Dezemberdrittels sind noch zu erwähnen: die Einnahme von Isaccea am 24. und besonders die Erstürmung des zäh verteidigten Dorfes Filipesti an der Bahn Buzau–Braila durch deutsche und österreichisch-ungarische Regimenter. Auch die beiderseits der Donau sich anschließenden Stellungen der Russen wurden genommen und über 5500 Gefangene eingebracht.



Bukarest (Nordwestteil), von einem deutschen Flugzeug aus 3000 m Höhe aufgenommen.

Noch viel gewaltiger waren die Siege der Deutschen, Österreicher und Ungarn in der Walachei. In vier Heeressäulen rückten die Verbündeten vor, und ihr erstes Ziel war die Eroberung der rumänischen Hauptstadt. Zwischen Craiova und Campu Lung drangen ihre Heere vorwärts. Auf dem linken Flügel befehligte der Generalleutnant von Morgen, in der Mitte Generalleutnant Krafft von Dellmensingen, auf dem rechten Flügel Generalleutnant Kühne. Von Südosten her nahte der General der Infanterie Kosch mit der Donau-Armee. Die Rumänen konnten Kosch nur unzureichende, in der Eile zusammengeraffte Kräfte entgegenwerfen. Ihre erste Armee stellte sich den Deutschen und ihren Verbündeten bei Pitesti am Argesfluß am 1. Dezember zum Kampfe, nachdem sie an dem vorhergehenden Tage den Arges und

Neajlovu überschritten hatte. Es kam zu einer dreitägigen Schlacht am Arges, wo sie von den Verbündeten umfaßt wurde. Die drei Heere, die getrennt herangezogen waren, vereinigten sich und brachten den Rumänen eine furchtbare entscheidende Niederlage bei. In voller Auflösung ging das rumänische Heer zurück und ließ über 100 Geschütze und 22000 Gefangene in den Händen der Sieger. Das fluchtartig weichende rumänische Heer vermochte in der Eile nicht, den Brückenkopf über den Arges zu zerstören, und so bot die Überschreitung des Flusses den Verfolgern keine Schwierigkeit.



Das Königliche Schloß in Bukarest.

Von den Truppenteilen, deren Verhalten in der großen Schlacht in den Heeresberichten mit besonderer Auszeichnung genannt wurden, waren das 18. Bayerische Reserve-Infanterie-Regiment, das Westpreußische Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 21 mit Artillerie unter dem Major von Richter vom Neumärkischen Feldartillerie-Regiment Nr. 54.

Mit der Niederlage am Arges war das Schicksal der rumänischen Hauptstadt besiegelt. Es folgten der großen Schlacht noch erbitterte Nachhutkämpfe, die aber nicht verhinderten, daß die unaufhaltsam vorrückenden Heere der Mittelmächte schon am Tage darauf die Bahnlinie Bukarest – Targoviste – Pietrosita überschritten. Die Gefangenenzahl des 3. Dezember erhöhte sich auf 12500; bei der 9. Armee kamen noch 2000, bei der Donau-Armee 2500 Mann hinzu. Am 5. näherte sich die 9. deutsch-österreichisch-ungarische Armee der Bahn Bukarest – Ploesti – Campina. Infolgedessen sahen sich die Rumänen genötigt, ihre Stellung nördlich von Sinaia zu räumen. In Sinaia rückten am Abend nach hartem Kampfe österreichische und ungarische Truppen ein. An der Bahn nordwestlich von Bukarest erbeuteten die Deutschen bedeutende Weizenvorräte, sie waren von den Engländern gekauft und bezahlt worden, damit sie nicht über die ungarische Grenze hatten geschafft werden können. Darum machte die reiche Beute den Deutschen besonderes Vergnügen.

Am Nachmittag des 5. Dezember sandte Mackensen einen Unterhändler nach Bukarest hinein, der die Stadt zur Übergabe auffordern sollte. Der König und die Königin mit ihrem ganzen Hofe waren schon mehrere Tage vorher nach Jassy geflüchtet. Hier im Nordzipfel des Landes, der noch nicht unmittelbar bedroht wurde, schlug das Königspaar sein Hoflager auf — im eigenen Lande Gäste der Russen, die sich schon als die Herren gebärdeten. Auch Bratianu mit seiner Regierung und die Abgeordneten des rumänischen Reichstags hatten sich aus dem Staube gemacht und hier unter dem Schutze der russischen Bajonette eine Zuflucht gefunden. Die meisten reichen und vornehmen Leute hatten Bukarest verlassen und waren nach Norden geflohen. Aber auch ein großer Teil der geringeren Bevölkerung hatte es für sicherer gehalten, aus der Stadt zu entweichen, um die Leiden einer etwaigen Belagerung nicht mit durchzumachen. Durch Luftangriffe der Deutschen, die gleich nach der Kriegserklärung eingesetzt und sich dann mehrfach wiederholt hatten, war längst eine verzagte Stimmung in der Hauptstadt entstanden. Trotzdem übergaben

Ein rumänisches Kavallerieregiment auf der Calea Victoriei, der Hauptstraße Bukarests.

die Rumänen Bukarest nicht ohne Kampf. Sie lehnten die Übergabebedingungen Mackensens ab, und so mußte denn der deutsche Feldherr zur Gewalt schreiten. Eines großen Aufwandes bedurfte es jedoch nicht. Am 6. nahmen Teile des Schmettow'schen Reiterkorps ein Fort der Nordfront, Teile des ... Armeekorps drängten nach und besetzten mehrere Forts an der Ost- und Westfront. Die rumänischen Fußtruppen leisteten ihnen dabei nur schwachen Widerstand, und die nun im Laufe des Tages heranrückende Donau-Armee fand überhaupt keinen Widerstand mehr. Eine Festung ersten Ranges, die mit allen Mitteln der Verteidigungskunst unserer Zeit ausgerüstet war, deren Ausbau Riesensummen verschlungen hatte, die ungeheure Massen von Lebensmitteln und Vorräten besaß, fiel an einem einzigen Tage in die Hände der Sieger, ohne daß die Geschütze auch nur ein einziges Wort hätten mitsprechen müssen. Die Zerrüttung des rumänischen Heeres konnte durch nichts schlagender bewiesen werden. In der westlichen Walachei befanden sich indessen die rumänischen Truppen, die nicht beizeiten abgezogen waren, wie in einem Kesseltreiben und wurden allmählich aufgerieben. Die größte rumänische Macht, die in diesem Teile des Landes noch zusammengeblieben war, wurde von dem Oberst von Szivo mit deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen am 5. Dezember am Altfluß zum Kampf gezwungen. Sie wurde zum großen Teil gefangen. Am 6. Dezember ergab sich der ganze Rest des rumänischen Westheeres: 10 Bataillone, 1 Eskadron, 6 Batterien, zusammen 8000 Mann und 26 Geschütze. Schon am Tage vorher hatten die Deutschen, Österreicher und Ungarn 6000 Gefangene und 4 Geschütze eingebracht.

An demselben Tage wie Bukarest fielen auch Ploesti und Campina. Der Fall von Bukarest machte in der Welt einen ungeheuren moralischen Eindruck. Der Fall von Ploesti war indessen nicht minder wichtig und in militärischer Hinsicht vielleicht noch wichtiger, denn die kürzeste Bahnverbindung zwischen Ungarn und der Walachei, die Strecke Kronstadt—Bukarest, war damit besetzt, und die größte Petroleum-Raffinerie Rumäniens sowie die wichtigsten Petroleumquellen des Landes waren in den Händen der Deutschen und ihrer Verbündeten. Die Rumänen hatten freilich bei ihrem Abzug nach der Weisung der englischen Offiziere und Beamten, unter denen sich der Oberst Thompson besonders auszeichnete, die Anlagen, die neutralem Kapital gehörten, so gründlich wie möglich zerstört, die Quellen verstopft und unbrauchbar gemacht, aber große Vorräte hatten sie doch in der Eile nicht vernichten können. Aus den bisherigen Erfahrungen des Krieges konnte geschlossen werden, daß die deutschen Techniker und Ingenieure in einigen Monaten alles wieder in Stand setzen würden, und vorläufig waren die erbeuteten Vorräte so groß, daß Öl und Benzin, die in der Kriegführung unserer Zeit unentbehrliche Dinge sind, und an denen die Mittelmächte schon lange bitteren Mangel gelitten hatten, von nun an ihnen gesichert waren. Schon tauchte in manchen englischen Köpfen der Gedanke auf, daß das Hineinziehen Rumäniens in den Krieg vielleicht die größte Dummheit gewesen sei, die man habe machen können. Die „Times" schrieb am 6. Dezember:

„Es wäre töricht, die Folgen einer vorübergehenden Besetzung eines großen Teiles von Rumänien und den bevorstehenden Verlust der Hauptstadt zu verkleinern; wir glauben, daß die moralische Wirkung vielleicht noch ernster sein wird als die materiellen Ergebnisse. Die militärischen Erfolge feuern den Feind an, verlängern den Krieg und machen einen tiefen Eindruck auf die Neutralen und hinterlassen bei den Verbündeten ein Gefühl der Demütigung. Die Geschichte der Verhandlungen, die dem Eingreifen Rumäniens vorangegangen sind, ist eine Kette diplomatischer Stümpereien, in die Lord Grey sich hineintreiben ließ und wobei er geführt wurde, anstatt selbst zu führen. Wir haben der Reihe nach in allen Balkanländern Niederlagen erlitten."

Das edle Blatt sprach die Wahrheit, nur wenn es von einer „vorübergehenden Besetzung" Rumäniens redete, so versetzte es seinen Lesern den üblichen Süßigkeitstrank, der in England, noch mehr in Frankreich, regelmäßig dem Volk gereicht werden mußte, wenn es eine bittere Pille schlucken sollte. Die Fortschritte der Mittelmächte in Rumänien waren und blieben derartige, daß es eher aussah, als sollte das ganze Land in ihre Hände fallen und zwar in der allernächsten Zeit. Am 7. Dezember stießen die am Predealpaß und Altschanzpaß zurückgehenden Rumänen bereits auf deutsche und österreichisch-ungarische Truppen und wurden von ihnen zum großen Teil gefangen. 10000 Gefangene machte allein die 9. Armee. Am 8. Dezember rieb der linke Flügel der 9. Armee die rumänischen Divisionen auf, die von den Pässen nordöstlich von Sinaia sich nach Südosten durchschlagen wollten, machte über 3000 Gefangene und erbeutete zahlreiche Geschütze. Vor dem rechten Flügel der 9. Armee und der rasch vordringenden Donau-Armee waren die Rumänen in vollem Rückzuge. Seit dem 1. Dezember, machte die deutsche Heeresleitung bekannt, haben die Rumänen an die beiden Armeen ungefähr 70000 Gefangene, 184 Geschütze, 120 Maschinengewehre verloren. Da das rumänische Heer sich tapfer gewehrt hatte, so war anzunehmen, daß sein Verlust an Toten und Verwundeten in dem richtigen Verhältnis zur Gefangenenzahl stand. Die Beute an Kriegsmaterial und Feldgeräten war unabsehbar. Am 9. und 10. zogen sich die Rumänen weiter zurück, verfolgt von dem siegreichen Heer Mackensens. Es regnete in Strömen. Die Straßen, soweit in Rumänien von Straßen gesprochen werden konnte, waren überall aufgeweicht. Auch hatten die Flüchtenden, wo sie es vermocht hatten, die Brücken zerstört, aber die Vorwärtsbewegung des deutschen und österreichisch-ungarischen Heeres vollzog sich trotzdem in der beabsichtigten Weise. Zwischen Silistria und Cernavoda gingen bulgarische Kräfte über die Donau. Die Gefangenenzahl wuchs in diesen Tagen um mehrere Tausend. Um den französischen Zeitungen das Maul zu stopfen, die behaupteten, das rumänische Heer sei so gut wie unversehrt und die Deutschen hätten wenig oder keine Beute machen können, veröffentlichten die deutschen Zeitungen nach

amtlichen Mitteilungen ihrer Regierung alles, was bis zum 10. Dezember in deutsche Hände gefallen war. Die Rumänen hatten 145000 Mann, 1600 Offiziere an Gefangenen eingebüßt; 422 Feldgeschütze, über die Hälfte, 24 schwere Geschütze, über ein Drittel des Bestandes, 364 Maschinengewehre, 200000 Gewehre, die Hälfte von allen, über die Rumänien gebot, war ihnen abgenommen worden. Von den 700 Lokomotiven, die das Königreich besessen hatte, waren 137, von seinen 18000 Eisenbahnwagen 4000 in die Hände des Siegers gefallen. Die reiche Ernte des garische Kräfte die Donau, am 15. erreichte der linke Flügel der 9. Armee in rastlosen Kämpfen die Straße Buzau–Rimnicul–Sarat; östlich von Buzau erkämpfte die 9. Armee den Buzaufluß-Abschnitt. Ihr rechter Flügel erzwang den Übergang über die Calmatuiul-Niederung. Bei diesen Kämpfen wurden wieder 2000 Gefangene gemacht. Die Donau-Armee drängte auch unaufhaltsam nach Nordosten vor. Am 16. nahm die 9. Armee im Vorgehen über den Buzau-Abschnitt 1150 Mann gefangen und eroberte 19 Lokomotiven und 400 meistens beladene Eisenbahnwagen.



Straße in Ploesti nach der Einnahme der Stadt durch die deutschen Truppen am 7. Dezember 1916.

Landes wurde zum großen Teil unausgedroschen vorgefunden. Da schon 65000 Quadratkilometer rumänischer Boden erobert worden waren, so hatten die Deutschen Getreide in großen Mengen erbeutet, wovon nur leider so gut wie nichts nach Deutschland kam. Das Meiste wurde den Österreichern und, wie behauptet wurde, auch den Türken überlassen. Am 11., 12. und 13. setzte das Heer Mackensens die Verfolgung fort, nahm Urziceni und Mizil und machte wieder 4000 Gefangene. „Die Große Walachei südlich der Bahn Bukarest–Cernavoda ist vom Feinde gesäubert", meldete am 13. der deutsche Heeresbericht. Am 14. verloren die Rumänen Buzau, einen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, und büßten wieder 4000 Gefangene ein. Bei Fetesti überschritten starke bul-

Am 25. meldete der deutsche Heeresbericht, daß sich in der großen Walachei neue Kämpfe entwickelten. Was das zu bedeuten hatte, ging aus den Meldungen der nachfolgenden Berichte hervor.

Der österreichische Heeresbericht über den 26. Dezember lautete:

„In der Großen Walachei nehmen die Kämpfe trotz Auftretens beträchtlicher russischer Verstärkungen einen günstigen Fortgang. Am unteren Camcatulint wurde Raum gewonnen. Südwestlich von Rimnicul-Sarat haben die Truppen des Generals von Falkenhayn in fünftägiger Schlacht die stark ausgebauten Stellungen des Feindes in 17 km Breite durchbrochen. Es wurden seit dem 23. Dezember 7600 Gefang ne, meist Russen, und 27 Maschinengewehre eingebracht. Die Einbuße des Gegners an Toten und Verwundeten ist außerordentlich groß."

Der deutsche Heeresbericht über den 27. Dezember meldete:

„Der 27. Dezember brachte der 9. Armee des Generals der Infanterie von Falkenhayn den vollen Sieg in der Schlacht bei Rimnicul-Sarat über die zur Verteidigung Rumäniens herangeführten Russen.

Der am 26. Dezember geworfene Feind suchte durch Gegenstöße starker Massen den verlorenen Boden zurückzugewinnen. Die Angriffe scheiterten. Preußische und bayerische Infanteriedivisionen stießen dem zurückflutenden Feinde nach, überrannten seine in der Nacht neu angelegten Stellungen und drangen über Rimnicul-Sarat hinaus vor.

Gleichzeitig durchbrachen weiter südöstlich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die stark verschanzten Linien der Russen, wehrten auch hier heftige gegen die Flanke geführte Gegenangriffe ab und kamen kämpfend in nordöstlicher Richtung vorwärts.

Wieder erlitt der Gegner bei seiner Niederlage schwere blutige Verluste. An Gefangenen wurden gestern 3000 Mann, an Beute 22 Maschinengewehre eingebracht. Die Zahl der von der 9. Armee in den Kämpfen bei Rimnicul-Sarat gemachten Gefangenen beträgt im ganzen 10220 Russen."



Ausgebrannte und zerstörte Petroleumtanks in Ploesti.

Der Durchbruch der 9. Armee wurde am 27. Dezember zu einem vollkommenen Siege. Das zur Rettung Rumäniens herangeführte russische Heer erlitt eine schwere blutige Niederlage. Es wollte durch Gegenstöße den am vorigen Tage verlorenen Boden zurückerobern, aber es wurde geworfen. Preußische und bayrische Infanterie-Divisionen drängten den Fliehenden nach, überrannten sie in den neu angelegten Stellungen und gelangten bis über Rimnicul-Sarat hinaus. Gleichzeitig durchbrachen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen südöstlich davon die russische Stellung und drängten die Russen in gegen die Flanke geführten Gegenangriffen siegreich abwehrend weit zurück. Sie nahmen ihnen dabei 3000 Gefangene ab. Die Gesamtzahl der in den Kämpfen bei Rimnicul-Sarat gefangenen Russen betrug am Abend des 27. Dezember 10200. Am 28. erreichten die bayrischen und österreichisch-ungarischen Truppen unter Krafft von Dellmensingen, der linke Flügel der 9. Armee, Dumitresci, nachdem sie im Gebirge den feindlichen Widerstand in heftigen Kämpfen gebrochen hatten. Der rechte Flügel der 9. Armee stieß zwischen dem Rimnicul-Abschnitt und dem Laufe des Buzau nach Nordosten vor und verhinderte die weichenden Russen, sich wieder festzusetzen.

Bei diesen Kämpfen zeichnete sich das westpreußische Infanterie-Regiment 148 aus. 3 Geschütze und 1400 Gefangene wurden den Russen abgenommen. Die 9. Armee folgte dann auf der ganzen Front zwischen Gebirge und Donau den weichenden Russen und Rumänen. Am 29. Dezember stand sie im fortschreitenden Angriff in der Linie nordöstlich Vizirul-Sutesti-Slobozia. An den beiden letzten Tagen des Dezember wurden die Russen auf dem rechten Flügel ihrer Stellung am Rande des Gebirges durch die Truppen der Generalleutnants Kühne und von Morgen geworfen.

Das Russenheer wurde durch die 9. Armee in die Stellung halbwegs Rimnicul-Sarat und Focsani, durch die Donau-Armee in den Brückenkopf von Braila gedrängt. Über Zweidrittel des rumänischen Landes war am Ende des Jahres in den Händen der Eroberer. Kein Volk, das sich dem Vierverband angeschlossen hatte, war so rasch wie die Rumänen von der gerechten Strafe ereilt worden.

## Griechenland im letzten Vierteljahr 1916.

Am 1. Oktober richtete der König von England an König Konstantin von Griechenland ein Telegramm, worin er ihn aufforderte, sich mit dem griechischen Heer dem Vierverband anzuschließen, da er sonst sein bisher bekundetes Wohlwollen nicht weiter betätigen könne. Der Griechenkönig ließ sich aber dadurch nicht von seinem Wege abbringen; er hatte wahrscheinlich von einem Wohlwollen des großbritannischen Herrschers so wenig gemerkt, daß ihm an seiner Fortdauer nichts gelegen war. Was hatte auch der schwächliche Georg von England zu bedeuten? In seinem Reiche herrschten andere Männer, und die waren entschlossen, den Willen des widerstrebenden Königs von Griechenland mit allen Mitteln zu brechen.

Eine Bitterkeit nach der anderen gaben sie ihm und seinem unglücklichen Volke zu kosten. Am 11. Oktober mußte der französische Admiral Fournet die Forderung an die griechische Regierung richten, daß die ganze Flotte mit Ausnahme einiger Kampfschiffe den Verbündeten übergeben werde. Auch die Piräus-Larissa-Eisenbahn mußte ihnen ausgeliefert werden; die Sicherheit der Truppen verlange das. Die griechische Regierung war nicht in der Lage, dieser Niedertracht mit Gewalt zu widerstehen; sie mußte sich fügen. Am 17. verlangten die Räuber noch die Gestellung von 200 Bahnwagen, und auch das mußte bewilligt werden. Am 26. verpflichtete sich der König, alle Maßregeln zu ergreifen, die zur Sicherung des Sarrail-Heeres notwendig seien; die Reservistenverbände sollten aufgelöst, alle zwischen 33 und 40 Jahren stehenden Leute entlassen, die Jahresklasse 1916 nicht einberufen werden.

In Saloniki hatte sich inzwischen eine griechische Regierung der Republik Griechenland, an deren Spitze Venizelos stand, unter dem Schutze der englischen und französischen Kanonen aufgetan. Sie beanspruchte die Herrschaft über die Landesteile, die von Venizelos und seinen Anhängern dem König abwendig gemacht worden waren. Es gab nun also zwei Regierungen in Griechenland: eine republikanische in Saloniki und eine in Athen, an deren Spitze nach dem Rücktritt des Kalogeropulos der Minister Lambros getreten war. Der König mußte am 24. Oktober diese Zustände ausdrücklich anerkennen, worauf ihm gestattet wurde, in dem ihm treu gebliebenen Teile Griechenlands zu regieren und neutral bleiben zu dürfen. Aber diese Zusicherung wurde ihm nicht gehalten. Da zwischen der königstreuen Besatzung von Katerini und einem Bataillon der Aufständischen ein Kampf stattgefunden hatte, so besetzten die Verbündeten, „um weiteres Blutvergießen zu vermeiden", am 4. November Katerini. An demselben Tage verlangte der französische Admiral Fournet vom König, die leichten griechischen Flottenstreitkräfte sollten unter englischer und französischer Flagge zur Abwehr der Unterseeboote verwendet werden. Der König und seine Regierung wiesen diese bodenlos unverschämte Forderung ab, weil damit natürlich die griechische Neutralität zu Ende gewesen wäre. Gegen den Willen des Königs mußten daraufhin die griechischen leichten Flottenstreitkräfte in Keratsini die französische Flagge hissen; eine Vergewaltigung folgte der anderen in buntem Wechsel. Am 7. November wurde der königlichen Regierung die Besetzung des Zeughauses und



Im rumänischen Petroleumgebiet: Blick auf die Ölquellen im Prahovatal.

die Besitznahme der gesamten Unterseeboot-Flottille und des Schießbedarfes auf der Insel Leros angezeigt. Truppen der Verbündeten besetzten das Arsenal in Athen und eine kleine Insel, wo sich ein Lager von Schießbedarf der griechischen Flotte befand. Die Raubmächte verlangten an demselben Tage die Verschlußstücke von den Geschützen der griechischen Torpedoboots-Flottille, die vermißt wurden. Am 13. mußte der König mit der Zurückziehung seiner Truppen aus Thessalien beginnen. Die Übergabe der griechischen Eisenbahnen, eines großen Teiles der Geschütze, sowie die Ausweisung von Ausländern, die im Verdachte standen, für die Mittelmächte zu wirken, wurde am 16. November gefordert. Der griechische Ministerrat erklärte am 19., daß es unmöglich sei, diese Forderung zu erfüllen, aber am 22. ließ der französische Admiral Fournet die mißliebigen Ausländer, deren Entfernung er gefordert hatte, namentlich die Gesandten Deutschlands, Österreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei, einfach aus Griechenland fortschaffen, womit aller bisherigen Mißachtung der griechischen Hoheitsrechte die Krone aufgesetzt wurde. Die Verwahrung, die von den Regierungen der Mittelmächte gegen diesen Hohn auf das Völkerrecht erhoben wurde, änderte natürlich nichts an der Sache und konnte überhaupt nur den Zweck haben, die neutralen Mächte gegen die Räuber aufzubringen, ein Zweck, der in keiner Weise erreicht wurde. Einige schweizerische und schwedische Blätter äußerten ihre Entrüstung, sonst sah die ganze Welt dem empörenden Schauspiel ruhig zu. Ende November begannen die Verhältnisse in Griechenland sich in einer für den König hochbedenklichen Weise zuzuspitzen. Er verweigerte wiederum dem französischen Admiral die Auslieferung von Geschützen und anderen zur Kriegführung nötigen Dingen. Darauf landeten die französischen Truppen in Athen und begannen verschiedene öffentliche Gebäude zu besetzen, worauf der König befahl, Widerstand zu leisten. Es kam am 1. und 2. Dezember zu einem Kampf, bei dem die ausgeschifften Truppen den Kürzeren zogen und nach dem Piräus zurückgeführt wurden. Die griechische Regierung ließ den Hergang der Dinge in London folgendermaßen darstellen:

„Die Königliche Regierung hat dem französischen Admiral durch zwei Briefe und mehrere Erklärungen wissen lassen, daß es unmöglich sei, das geforderte Kriegsmaterial auszuliefern. Obwohl der Admiral davon unterrichtet war, hat er zahlreiche Truppenabteilungen ausschiffen lassen, die in mehreren Trupps vom Piräus gegen die militärisch geschützte Hauptstadt marschierten und sogar einen Teil einer Vorstadt besetzten, aus dem sie die griechischen Truppen hinausdrängten. Die Königliche Armee beschloß dann nur, sich zu verteidigen und zwang die Angreifenden zum Rückzug. Auf Wunsch des französischen Admirals wurde nach den Zusammenstößen, die am Vormittag zwischen den Abteilungen der Alliierten



Die Kirche in Curtea de Arges, in der König Carol und Königin Elisabeth (Carmen Sylva) beigesetzt sind. Im Hintergrunde das Schloß. Die durch Curtea de Arges ziehenden deutschen Truppen legten auf Anordnung des Deutschen Kaisers an den Särgen des verstorbenen Königspaares Kränze nieder. Nach einer Zeichnung des Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.



Ansicht der rumänischen Haupthandelsstadt Braila in der Großen Walachei.

und unseren Truppen stattgefunden hatten, ein Waffenstillstand geschlossen. Trotzdem und nach Einstellung des Feuers begannen die Kriegsschiffe der Alliierten verschiedene Punkte der Stadt zu beschießen und schleuderten mindestens 38 Geschosse, davon 7 gegen das Königliche Schloß. Unter diesen Umständen konnte weder von Verräterei noch von einem Angriff ohne Herausforderung die Rede sein."

Lord Cecil hatte nämlich die Stirn gehabt, im englischen Unterhaus die Notwehr des griechischen Königs als einen Verrat und einen Angriff ohne jede Herausforderung zu bezeichnen. Man war in London und Paris aufs tiefste darüber verstimmt, daß die griechische Regierung es gewagt hatte, die Räuberscharen des Admirals Fournet zurückzudrängen und daß zugleich die Unruhen, die der alte Verräter Venizelos in Athen angezettelt hatte, für seine Anhänger höchst unglücklich verlaufen waren. Die Anhänger des Königs hatten überall die Oberhand behalten, und viele Venizelisten waren verhaftet worden. Da nun Venizelos unter dem Schutze des Vierverbandes stand, so verhängten die Großmächte am 7. Dezember das Schlimmste über Griechenland, was ihm begegnen konnte: die Blockade. Den fremden Schiffen war die Ausfahrt bis 10. Dezember gestattet, aber kein griechisches Schiff durfte die Häfen verlassen oder in sie einfahren, denn die Blockade wurde mit der größten Strenge gehandhabt. Griechenland und seine Inseln sind bekanntlich auf die Einfuhr von Lebensmitteln sehr stark angewiesen. Hielt also die Blockade längere Zeit an, so kam das Land in die Gefahr einer Hungersnot und ebenso die Inseln, die noch zum König hielten. Das erklärt die Unterwürfigkeit der griechischen Regierung, auch unter die bittersten Demütigungen, die ihr von den Raubmächten geboten wurden. Eine der unglaublichen Unverschämtheiten, die das vergewaltigte kleine Volk hinnehmen mußte, war die Note oder vielmehr das Ultimatum, das der englische Gesandte Elliot am 14. Dezember dem griechischen Minister des Äußern Zalakastos überreichte.



Vor dem Stadthaus in Buzau nach der Einnahme der Stadt am 15. Dezember 1916. Nach einer Zeichnung des Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.

Es lautete:

„Die jüngsten Ereignisse in Athen haben klar bewiesen, daß weder der griechische König noch die griechische Regierung im Besitze genügender Autorität über die griechische Armee sind, um zu verhindern, daß diese zu einer Bedrohung des Friedens und der Sicherheit der Armeen der Alliierten in Mazedonien werde. Unter diesen Umständen sehen sich die alliierten Regierungen gezwungen, um ihre Streitkräfte vor einem Angriff zu sichern, die sofortige Ausführung der Verschiebung von Truppen und Kriegsmaterial zu verlangen, die in der beigefügten technischen Note bezeichnet sind. Diese Verschiebungen müssen innerhalb 24 Stunden beginnen und so schnell als möglich durchgeführt werden. Außerdem wird jede Bewegung von Truppen und Kriegsmaterial nach Norden sofort verhindert werden. Falls die griechische Regierung sich diesen beiden Forderungen nicht unterwerfen sollte, so sind die Alliierten der Ansicht, daß eine solche Haltung einen feindseligen Akt gegen sie darstellen würde. Die Unterzeichneten haben den Befehl erhalten, mit dem Personal ihrer Gesandtschaften Griechenland zu verlassen, wenn sie nicht bei Ablauf der Frist von 24 Stunden, von der Übergabe dieser Mitteilung ab gerechnet, eine vollständige glatte Annahme seitens der Königlichen Regierung erhalten haben.

Die Blockade der griechischen Küsten wird so lange aufrecht erhalten werden, bis die griechische Regierung vollkommene Genugtuung für die kürzlichen Angriffe geleistet hat, die ohne Herausforderung von griechischen Streitkräften gegen alliierte Truppen in Athen unternommen wurden, und bis genügende Bürgschaften für die Zukunft gegeben sind."

Das Empörende an diesem Schriftstück war, daß es die Dinge geradezu auf den Kopf stellte. Die Verbandsmächte erschienen in ihm als die ruchlos Angegriffenen. Der Überfallene sollte, weil er das Verbrechen begangen hatte, sich zu wehren, Genugtuung leisten. Die griechische Regierung war aber zu schwach zum Widerstand. Er hätte die Vernichtung Athens und fast des ganzen Volkes zur Folge gehabt; darum antwortete sie am 15. Dezember:

„Vom Wunsche geleitet, nochmals einen Beweis der freundschaftlichen Gefühle zu geben, von denen sie gegenüber den Entente-Mächten beseelt ist, stimmt die Königliche Regierung den in der gestrigen Note enthaltenen Forderungen zu. Sie hat befohlen, daß Verschiebungen von Truppen und Kriegsmaterial, die in der dem Ultimatum beigefügten „technischen Note" umschrieben sind, schon heute beginnen und gemäß den Anordnungen der erwähnten Note möglichst schnell beendigt werden. Eine Truppenbewegung gegen Norden hat nicht stattgefunden. Die Wegführung des Kriegsmaterials nach dieser Richtung wird sofort aufgehoben werden. Was die Frage einer Genugtuung für die unglücklichen Vorgänge am 1. Dezember betrifft, wobei wider alles Erwarten Zusammenstöße zwischen griechischen Soldaten und Ententetruppen stattgefunden haben, so bezieht sich die Königliche Regierung auf ihre Erklärungen im vorgestern übergebenen Memorandum, woraus der feste Wille hervorgeht, jede loyale Genugtuung zu leisten; sie spricht zugleich die Hoffnung aus, die Ententemächte möchten auf ihre Beschlüsse über die Weiterführung der Blockade der griechischen Küste und Inseln zurückkommen. Diese Beschlüsse lasten schwer auf den guten Beziehungen zwischen den Alliierten und Griechenland und beeinflussen die öffentliche Meinung des Landes. Möchten sich die Mächte davon überzeugen, daß die beste Garantie für die Ausschließung jedes Mißverständnisses für die Zukunft im starken, aufrichtigen Wunsche der Königlichen Regierung und des griechischen Volkes liegt, die traditionellen ausgezeichneten Beziehungen zum Vierverbande baldmöglichst wiederhergestellt und fester geknüpft zu sehen zu enger Freundschaft, die auf gegenseitigem Vertrauen gegründet ist."

Es kam noch schlimmer. Am 31. Dezember unterzeichneten die Gesandten Englands, Frankreichs und Rußlands ein Ultimatum, das von der Königlichen Regierung in Athen forderte:

Bürgschaften.

1. Die griechischen Streitkräfte auf dem griechischen Festlande und im allgemeinen in allen Gebieten außerhalb des Peloponnes werden auf denjenigen Mannschaftsstand herabgesetzt, der unumgänglich nötig ist, für den Ordnungs- und Polizeidienst. Alle Waffen und Munition, welche das diesem Stande entsprechende Maß überschreiten, werden nach dem Peloponnes gebracht, wie auch alle Maschinengewehre und die gesamte Artillerie des griechischen Heeres mit ihrer Munition, so daß nach Beendigung der Überführung außerhalb des Peloponnes weder Kanonen, noch Maschinengewehre noch Material verbleiben. Die Fristen für die Ausführung werden im gemeinsamen Einvernehmen festgesetzt, sobald die griechische Regierung die Truppen- und Materialverschiebungen im Grundsatz angenommen hat.

Die so geschaffene militärische Lage bleibt solange bestehen, als die alliierten Regierungen es für nötig halten, und zwar unter Überwachung besonderer Delegierter, die von ihnen für diesen Zweck bei den griechischen Behörden beglaubigt werden.

2. Verbot aller Vereinigungen und Versammlungen von Reservisten in Griechenland nördlich von der Landenge von Korinth. Strenge Durchführung des Verbots für alle Zivilpersonen, Waffen zu tragen.

3. Wiederherstellung der verschiedenen Aufsichtsbefugnisse der Alliierten in einer Form, die im Einvernehmen mit der griechischen Regierung hergestellt wird, um sie so wenig lästig wie möglich zu gestalten.

Genugtuung.

4. Alle aus politischen Gründen, wegen Hochverrats, Verschwörung, Aufruhrs und ähnlicher Dinge Festgehaltenen sind sofort freizulassen. Diejenigen, welche infolge der Ereignisse vom 1. und 2. Dezember und der folgenden Tage ungerechter Weise gelitten haben, werden nach einer Untersuchung, welche im Einvernehmen zwischen der griechischen Regierung und den Alliierten geführt wird, entschädigt.

5. Der Kommandierende General des 1. Armeekorps soll abgesetzt werden, sofern nicht die Königliche Regierung zur Genugtuung der alliierten Regierungen festsetzt, daß diese Maßregel auf einen anderen General angewandt werden soll, auf den die Verantwortung für die am 1. Dezember gegebenen Befehle fiele.

6. Die griechische Regierung soll dem Gesandten der Alliierten förmliche Entschuldigungen überreichen. Die englische, die französische, die italienische und die russische Flagge sollen auf einem öffentlichen Platz in Athen in Gegenwart des Kriegsministers und der versammelten Garnison feierlich salutiert werden.

Nur eine Regierung, der das Messer an der Kehle saß, konnte solche Zumutungen annehmen. Besonders schmachvoll war das Ansinnen, die verhafteten Venizelisten loszulassen und auch noch zu entschädigen, denn Venizelos war von der griechischen Regierung als Hoch- und Landesverräter geächtet, vom Metropoliten Athens öffentlich verflucht worden. Er war, wie der Urheber alles Elends, das Griechenland betroffen hatte, so auch der Anstifter der Unruhen in Athen.

Am 11. Dezember hatte die Regierung einen seiner Briefe veröffentlicht, der in ihre Hände gefallen war, und aus dem das deutlich hervorging. Wäre der Griechenkönig ein von romantischen Gedanken erfüllter Mann gewesen, so hätte er wohl meinen müssen, es sei ehrenvoller, die schandbaren Anträge der übermächtigen Räuber abzuweisen und dann mit den Waffen in der Hand ritterlich kämpfend unterzugehen, aber er war kein Ritter, sondern ein nüchtern erwägender Staatsmann, und außerdem wußte er, daß sein Untergang als ritterlicher Held ein Volk von mehreren Millionen Menschen mit in den Abgrund gerissen hätte. Darum gab er nach und unterzeichnete die Annahme des Ultimatums. In einem Briefe an den Präsidenten Wilson stellte er alles zusammen, was Griechenland bisher an Vergewaltigungen erlitten hatte und erbat Vermittelung gegen die Mächte, die angeblich den Krieg zum Schutze der kleinen Nationen führten. Er täuschte sich über die Wesensart und die Absichten des wiedergewählten Oberhauptes der Vereinigten Staaten ebenso gründlich, wie sich die deutschen Staatsmänner von Anbeginn des Krieges in ihm getäuscht hatten und noch täuschten. Wilson fand kein Wort der Entrüstung über die Quälerei des kleinen Volkes, das nur mißhandelt wurde, weil es in Frieden leben wollte. Auch die öffentliche Meinung seines Landes zwang ihn nicht zu einer Kundgebung gegen die Raubmächte; was England tat, erschien den Amerikanern als recht und gut, oder sie taten wenigstens so, denn an England verdiente die amerikanische Großindustrie ungeheure Summen, und wenn England nicht siegte, so verloren die amerikanischen Bankhäuser ihr schweres Geld. Und so gebot denn der allmächtige Gott Dollar seinen Söhnen, den Yankees, daß sie zu allem Unrecht Englands Ja und Amen sagen mußten.

# Der See- und Luftkrieg im ersten Vierteljahr 1917. — Der Eintritt Amerikas in den Krieg.

Der Januar des Jahres 1917 brachte im Luftkriege überhaupt keine Ereignisse von irgendwelcher Bedeutung und im Seekriege zwischen den Kriegsschiffen beider Teile nur Ereignisse von untergeordneter Bedeutung. Hervorzuheben sind die folgenden:

Am 1. versenkte ein deutsches U-Boot, dasselbe, das schon im Dezember 1916 das französische Linienschiff „Gaulois“ versenkt hatte, im Mittelmeer den englischen Transportdampfer „Ivernia“ von der Cunard-Linie mit 14278 Bruttoregistertonnen und bohrte am 3. Januar einen bewaffneten Transportdampfer von 6000 Tonnen in den Grund. Sein Kommandant war der Oberleutnant Steinbauer. Am 3. Januar lief das russische Linienschiff „Pereswjet“ (12876 Tonnen und 633 Mann Besatzung) vor dem Suezkanal auf eine Mine und sank. Am 9. wurde das englische Linienschiff „Cornwallis“ (14200 Tonnen, 750 Mann Besatzung) südöstlich von Malta von einem deutschen U-Boot unter Befehl des Kapitänleutnants Hartwig versenkt, obwohl es durch leichte Streitkräfte gesichert war. Am 14. sank im Hafen von Jokosuka der japanische Panzerkreuzer „Tsukupa“, wobei 200 Mann der Besatzung ertranken. Die Ursache seines Unterganges blieb unaufgeklärt, doch war sein Verlust den Japanern sehr schmerzlich, denn er war erst 1905 erbaut und umfaßte 14000 Tonnen.

Die Mitte des Monats brachte die überraschende Nachricht, daß sich der deutsche Hilfskreuzer „Möwe“ wieder auf der Fahrt befinde und auf dem Atlantischen Ozean den Engländern und ihren Bundesgenossen sehr beträchtlichen Abbruch getan habe. In Pernambuco traf der japanische Dampfer „Hudson Maru“ am 15. Januar als deutsche Prise mit deutscher Prisenbesatzung ein. Er hatte die Kapitäne von 10 Schiffen, die vom 16. Dezember 1916 bis 12. Januar 1917 von den Deutschen auf hoher See versenkt worden waren, und einen Teil ihrer Besatzung an Bord. Das allermerkwürdigste Heldenstück aber vollbrachte am 31. Dezember 1916 der Offiziersstellvertreter Badewitz (er war eigentlich erst Obermatrose), indem er den englischen Dampfer „Yarrowdale“, der ihm vom Kommandanten der „Möwe“ als Prise anvertraut worden war, durch den Atlantischen Ozean und durch die englische Kanalsperre hindurch in den Hafen von Swinemünde einbrachte. Der Dampfer hatte die wertvollste Ladung an Bord, und Badewitz mußte mit 16 Mann Besatzung 469 Kriegsgefangene be-



Türkische Artillerie beim Übergang über die Kriegsbrücke bei Odobesti. Nach einer Zeichnung des Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung“ Albert Reich.

wachen. Man denkt dabei unwillkürlich an den englischen Kapitän des „King Stephen“, der deutsche Seeleute deshalb nicht aus Seenot rettete, weil es ihm zu gefährlich erschien, sie auf sein Schiff zu nehmen. — Das deutsche Kaperschiff hatte den Engländern und ihren Verbündeten bis zum 12. Januar 68500 Tonnen Schiffsraum vernichtet.

Am 18. versenkte ein deutsches U-Boot im Kanal einen englischen Zerstörer der M-Klasse durch Torpedoschuß.

Am 24. meldete der deutsche Admiralstab:

„Bei einer Unternehmung von Teilen unserer Torpedostreitkräfte kam es am 23. früh in den Hoofden zu einem Zusammenstoß mit englischen leichten Streitkräften. Hierbei wurde ein feindlicher Zerstörer während des Kampfes vernichtet, ein zweiter wurde nach dem Gefecht von unseren Flugzeugen in sinkendem Zustande beobachtet. Von unseren Torpedobooten ist eins durch erlittene Havarie in Seenot geraten und hat nach eingegangenen Meldungen den holländischen Hafen Ymuiden angelaufen. Unsere übrigen Boote sind vollzählig mit geringen Verlusten zurückgekehrt.“

Am 25. Januar wurde 250 Seemeilen östlich von Malta der französische Truppentransportdampfer „Admiral Dagon“ versenkt, wobei freilich nur etwa 100 Mann der Besatzung mit untergingen. An demselben Tage verloren die Engländer an der irischen Küste ein großes Schiff, den Hilfskreuzer „Laurentic“ von 14892 Tonnen, der dort auf eine Mine lief und mit 200 Mann Besatzung unterging. Am 27. stießen leichte deutsche Seestreitkräfte in den englischen Küstengewässern südlich Lowestoft vor, um die dort befindlichen englischen Bewachungs- und Vorpostenschiffe anzugreifen. Da sie keinen Gegner vorfanden, beschossen sie den befestigten Platz Southwold auf nahe Entfernung, beobachteten mehrere Treffer und kehrten dann wohlbehalten zurück.

Auf die Art der englischen Seekriegführung ließ eine Denkschrift der deutschen Regierung vom 29. Januar ein scharfes Licht fallen. Sie wurde dem amerikanischen und dem spanischen Botschafter zur Übermittlung an die englische und französische Regierung überreicht und hatte folgenden Wortlaut:

„Seit geraumer Zeit haben die feindlichen Regierungen, insbesondere die Britische, ihre Lazarettschiffe nicht nur zu Zwecken der Hilfeleistung für Verwundete, Kranke und Schiffbrüchige, sondern auch zu militärischen Zwecken benutzt und dadurch das Haager Abkommen über die Anwendung der Genfer Konvention auf den Seekrieg verletzt.



Straße in Macin. (Phot. H. Eder, München.)

Verdacht erregen mußte schon der Umstand, daß die Britische Regierung während des Feldzugs auf der Halbinsel Gallipoli den Regierungen des Vierbundes eine unverhältnismäßig große Menge von Schiffen als Lazarettschiffe bezeichnete, die unmöglich der ausschließlichen Beförderung und Pflege von Verwundeten und Kranken dienen konnten; so wurden von ihr allein im Jahre 1915 nicht weniger als 59 Schiffe als Lazarettschiffe angezeigt, nachdem sie seit Beginn des Krieges bereits 40 Schiffe als Lazarettschiffe angemeldet hatte. Die Türkische Regierung hat denn auch nach der siegreichen Beendigung des Gallipoli-Feldzuges den neutralen Mächten durch eine Protestnote mitgeteilt, daß die englischen Befehlshaber die im östlichen Mittelmeer befindlichen Lazarettschiffe zur Rückschaffung von Truppen und militärischen Vorräten verwendet haben.

Dazu kam, daß die Britische Regierung nicht, wie dies sonst üblich ist, bestimmte Schiffe ein für allemal als Lazarettschiffe ausstattete und während der Kriegsdauer verwendete, sondern vielfach ein und dasselbe Schiff bald auf die Liste der Lazarettschiffe setzte, bald wieder von der Liste strich, so daß es der Deutschen Regierung kaum noch möglich war, ihren Seestreitkräften die entsprechenden Mitteilungen rechtzeitig zukommen zu lassen. So ist z. B. der Dampfer „Copenhagen“, der von der Britischen Regierung als Transportschiff verwendet wurde, durch Verbalnote der Amerikanischen Botschaft in Berlin vom 14. Oktober 1914 als Lazarettschiff angemeldet worden, darauf am 6. Februar 1915 wieder als von der Liste gestrichen bezeichnet, am 1. Januar 1916 von neuem auf die Liste gesetzt und am 4. März 1916 wieder von der Liste gestrichen worden. Dieses Verfahren machte geradezu den Eindruck, als solle über den Charakter der so verwendeten Schiffe eine Unsicherheit und Verwirrung erzeugt werden, die je nach Bedarf den friedlichen oder kriegerischen Charakter des Schiffes hervorzuheben gestattete.

Weiter gingen der Deutschen Regierung schon im Jahre 1915 zahlreiche glaubwürdige Nachrichten zu, daß die englischen Lazarettschiffe im Kanal, die im wesentlichen die Verwundeten des auf französisch-belgischem Gebiete kämpfenden britischen Landheeres aus französischen Häfen abzuholen und nach englischen Häfen zu befördern hatten, bei der Reise von England nach Frankreich auffallend tief beladen waren, während sie bei der Rückreise normalen Tiefgang hatten. Aus diesem Umstand wurde von verschiedenen Beobachtern, insbesondere von Kapitänen, geschlossen, daß die Schiffe unter Mißbrauch des Roten Kreuzes bei der Ausreise nach Frankreich als Munitionstransportschiffe benutzt wurden.

Diese Vermutung ist alsdann durch eine Reihe einwandfreier Zeugnisse bestätigt worden. Englische Soldaten haben eine solche Benutzung der Lazarettschiffe offen zugegeben. Ein französischer Sergeant hat einem deutschen Gefangenen erzählt, er habe genau beobachtet, wie Munition nachts in vielen Autos im Hafen von Marseille in das Lazarettschiff „La France“ hereingeschleppt worden sei. Englische Matrosen haben nach der eidesstattlichen Erklärung eines glaubwürdigen Neutralen erzählt, daß von englischer Seite die Munitionsüberführung nach Frankreich vielfach mit Lazarettschiffen besorgt würde. Endlich liegen eidliche Aussagen von Augenzeugen vor, die zugegen waren, wie Munition an Bord von Hospitalschiffen übergeladen wurde.

Die schwerste Verletzung des erwähnten Haager Abkommens besteht aber darin, daß die Britische und die Fran-

zösische Regierung in zahlreichen Fällen ihre Truppentransporte durch Lazarettschiffe haben besorgen lassen. Abgesehen davon, daß höhere Offiziere die Reise auf Lazarettschiffen zu bevorzugen scheinen, liegen für die Beförderung geschlossener Truppenteile eine große Anzahl glaubwürdiger Nachrichten, insbesondere auch eidliche Zeugnisse vor. Im Kanal wird der Truppentransport durch Lazarettschiffe offenbar gewohnheitsgemäß vorgenommen. Überdies ist verschiedentlich die Bewaffnung solcher Schiffe festgestellt worden.

Die Berichte der in den Anlagen aufgeführten Gewährsmänner und Zeugen bilden nur einen kleinen Teil des der Deutschen Regierung vorliegenden Materials. Auch haben von diesen Personen verschiedene nicht mit Namen aufgeführt werden können, weil sie sich unmittelbar oder mittelbar im feindlichen Machtbereich befinden und daher durch Namhaftmachung schweren Vergeltungsmaßnahmen ausgesetzt werden würden. Jedenfalls steht es für die Deutsche Regierung außer allem Zweifel, daß die feindlichen Regierungen durch ihr Verhalten das Haager Abkommen über die Anwendung der Genfer Konvention fortgesetzt aufs gröblichste verletzt haben.

Die Deutsche Regierung wäre dem Vertragsbruch der Feinde gegenüber berechtigt, sich auch ihrerseits von dem Abkommen in seinem vollen Umfange loszusagen; doch will sie davon aus Gründen der Menschlichkeit noch Abstand nehmen. Anderseits kann sie nicht länger zulassen, daß die Britische Regierung ihre Truppen- und Munitionstransporte nach dem Hauptkriegsgebiet unter dem heuchlerischen Deckmantel des Roten Kreuzes ungefährdet befördert; sie erklärt daher, daß sie von nun an kein feindliches Lazarettschiff in dem Seegebiet dulden wird, das zwischen den Linien Flamborough Head und

**Einmarsch deutscher Truppen in Macin, den von den Rumänen hartnäckig verteidigten Brückenkopf an der unteren Donau.** (Phot. H. Eder, München.)



**Von der Weihnachtsschlacht bei Rimnicul-Sarat, die am 27. Dezember 1916 mit der Einnahme der Stadt durch deutsche Truppen der Armee des Generals v. Falkenhayn endigte. Nach einer Zeichnung des Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.**



In der hinteren Maschinengondel eines Zeppelin-Luftschiffs während der Fahrt

Nach einem Aquarell auf Grund von Studien an Bord des Luftschiffs v

durch die feindliche Luftsperre nach einem erfolgreichen Angriff auf England.

on dem Sonderzeichner der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.



Terschelling einerseits, Quessant und Landsend andrerseits liegt. Sollten in diesem Seegebiet nach einer angemessenen Frist noch feindliche Lazarettschiffe angetroffen werden, so würden sie als kriegführende angesehen und ohne weiteres angegriffen werden. Die Deutsche Regierung glaubt zu dieser Maßnahme um so eher schreiten zu können, als den feindlichen Lazarettschiffen der Weg vom westlichen und südlichen Frankreich nach dem Westen Englands frei bleibt und daher der Transport verwundeter Engländer in ihre Heimat nach wie vor ungehindert erfolgen kann."

Die Richtigkeit der in der Denkschrift angeführten Tatsachen wurde durch eine große Zahl beigefügter Berichte und Zeugenaussagen bewiesen.

Natürlich setzte in englischen Zeitungen sofort der übliche Cant ein: Deutschland achtet das Völkerrecht nicht mehr, Deutschland greift die beklagenswerten Opfer des Krieges, die Verwundeten, an und sucht sie zu vernichten. Noch nie hat das deutsche Volk so klar bewiesen, daß es außerhalb der eigentlichen Menschheit stehe. So erscholl es von allen Seiten. Lange dauerte es aber nicht an, denn alle diese ehrenwerten Blätter bekamen schon ein paar Tage später einen Anlaß zum Schimpfen, wie sie ihn bisher noch nicht gehabt hatten: Deutschland erklärte nämlich am 31. Januar den uneingeschränkten U-Bootkrieg, tat also einen Schritt, den ein großer, ja der größte Teil des Volkes schon seit Monaten beständig forderte. Bis zum 31. Dezember 1916 waren nach Angabe des deutschen Admiralstabes durch U-Boote und Minen 4021500 Tonnen der Welttonnage versenkt worden, eine Zahl, die durch englische amtliche Angaben bestätigt wurde. In den letzten Monaten des Jahres 1916 war die Menge des versenkten Schiffsraumes ins Ungeheuerliche gestiegen. Im Januar 1917 erreichten die Verluste eine Höhe, die alles bisher Dagewesene überstieg. Es wurden versenkt 170 Schiffe mit 336000 Tonnen, die den Vierverbandsvölkern, 58 Schiffe mit 103500 Tonnen, die den neutralen Völkern gehörten, zusammen demnach 228 Schiffe mit 439500 Tonnen (immer Bruttoregistertonnen zu verstehen). Das war erreicht worden, trotzdem die peinlichsten Rücksichten auf die Neutralen genommen werden mußten. Der Schluß lag nahe, und die Ereignisse bestätigten später seine Richtigkeit, daß die deutschen U-Boote, wenn sie durch nichts mehr gehindert wurden, die doppelte Anzahl von Tonnen würden vernichten können, das heißt im Jahre mindestens 10 Millionen Tonnen, wobei noch in Betracht gezogen werden mußte, daß die Zahl und Güte der deutschen U-Boote ständig zunahm, also diese Zahl höchstwahrscheinlich noch bedeutend wachsen würde. Ging Deutschland also rücksichtslos vor, so war in 2—3 Jahren trotz aller Neubauten von der Welttonnage überhaupt nichts Nennenswertes mehr übrig, vorausgesetzt, daß die Neutralen fortfuhren, England wie bisher anzulaufen und nicht vorzogen, ihre Schiffe zu schonen. Es mußte aber erwartet werden, daß sie klug genug sein würden, ihre Lieferungen nach und nach einzustellen, und das mußte ja einer der Hauptzwecke des deutschen Vorgehens sein. Dann hatte England die Wahl: entweder, es schickte seine Handelsflotte aus — dann schmolz sie zusammen und verschwand am Ende, oder es hielt sie zurück — dann starb es binnen Jahresfrist den Hungertod, denn nicht ein Drittel von dem, was das britische 45 Millionenvolk zum Leben gebrauchte, konnte es im eigenen Lande erzeugen. Es gab dann nur zwei Wege zur Rettung für England: es mußte ein Mittel finden, die U-Boote unschädlich zu machen oder auf dem Festlande derartige Siege erringen, daß Deutschland genötigt wurde, einen ungünstigen Frieden zu schließen.

Die deutsche Regierung hatte nach den bisherigen Erfahrungen keine Ursache, zu glauben, daß eins von beiden wahrscheinlich sei, und so entschloß sie sich zu dem ungeheuer folgenschweren Schritte. Wilson hatte am 22. Januar eine Botschaft an den amerikanischen Senat gerichtet, worin er alles Mögliche und Unmögliche über die zukünftige Gestaltung der Welt unter dem Zeichen eines allgemeinen Völkerfriedens und über die Mittel und Wege, diesen herrlichen Zustand herbeizuführen, zusammengefaselt hatte. Sein langatmiges Geschwätz war ihm selbst so wichtig und bedeutungsvoll erschienen, daß er es der deutschen Regierung amtlich mitgeteilt hatte. Sie antwortete darauf am 31. Januar und benutzte so die Gelegenheit, der Welt mitzuteilen, wie sie sich die Herbeiführung des Friedens auf Erden dachte. Das bedeutungsvolle Schriftstück lautete:

Berlin, den 31. Januar 1917.

Euere Exzellenz haben die Güte gehabt, mir unter dem 22. d. Mts. von der Botschaft Mitteilung zu machen, die der Herr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika am gleichen Tage an den amerikanischen Senat gerichtet hat. Die Kaiserliche Regierung hat von dem Inhalt der Botschaft mit der ernsten Aufmerksamkeit Kenntnis genommen, die den von hohem Verantwortlichkeitsgefühl getragenen Darlegungen des Herrn Präsidenten zukommt. Es gereicht ihr zu großer Genugtuung, festzustellen, daß die Richtlinien dieser bedeutsamen Kundgebung in weitem Umfange mit den Grundsätzen und Wünschen übereinstimmen, zu denen sich Deutschland bekennt. Hierzu gehört an erster Stelle das Recht der Selbstbestimmung und die Gleichberechtigung aller Nationen; in Anerkennung dieses Prinzips würde Deutschland es aufrichtig begrüßen, wenn Völker, wie Irland und Indien, die sich der Segnungen staatlicher Unabhängigkeit nicht erfreuen, nunmehr ihre Freiheit erlangten. Bündnisse, die die Völker in den Wettbewerb um die Macht hineintreiben und in ein Netz eigennütziger Intrigen verstricken, lehnt auch das deutsche Volk ab. Dagegen ist seine freudige Mitarbeit allen Bemühungen gesichert, die auf die Verhütung künftiger Kriege abzielen. Die Freiheit der Meere als Vorbedingung für den freien Bestand und den friedlichen Verkehr der Völker hat ebenso wie die offene Tür für den Handel aller Nationen stets zu den leitenden Grundsätzen der deutschen Politik gehört.

Um so tiefer beklagt es die Kaiserliche Regierung, daß das friedensfeindliche Verhalten ihrer Gegner es der Welt unmöglich macht, schon jetzt die Verwirklichung dieser erhabenen Ziele in Angriff zu nehmen. Deutschland und seine Verbündeten waren bereit, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten, und hatten als Grundlage die Sicherung des Daseins, der Ehre und der Entwicklungsfreiheit ihrer Völker bezeichnet. Ihre Pläne waren, wie sie in der Note vom 12. Dezember 1916 ausdrücklich betonten, nicht auf die Zerschmetterung oder Vernichtung der Gegner gerichtet und nach ihrer Überzeugung mit den Rechten der anderen Nationen wohl vereinbar. Was insbesondere Belgien anlangt, das den Gegenstand warmherziger Sympathien in den Vereinigten Staaten bildet, so hatte der Reichskanzler wenige Wochen zuvor erklärt, daß eine Einverleibung Belgiens niemals in Deutschlands Absichten gelegen habe.

Deutschland wollte in dem mit Belgien zu schließenden Frieden lediglich Vorsorge dafür treffen, daß dieses Land, mit dem die Kaiserliche Regierung in guten nachbarlichen Verhältnissen zu leben wünscht, von den Gegnern nicht zur Förderung feindlicher Anschläge ausgenützt werden kann. Eine solche Vorsorge ist um so dringender geboten, als die feindliche Machthaberei in wiederholten Reden und namentlich in den Beschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz unverhüllt die Absicht ausgesprochen hat, Deutschland auch nach Wiederherstellung des Friedens nicht als gleichberechtigt anzuerkennen, vielmehr systematisch weiter zu bekämpfen.

An der Eroberungssucht der Gegner, die den Frieden diktieren wollen, ist der Friedensversuch der vier Verbündeten gescheitert. Unter dem Aushängeschild des Nationalitätenprinzips haben sie als Kriegsziel enthüllt, Deutschland, Österreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien zu zerstückeln und zu entehren. Dem Versöhnungsversuch stellen sie ihren Vernichtungswillen entgegen. Sie wollen den Kampf bis aufs äußerste.

So ist eine neue Sachlage entstanden, die auch Deutschland zu neuen Entschlüssen zwingt. Seit zwei und einhalb Jahren mißbraucht England seine Flottenmacht zu dem frevelhaften Versuch, Deutschland durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. In brutaler Mißachtung des Völkerrechts unterbindet die von England geführte Mächtegruppe nicht nur den legitimen Handel ihrer Gegner; durch rücksichtslosen Druck nötigt sie auch die neutralen Staaten, jeden ihr nicht genehmen Handelsverkehr aufzugeben oder den Handel nach willkürlichen Vorschriften einzuschränken. Das amerikanische Volk kennt die Bemühungen, die unternommen worden sind, um England und seine Bundesgenossen zur Rückkehr zum Völkerrecht und zur Achtung vor dem Gesetz der Freiheit der Meere zu bewegen. Die englische Regierung verharrt bei ihrem Aushungerungskrieg, der zwar die Wehrkraft des Gegners nicht trifft, aber Frauen und Kinder, Kranke und Greise zwingt, um ihres Vaterlandes willen schmerzliche, die Volkskraft gefährdende Entbehrungen zu erdulden. So häuft britische Herrschsucht kalten Herzens die Leiden der Welt, unbekümmert um jedes Gebot der Menschlichkeit, unbekümmert um die Proteste der schwer geschädigten Neutralen, unbekümmert selbst um die stumme Friedenssehnsucht bei den Völkern der eigenen Bundesgenossen. Jeder Tag, den das furchtbare Ringen andauert, bringt neue Verwüstungen, neue Not und neuen Tod. Jeder Tag, um den der Krieg abgekürzt wird, erhält auf beiden Seiten Tausenden tapferen Kämpfern das Leben und ist eine Wohltat für die gepeinigte Menschheit.

Die Kaiserliche Regierung würde es vor ihrem eigenen Gewissen, vor dem deutschen Volk und vor der Menschheit nicht verantworten können, wenn sie irgend ein Mittel unversucht ließe, das Ende des Krieges zu beschleunigen. Mit dem Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten hatte sie gehofft, dieses Ziel durch Verhandlungen zu erreichen. Nachdem der Versuch zur Verständigung von den Gegnern mit verschärfter Kampfansage beantwortet worden ist, muß die Kaiserliche Regierung, wenn sie in höherem Sinne der Menschheit dienen und sich an den eigenen Volksgenossen nicht versündigen will, den ihr von neuem aufgedrungenen Kampf ums Dasein nunmehr unter vollem Einsatz aller Waffen fortführen. Sie muß daher auch die Beschränkungen fallen lassen, die sie sich bisher in der Verwendung ihrer Kampfmittel zur See auferlegt hat.

Im Vertrauen darauf, daß das amerikanische Volk und seine Regierung sich den Gründen dieses Entschlusses und seiner Notwendigkeit nicht verschließen werden, hofft die Kaiserliche Regierung, daß die Vereinigten Staaten die neue Sachlage von der hohen Warte der Unparteilichkeit würdigen und auch an ihrem Teil mithelfen werden, weiteres Elend und vermeidbare Opfer an Menschenleben zu verhüten.

Indem ich wegen der Einzelheiten der geplanten Kriegsmaßnahmen zur See auf die anliegende Denkschrift Bezug nehmen darf, darf ich gleichzeitig der Erwartung Ausdruck geben, daß die Amerikanische Regierung amerikanische Schiffe vor dem Anlaufen in die in der Anlage beschriebenen Sperrgebiete und ihre Staatsangehörigen davor warnen wird, den mit Häfen der Sperrgebiete verkehrenden Schiffen Passagiere oder Frauen anzuvertrauen.

Ich benutze diesen Anlaß, um Euerer Exzellenz den Ausdruck meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern.

(gez.) Zimmermann.



Abwehr eines Fliegerangriffs auf der oberen Plattform eines Zeppelin-Luftschiffes während eines Fluges über England. Nach einer Zeichnung auf Grund von Studien an Bord des Luftschiffes von dem Sonderzeichner der „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

### Die in der Note erwähnte Denkschrift hatte folgenden Wortlaut:

Vom 1. Februar 1917 ab wird in den nachstehend bezeichneten Sperrgebieten um Großbritannien, Frankreich und Italien herum und im östlichen Mittelmeer jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegengetreten werden. Solche Sperrgebiete sind

a. im Norden ein Gebiet um England und Frankreich, das begrenzt wird durch eine Linie in 20 (zwanzig) Seemeilen Abstand längs der holländischen Küste bis Terschelling-Feuerschiff, den Längengrad von Terschelling-Feuerschiff bis Udsire, eine Linie von dort über den Punkt 62 Grad Nord 0 (null) Grad Länge nach 62 Grad Nord 5 Grad West, weiter zu einem Punkt 3 (drei) Seemeilen südlich der Südspitze der Färöer, von dort über Punkt 62 Grad Nord 10 Grad West nach 61 Grad Nord 15 Grad West, dann 57 Grad Nord 20 Grad West, bis 47 Grad Nord 20 Grad West weiter nach 43 Grad Nord 15 Grad West, dann auf dem Breitengrad 43 Grad Nord entlang bis 20 Seemeilen von Cap Finisterre und in 20 Seemeilen Abstand entlang der spanischen Nordküste bis zur französischen Grenze.

b. im Süden das Mittelmeer. Der neutralen Schiffahrt bleibt offen das Seegebiet westlich der Linie Pt. de l'Espiquette bis zu 30 Grad 20 Minuten Nord und 6 Grad Ost,

sowie nördlich und westlich eines 60 Seemeilen breiten Streifens längs der nordafrikanischen Küste beginnend auf 2 Grad Westlänge.

Zur Verbindung dieses Seegebiets mit Griechenland führt ein 20 Seemeilen breiter Streifen nördlich bezw. östlich folgender Linie: 38 Grad Nord und 6 Grad Ost nach 38 Grad Nord und 10 Grad Ost nach 37 Grad Nord und 11 Grad 30 Minuten Ost nach 34 Grad Nord und 11 Grad 30 Minuten Ost nach 34 Grad Nord und 22 Grad 30 Minuten Ost.

Von hier führt ein 20 Seemeilen breiter Streifen westlich 22 Grad 30 Minuten östlicher Länge in die griechischen Hoheitsgewässer.

Neutrale Schiffe, die Sperrgebiete befahren, tun dies auf eigene Gefahr. Wenn auch Vorsorge getroffen ist, daß neutrale Schiffe, die am 1. Februar auf der Fahrt nach Häfen der Sperrgebiete sind, während einer angemessenen Frist geschont werden, so ist doch dringend anzuraten, daß sie mit allen verfügbaren Mitteln gewarnt und umgeleitet werden.

Neutrale Schiffe, die in Häfen der Sperrgebiete liegen, können mit gleicher Sicherheit die Sperrgebiete noch verlassen, wenn sie vor dem 5. Februar auslaufen und den kürzesten Weg in freies Gebiet nehmen.

Der Verkehr der regelmäßigen amerikanischen Passagierdampfer kann unbehelligt weitergehen, wenn

a. Falmouth als Zielhafen genommen wird,

b. auf dem Hin- und Rückwege die Scillys sowie ein Punkt 50 Grad Nord, 20 Grad West angesteuert wird. Auf diesem Wege werden keine deutschen Minen gelegt werden,

c. die Dampfer folgende besondere in den amerikanischen Häfen ihnen allein gestattete Abzeichen führen: Anstrich des Schiffsrumpfes und der Aufbauten 3 Meter breite Vertikalstreifen abwechselnd weiß und rot und an jedem Mast eine große weiß- und rotkarierte Flagge, am Heck amerikanische Nationalflagge. Bei Dunkelheit müssen Nationalflagge und Anstrich der Schiffe nach Möglichkeit von weitem gut erkennbar und die Schiffe durchweg hell erleuchtet sein,

d. ein Dampfer wöchentlich in jeder Richtung geht, dessen Ankunft in Falmouth Sonntags, Abfahrt aus Falmouth Mittwochs erfolgt,

e. Garantie der amerikanischen Regierung gegeben wird, daß diese Dampfer keine Bannware (nach deutschen Bannwarelisten) mit sich führen.

Karten, in welchen die Sperrgebiete eingezeichnet sind, sind in je zwei Exemplaren beigefügt.

Den Regierungen der anderen neutralen Staaten sind entsprechende Noten übermittelt worden.

Diese Note führte in allerkürzester Frist einen Bruch mit Amerika herbei, ward also der Anlaß zu einem der bedeutungsvollsten Ereignisse des Krieges. Gern griff Wilson nicht in den Krieg ein, das kann man ihm schon glauben. Ohne Blutvergießen und ohne jedes Wagnis hatte Amerika bisher Milliarden Dollars verdient — hätte das so bleiben können, so wäre es den betenden und psalmensingenden Friedenspredigern jenseits des Ozeans recht gewesen. Aber es konnte nicht so bleiben, denn nun mit einem Male geriet das ganze schöne Geld, das die Yankees den englischen Vettern geborgt hatten, in die allergrößte Gefahr.

Die Washingtoner Staatsmänner wußten es so gut wie die Londoner, was der uneingeschränkte U-Bootkrieg bedeutete, nämlich die schwerste Bedrohung nicht nur der englischen Weltstellung, sondern des englischen Daseins. England kam in Gefahr, zu einer Macht zweiten Ranges zu werden und vor allen Dingen aufzuhören, ein zahlungsfähiger Schuldner zu sein. Das mußte um jeden Preis verhindert werden, auch schon deshalb, weil die Amerikaner bei der zukünftigen Auseinandersetzung mit Japan, die ja früher oder später einmal kommen mußte, ein starkes, seebeherrschendes England brauchten.

Neben diesen rein verstandesmäßigen Erwägungen aber fielen doch auch Gefühlswerte bei den Amerikanern für England ins Gewicht. Nicht nur die Blutsverwandtschaft verband beide Völker miteinander, sondern gemeinsam war ihnen auch die Sprache, die äußere Kultur, die gesellschaftliche Sitte, die Weltanschauung, vor allem die Religion, nämlich drüben die Anbetung des Dollars, hüben die des Sovereigns unter den Formen des Christentums, und die Verfassung, die in beiden Ländern dem Volke anscheinend viel Freiheit gewährte, in Wahrheit die Herrschaft einer Gruppe von Geldleuten sicherte, ebenso wie in Frankreich. Das alles trug dazu bei, daß die Amerikaner den Engländern trotz ihrer Abneigung gegen das geschäftstörende Abenteuer des Krieges nun auch mit den Waffen zu Hilfe kamen. Dazu kam noch etwas anderes. Deutschland war ihnen das Land, das von einer Junkerkaste und einem kriegswütigen Tyrannen beherrscht wurde. Das redeten ihnen ihre Zeitungen täglich vor. England dagegen war das Land der bürgerlichen Freiheit, das nur für den Schutz Belgiens in den Krieg gezogen war. Die Engländer führten den Krieg mit der größten Menschlichkeit, während die Deutschen in Belgien unsagbare Greuel verübt hatten. Man las ja davon in jeder Zeitung und sah die Bilder der zerstörten Städte und Dörfer, der geschlachteten Männer und Frauen in jedem Lichtspielhaus. Ein Teil des Volkes war allerdings trotzdem deutschfreundlich, die Deutsch-Amerikaner — Bindestrich-Amerikaner, wie sie Wilson höhnisch benannte. Ein anderer Teil war wenigstens englandfeindlich, die Iren, aber die Macht und der Einfluß beider Gruppen waren in Deutschland weit überschätzt worden. Die Deutsch-Amerikaner, an Zahl gar nicht gering, waren nirgendwo geeint und zusammengeschlossen und hatten deshalb zwar für das Kulturleben des Volkes viel, für das politische Leben dagegen gar nichts zu bedeuten. Sie waren des besten Willens, Deutschland zu nützen und betätigten ihre Neigung zu dem alten Vaterlande durch Sammlungen, freundliche Zeitungsartikel und Zustimmungserklärungen, aber die Politik Wilsons vermochten sie in keiner Weise zu beeinflussen. Ihre Ohnmacht war in Deutschland von Anfang des Krieges an ebensowenig erkannt worden, wie die Wesens- und Denkungsart des amerikanischen Staatslenkers und der großen Masse des amerikanischen Volkes. Durchblättert man die deutschen Zeitungen der ersten Kriegsjahre, so muß man jetzt lächeln, wenn man liest, welche Wichtigkeit den Auslassungen deutsch-amerikanischer Zeitungen beigemessen wurde, und ein grimmiges Lachen befällt einen, wenn man sieht, wie falsch ein großer Teil der Presse und vollends die leitenden deutschen Staatsmänner den Präsidenten und sein Volk eingeschätzt haben. Was auch Amerika tun mochte, Deutschland zu schädigen und den Engländern das Übergewicht zu sichern, der leitende deutsche Staatsmann von Bethmann-Hollweg war in den Tiefen seiner ehrlichen Seele fest davon über-

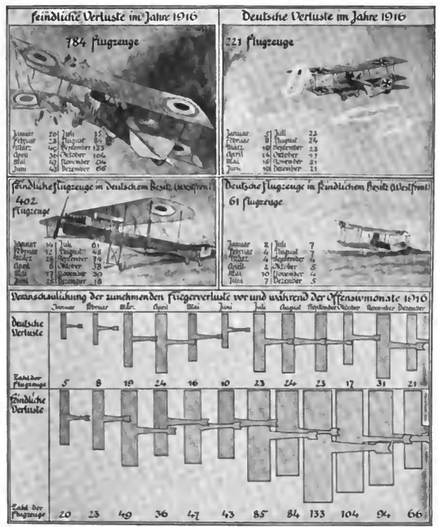
zeugt, daß Wilson ein unparteiischer Mann sei, der den Weltfrieden wolle und auf ihn hinarbeite und Wert lege auf gute Beziehungen zu Deutschland und Achtung habe vor dem deutschen Wesen. Er stand damit nicht allein. Auch klügere Männer als er dachten ganz ähnlich und dachten sogar noch so, als der Bruch vor der Tür stand. Am 6. Januar fand das jährliche Festessen der amerikanischen Handelskammer in Berlin statt. Dabei erschienen mehrere der führenden Männer Deutschlands, und der Staatssekretär Helfferich hielt eine Rede, in der es u. a. hieß: „Weil wir wissen, daß Herr Gerard (der amerikanische Botschafter in Berlin) sich ernstlich bemüht, das deutsche Volk zu verstehen, haben wir es begrüßt, daß er mitten in dem großen Kriege auf kurze Zeit sein Heimatland besucht hat, um mit dem lebendigen Wort an den maßgebenden Stellen seiner Heimat zu schildern, was er von unserem Land und unserem Volk in der schweren Prüfung dieses Krieges gesehen hat".

So täuschte sich dieser deutsche Staatsmann über einen Menschen, der insgeheim zum Kriege hetzte und schürte, alles für Deutschland Günstige in Amerika geflissentlich unterdrückte und, wie sich später herausstellte, sogar vor Lüge und Fälschung nicht zurückschreckte, um sein Ziel, die Verhetzung des amerikanischen Volkes gegen Deutschland, zu erreichen.



Abwickeln eines um den vorderen Propeller eines Zeppelin-Luftschiffes verwickelten Taues während einer Angriffsfahrt über England. Nach einer Zeichnung auf Grund von Studien an Bord des Luftschiffs von dem Sonderzeichner der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Ein anderer hochstehender Redner bedauerte, die Amerikaner nicht in ihrer Landessprache anreden zu können, da er nicht genug Englisch verstehe. Gerard erwiderte, die Amerikaner hätten alles Vertrauen zu Deutschland, zwei amerikanische große Geldleute hätten ihm gesagt, sie wollten deutsche Kriegsanleihe kaufen, da sie der Überzeugung seien, der Markkurs werde bald wieder hergestellt sein. Er verstieg sich sogar zu dem Ausspruch: Die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten seien zu keinem Zeitpunkt seit der Gründung des Deutschen Reiches besser gewesen als gegenwärtig, und solange Männer wie der Reichskanzler, Staatssekretär, Helfferich, Dr. Solf, Feldmarschall Hindenburg und General Ludendorff und der Staatssekretär Zimmermann an der Spitze der zivilen, militärischen und Marine-Verwaltung ständen, hätte es sicher keine Schwierigkeit, diese guten Beziehungen aufrecht zu erhalten.




Die deutschen und die feindlichen Verluste im Luftkampf an der West- und Ostfront im Jahre 1916.

Das war am 6. Januar. Am 3. Februar erklärte Wilson den Abbruch der diplomati-

schen Beziehungen und richtete folgende Botschaft an den amerikanischen Kongreß:

„Meine Herren vom Kongreß! Die kaiserlich deutsche Regierung hat am 31. Januar der hiesigen Regierung und den Regierungen der übrigen neutralen Staaten angekündigt, daß sie vom 1. Februar d. J. an alle Schiffe, die bestimmt bezeichnete Gebiete der hohen See zu durchfahren versuchen




Das Kriegsgebiet in der Nordsee und im Mittelländischen Meer.

sollten, durch Unterseeboote versenken werde. Es ist meine Pflicht, hierauf Ihre Aufmerksamkeit zu lenken.

Lassen Sie mich den Kongreß daran erinnern, daß am 8. April v. J. aus Anlaß der am 24. März erfolgten Versenkung des Kanaldampfers ‚Sussex', die ohne vorherige Aufforderung und Warnung erfolgte und den Tod einiger amerikanischer Fahrgäste an Bord nach sich zog, die hiesige Regierung eine Note an Deutschland richtete." (Folgt der Hauptinhalt der Note.) „Auf diese Erklärung gab uns die kaiserlich deutsche Regierung am 4. Mai folgende Zusicherungen (folgt Wortlaut). Am 8. Mai nahm die Regierung der Vereinigten Staaten diese Zusicherungen an (folgt Wortlaut).

Auf diese Note vom 8. Mai 1916 antwortete Deutschland nicht. Am 31. Januar d. J. (Mittwoch der laufenden Woche) überreichte der deutsche Botschafter dem Staatssekretär mit einer formellen Note eine Mitteilung, worin es heißt: (folgt Wortlaut).

Ich meine, Sie werden mit mir darin übereinstimmen, daß angesichts dieser Erklärung, die plötzlich und ohne vorherige Andeutung irgendwelcher Art vorsätzlich die feierlichen Versicherungen, die in der deutschen Note vom 4. Mai 1916 gegeben wurden, zurückzieht, der Regierung der Vereinigten Staaten keine andere Wahl bleibt, die sich mit der Würde und der Ehre der Vereinigten Staaten vereinbaren ließe, als den Weg einzuschlagen, den sie in ihrer Note vom 8. April 1916 für den Fall ankündigte, daß Deutschland seine Unterseebootmethoden nicht aufgeben wollte.

Ich beauftrage deshalb Lansing, Bernstorff mitzuteilen, daß die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen sind, daß der amerikanische Botschafter in Berlin sofort abberufen werde und daß Bernstorff die Pässe ausgehändigt werden.

Trotz dieses unerwarteten Vorgehens der deutschen Regierung und dieses plötzlichen tiefbedauerlichen Widerrufes ihrer unserer Regierung gegebenen Versicherungen in einem Augenblicke der kritischsten Spannung in den zwischen den



Minensuchboote beim Fischen von Minen. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Kurt Hassenkamp.

beiden Regierungen bestehenden Beziehungen weigere ich mich, zu glauben, daß die deutschen Behörden tatsächlich das zu tun beabsichtigen, wozu sie sich, wie sie uns bekanntgegeben haben, berechtigt halten. Ich bringe es nicht über mich, zu glauben, daß sie auf die alte Freundschaft der beiden Völker oder auf ihre feierliche Verpflichtung keine Rücksicht nehmen und in mutwilliger Durchführung eines unbarmherzigen Flottenprogramms amerikanische Schiffe und Menschenleben vernichten werden. Nur wirkliche offenkundige Taten von ihrer Seite können mich das glauben machen. Wenn mein eingewurzeltes Vertrauen in ihre Besonnenheit und ihre kluge Umsicht sich unglücklicherweise als unbegründet herausstellen sollte, wenn amerikanische Schiffe oder Menschenleben in achtloser Übertretung des Völkerrechts oder der Gebote der Menschlichkeit geopfert werden sollten, so werde ich den Kongreß um die Ermächtigung ersuchen, die Mittel anwenden zu können, die notwendig sind, um unsere Seeleute und Bürger bei der Verfolgung ihrer friedlichen und legitimen Unternehmungen auf dem offenen Meere zu schützen.

Ich kann nicht weniger tun. Ich nehme es als ausgemacht an, daß alle neutralen Regierungen denselben Weg einschlagen werden. — Wir wünschen keinen kriegerischen Konflikt (wörtlich: hostile conflict) mit der deutschen Regierung. Wir sind aufrichtige Freunde des deutschen Volkes und wünschen ernstlich, den Frieden mit der Regierung zu erhalten, die sein Sprachorgan ist. Wir werden nicht glauben, daß sie uns feindlich gesinnt ist, außer wenn es soweit kommt, daß wir es glauben müssen; und wir beabsichtigen nichts anderes als eine vernünftige Verteidigung der unzweifelhaften Rechte unseres Volkes. Wir haben keine egoistischen Absichten. Wir suchen nur den uralten Grundsätzen unseres Volkes treu zu bleiben, unser Recht auf Freiheit, Gerechtigkeit und ein unbelästigtes Leben zu schützen.

Das sind Grundlagen des Friedens, nicht des Krieges. Möge Gott es fügen, daß wir nicht durch Akte vorsätzlicher Ungerechtigkeit von Seiten der Regierung Deutschlands dazu herausgefordert werden, sie zu verteidigen.“



Torpedotreffer auf einem feindlichen Handelsdampfer. Nach einer im nördlichen Eismeer gemachten photographischen Aufnahme.

An demselben Tage wurden dem deutschen Botschafter Grafen Bernstorff die Pässe zugestellt, und er reiste mit den Herren und Damen der Botschaft auf einem dänischen Dampfer nach Dänemark ab. Die Engländer hatten dazu freies Geleit bewilligt, hielten aber ihre Versprechungen nicht. Der Botschafter wurde mit seinem Gefolge angehalten und durchsucht, und bei der Durchsuchung besonders der Damen wurde mit einer derartigen Gemeinheit zu Werke gegangen, daß die deutsche Regierung Protest dagegen erhob.

Am 7. Februar wurde der Abbruch der diploma-

tischen Beziehungen zu Deutschland vom Kongreß mit einer ungeheuren Mehrheit — 78 gegen 5 Stimmen — gutgeheißen. Das bedeutete freilich noch nicht den Krieg, aber es war vorauszusehen, daß sein Ausbruch bald folgen werde. Sehr selten hat sich in der Geschichte, wenn die diplomatischen Beziehungen einmal abgebrochen sind, der Krieg noch vermeiden lassen.

In Deutschland und den ihm verbündeten Ländern wurde das Vorgehen des amerikanischen Präsidenten mit großer Ruhe hingenommen. Das Volk wußte hier, daß Amerika die Feinde Deutschlands bisher schon mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, unterstützt hatte, nämlich mit Geld, Lebensmitteln und allem Kriegsbedarf. Trat es nun selbst in den Krieg ein, so mußte diese Unterstützung eher geringer als größer werden, denn es brauchte seine Vorräte selbst. Ein amerikanisches Heer war für den Krieg über See überhaupt nicht vorhanden, sondern mußte, wenn Amerika wirklich ein Eingreifen in Europa beabsichtigte, erst gebildet werden. Das nahm 1—2 Jahre in Anspruch, wie man an England gesehen hatte. Bis dahin hoffte man durch den rücksichtslosen Unterseebootkrieg die Sache beendet zu haben. Ein Einsetzen der amerikanischen Flotte erwartete man nicht, denn man traute den Yankees die Dummheit nicht zu, daß sie ihre Flotte für England, das seine eigene zurückhielt, würden in den Grund schießen lassen. Die Furcht vor Amerika war also ganz gering, die Zuversicht auf den glücklichen Ausgang der Dinge war sehr groß. Am 31. Januar hatte der Reichskanzler im Reichstage erklärt: „Feldmarschall von Hindenburg hat mir vor wenigen Tagen die Lage wie folgt bezeichnet: Unsere Front steht auf allen Seiten fest. Wir haben überall die notwendigen Reserven, die Stimmung der Truppen ist gut und zuversichtlich. Die militärische Gesamtlage läßt es zu, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte U-Bootkrieg nach sich ziehen könnte. Und weil der U-Bootkrieg unter allen Umständen ein Kampfmittel ist, unsere Feinde aufs schwerste zu schädigen, muß er begonnen werden". Daran hielt sich das Volk. Hindenburg hat es gesagt, Hindenburg überlegt alles vorher, hat also sicher auch den Krieg mit Amerika schon in seine Berechnung eingestellt, und somit brauchen wir den Krieg nicht zu fürchten. Das war nicht etwa nur die Überzeugung des einfachen Mannes, sondern die der klügsten, gebildetsten und gelehrtesten Leute in Deutschland. Was Hindenburg und Ludendorff gesagt hatten, war dem ganzen Volke ein Evangelium. Nie haben zwei Männer das Vertrauen einer großen Nation in demselben Maße besessen wie diese beiden.

Wenn die deutschen Zeitungen das große Ereignis im ganzen sehr kühl besprachen, so wurde dagegen in der Presse der Engländer und ihrer Freunde ein geradezu maßloser Jubel laut. Die Kriegstreiber hatten jetzt nun wieder einmal, was sie brauchten, um den gesunkenen Mut ihrer Völker neu aufzupeitschen. Diesen Dienst hatte ihnen 1915 Italien, 1916 Rumänien geleistet. Nun hatten sie 1917 den großen Trumpf mit Amerika auszuspielen. „Die ganze Kulturwelt steht jetzt gegen Deutschland unter Waffen," hieß es. „Nun kann es, mag es sich wehren wie es will, dem Untergang nicht mehr entgehen. Der Sieg der Zivilisation über die Barbarei ist nun ganz sichergestellt, indem gegen die halberschöpfte deutsche Bestie ein ganz frischer Feind auf den Plan tritt usw." Es wurde dabei nur die Kleinigkeit übersehen, daß dieser Feind jenseits des Weltmeeres saß, und daß die Möglichkeit, seine Hilfsmittel nach Europa herüberzubringen, durch den U-Bootkrieg mit jeder Woche geringer wurde.

Der erste Schlag, den Wilson gegen Deutschland auszuführen gedachte, bestand nicht in einer kriegerischen Unternehmung, sondern in einer Note, die er an die europäischen Neutralen richtete. Sie hatte folgenden Wortlaut:

„Im Auftrage meiner Regierung beehre ich mich, Euer Exzellenz bekanntzugeben, daß die Regierung der Vereinigten Staaten angesichts der neuerlichen Ankündigung der deutschen Regierung, daß sie den hemmungslosen Unterseebootkrieg zu erneuern gedenke, keine andere Wahl hat, als den Weg zu verfolgen, den sie in ihrer Note an die deutsche Regierung vom 18. April 1916 niedergelegt hat. Meine Regierung wird daher den amerikanischen Botschafter und sein Gefolge aus Berlin abberufen und ungesäumt dem deutschen Botschafter in Washington die Pässe für ihn und sein Gefolge einhändigen. Ich bin ferner beauftragt, zu sagen, daß der Präsident zögert zu glauben, daß Deutschland tatsächlich die Drohungen gegen den neutralen Handel ausführen wird, daß aber der Präsident, wenn dies doch geschehen sollte, vom Kongreß die Vollmacht verlangen wird, die Kraft der Nation zu benutzen zum Schutz der amerikanischen Bürger, die in friedlichen und gesetzlichen Unternehmungen auf dem offenen Meere beschäftigt sind. Nach der Ansicht des Präsidenten stimmt der von ihm eingeschlagene Weg vollständig mit den Grundsätzen überein, die er in seiner Adresse an den Senat am 12. Januar verkündet hat. Der Präsident glaubt daher, daß es dem Weltfrieden dienlich sein wird, wenn die anderen neutralen Mächte es möglich finden, eine ähnliche Aktion zu unternehmen, wie es von der Regierung der Vereinigten Staaten geschehen ist."

Die Note war ein Schlag ins Wasser. Weder die skandinavischen Staaten, noch Spanien, noch Holland, noch die Schweiz gingen auf den Wilsonschen Leim. Höflich aber kühl wurde das Liebeswerben Amerikas abgewiesen. In den Jahren 1914 und 1915 hätte sich die große Republik vielleicht eine Vormachtstellung bei den kleinen europäischen Mächten sichern können, wenn sie die Rechte der Neutralen furchtlos und nachdrücklich gegen die Vergewaltigung Englands vertreten hätte. Jetzt war eine solche Rolle nicht mehr möglich. Am wenigsten ließen sie sich in einen Krieg gegen Deutschland hineinhetzen. Die Erlebnisse Serbiens und Rumäniens schreckten doch allzu sehr vor einem Bruche mit Deutschland ab, und die Erfahrungen, die sie mit England gemacht hatten, vor allem im Hinblick auf das vergewaltigte Griechenland, hatten viele Leute in den neutralen Staaten wenn auch nicht deutschfreundlich, so doch höchst mißtrauisch gegen England gemacht. Darum lehnten sie denn alle die Einladung Wilsons ab und bewiesen damit dem Präsidenten, daß er von der erträumten und ersehnten Stellung eines Völkerhirten und Weltrichters noch weit entfernt war.

Auch bei seinem eigenen Volke fand Wilson nicht die schnelle Bereitschaft, ihm in den Krieg zu folgen, die er wünschte und wohl auch voraussetzte. Trotz der wütendsten Pressehetze gelang es dem Präsidenten nicht, im Februar und März die Bewilligungen vom Kongreß zu erhalten, die ihn ermächtigt hätten, in den Krieg einzugreifen. Noch eine ganze Zeitlang mußte er den Friedensfreunden seines Landes gegenüber die Maske der Versöhnlichkeit vor dem Gesicht behalten. Am 8. Februar erklärte die amerikanische Regierung, die Beschlagnahme der deutschen Schiffe, die in den amerikanischen Häfen lägen, sei nicht beabsichtigt, werde nicht einmal erwogen. Am 9. tat Wilson der Welt zu wissen, daß im Falle eines Krieges das deutsche Kapital und der deutsche Besitz in den Vereinigten Staaten nicht beschlagnahmt werden würden. Am 10. sprach Staatssekretär Lansing aus, es sei der Wunsch und das Bestreben der amerikanischen Regierung, den Frieden zu bewahren. Am 26. aber forderte Wilson in einer Botschaft an den Kongreß, die amerikanischen Handelsschiffe mit Waffen zur Selbstverteidigung, mit Mitteln, sich ihrer zu bedienen und mit allen anderen Mitteln auszurüsten und die Methoden anzuwenden, die notwendig oder geeignet sein könnten, die amerikanischen Schiffe und Reisenden bei ihrer geschäftlichen und friedlichen Arbeit auf See zu schützen. Das Repräsentantenhaus bevollmächtigte ihn am 1. März, die Handels-



Nach schwerem Wetter an Deck; allerlei Schäden werden ausgebessert. Nach einer im nördlichen Eismeer gemachten photographischen Aufnahme.

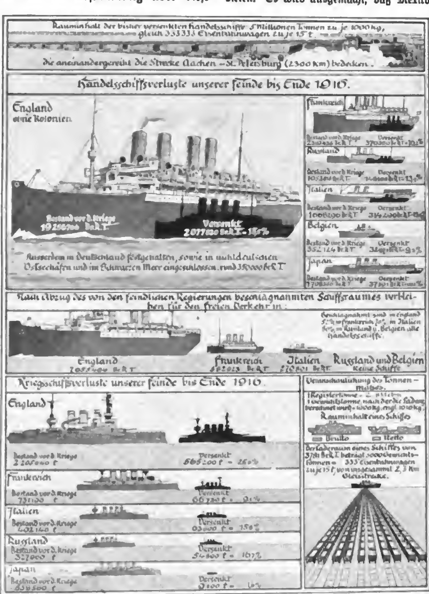


Ein deutsches Großkampfschiff in der Schlacht, Backbord-Breitseite der schweren und mittleren Artillerie feuernd. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung“ von dem Marinemaler Claus Bergen.

schiffe zu bewaffnen, verlagte ihm aber die Erlaubnis, andere Mittel in Anwendung zu bringen. Die Ermächtigung konnte jedoch nicht Gesetzeskraft erlangen, denn im Senat gelang es einigen Friedensfreunden, an deren Spitze der Senator Stone stand, durch das Mittel der Obstruktion die Abstimmung über diese Frage solange hinauszuschieben, bis die Zeit des alten Kongresses zu Ende war. Seine Amtszeit lief nämlich am 3. März ab, und die Geschäftsordnung des Senats gab der kriegsfreundlichen Mehrheit kein Mittel in die Hand, diese Obstruktion unschädlich zu machen. Wilson rief den neugewählten Kongreß zu einer außerordentlichen Tagung für den 4. März ein — eigentlich hätte seine erste Tagung erst am 4. Dezember stattfinden müssen — und am 9. beschloß der Senat, daß hinfort ein Zweidrittel Mehrheit jede Debatte schließen könne. Dadurch war der friedensfreundlichen Minderheit der Widerstand in Zukunft unmöglich gemacht. Die Hetze zum Kriege ging inzwischen in der Presse unausgesetzt weiter, und leider ereignete sich ein Zwischenfall, der den Kriegstreibern eine wundervolle Gelegenheit bot, die deutsche Regierung als heimliche Feindin der Vereinigten Staaten auszuschreien. Unter dem 19. Januar hatte der Staatssekretär von Zimmermann dem deutschen Gesandten in Mexiko, v. Eckardt, ein Schreiben zugehen lassen, das folgenden Wortlaut hatte:

„Am 1. Februar beabsichtigen wir den uneingeschränkten Unterseekrieg zu beginnen. Nichtsdestoweniger liegt es in unserer Absicht, Amerika neutral zu erhalten. Sollte dies nicht gelingen, so schlagen wir ein Bündnis mit Mexiko auf folgender Grundlage vor:

Wir erklären zusammen den Krieg und schließen zusammen Frieden. Wir werden eine allgemeine finanzielle Unterstützung bieten. Es wird ausgemacht, daß Mexiko das verlorene Gebiet in Neu-Mexiko, Texas und Arizona zurückerhält. Die Regelung der Einzelheiten wird Ihnen überlassen. Sie sind beauftragt, Carranza in durchaus vertraulicher Weise von Vorstehendem in Kenntnis zu setzen, sobald es gewiß ist, daß ein Krieg mit Amerika ausbrechen wird. Gleichzeitig sollen Sie anregen, Carranza möge sich aus eigenem Antriebe mit Japan in Verbindung setzen, um diesem einen sofortigen Anschluß an seinen Plan vorzuschlagen und damit eine Vermittlung zwischen Deutschland und Japan anzubieten. Sie mögen Carranza darauf aufmerksam machen, daß die Ausübung des rücksichtslosen Unterseekrieges die Erwartung rechtfertigt, daß England in einigen Monaten Frieden schließen wird."




Die Schiffsverluste unserer Gegner bis Ende Dezember 1916.

Das Schriftstück gelangte durch Diebstahl in die Hände der amerikanischen Regierung, entweder als es über amerikanischen Boden ging oder, was wahrscheinlicher ist, durch die amerikanische Botschaft in Berlin. Es wurde am 1. März in der amerikanischen Presse veröffentlicht, von Wilson für echt erklärt und dazu benutzt, dem amerikanischen Volke einzureden, Deutschland trage schon seit geraumer Zeit feindliche Absichten gegen Amerika. In Wahrheit enthielt der Befehl durchaus nichts, was nicht jeder Regierung rechtlich zustand, denn jede Regierung hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, sich nach Bundesgenossen umzusehen für den Fall, daß sie angegriffen



Der Untergang des französischen Großkampfschiffs „Danton“ im Mittelländischen Meer am 19. März 1917 nach der Torpedierung durch eins unserer U-Boote. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von dem k. u. k. Korvettenkapitän August Freiherrn v. Ramberg.

wird. Aber trotzdem war das gestohlene Schriftstück ein ausgezeichnetes Mittel, die Leidenschaften des amerikanischen Volkes aufzuregen und trug wesentlich dazu bei, den Krieg zu entfesseln. Am 4. und 5. April beschlossen der Kongreß, der Senat mit allen gegen 6, das Repräsentantenhaus mit allen gegen 50 Stimmen, nicht etwa die Kriegserklärung, sondern die „Kriegszustandserklärung gegen Deutschland“. Damit sollte die Verantwortung den Deutschen zugeschoben werden. Der Kongreß erklärte, daß die jüngste Handlung der deutschen Regierung (der unbeschränkte Unterseebootkrieg) tatsächlich nichts weniger als der Krieg gegen die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten ist und daß die Vereinigten Staaten den Kriegszustand annehmen, der ihnen auferlegt ist. Nichts zeigte deutlicher, wie vorsichtig Wilson bei seiner Kriegshetzerei zu Werke gehen mußte. Der Widerwille gegen den Krieg, der im amerikanischen Volke lebte, war so groß, daß es den Krieg nicht erklären wollte. Davor schrak der Amerikaner zurück. Dagegen die „Annahme des Kriegszustandes“ ließ er sich gefallen, ein Verhalten, das unsäglich albern erscheinen muß, denn praktisch war beides dasselbe, und es handelte sich also nur um eine kindische Wortklauberei.

Vorderhand hatte das deutsche Volk unter der Annahme des Kriegszustandes nichts zu leiden, da Heer und Flotte der Vereinigten Staaten nicht im entferntesten in dem Zustande waren, daß sie auf irgendeine Weise wirksam in den Krieg hätten eingreifen können. Hatte aber Wilson den Feinden Deutschlands zunächst keine Unterstützung auf den Schlachtfeldern zu bieten, weder zu Lande, noch zur See, so bot er ihnen doch etwas anderes, was nicht unterschätzt werden sollte: ein wundervolles Schlagwort zur erneuten Aufhetzung ihrer Völker. England hatte im ersten Drittel des Krieges der Welt einzureden versucht, es unternähme den Krieg zur Befreiung der kleinen und schwachen Völker, insbesondere Belgiens. Das Schlagwort hatte sich abgenutzt und war lächerlich geworden, einmal durch die Auffindung von Urkunden in den Archiven der belgischen Regierung, die allzu deutlich bewiesen, daß Belgien seit Jahren an einer Verschwörung gegen Deutschland teilgenommen hatte, zweitens durch das Vorgehen der Engländer und ihrer Verbündeten gegen Griechenland. Das bewies doch allzu deutlich, wie wenig sich die angeblichen Verteidiger der kleinen Völker um die Rechte eines kleinen Volkes kümmerten und wie sie es zu Boden traten, wenn es nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte. Darum hatten es die Raubvölker fallen lassen und ein anderes Schlagwort aufgebracht. Im zweiten Drittel des Krieges hieß es in allen ihren Zeitungen, man sei zu Felde gezogen,

um den preußischen Militarismus zu vernichten, der eine beständige Bedrohung des friedlichen Europa und überhaupt die Wurzel alles Bösen in der Welt sei. Ohne besagten preußischen Militarismus würde es Kriege auf Erden überhaupt nicht mehr geben. Bayern, Württemberg, Sachsen und die anderen kleinen deutschen Staaten seien unter das Joch dieser schauerlichen Macht gebeugt und müßten davon befreit werden. Dadurch hofften die überklugen Staatsmänner in London und Paris, einen Keil zwischen die deutschen Stämme zu treiben und womöglich die alte Mainlin'e wieder aufzurichten. Das Mittel hatte keinen Erfolg, und überdies mußte England, wenn es hoffen wollte, zu siegen, sich selbst militarisieren, konnte sich also nicht mehr als die Macht aufspielen, die von der drückenden und kulturwidrigen Einrichtung des Militarismus frei sei. Da fand denn nun Wilson ein drittes Schlagwort. Der Krieg, so erklärte er, sei der Kreuzzug der Demokratie gegen die unbeschränkte Herrschaft eines Einzelnen, wie sie in Deutschland bestehe. Er sei der Krieg der Völkerfreiheit gegen die Volksknechtschaft. Das Schlagwort war anfänglich der reinste Unsinn, denn im Bunde gegen Deutschland stand der unbeschränkte Selbstherrscher aller Reußen. Aber nachdem in Rußland das Zarentum beseitigt war, und das geschah ja bald genug nach dem Eingreifen Amerikas in den Krieg, schien es Wahrheit zu sein und wurde der Welt lauter und lauter ins Ohr trompetet. Daß England einen König besaß, machte dabei nichts aus, denn der englische König, erklärten die Amerikaner, sei ja doch nur die erbliche Spitze eines vom Volk regierten Gemeinwesens und habe vom Königtum nur den Namen. Die vollkommene Bedeutungslosigkeit Georgs V. ließ diese Behauptung richtig erscheinen. Von Japan wurde nicht gesprochen. Bald hieß es nun, nicht nur in amerikanischen Zeitungen, sondern auch in amtlichen Erklärungen der amerikanischen Regierung, der Feldzug richte sich nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen seine Regierung. Die verdiene kein Vertrauen, sie wolle die Welt unterjochen, wie sie ihr eigenes Volk unterjocht habe. Befreie sich das deutsche Volk von seiner Regierung, so könne mit ihm über Frieden verhandelt werden, eher nicht. Das war das klügste und wirkungsvollste aller bisherigen Schlagworte, denn es

Die zahlreichen Gefangenen an Deck des Hilfskreuzers „Möwe" nach der Rückkehr von seiner zweiten mehrmonatigen Kreuzfahrt im Atlantischen Ozean.



Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien bei einer Ansprache an seine tapferen Leute nach der Ankunft im Heimatshafen.

Das Schiff hat 22 Dampfer und 5 Segler mit 123 100 Brutto-Registertonnen, darunter 21 feindliche Dampfer, von denen 8 bewaffnet waren und 5 im Dienste der englischen Admiralität fuhren, und 4 feindliche Segler aufgebracht. An Bord befanden sich 593 Gefangene.



Nächtliche Szene am Rande des Waldes von St. Pierre-Vaast. Nach einer Zeichnung für die „Illustrierte Weltkriegschronik" von dem Kriegsteilnehmer Leutnant Willy Müller-Gera.

war leider auf eine genaue Kenntnis deutschen Wesens eingestellt. Es gab Kinder und Narren in Deutschland, die ehrlich glaubten, das deutsche Volk könne jederzeit einen billigen Frieden haben, wenn es sich nur zu dem vom amerikanischen Präsidenten vorgeschlagenen Wechsel seiner Regierungsform bequemen wolle. Sie merkten nicht, was damit eigentlich beabsichtigt war, nämlich die Schwächung Deutschlands durch innere Wirren und Unruhen und die Beseitigung der Hohenzollern-Herrschaft, die Deutschland groß gemacht hatte. Andere waren weit entfernt von dem Glauben, ein ehrenvoller Friede könne dadurch erlangt werden, daß Deutschland die Regierungsform Englands oder Frankreichs annehme, aber das Wort Wilsons kam ihnen sehr gelegen, denn es trieb Wasser auf die Mühlen ihrer Partei. Die lag ihnen mehr am Herzen als das Wohl des gesamten Vaterlandes. Diese Dinge können indes hier nur angedeutet werden und sind in einem besonderen Kapitel zu berichten. Die deutsche Regierung und Heeresleitung ließen sich indessen durch all das Geschwätz des amerikanischen Staatslenkers nicht irre machen, und am angekündigten Tage trat der angekündigte Unterseekrieg in Kraft. Die Fachmänner der deutschen Marine hatten angenommen, wie später im Reichstage erklärt wurde, es werde möglich sein, monatlich etwa 600000 Tonnen zu versenken. In Wirklichkeit aber erreichte die Zahl der versenkten Tonnen eine viel größere Höhe. Der Februar brachte den Deutschen einen Erfolg, der alle Erwartungen weit überstieg. Die amtliche Meldung darüber lautete:

„Im Monat Februar sind, wie am 17. d. bekanntgegeben, insgesamt 368 Handelsschiffe mit 781500 Br.-Reg.-Tonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte versenkt worden. Davon waren

292 Schiffe feindlicher Flagge und zwar:

| | |
|---|---|
| 169 englisch | 4 belgisch |
| 47 französisch | 2 portugiesisch und |
| 28 italienisch | 1 japanisch |
| 8 russisch | |

Bei 33 Schiffen konnten Namen und Nationalität nicht festgestellt werden; mindestens 20 davon müssen als englischer Nationalität angenommen werden, so daß der englische Verlust an Schiffsraum im Februar auf rund 560000 t geschätzt werden kann.

Von den 76 neutralen Schiffen waren:

| | |
|---|---|
| 38 norwegisch | 5 spanisch |
| 14 niederländisch | 3 amerikanisch und |
| 8 griechisch | 1 peruanisch |
| 7 schwedisch | |

Von dem gesamten im Februar versenkten Handelsschiffsraum von 781500 Br.-Reg.-Tonnen konnten die Ladungen bei 475000 Br.-Reg.-Tonnen nicht festgestellt werden.

Die verbleibenden 306500 Br.-Reg.-Tonnen enthielten u. a. folgende Ladungen nach Art und Menge:

| | | |
|---|---|---|
| 49000 | Tonnen | Kriegsmaterial |
| 91500 | „ | Kohlen |
| 16000 | „ | Öl und Petroleum, |
| 16800 | „ | Salpeter |
| 4800 | „ | Eisen |
| 11300 | „ | Erze |
| 5500 | „ | Metall |
| 90000 | „ | Getreide |
| 14800 | „ | sonstige Lebensmittel |
| 8700 | „ | Viehfutter |
| 36500 | cbm | Holz |
| 23100 | Tonnen | verschiedene Ladungen |

darunter 1500 Ballen Felle; außerdem an Stückgut etwa 15000 Tonnen Schwergut und 70000 cbm Maßgut, ferner 300 Pferde und 3 Millionen Mark Gold."


Ein kampfunfähiger englischer Panzerkraftwagen (Tank) vor der deutschen Stellung bei Arras.

Noch gewaltiger war die U-Bootbeute des März. Es wurden in diesem Monat versenkt 420 Handelsschiffe mit 885000 Tonnen, also noch über 100000 Tonnen mehr als im Februar, davon 345 Schiffe der Kriegführenden, und auf die englische Handelsflotte allein entfielen 536500 Tonnen, das heißt ungefähr so viel an Schiffsraum, wie während des ganzen Jahres 1916 in England gebaut worden war. Hatte freilich die deutsche Regierung gehofft, die Neutralen würden sich durch die Sperre zum größten Teil abschrecken lassen, nach englischen Häfen zu fahren, so sah sie sich vorläufig enttäuscht. Ein großer Teil blieb freilich weg, aber nicht wenige norwegische, spanische und sonstige Reeder ließen sich durch den ungeheueren Gewinn, den die Fahrt durch das Sperrgebiet brachte, dennoch zu dem Wagnis verleiten. Immerhin war der Ausfall an Schiffen so groß, daß in England die Preise für die Lebensmittel und für alle Bedürfnisse des Lebens gewaltig in die Höhe gingen. Durchschnittlich waren die Lebensmittel Ende März 1917 um 94 Prozent teurer als im Monat vor Ausbruch des Krieges. Wie im Übrigen der Krieg auf England wirkte, mag nur an einem Beispiel gezeigt werden. Indien mußte 2 Milliarden Mark Kriegsschuld für England übernehmen. Dafür erzwang sich Indien einen Schutzzoll gegen die aus England bis dahin zollfrei eingeführten Baumwollwaren. Im Jahre 1914 betrug die Ausfuhr an Baumwollwaren nach Indien 30,4 Millionen Pfund

Sterling. Die wichtigste und einträglichste Industrie Englands empfing somit durch diesen Schutzzoll die Todeswunde, denn die einheimische indische Baumwollindustrie war schon mächtig aufgeblüht in den Jahren vor dem Kriege und mußte in unermeßlicher Weise aufblühen von nun an, denn sie ersparte die Transportkosten, weil die Baumwolle in Indien selbst wächst und hatte außerdem viel billigere Arbeitskräfte als die englischen Fabriken. So stand den Engländern eine Schädigung sicher bevor, die nach dem Kriege erst in ihrer ganzen Größe zutage treten mußte. Schon jetzt war die englische Baumwollindustrie halb lahmgelegt, denn die Schiffe, die aus Indien die Rohstoffe brachten, wurden zum Teil versenkt, zum Teil wagten sie nicht abzufahren, und so mußte eine Fabrik nach der anderen schließen, und jede Woche wurden einige Tausend Menschen brotlos. Auf anderen Gebieten entwickelten sich die Dinge ganz ähnlich.



Deutsches Kraftwagen-Flugzeugabwehrgeschütz, bei Savy den Angriff englischer Kavallerie zurückweisend. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Auch die kriegerischen Ereignisse zur See und nicht minder die in der Luft blieben wie im Januar, so im Februar und März für die Deutschen günstig. Dünkirchen wurde im Februar zweimal, am 3. und am 14., von deutschen Marineluftschiffen erfolgreich



Ein Großkampftag an der Arrasfront: Der englische Angriff bricht unter dem deutschen Sperr- und Maschinengewehrfeuer zusammen. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Rudolf Lipus.

mit Bomben belegt. Außerdem erfolgten deutsche Luftangriffe am 2. auf Furnes und Adinkerke, am 14. auf Coxyde und Dünkirchen. Am 26. geschah die größte Kampfhandlung des Februar. Der deutsche Admiralstab berichtete darüber:

„Berlin, 26. Februar. In der Nacht vom 25. zum 26. Februar stießen Teile unserer Torpedostreitkräfte unter Führung der Korvettenkapitäne Tillessen und Albrecht (Konrad) in den Englischen Kanal bis über die Linie Dover-Calais und in die Themse-Mündung vor.

Die im Kanal gestellten englischen Zerstörer wurden nach heftigem Artilleriegefecht zersprengt; mehrere von ihnen wurden durch Treffer beschädigt und gingen weiteren Kämpfen durch schleunigen Rückzug aus dem Wege. Unsere Boote erlitten keine Verluste oder Beschädigungen. Im übrigen wurde in diesem Gebiete vom Gegner nichts gesichtet.

Ein anderer Teil unserer Torpedoboote drang, ohne irgendwelche Bewachung anzutreffen, bis nach North Foreland und in die Downs vor. Die militärischen Küstenanlagen bei North Foreland, die dahinterliegende Stadt Margate sowie einige dicht unter Land zu Anker liegenden Fahrzeuge wurden mit beobachtetem gutem Erfolge unter Feuer genommen. Handelsverkehr wurde nicht angetroffen. Auch diese Boote sind vollzählig und unbeschädigt zurückgekehrt."

Am letzten Tage des Februar versenkte ein deutsches U-Boot im Mittelländischen Meer den französischen Torpedobootzerstörer „Cassini", wobei der Kommandant, 6 andere Offiziere und 100 Mann ums Leben kamen.

Am 1. März bewarfen deutsche Wasserflugzeuge die in den Downs liegenden Handelsdampfer und die Bahnhofsanlagen von Ramsgate erfolgreich mit Bomben und kehrten sämtlich unbeschädigt zurück. Am 6. März geschah dasselbe bei Sulina. Dort wurden die Hafenanlagen und die russischen Stellungen mit gutem Erfolg beschossen, und auch von dieser Unternehmung kehrten sämtliche Seeflugzeuge unversehrt zurück. Am 12. März griffen deutsche Seeflugzeuge zwei russische Zerstörer der Bistry-Klasse an, die sich auf der Fahrt nach Constanta befanden, beschädigten sie schwer und zwangen sie zur Umkehr. Am 17. März unternahmen die Deutschen wieder einen sehr großen und erfolgreichen Luftangriff auf England. Der deutsche Bericht darüber lautete:

„In der Nacht vom 16. zum 17. hat ein Marineluftschiffgeschwader trotz heftiger Gegenwehr durch feindliche Flieger und Abwehrgeschütze London in halbstündigem Angriff und die südöstlichen Grafschaften Englands erfolgreich mit Bomben belegt. Die Luftschiffe sind wohlbehalten zurückgekehrt bis auf „L 39", das nach französischer Meldung bei Compiègne nordöstlich von Paris in einer Höhe von 3500 m durch das Feuer französischer Abwehrgeschütze zum Absturz gebracht wurde."

Nicht die Tüchtigkeit des englischen Abwehrdienstes hatte diesen deutschen Verlust bewirkt, sondern beim Rückflug der Schiffe war ein starker Sturm aufgekommen und hatte eins davon nach Frankreich verschlagen, wo es vom Verhängnis ereilt wurde. Die englische Presse leugnete natürlich jeden schweren Verlust ab, erging sich aber zugleich in so heftigen und bitteren Worten gegen die Mangelhaftigkeit der englischen Abwehrmaßregeln, daß schon daraus auf besonders schwere Verluste geschlossen werden mußte. Durch spätere Berichte neutraler Zeugen wurden sie in der Tat festgestellt. Am 17. erschien außerdem ein deutsches Marineflugzeug über Dover und belegte den Hafen und die Gasanstalt mit Bomben. Am 18. März gelang den Deutschen ein kleines Unternehmen zur See, worüber der deutsche Admiralstab berichtete:

„In der Nacht vom 17. zum 18. März brachen Teile unserer Seestreitkräfte erneut in die Straßen von Dover, Calais und die Themsemündung ein. Von der südlichen Angriffsgruppe wurde ein feindlicher Zerstörer der Kanalbewachung im Nahkampf versenkt, ein zweiter Zerstörer schwer beschädigt. Die nördliche Angriffsgruppe vernichtete bei North Foreland einen Handelsdampfer von etwa 1500 Tonnen durch Torpedoschuß und zwei Vorpostenschiffe durch Artilleriefeuer. Hierauf beschoß sie den befestigten Hafen Margate wirkungsvoll auf nahe Entfernung. Feindliche Landbatterien erwiderten ohne Erfolg. Unsere Seestreitkräfte sind vollzählig und ohne Beschädigung oder Menschenverluste zurückgekehrt."

Der 19. brachte den Franzosen einen schweren Verlust. Ihr Großkampfschiff „Danton" (18320 Tonnen) wurde durch ein deutsches U-Boot, geführt von Kapitänleutnant Morath, versenkt, wobei 296 Mann der Besatzung umkamen. Am 22. März erlebte Deutschland eine besondere Freude. Burggraf von Dohna-Schlodien kehrte von der zweiten mehrmonatigen Kreuzfahrt im Atlantischen Ozean nach der Heimat zurück. Sein Schiff, die „Möwe", hatte 22 Dampfer, darunter 21 feindliche, und 5 Segelschiffe versenkt mit 123000 Br.-Reg.-Tonnen. 8 Schiffe waren bewaffnet, 5 fuhren im Dienst der englischen Admiralität. Die „Möwe" brachte auch 593 Gefangene mit. Am 24. März setzte die deutsche Regierung die fremden Regierungen davon in Kenntnis, daß künftig in den Gebieten des nördlichen Eismeeres, östlich des 24. Grades östlicher Länge und südlich des 75. Grades nördlicher Breite mit Ausnahme der norwegischen Hoheitsgewässer jedem Seeverkehr mit den Waffen entgegengetreten werde. Den neutralen Schiffen, die schon auf der Fahrt begriffen waren, wurde eine Schonzeit bis zum 5. April bewilligt. Die Deutschen zeigten damit, daß sie den unbeschränkten Unterseekrieg nicht nur trotz aller Proteste aufrecht erhalten, sondern sogar noch erweitern wollten. Sie hatten übrigens auch alle Ursache, dieses Gebiet mit einzubeziehen, denn dadurch wurde der Seeverkehr mit der Murmanküste und den russischen Häfen am Weißen Meer, besonders mit Archangelsk, zum Teil unterbunden. Am 25. März versenkte ein deutsches U-Boot in der Bucht von Alexandria einen englischen Truppentransportdampfer von 7000 Tonnen und nahm einen Teil der Besatzung gefangen. Am 27. verloren die Engländer zwei Torpedobootzerstörer, deren einer durch Auflauf auf eine Mine, der andere durch Zusammenstoß mit einem Dampfer zugrunde ging.

Besonders bitter wurden zwei kleine, an sich unbedeutende deutsche Unternehmungen in London empfunden, nämlich die Beschießung von Dünkirchen durch deutsche Torpedoboote am 26. und eine Streife deutscher Seestreitkräfte im Sperrgebiet vor der Südküste Englands, wobei der bewaffnete englische Dampfer „Moscotte" durch Kanonenschüsse versenkt wurde. Der deutsche Admiralstab meldete dazu noch, daß weder feindliche Streitkräfte, noch Handelsverkehr gesichtet worden seien. Solche Vorkommnisse zeigten den Eng-

ländern selbst und ebenso den anderen Völkern, daß die vielgerühmte englische Herrschaft zur See immer brüchiger wurde. Auch den Amerikanern wurde Ende dieses Monates gezeigt, daß die Seesperre vor ihren bewaffneten Schiffen nicht Halt machte. Einige amerikanische bewaffnete Dampfer waren zufällig durch das Sperrgebiet nach Frankreich gelangt, und schon fragten amerikanische Zeitungen, ob nicht der ganze unbeschränkte U-Bootkrieg nichts anderes sei als ein deutscher Bluff. Da wurden sie eines besseren belehrt, indem die Deutschen den bewaffneten Handelsdampfer „Aztec" am 31. März im Sperrgebiet zum Sinken brachten.



Der moderne Krieg: Stoßtrupp. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer W. Starcke.

## Die Kämpfe an der Westfront vom 1. Januar bis 31. März 1917.

Der Januar des Jahres 1917 brachte an der deutschen Westfront nur wenige Ereignisse von größerer Bedeutung, da Frost und Schnee, Nebel, Regen und Sturm die Kampftätigkeit vielfach hinderten. Es kamen nur noch Unternehmungen geringerer oder mittelmäßiger Art, von denen die wichtigsten hier berichtet werden mögen. Patrouillenkämpfe, Minensprengungen, gegenseitige Beschießung und anderes, was sich täglich ereignete, ohne die Kampflage wesentlich zu beeinflussen, muß unerwähnt bleiben.

Am 5., 11. und 13. Januar griffen die Engländer bei Serre nördlich der Ancre die Deutschen mit nicht unerheblichen Kräften an, und es gelang ihnen unter schweren blutigen Verlusten und nachdem ihre Anstürme mehrmals gescheitert waren, sich in einem Teil der deutschen Vorstellungen festzusetzen. In der Nacht vom 12. zum 13. räumten die Deutschen planmäßig und unbehindert die Teile der Vorstellung, die sie noch gehalten hatten, und zogen sich auf die Hauptstellung zurück. Die von ihnen verlassenen leeren Gräben wurden dann noch vier Tage hindurch von den Engländern mit schwerem Feuer belegt, und am 17. wurde ein größerer englischer Sturmangriff gegen sie unternommen, wobei die Stürmenden die betrübliche Erfahrung machen mußten, daß sie eine gewaltige Menge ihrer Munition ganz nutzlos verschossen hatten. Am 10. Januar schlugen die Deutschen einen englischen Vorstoß am Ypernbogen siegreich ab, warfen die in einen Teil ihrer Stellungen eingedrungenen Engländer durch Gegenstoß zurück und fügten ihnen schwere Verluste zu. Am 24. drangen südöstlich von Berry-au-Bac nordwestlich von Reims preußische und sächsische Stoßtrupps in die französischen Gräben ein und kehrten nach erbitterten Kämpfen mit 31 Gefangenen zurück. Das bei weitem be-

deutendere Treffen des Monats ereignete sich am 25. Januar. Die deutsche Heeresleitung berichtete darüber:

„Auf dem Westufer der Maas stürmten im Abschnitt des Generals der Infanterie v. François unter dem Befehl des Generalleutnants von dem Borne bewährte westfälische und Teile badischer Regimenter, wirksam unterstützt durch Artillerie, Pioniere und Minenwerfer, die französischen Gräben auf Höhe 304 in 1600 Meter Breite. Im Handgemenge erlitt der Feind blutige Verluste und ließ 500 Gefangene, dabei 12 Offiziere, und 10 Maschinengewehre in unserer Hand. Nachts setzten die Franzosen zum Gegenangriff an, der mißlang.

Seitlich der Angriffsstelle führten Unternehmungen am Toten Mann und nordöstlich von Avocourt zum gewünschten Ergebnis."

Dem fehlgeschlagenen Nachtangriff der Franzosen gegen die von den Deutschen gewonnenen Stellungen auf Höhe 304 folgte in den Morgenstunden des 26. ein weiterer, der aber ebenfalls blutig zusammenbrach.

Am 28. Januar unternahmen die Franzosen nochmals einen Angriff auf die von den Deutschen eroberten Stellungen auf Höhe 304, und zwar suchten sie hier durch Überraschung zu wirken und stürmten ohne Artillerievorbereitung vor. Aber das mißlang ihnen. Die Deutschen waren auf ihrem Posten und warfen sie zurück. Nach dem Bericht des Generals von François begann darauf 12 Uhr mittags eine Beschießung der deutschen Linien, die sich bis zum Trommelfeuer steigerte, und 3 Uhr 15 Minuten brach die französische Infanterie auf der ganzen Front zum zweiten Angriff vor. Sie wurde aber durch Infanterie-, Handgranaten- und Sperrfeuer zurückgetrieben. Ein dritter Angriff kam im wirksamen Vernichtungsfeuer der Deutschen nur stellenweise aus den Gräben. Ein vierter Angriff wurde vom Infanterie-Regiment Nr. 13 und vom Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 109 im Handgemenge abgeschlagen. Das Infanterie-Regiment Nr. 15 stürmte den Franzosen aus den eigenen Gräben entgegen und trieb sie zurück. An demselben Tage hatten die Deutschen auf einem anderen Punkt ihrer westlichen Front noch einen Erfolg zu verzeichnen. Nach starker Feuervorbereitung drangen am Hartmannsweilerkopf in den Vogesen starke Truppen des Württembergischen Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 124 in die französischen Gräben und kehrten mit Gefangenen zurück.



Bau eines etwa 10 m unter der Erde liegenden Unterstandes zur Sicherung gegen schwere Artillerie und Minen. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Berthold Adolph.

In Frankreich trat während des Januar eine Unlust, den Krieg weiterzuführen, hervor, die England erschreckte. Vor allem forderten die Deputiertenkammer und die französische Presse einmütig und mit der größten Dringlichkeit eine Entlastung Frankreichs, wenn es überhaupt noch weiterkämpfen solle, denn es habe bisher die Hauptlast des Krieges getragen und die schwersten Verluste gehabt. Dadurch sahen sich die Engländer genötigt, etwa 12 Kilometer der Sommefront den Franzosen abzunehmen und sie mit ihren Truppen zu besetzen.

Im Anfang des Februar mußte England noch weitere Truppenmassen heranführen und die Front seines Heeres noch mehr verlängern. Diese Verlängerung der englischen Front wurde den ganzen Monat über fortgesetzt, so daß sich das Stück der Linie, die von den Engländern verteidigt wurde, Ende Februar bis in die Gegend von Roye erstreckte. Die Verstärkung des englischen Heeres hatte außerdem zur Folge, daß weit bedeutendere Angriffe auf die deutschen Stellungen unternommen wurden, als es im Januar der Fall gewesen war. Die nördlichste der deutschen Heeresgruppen, die des Herzogs Albrecht von Württemberg, wurde am wenigsten davon betroffen. Hier sind nur einige Ereignisse von geringerer Bedeutung zu erwähnen. Am 7. Februar zerstörten deutsche Truppen am Wytschaetebogen durch Sprengungen einen erheblichen Teil der englischen Minenzüge. Am 8. Februar und den folgenden Tagen wütete am Ypern- und Wytschaetebogen ein heftiger Geschützkampf, dem aber kein Infanterieangriff folgte. Am 19. scheiterte ein englischer Vorstoß westlich von Messines. Am 24. wurden mehrere nach starker Beschießung der deutschen Stellung einsetzende Vorstöße der Engländer abgewiesen. Am 26. unternahmen die Engländer zahlreiche Angriffe auf die deutsche Front zwischen Ypern und der Somme, aber nur einer gelangte bis in die deutschen Gräben.

Die Hauptlast der englischen Angriffe hatte die Heeresgruppe des Kronprinzen Rupprecht von Bayern zu tragen. Am 1. Februar drangen die Engländer nach starkem Feuer am Wege Gueudecourt und Beaulencourt in Kompagniebreite in die deutschen Stel-

lungen ein. Ein deutscher Gegenstoß warf sie wieder hinaus. Am 3. griffen nördlich der Ancre die Engländer nach Trommelfeuer die deutschen Stellungen an. Nördlich von Beaulencourt hatten sie keinen Erfolg, aber nahe am Flußufer drang eine englische Abteilung in die deutschen Gräben ein. Am 4. wurde durch einen Gegenangriff der Deutschen der größte Teil der Gräben östlich von Beaucourt den Engländern wieder entrissen, wobei 100 Gefangene in die Hände der Deutschen fielen. Nachmittags scheiterte ein heftiger englischer Angriff nördlich von Beaucourt, in der Nacht wiederholte Anstürme starker Kräfte Abteilungen an, am Wege von Puisieux nach Beaumont drangen sie in Kompagniebreite ein. An allen übrigen Stellen wurden sie, zum Teil im Nahkampf, zurückgeworfen. Über die Kämpfe der folgenden Tage meldeten die deutschen Heeresberichte:

Über den 11. Februar:

„Östlich von Armentières und südlich des La Bassée-Kanals scheiterten durch lebhaftes Feuer vorbereitete englische Angriffe.

Tagsüber lag starke Artilleriewirkung auf unseren Stellungen beiderseits der Ancre. Während der Nacht griffen die Engländer sechsmal die zerschossenen Gräben von Serre bis zum Fluß an. Alle Angriffe sind abgewiesen worden. Der Feind, dessen Sturmtruppen vielfach Schneehemden trugen, hat in unserem Abwehrfeuer, nördlich von Serre im Nahkampf,



Infanterieflieger unterstützt einen deutschen Sturmangriff, indem er in niedriger Höhe der Infanterie voranfliegt und mit seinem Maschinengewehr die feindlichen Gräben beschießt. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsmaler Martin Frost.

schwere Verluste erlitten. Die Räumung einer unbrauchbar gewordenen Grabenlinie südöstlich von Serre war vor Einsetzung der englischen Angriffe plangemäß und ohne Störung durchgeführt worden."

auf die deutschen Stellungen östlich von Grandcourt und südlich von Pys. Am 7. Februar griffen die Engländer nachts auf dem Nordufer der Ancre und südöstlich von Bouchavesnes an. Begrenzte Angriffserfolge wurden durch deutschen Gegenstoß rasch wieder ausgeglichen. Am 8. wurde ein englischer Angriff bei Serre abgewiesen. Dagegen verloren die Deutschen etwas Boden am Nordufer der Ancre bei Baillescourt.

Vom 10. Februar an entwickelte sich eine große Schlacht. Mit starken Kräften griffen an diesem Tage die Engländer auf dem Norduser der Ancre nördlich von Beaumont, auf dem Südufer östlich von Grandcourt und südlich von Courcelette mit schwächeren

Über den 13. Februar:

„Auf dem Nordufer der Ancre führte der Feind nach sehr heftiger Artillerievorbereitung und unter Einsatz starker Infanteriekräfte seine Angriffe fort. Vormittags griff er zweimal südlich von Serre an. Beide Angriffe wurden im Nahkampf abgewiesen, vor der Front sich festsetzende Teile durch Vorstoß mit der blanken Waffe vertrieben.

Erkannte Bereitstellungen weiterer Verstärkungen nördlich und am Nachmittag auch südlich der Ancre wurden von unserer Artillerie unter wirkungsvolles Vernichtungsfeuer genommen.

Bis zur Somme war auch in anderen Abschnitten und während der Nacht der Feuerkampf stark."

Über den 14. Februar:

„In letzter Zeit haben sich an der Front zwischen Armentières und Arras zahlreiche Gefechte von Aufklärungsabteilungen abgespielt. Der Gegner hat bei seinen häufigen, teils mit, teils ohne Feuervorbereitung angesetzten Unternehmungen beträchtliche Verluste gehabt.

In unserer Hand gebliebene Gefangene brachten wertvolle Aufschlüsse, die durch die Ergebnisse vieler eigener, mit Geschick durchgeführter Erkundungsvorstöße ergänzt worden sind.

Gestern war zwischen Serre und Somme unter Einsatz vieler schwerer Geschütze der Artilleriekampf vornehmlich in den Abendstunden stark. Infanterieangriffe erfolgten nicht; es kamen in unserem wirksamen Feuer nur kleine Teilvorstöße vor, gegen die wir befehlsgemäß auf unsere Hauptkampfstellung auswichen."

Am 15. steigerte sich die Artillerietätigkeit nordöstlich von Armentières, südlich des Kanals von La Bassée und im Sommegebiet. Ansammlungen englischer Infanterie wurden von den Deutschen unter Vernichtungsfeuer genommen. Am 16. wiesen die Deutschen einen stärkeren englischen Angriff südlich von Miraumont ab, der nach Trommelfeuer einsetzte. Zum 17. Februar lautete der deutsche Kampfbericht:

„Nach lebhafter Feuervorbereitung versuchten starke englische Erkundungsabteilungen nördlich von Armentières und südwestlich von Lille, sowie nördlich des La Bassée-Kanals und bei Ransart in unsere Gräben zu dringen. Sie sind teils in Nahkämpfen, bei denen Gefangene in unserer Hand blieben, teils durch Feuer abgewiesen worden.

Nach dem Scheitern seines Angriffs südlich von Miraumont am 16. Februar abends verstärkte der Feind die Nacht hindurch seine Artilleriewirkung und griff auf beiden Ancre-Ufern am Morgen erneut an. In dem tagsüber andauernden wechselvollen Kampfe machten wir 130 Gefangene, erbeuteten fünf Maschinengewehre und überließen dann dem Gegner unsere vordere Trichterstellung

Südlich von Pys wurde ein heftiger englischer Angriff zurückgeschlagen; alle Stellungen sind gehalten.

An der Oise bei Dreslincourt brachte uns ein Vorstoß 14 Gefangene ein."

Der 19. brachte einen deutschen, der 21. einen englischen Vorstoß. Die Deutschen nahmen einen englischen Stützpunkt südlich von Le Transloy im Sturm und machten dabei Gefangene. Die Engländer drangen südlich von Armentières in die deutschen Stellungen ein, wurden aber wieder hinausgeworfen und ließen 200 Tote in den deutschen Gräben zurück.

Am 22. Februar wiederholten die Deutschen ein Manöver, das sie schon in der Nacht des 13. Januar an einer Stelle ihrer Linie angewendet hatten, in weit größerem Umfange und mit noch viel größerem Erfolg. Sie nahmen beiderseits der Ancre ihre Truppen zurück und führten sie in eine neue vorbereitete Stellung, die ungefähr in der Linie Monchy-Achiet-le-Petit bis Le Transloy verlief. Alle Gräben, Unterstände und dergleichen wurden unbrauchbar gemacht. Die deutsche Heeresleitung hatte offenbar erkundet, daß die Engländer an diesem Teil der Front einen Angriff größeren Stils planten, so wie im vorigen Jahre an der Somme. Indem nun die Deutschen ihre Front zurückverlegten, wurden alle Vorbereitungen ihrer Feinde nutzlos und mußten anderswo von neuem unternommen werden, das heißt, die Engländer waren gezwungen, anderswo Feldbahnen hinter der Front zu bauen, Munitionsstände anzulegen und was sonst zu einem großen Angriff gehörte, oder sie mußten alle diese Dinge nach vorn verlegen. Beides kostete Zeit. Eben die wollten die Deutschen gewinnen, denn seit der Einführung des unbeschränkten Unterseekrieges arbeitete die Zeit für sie. Auch war die Vorverlegung der englischen Stellung in dem von den Deutschen geräumten Gelände deshalb mißlich, weil hier die deutsche Artillerie natürlich jede Entfernung genau kannte und deshalb den Nachrückenden die schwersten Verluste zufügen konnte. Die Rückverlegung gelang den Deutschen so durchzuführen, daß die Engländer nichts davon merkten. Kleine Abteilungen deutscher Infanterie, die in den geräumten Gräben zurückgeblieben waren, schlugen die englischen Erkundungstruppen zurück, erwiderten ihr Feuer, führten Handgranatenkämpfe mit ihnen und täuschten durch das alles die Engländer vollkommen. Mehrere Tage noch richteten diese ein verheerendes Feuer auf die verlassenen Gräben, und den Deutschen konnte es ja nur recht sein, wenn ihre Feinde die Munition, deren Beschaffung immer schwieriger wurde, nutzlos vergeudeten. Die kleinen deutschen Abteilungen brachten den angreifenden englischen Erkundungsabteilungen noch so beträchtliche Verluste bei und wiesen sie so kraftvoll zurück, daß die Engländer bis zum 27. Februar wähnten, es ständen ihnen hier noch starke Truppenmengen gegenüber. Selbst eng-



Brieftauben-Station bei einer Armeegruppe. Nach einer Originalzeichnung für die „Illustrierte Weltkriegschronik" von dem Kriegsteilnehmer Engelhardt-Kyffhäuser.

lische Zeitungen sprachen ihre Bewunderung aus über die Umsicht, Kühnheit und Klugheit, mit denen dieser Rückzug vorbereitet und durchgeführt war und hoben besonders hervor, daß auch nicht ein deutsches Geschütz in englische Hände gefallen sei.

Am 28. Februar griffen die Engländer nach starker Feuervorbereitung die deutschen Stellungen bei Le Transloy und Sailly an. Bei Le Transloy scheiterte ihr Angriff vor den Hindernissen, bei Sailly wurden sie im Nahkampf zurückgeworfen. Die Engländer kamen in der Nacht wieder, hatten aber auch beim zweiten Ansturm keinen Erfolg.

Bei der Heeresgruppe des deutschen Kronprinzen ereignete sich bis Mitte Februar nichts von Bedeutung. Zu erwähnen ist etwa ein deutscher Vorstoß am 8. bei Flirey und einer am 9. bei Vaux, die kleine Erfolge errangen, und französische Vorstöße im Walde von Ailly, von St. Mihiel und beiderseits der Maas am 10., die durch deutsches Abwehrfeuer und im Nahkampf abgeschlagen wurden. Der 15. Februar brachte die einzige große Kampfhandlung des ganzen Monats. Der deutsche Heeresbericht sagte darüber:

„In der Champagne wurde südlich von Ripont nach wirksamer Feuervorbereitung durch Artillerie und Minenwerfer ein Angriff von unserer Infanterie mit Umsicht und Schneid zu vollem Erfolg geführt. Im Sturm wurden an der Champagne Fe. und auf Höhe 185 vier feindliche Linien in 2000 Meter Breite und 800 Meter Tiefe genommen. 21 Offiziere und 837 Mann sind gefangen, 20 Maschinengewehre und ein Minenwerfer als Beute eingebracht. Unsere Verluste sind gering; der Franzose erhöhte die seinen bei nutzlosen Angriffen, die er am Abend und heute früh gegen die ihm entrissene Stellung führte.

Auf dem Westufer der Mosel wurden bei Vorstößen von Erkundungsabteilungen 44 Gefangene, meist aus der dritten französischen Linie, zurückgebracht."

Von dem planmäßigen deutschen Stellungswechsel an der Westfront zwischen Arras und der Aisne: Deutsche Nachhut im Oise-Gebiet. Nach einer Zeichnung des an dem freiwilligen Rückzug beteiligt gewesenen Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung" Berthold Adolph.

In der zweiten Hälfte des Februar fanden keine größeren kriegerischen Ereignisse statt, die der Erwähnung wert waren. Dasselbe gilt von den Kämpfen im Elsaß. Am 24. Februar wurde durch deutsches Abwehrfeuer ein französisches Luftschiff östlich von Saaralben brennend zum Absturz gebracht, wobei natürlich die Besatzung zugrunde ging. Am 7. und 8. Februar suchten die Franzosen Kippenheim und wieder einmal Freiburg im Breisgau mit Fliegern heim, unternahmen auch am 10. einen Luftangriff auf Karlsruhe, richteten aber nur geringen Schaden an.

Der März brachte wichtige Ereignisse, aber sie bestanden nicht in Kämpfen, sondern in meisterhaften Rückverlegungen der deutschen Front. Große und entscheidende Kämpfe, die von den Engländern und Franzosen geplant waren, wurden dadurch vereitelt. Kam es aber zu keiner großen Offensive, so war doch der Monat an stärkeren Angriffen der Verbündeten auf die deutschen Stellungen reich. Gefechte der beiderseitigen Erkundungsabteilungen fanden vom 1. an fast überall statt, und fast überall waren die Deutschen dabei im Vorteil. Am 2. meldete der deutsche Heeresbericht von heftigen Infanteriegefechten an beiden Ufern der Ancre, wobei die Franzosen und Engländer blutig zurückgeschlagen wurden. Am 4. griffen die Engländer nach starker Feuervorbereitung nördlich der Somme die deutsche Stellung am St. Pierre-Vaast-Walde an, eroberten nach hartem Kampfe ein deutsches Grabenstück, konnten aber sonst keine Erfolge erringen. Dagegen hatten die Deutschen an diesem Tage einen nicht ganz unbedeutenden Sieg über die Franzosen zu verzeichnen. Auf dem Ostufer der Maas nahmen sie die französische Stellung am Caurières-Walde in etwa 1500 Meter Breite im Sturm und wiesen nächtliche Gegenstöße ab. Auch an der Südostecke des Fosses-Waldes entrissen sie den Franzosen einen wichtigen Geländepunkt. Neben den blutigen Verlusten büßten die Franzosen 6 Offiziere, 572 Mann an Gefangenen ein, 16 Maschinen- und 25 Schnellladegewehre wurden ihnen abgenommen. Ein nach Trommelfeuer einsetzender Angriff der Engländer östlich von Bouchavesnes wurde am 5. März von den Deutschen abgeschlagen, ein anderer durch Vernichtungsfeuer vereitelt. Am 6. versuchten die Franzosen ihre am Caurières-Walde verlorenen Stellungen zurückzuerobern, wurden aber abgewiesen. Am 8. griffen die Franzosen die von den Deutschen südlich von Ripont in der Champagne genommenen Stellungen an. Nach Trommelfeuer stürmten sie heran, eroberten auch die Höhe 185 und das Champagne-Gehöft,

wurden aber durch deutschen Gegenangriff wieder hinausgeworfen. Auch die Höhe 304 am linken Maasufer stürmten sie vergeblich.

Der deutsche Heeresbericht über den 9. März lautete:

„Südlich der Avre griffen die Franzosen Teile unserer Gräben bei Laucourt und südlich von Crapeaumesnil an. Sie wurden im Handgemenge geworfen, 12 Gefangene blieben in unserer Hand.

Östlich von Reims holten unsere Stoßtrupps 14 Mann aus den feindlichen Linien.

In der westlichen Champagne gingen beiderseits von Prosnes Russen, geführt von französischen Offizieren, gegen unsere Stellungen vor. An einzelnen Stellen eingedrungene Abteilungen wurden durch Gegenstoß vertrieben.

Südlich von Ripont entspannen sich westlich der Champagne Fe., die mehrmals den Besitzer wechselte, neue Kämpfe, die keine wesentliche Änderung der Lage herbeiführten; dort wurden von uns 55 Gefangene einbehalten.

Auf dem Westufer der Maas blieb am Walde von Cheppy ein französischer Vorstoß ergebnislos.

Östlich der Maas brachen unsere Sturmabteilungen in den Caurièreswald ein und kehrten mit 6 Offizieren, 250 Mann und 2 Maschinengewehren zurück. Der Rest der französischen Grabenbesatzung entzog sich der Gefangennahme durch eilige Flucht.

Auch bei Flirey, zwischen Maas und Mosel, gelang eine Sturmtruppenunternehmung wie beabsichtigt; dabei wurden 15 Gefangene eingebracht."

Am 10. kam es im Vorfelde der Ancre-Front zu lebhaften Geschützkämpfen und bei Irles zu Infanteriegefechten, bei denen die deutschen Nachhutabteilungen befehlsgemäß auf die Hauptstellung auswichen. Zwischen Avre und Oise setzten nach heftigem Feuer französische Vorstöße ein, blieben aber erfolglos, ebenso die französischen Angriffe auf die Höhe 185 in der Champagne.

In der Nacht vom 11. zum 12. März begann die deutsche Heeresleitung die große Rückverlegung der deutschen Westfront und vollendete sie in den nächsten Nächten, ohne daß die Engländer und Franzosen etwas davon merkten. Das war geradezu ein Wunder, denn es mußten Rückführungen von Geschützen, Sprengungen und andere Dinge vorgenommen werden, die dem Feinde, wie man hätte annehmen müssen, nicht verborgen bleiben konnten. Von Arras bis über Soissons hinaus, eine Strecke von 60—70 km Länge, gingen die Deutschen zurück. Die Tiefe des geräumten Gebietes war an verschiedenen Stellen sehr verschieden. Hier betrug sie nur einige Kilometer, dort 40—50. Der ganze Raum, der den Engländern und Franzosen überlassen wurde, war größer als manches deutsche Herzogtum, aber nur ein sehr geringer Teil des von den Deutschen besetzten Gebietes in Frankreich und Belgien. Die neue deutsche Front verlief von Arras über Croisilles-Beaumetz-Bertincourt-Villers-Faucon-Vermand-Etreillers-Montescourt-Vendeuil-La Fère-Amigny-Leuilly-Bregny. Diese Stellung war vorher ausgebaut und mit allen Mitteln der Befestigungskunst so angelegt worden, daß sie auch einer doppelten und dreifachen Übermacht standhalten konnte und fast uneinnehmbar erschien. In dem ganzen von den Deutschen geräumten Raume wurde nur eine Zone, Noyon und Umgegend, völlig vor der Zerstörung bewahrt, denn hier lag keine militärische Notwendigkeit zur Zerstörung vor, und die sinnlose Vernichtungswut der Franzosen und Italiener war den Deutschen ebenso fremd, wie die kalt berechnende der Engländer, die mit voller Überlegung Städte und Dörfer ihrer Bundesgenossen in Brand schossen, in der Erwägung, daß es England immer nur nützlich sein kann, wenn andere Mächte geschwächt werden. Wo aber eine militärische Notwendigkeit vorlag, und das war fast überall der Fall, verwüsteten die abziehenden Deutschen das Gelände so gründlich, wie es nur möglich war. Alle Brücken und Wege wurden gesprengt, alle Bahnen abgebaut, alle Alleen, jeder Baumwuchs abgeholzt, die Wälder abgeschlagen und ihr Holz abgeführt, die Dörfer vernichtet, so weit es notwendig war, die kriegs- und arbeitstaugliche Bevölkerung abgeschoben. Der Feind fand, als er anrückte, ein völlig verwüstetes Land, das ihm keine Hilfsmittel bot, und eine Bevölkerung von Frauen, Kindern und Greisen, die nur auf 5 Tage mit Brot versehen war und die er mit Nahrungsmitteln ausstatten mußte. Auch Kunstwerke, Kirchtürme, Schlösser waren nicht verschont worden, weil ihre Schonung die Sicherheit des deutschen Heeres beeinträchtigt hätte.

Besonderes Aufsehen machte die Sprengung der gewaltigen Ruine Coucy-le-Château, eines der gewaltigsten Bauwerke des französischen Mittelalters, einst Sitz der Castellane von Coucy, berühmt in der Zeit des Minnesanges, mit einem Turm von 55 m Höhe und 31 m Dicke. Man kann sich denken, wie die Franzosen über diese Gemeinheit der Boches jammerten und Rache schrieen, und doch klang das Geschrei in ihrem Munde wenig glaubwürdig, denn kein Volk hat sich von jeher so gleichgültig gegen die Denkmäler seiner großen Vergangenheit verhalten, wie eben die Franzosen. Prachtvolle alte Kirchen, Klöster und Schlösser waren im Frieden in Frankreich auf Abbruch verkauft und niedergerissen worden, und kein Hahn hatte danach gekräht. Darum machte das Jammern über die Beschädigung oder Vernichtung ihrer Altertümer, die eine Folge des Krieges war, den Eindruck des Gekünstelten und Unwahren. Viel überzeugender und wahrer klangen die Klagen der französischen Zeitungen über die Verluste an materiellen Gütern, die Frankreich erlitt. Der Schaden, der ihm durch die Zerstörung erwuchs, ging in die vielen Hunderte von Millionen, wurde von manchen auf zwei Milliarden Francs geschätzt, und es mochte wohl zweier Menschenalter bedürfen, ehe das Land wieder in den alten Zustand gebracht werden konnte. Trotzdem war all das Gewinsel von barbarischer Grausamkeit und hunnischer Zerstörungswut, das die deutschfeindliche Presse anstimmte, albernes Gefasel. Die deutsche Heeresleitung folgte dabei nur einem selbstverständlichen Gebote der Pflicht, die ihr unterstehenden Truppen nach Möglichkeit zu schützen.

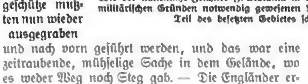


**Deutscher Sturmtrupp beim Einbruch in die französische Linie.**
**Nach einer Zeichnung für die „Illustrierte Weltkriegschronik" von dem Kriegsteilnehmer Leutnant Willy Müller-Gera.**

Was erreichten nun Hindenburg und Ludendorff mit der von ihnen ersonnenen neuen strategischen Maßregel? Sie gewannen erstens dadurch eine beträchtliche Anzahl von Divisionen, die sie zu anderen Zwecken verwenden konnten als zur Grabenverteidigung, denn die neue Front war fast eine gerade Linie zwischen Arras und Soissons. Die große Ausbuchtung vorn bis Noyon fiel fort, und so wurde eine ganze Armee frei. Zweitens vereitelten sie einen großen Angriff der Franzosen und Engländer, der hier geplant und mit ungeheueren Kosten vorbereitet worden war. Die großen englischen Riesengeschütze mußten nun wieder ausgegraben und nach vorn geführt werden, und das war eine zeitraubende, mühselige Sache in dem Gelände, wo es weder Weg noch Steg gab. — Die Engländer erkannten es auch sehr wohl, daß ihnen mit der Rückverlegung der deutschen Front ein böser Streich gespielt worden war, und ihre Zeitungen sprachen sich über das Genie Hindenburgs in der anerkennendsten Weise aus. Die französische Presse jubelte zunächst darüber, daß ein Stück vom heiligen Boden Frankreichs zurückerobert sei. Als aber die Franzosen erfuhren, in welchem Zustande dieser heilige Boden sich befand, hörte der Jubel auf, und eine grenzenlose Wut, zum Teil auch eine tiefe Niedergeschlagenheit, trat an seine Stelle.

Beide wuchsen, als sie sahen, daß auch dieses verwüstete Land nur unter den schwersten Opfern besetzt werden konnte, denn die Deutschen zogen nicht etwa einfach ab und überließen ihren Gegnern das Feld, sondern sie hatten überall starke Abteilungen zurückgelassen, die mit ihren Maschinengewehren die sich vortastenden Feinde empfingen, ihnen blutige Verluste zufügten und ihre Erkundungstruppen oftmals zurückwarfen, wohl auch umzingelten und zu Gefangenen machten. Es war auffallend, welch eine hohe Gefangenenzahl die kleinen deutschen Trupps zu melden hatten. Das kam daher, daß die französischen und noch viel mehr die englischen Soldaten nur auf den Grabenkrieg eingeübt waren. Sowie der Bewegungskrieg einsetzte, bewiesen die jungen englischen Offiziere, die an der Spitze der Erkundungsabteilungen standen, eine geradezu erstaunliche Unsicherheit und Unfähigkeit, sich zurecht zu finden. Der englische Offizier stellte wie der englische Soldat im Graben tapfer seinen Mann und stürmte auch mit Todesverachtung die deutschen Gräben, aber im offenen Gelände selbständig zu handeln, hatte er nicht gelernt und kam, sobald der Stellungskrieg aufhörte, in die bitterste Verlegenheit Das wußten die großen Feldherren der Deutschen sehr wohl, und daher waren sie bemüht, den Krieg möglichst





Wie der italienische Zeichner F. Matania in der englischen Zeitschrift "The Sphere" den aus militärischen Gründen notwendig gewesenen Rücktransport der Zivilbevölkerung aus einem Teil des besetzten Gebietes schildert. (Phantasiezeichnung.)



Wie eine derartige Maßnahme in Wirklichkeit vor sich geht: Rücktransport der Bewohner von Coucy-lès-Eppes wegen andauernder Beschießung des Ortes durch die feindliche Artillerie. (Photographisches Dokument.)

zum Bewegungskrieg zu machen. Sie änderten die bisherige Verteidigungsart gänzlich. Hatten sich bisher die Deutschen bemüht, ihre Gräben gegen jede Übermacht und auch im furchtbarsten Feuer bis aufs Äußerste zu halten, so besetzten sie nun ihre vordersten Stellungen nur schwach, suchten durch Infanterie- und Maschinengewehrfeuer den Angreifenden den schwersten Schaden zuzufügen, wichen dann aber dem Stoß nach rückwärts aus, und wenn die abgekämpften, gelichteten feindlichen Bataillone über die erste deutsche Stellung hinausgelangt waren, setzte der deutsche Gegenstoß ein. Dem erlagen sie meist, und die Deutschen nahmen nicht nur ihre vorderste Stellung zurück, sondern sie vermochten sogar hin und wieder ihre Gegner weit über sie hinauszutreiben.

Vom 12. März an begann diese neue Art der Kriegführung. Die Engländer überschütteten den ganzen Tag über die von den Deutschen bereits geräumte Stellung westlich von Bapaume mit dem heftigsten Geschützfeuer und griffen abends mit starken Kräften an. Sie fanden die Deutschen nicht mehr vor, glaubten, sie seien entflohen und griffen am folgenden Tage zwischen Achiet-le-Petit und Grévillers ohne Feuervorbereitung an, wurden aber unter blutigen Verlusten zurückgetrieben. In der Nacht unternahmen sie nach starkem Feuer einen Vorstoß beiderseits von Bouquoy, der gleichfalls verlustreich scheiterte.

Es kann hier nicht jedesmal angegeben werden, an welchen Tagen und wie oft deutsche Stoßtrupps die vorrückenden Engländer und Franzosen überfielen und ihnen 20 oder 30 oder mehr Gefangene abnahmen. Dazu waren diese Unternehmungen im einzelnen zu unbedeutend, im ganzen aber taten sie den langsam und zögernd Vorgehenden empfindlichen Schaden. Erst am 16. besetzten die Engländer die längst geräumten deutschen Gräben bei Sailly, erst am 18. Bapaume, Péronne, Roye und Noyon, alles Ortschaften, um die sie so lange und heiß und so vergeblich gerungen hatten, und die ihnen nun die Deutschen freiwillig überließen. Zu erwähnen sind außerdem Gefechte westlich und südlich von Marginal am 22., im Hügelgelände südlich von St. Quentin am 25., bei La Fère am 27., bei Croisilles und Ecoust-St. Mein (nordöstlich von Bapaume) am 28., nordöstlich von Soissons am 30. und Angriffe auf das von den Deutschen gehaltene Dorf Hénin-sur-Cajoul südöstlich von Arras am 31. März. „Natürlich", schrieb eine englische Zeitschrift, „dürfen wir ganz mit Recht erklären, daß dieser Rückzug ein Eingeständnis der Schwäche und die letzte Krönung unserer schwer errungenen, doch nicht zur Vollendung gebrachten Erfolge an der Somme im vergangenen Jahre ist. Doch ist dieser Erfolg nicht ganz von der Art, wie wir ihn noch vor einem halben Jahr erwartet haben. Ja, ganz im Gegenteil, es ist uns noch gar nicht so recht klar, ob wir überhaupt bei der ganzen Sache etwas gewonnen haben". So vernünftig urteilten englische Zeitungen, was von den französischen nie geschah und auch nicht zu erwarten war.

Außerhalb dieses Rückzugsgebietes kam es zu Kämpfen in der Gegend von Lens und Loos am 17. und 30., zwischen Lens und Arras am 21. März. Nicht unbedeutend waren die Kämpfe in der Champagne am 12., 13. und 14. März südlich von Ripont um die Höhe 185, die von den Franzosen immer wieder mit starken Kräften gestürmt, aber von den Deutschen gehalten wurde. Am 27. eroberten die Deutschen französische Gräben südlich von Ripont und nahmen 300 Mann dabei gefangen. Als die Franzosen am Tage darauf die Rückeroberung ihrer Stellung versuchten, wurden sie blutig abgewiesen. Am 30. schlugen französische Unternehmungen gegen die Höhen südlich von Ripont fehl.

Im Verdun-Gebiet gelang den Deutschen noch eine Unternehmung in der zweiten Hälfte des Monates. Kompagnien oft bewährter Regimenter, so meldete die deutsche Heeresleitung, stürmten am 18. März mehrere französische Grabenlinien in 500 und 800 m Breite im Südostteile des Waldes von Malancourt und auf dem Osthange der Höhe 304 und machten 8 Offiziere, 485 Mann zu Gefangenen. Nächtliche Gegenangriffe der Franzosen wurden abgewiesen.

## Der rumänische Krieg im ersten Vierteljahr 1917.

Das Jahr 1917 begann auf dem rumänischen Kriegsschauplatz mit gewaltigen Kämpfen. Sie dauerten aber nur bis Mitte des Januar an, dann machte die furchtbare Kälte, verbunden mit bedeutenden Schneefällen, der Kampftätigkeit fürs erste ein Ende.

Am 1. Januar zwang die 9. Armee die Russen zu weiterem Rückzug. Von Westen und Süden näherten sich die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen den Brückenkopfstellungen bei Focsani und Fundeni. Über 1300 Gefangene und viel Kriegsmaterial blieben in der Hand des unermüdlichen Verfolgers. Zwischen Buzaul und Donau hielten die Russen und Rumänen ihren Brückenkopf. Östlich von Braila in der Dobrudscha nahmen deutsche und bulgarische Truppen zäh verteidigte Stellungen der Russen und warfen sie auf Macin zurück. In diesen Kämpfen zeichnete sich das Pommersche Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 9 aus. Am 2. warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Feind nach Nordosten zurück. Westlich und südlich von Focsani standen Truppen der 9. Armee vor einer befestigten Stellung der Russen. Pintecesti und Mera am Milcovul wurden erstürmt, 400 Gefangene



Leutnant Otto Parschau. (†)

Leutnant Mulzer.

Hauptmann Buddecke.

Oberleutnant Ernst Freiherr v. Althaus.

Oberleutnant Berr.
(Hofphot. Jos. Raab, Braunschweig.)

Generalleutnant v. Hoeppner,
beauftragt mit der Wahrnehmung der Geschäfte des
Kommandierenden Generals der Luftstreitkräfte.

Leutnant Walter Höhndorf.

Leutnant Wilhelm Frankl.

Leutnant Berthold.
(Hofphot. Pieperhoff, Leipzig.)

Leutnant Leffers.

Vizefeldwebel Friedrich Manschott (†).

eingebracht. In der Dobrudscha wurden die Russen trotz zäher Gegenwehr auf Vacareni, Jijila und nach Macin hinein zurückgedrängt.

Über die große Schlacht, die am 3. einsetzte und am 8. mit der Eroberung von Focsani endigte, lassen wir am besten die deutschen Heeresberichte selbst reden. Sie lauteten:

Über den 3. Januar:

„Oberhalb von Odobesti (nordwestlich von Focsani) ist der Milcovu-Abschnitt überwunden.

Westlich der Buzaulmündung versuchte starke russische Kavallerie vorzudringen; sie wurde zurückgeschlagen.

Schulter an Schulter haben deutsche und bulgarische Regimenter die hartnäckig verteidigten Orte Macin und Jijila gestürmt. Bisher sind etwa 1000 Gefangene und 10 Maschinengewehre eingebracht.

Die Dobrudscha ist damit bis auf die schmale gegen Galatz verlaufende Landzunge, auf der noch russische Nachhuten halten, vom Feinde gesäubert."

Über den 4. Januar:

„Im Gebirgsstock nordwestlich von Odobesti erstürmte ein württembergisches Gebirgsbataillon neben hannoverschen, mecklenburgischen und bayrischen Jägern mehrere verschanzte Höhenstellungen.

Am Rimnicul-Sarat-Abschnitt nahm das Westpreußische Deutsch-Ordens-Infanterieregiment Nr. 152 Slobozia und Rotesti im Sturm.

Südlich des Buzaul ist die russische Brückenkopfstellung von Braila von deutschen Divisionen mit zugeteilten österreichisch-ungarischen Bataillonen durchbrochen. Gurgueti und Romanul sind im harten Häuserkampf genommen. 1400 Gefangene und 6 Maschinengewehre blieben in der Hand der Sieger.

Auf dem rechten Donauufer dringen deutsche und bulgarische Kräfte auf Braila und Galatz vor."

Über den 5. Januar:

„Nach wirksamer Feuervorbereitung stürmten unter Befehl des Generalleutnants Kuehne die Divisionen der Generalleutnants Schmidt von Knobelsdorf (Heinrich) und von Oetinger die stark ausgebaute, mit Drahthindernissen und Flankierungsanlagen versehene Stellung der Russen von Tartaru bis Rimniceni, nahmen die Ortschaften selbst und drangen über den versumpften Flußabschnitt gegen den Sereth vor. Der Gegner hält dort noch einige Dörfer, von denen aus er vergebliche Gegenstöße führte.

Bei diesen Kämpfen zeichnete sich das Magdeburgische Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 26 aus.

Weiter südöstlich nahm das verstärkte Kavalleriekorps des Generalleutnants Grafen von Schmettow Olancasca, Gulianca und Maxineni. Vortruppen erreichten den Sereth.

Vor der Donauarmee des Generals der Infanterie Kosch gab der Russe weiteren Widerstand südlich des Sereth in der Nacht vom 4. zum 5. Januar auf und ging, starke Nachhuten opfernd, auf das Norduser zurück.

In Braila drangen von Westen deutsche und bulgarische Reiter, von Osten über die Donau deutsche und bulgarische Infanterie ein. Die wichtigste Handelsstadt Rumäniens ist damit in der Hand der Verbündeten.

In der Dobrudscha hat die 3. bulgarische Armee, der deutsche, bulgarische und osmanische Truppen angehören, unter Führung des Generals Nerezoff ihre Aufgabe schnell und endgültig gelöst; kein russischer Soldat befindet sich mehr im Lande!

Die beabsichtigten neuen Operationen sind eingeleitet; Galatz liegt unter unserem Feuer."

Am 6. versuchten die Russen unter Einsetzung gewaltiger Massen die 9. Armee zu durchbrechen, sie errangen auch anfangs Erfolge, aber bald wurden ihnen durch die zähe Tapferkeit deutscher Regimenter, unter denen sich, wie später bekannt wurde, ostpreußische bewährte Bataillone besonders auszeichneten, die errungenen Vorteile wieder entrissen.

Der deutsche Heeresbericht über den 6. Januar lautete:

„Der Gipfel des Mgr. Odobesti wurde gestern durch das Münchener Infanterie-Leibregiment im Sturm genommen.

Zwischen Focsani und Fundeni führte der Russe auf einer Front von 25 km einen großen Entlastungsangriff. Nur in Richtung Odilesti gewann er wenig Raum; an der zähen Widerstandskraft deutscher Truppen brach an allen anderen Stellen der russische Ansturm verlustreich zusammen. Mehrere hundert Gefangene blieben in unserer Hand."

Der Heeresbericht über den 7.:

„Der 7. Januar brachte der 9. Armee, im besonderen den siegreichen deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen der Generale Krafft v. Dellmensingen und v. Morgen einen neuen großen Erfolg.

Sie warfen die Rumänen und Russen aus dem stark befestigten Gebirgsstock des Mgr. Odobesti auf die Putna zurück.

Weiter südlich ist die schon im Oktober ausgebaute, jetzt zäh verteidigte Milcovu-Stellung im Sturm genommen.

Im scharfen Nachstoß wurde dem Gegner nicht die Zeit gelassen, sich in seiner zweiten Stellung am Kanal zwischen Focsani und Jarestea zu setzen. Auch diese Stellung wurde durchbrochen und im weiteren Nachdrängen die Straße Focsani—Bolotesti überschritten."

Am 7. Januar wurde Focsani genommen. Aus den erkämpften Befestigungen wurden 3910 Gefangene und 3 Geschütze eingebracht. Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen drangen in Ausnutzung ihres Sieges weiter nach Norden vor und erreichten, feindliche Nachhuten werfend, den Putnaabschnitt, dessen jenseitiges Ufer die Russen in einer neuen Stellung hielten. Beiderseits Fundeni wurden die Russen in die Linie Crangeni-Nanesti geworfen. Garleaska wurde von den Deutschen erstürmt und gegen nächtliche Angriffe gehalten. Die Beute erhöhte sich auf 99 Offiziere, 5400 Mann.

Am 9. Januar faßten die Verbündeten auf den beiden Putna-Ufern Fuß und zwangen die Russen und Rumänen zwischen Focsani und Fundeni, ihre Stellungen hinter der Putna aufzugeben und hinter den Sereth zurückzugehen. Den Weichenden nahmen sie 550 Gefangene ab. An der Rimnicul-Sarat-Mündung hielten sie ihre im Angriff errungenen Stellungen gegen mehrere feindliche Vorstöße. Am 11. drängten die Deutschen die Russen in der Sumpfniederung zwischen Braila und Galatz weiter gegen den Sereth zurück und nahmen La Burtea. Am 12. stürmten türkische Truppen den Ort Mihaela. Am 14. eroberten die Verbündeten Vadeni trotz ungünstiger Witterung und nahmen so den letzten von den Russen südlich des Sereth gehaltenen Ort. Sie mußten ihn aber am 16. wieder aufgeben, denn am 15. setzte von neuem ein starker russischer Angriff mit überlegenen Kräften beiderseits Fundeni ein, am 16. zwischen Braila und Galatz. Die russischen Angriffe beiderseits Fundeni scheiterten. Am 19. erstürmten deutsche Truppen Nanesti am Sereth und den bei diesem Orte gelegenen, zäh verteidigten Brückenkopf. Die

über die Serethbrücke zurückflutenden Russen wurden von deutschen Batterien nnd Maschinengewehren flankierend gefaßt und erlitten schwere Verluste. 556 Mann wurden von den Deutschen gefangen.

Die Dobrudscha, wo die verbündeten Deutschen, Bulgaren und Türken schon am 3. Januar in Macin eingezogen waren, wurde im Laufe des Januar gänzlich von den Russen und Rumänen gesäubert. Am 22. Januar versuchten die Bulgaren einen Donauübergang bei Dulcea, gelangten auch hinüber, mußten sich aber am andern Tage wieder auf das Südufer zurückziehen. — Im Februar und März geschahen auf diesem Kriegsschauplatz keine Ereignisse von irgendwelcher Bedeutung.



Die Rumänen und Russen auf der Flucht ins Rimnicul-Sarat-Tal. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.

## Die Russenkämpfe vom 1. Januar bis 31. März 1917.

Der Januar brachte den deutschen und österreichisch-ungarischen Heeren, die den Russen gegenüberstanden, schwere Kämpfe an der Nord- und Südfront, während die Mittelfront fast ruhig blieb. Wir betrachten zunächst die Kampfhandlungen, die sich an der Nordfront zwischen den Russen und der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern abspielten.

Am 3. Januar drangen Kompagnien des Oldenburgischen Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 259 über das Dünaeis und entrissen den Russen die Insel Glaudon. Russische Gegenangriffe am folgenden Tage, die über das gefrorene Eis des Tirul-Sumpfes auf beiden Ufern der Aa erfolgten, wurden von den Deutschen zurückgewiesen. Am 5. wiederholten die Russen nach heftiger Artillerie-Vorbereitung mit frischen Kräften ihre Vorstöße zwischen der Küste und der Straße Mitau-Riga. An allen Punkten wurden sie abgewiesen, und die Deutschen nahmen ihnen im Gegenangriff 1300 Gefangene ab. Östlich der Aa drangen sie in Bataillonsbreite in die deutschen Stellungen ein. Am 7. gelang es ihnen, ihren Geländegewinn an der Aa zu erweitern, nachdem sie westlich der Straße Riga-Mitau einen Angriff mit starken Kräften auf breiter Front unternommen hatten. Aber am folgenden Tage wurden ihre erneuten Angriffe beiderseits der Aa restlos abgewiesen, und auch ihr weiteres Vordringen gegen das westliche Dünaufer

wurde verhindert. Nur die am 4. verlorene kleine Insel Glaudon, nördlich von Illuxt, gewannen sie durch einen Überfall in dichtem Schneegestöber wieder zurück. Am 9. schlugen die Deutschen starke russische Angriffe südwestlich von Riga, am 10. solche zwischen Riga und Smorgon ab. Am 16. erfolgten nach Angriffe zurück, die nach heftigem Feuer mit starken Massen einsetzten. Am 30. eroberten deutsche Truppen auf dem Ostufer der Aa eine russische Waldstellung, wiesen starke Gegenangriffe zurück und nahmen 14 Offiziere, über 950 Mann gefangen. Der große Angriff der 12. russischen Armee über den Tirul-



Ernte in Rumänien bei Rimnicul-Sarat. Nach einer Zeichnung für die „Illustrierte Weltkriegschronik" von Albert Reich.

stärkerem Artilleriefeuer nachmittags russische Angriffe gegen die deutschen Stellungen südlich von Smorgon. In schmaler Front drangen die Russen ein, wurden aber zurückgeworfen und hatten sehr schwere blutige Verluste. Vom 17. bis 23. Januar spielten sich nur Gefechte zwischen Streif- und Erkundungs-Abteilungen ab, die für die Deutschen günstig verliefen. Vom 24. an kam es wieder zu größeren Kämpfen, und nun waren die Deutschen meistens die Angreifer. Am 24. stürmten sie russische Waldstellungen beiderseits der Aa in 10 Kilometer Breite und nahmen 14 Offiziere, 1700 Mann gefangen. Starke Gegenstöße russischer Divisionen konnten den deutschen Fortschritt nicht hemmen. Dieselben ostpreußischen Divisionen nahmen am 25. Januar weitere russische Stellungen und erbeuteten 500 Gefangene. Am Ostufer scheiterten starke russische Gegenstöße. Am 26. und 27. mißlangen russische Versuche, das verlorene Gelände wiederzugewinnen. Am 28. schlugen türkische Truppen des 15. Korps an der Zlota Lipa russische Sumpf war also gescheitert, und die Russen hatten neben sehr schweren Verlusten an Toten und Verwundeten auch noch 4500 Mann an Gefangenen eingebüßt.

Nicht minder unglücklich, wenn auch mit anerkennenswerter Zähigkeit und Tapferkeit, kämpften sie an der Südecke ihrer Front gegen die Heere des Erzherzogs Joseph. Hier waren sie die Angegriffenen, denn deutsche und österreichisch-ungarische Truppen suchten den Austritt aus den Karpathen in die Moldau-Tiefebene zu erzwingen, was ihre Gegner um jeden Preis verhindern wollten. Am 1. Januar erstürmten die Deutschen südlich des Trotus-Tales den vielumstrittenen Höhenrücken des Mt. Faltucanu. Längs der aus dem Bereczker-Gebirge zum Sereth führenden Täler wurden die Russen und Rumänen zurückgeworfen. Deutsche Truppen eroberten beiderseits des Oituz-Tales mehrere Höhenstellungen, Soveja im Susita-Tal wurde genommen, russisch-rumänische Vorstöße zurückgeschlagen, 300 Gefangene eingebracht.

Am 2. Januar suchten die Russen und Rumänen den Mt. Faltucanu zurückzuerobern, aber ihre starken Angriffe scheiterten verlustreich. Zwischen Susita- und Putna-Tal wurden von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mehrere Höhen im Sturm genommen, Gegenstöße der Russen und Rumänen abgeschlagen, Barsesci und Topesci nach Kampf besetzt. Am 3. gelang es russischen Abteilungen, sich in der vorderen Stellung nördlich von Mestecanesci festzusetzen. Nördlich der Oitoz-Straße und beiderseits von Soveja im Susita-Tal erstürmten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen mehrere Höhen und hielten sie gegen starke Angriffe. Am 4. erkämpften die deutschen und österreichisch-ungarischen Kräfte, die unter dem Befehl des Generals von Gerok fochten, neuen wichtigen Geländegewinn in den zwischen der Ostgrenze Siebenbürgens und der Sereth-Niederung liegenden Bergen. Am 5. Januar schlugen österreichisch-ungarische Truppen nordöstlich von Kirlibaba russische Bataillone zurück. Südlich des Trotus-Tales stürmten bayrische und österreichisch-ungarische Regimenter ausgedehnte Verteidigungsanlagen der Russen und Rumänen zwischen Cotumba und Mt. Faltucanu, brachten ihren Feinden schwere blutige Verluste bei und nahmen ihnen 300 Gefangene ab. Deutsche Kolonnen drangen nach Säuberung der Höhenstellungen südöstlich von Soveja längs der Täler nach Nordosten vor. Am 6. und 7. wurden die Russen und Rumänen zwischen Oitoz- und Putna-Tal blutig gegen die Ebene zurückgedrückt und konnten trotz des Einsetzens starker Kräfte den verlorenen Boden nicht zurückgewinnen. Sie verteidigten auch am 8. die aus dem Bereczker-Gebirge in die Moldau-Ebene führenden Täler aufs hartnäckigste, wurden aber von den österreichisch-ungarischen Truppen zurückgedrängt. Ihre starken vorderen Stellungen wurden im Sturm genommen und trotz ihrer verzweifelten Gegenstöße gehalten. Die deutschen Heeresberichte der folgenden Tage lauteten:



Typen rumänischer Bauern aus Siebenbürgen.

Über den 9. Januar:

„Vergeblich versuchten Russen und Rumänen die ihnen entrissenen Höhenstellungen beiderseits des Susita-Tales zurückzugewinnen. Unter blutigsten Verlusten scheiterten die mit starken Kräften ausgeführten Gegenangriffe. Nördlich und südlich des Casinu-Tales wurde der Feind weiter zurückgedrängt. In den Kämpfen der letzten Tage fielen 6 Offiziere, 900 Mann und 3 Maschinengewehre in unsere Hände."

Über den 10. Januar:

„Der gestrige Tag brachte den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in schwierigem Gebirgskampf zwischen Uz- und Susita-Tal weitere Erfolge. Mehrere Stützpunkte wurden dem Feinde entrissen. Nördlich der Oitoz-Straße nahm das Infanterie-Regiment Nr. 189 unter Führung seines tapferen Kommandeurs stark ausgebaute, zäh verteidigte Höhenstellungen im Sturm. Bei Marasti und Rocoasa wurde die gewonnene Linie gegen feindliche Angriffe behauptet. An Gefangenen sind 6 Offiziere und über 800 Mann, an Beute 6 Maschinengewehre eingebracht."

Am 11. wurden in Erweiterung zu dem vorhergehenden Tage von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen beiderseits der Oitoz-Straße mehrere hintereinander liegende Stellungen der Russen und Rumänen erstürmt. Führer der siegreichen Bataillone war der General Goldbach. Alle diese Kämpfe fanden unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen und im schwierigsten Gelände statt. Vom 12. berichtete die deutsche Heeresleitung:



Motiv aus Pitesti.
Nach Zeichnungen aus dem Skizzenbuch des Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.

„Durch erfolgreichen Angriff deutscher Truppen wurde nördlich des Slanic-Tals erneut Gelände gewonnen. In den ihm entrissenen Stellungen ließ der Feind sieben Maschinengewehre, sieben Minenwerfer, große Mengen Gewehrmunition und Handgranaten zurück. Vier Offiziere, 170 Mann wurden gefangengenommen. Beiderseits des Oitoz-Tales blieben starke feindliche Angriffe gegenüber der tapferen Verteidigung deutscher und österreichisch-ungari-

scher Truppen erfolglos. In erbittertem Nahkampf wurden dem Gegner große Verluste zugefügt."

Am 13. Januar drangen in den Ostkarpathen nördlich der Goldenen Bistritz deutsche Grenadiere an mehreren Stellen in die russischen Stellungen ein, fügten den Russen schwere Verluste zu und kehrten mit Beute und Gefangenen in die eigene Stellung zurück. Südlich der Oitoz-Straße stürmten die Deutschen eine von den Russen besetzte Kuppe. Am 14. griffen russische und rumänische Kräfte die neugewonnenen deutschen Stellungen nördlich vom Susita-Tal an, konnten aber keinen Erfolg erringen. Auch am Tage darauf blieben ihre Angriffe zwischen Susita- und Casinu-Tal ohne jeden Erfolg. An einer Stelle drangen die Rumänen in die deutsche Front ein, wurden aber zurückgeworfen und ließen über 200 Gefangene in den Händen der Deutschen. Der 16. und 17. Januar brachte wieder sehr erhebliche Kämpfe mit starken russischen Kräften. Mit beträchtlichen Massen stürmten die Russen gegen die Höhenstellungen an, die ihnen zwischen dem Casinu- und Susita-Tal in den letzten Tagen entrissen worden waren. Es gelang ihnen indessen nur, auf einer Kuppe Fuß zu fassen. An allen andern Punkten wurden sie blutig zurückgewiesen und erlitten große Verluste. Am zweiten Tage brach ein russischer Angriff südlich der Oitoz-Straße im deutschen Artillerie- und Maschinengewehrfeuer zusammen. Dagegen gelang es den Deutschen durch überraschende Vorstöße zwischen Susita- und Putna-Tal, 231 Gefangene aus den feindlichen Stellungen zu holen. Am 18. scheiterten die Angriffe, die die Russen und Rumänen nördlich des Susita-Tales in der Gegend von Marasti gegen die Höhenstellungen der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen unternahmen. Fünfmal wiederholten sie am folgenden Tage ihre verzweifelten Anstrengungen, aber jedesmal vergeblich. Sie verloren dabei mehrere hundert Tote und 400 Gefangene.


Der bulgarische General Nerezow (×), der Oberbefehlshaber der Dobrudscha-Armee, mit seinem Stabe. (Hofphot. Karastojanow, Sofia.)

Über eine Woche lang kam es dann zu bedeutenden Kämpfen nicht mehr. Am 27. Januar mußten infolge des überlegenen russischen Druckes die deutschen und österreichisch-ungarischen Verteidigungsstellen im Mestecanesci-Abschnitt an der Goldenen Bistritz näher an das östliche Flußufer gelegt werden. Am 30. griffen die Russen nach heftigem Feuer nochmals die Stellungen der Verbündeten südlich der Putnatal-Straße an. Zwei starke Angriffe scheiterten, beim dritten gelang es einer russischen Abteilung, in einen Stützpunkt einzudringen.

Im Februar wurde die Kampftätigkeit durch Kälte und Schnee derartig gehemmt, daß größere Unternehmungen weder im Norden, noch im Süden stattfanden. Kleinere Gefechte ereigneten sich dagegen fast jeden Tag. Besonders häufig wurde das Eindringen von Stoßtrupps in russische Stellungen gemeldet, wobei es den Deutschen meistens gelang, eine Anzahl von Gefangenen oder einige Maschinengewehre fortzuführen. Im Einzelnen kann darauf nicht eingegangen werden, nur die erfolgreicheren Gefechte können Erwähnung finden. So drangen an der Front des Prinzen Leopold von Bayern am 14. Februar deutsche Stoßtrupps nördlich der Bahn von Zloczow nach Tarnopol 100 Meter in die russische Linie ein, nahmen die Besatzung von 6 Offizieren und 275 Mann gefangen und hielten sich fünf Stunden lang in den feindlichen Gräben. Inzwischen gelang es Mineuren, die ausgedehnten Minengänge zu zerstören und Stollen, die unter die deutsche Front geführt waren, unschädlich zu machen. Am 22. Februar drangen bei Zwyzyn östlich von Zloczow deutsche Stoßtrupps in die russische Stellung ein und kehrten nach Sprengung von vier Minenstollen mit 250 Gefangenen zurück. Am 25. unternahmen die Russen einen Teilangriff südlich von Brzezany, der im deutschen Feuer scheiterte.

An der Front des Erzherzogs Joseph herrschten dieselben Verhältnisse wie auf dem nördlichen Kriegsschauplatz. Zu größeren Kämpfen kam es auch hier nicht, aber wenigstens zu einigen bedeutenderen Unternehmungen. Am 12. Februar wurde südlich der Putnatalstraße ein starkausgebauter russischer Stützpunkt erstürmt, 3 Offiziere, 168 Mann gefangen genommen. Am 13. wurden im Mestecanesci-Abschnitt mehrere russische Stellungen erstürmt und gegen heftige Gegenangriffe gehalten. Die Gefangenenzahl erhöhte sich auf 23 Offiziere, 1200 Mann, erbeutet wurden 3 Geschütze. Am 17. entspannen sich Kämpfe auf den Bergen nördlich des Oitoztales, doch wurden die russischen Angriffe eingestellt, nachdem die ersten



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Vorgehender österreichisch-ungarischer Stoßtrupp. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Theo Matejko.

russischen Sturmwellen im Abwehrfeuer zurückgeflutet waren. Am 24. und 25. Februar unternahmen die Russen mit starken Kräften Angriffe am Tartarenpaß im Nordteile der Waldkarpathen, wurden aber zurückgeschlagen. Am 27. brachte ein schneidig durchgeführter Angriff die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in den Besitz mehrerer russischer Höhenstellungen, wobei sie 12 Offiziere und über 1300 Mann gefangen nahmen. Die vordere Linie wurde gegen russische nächtliche Angriffe gehalten. Nördlich der Putnatalstraße griffen die Russen am Morgen darauf nochmals an, aber auch dieser Ansturm war vergeblich. Desgleichen wurden russische Angriffe im Slanic-, Oitoz-, Susita- und Putnatal, die mit starken Kräften unternommen waren, zurückgewiesen.

Aus den Kämpfen des März sind Stoßtrupps-Unternehmungen der Deutschen gegen die russischen Stellungen zu erwähnen, die stattfanden am 1. auf dem Ostufer der Narajowka, am 2. bei Woronczyn, am 12. nördlich der Bahn Zloczow–Tarnopol, am 13. an der Narajowka, am 14. bei Witoniez am Stochod und bei Jamnica südlich des Dnjestr, am 21. bei Saberesina. Bei allen diesen Unternehmungen gelang es den Deutschen, tief in die russischen Stellungen einzudringen und Gefangene in nicht unerheblicher Zahl mitzunehmen. Die bedeutendste Kampfhandlung des Monats, die von den Deutschen an der Front des Prinzen Leopold von Bayern unternommen wurde, geschah östlich von Baranowitschi. Dort gelang ihnen ein gut angelegter, kraftvoll durchgeführter Vorstoß am 26. März. Sie erstürmten die auf dem Westufer der Schtschara gelegenen russischen Stellungen zwischen Darowo und Labusy, wobei über 300 Russen gefangen wurden. Russische Vorstöße wurden von den Deutschen abgewehrt in der Nacht des 5. März südlich von Brzezany, am 23. März bei Smorgon, Baranowitschi und am Stochod, am 26. März westlich von Luzk, nördlich der Bahn Zloczow–Tarnopol und bei Brzezany.

An der Front des Erzherzogs Joseph wurden im März weit bedeutendere Kämpfe ausgefochten, als an der des Prinzen Leopold von Bayern. Am 1. März versuchten die Russen die Höhen nördlich der Putnatalstraße wiederzuerobern. Fünfmal stürmten sie an, jedesmal scheiterten ihre Angriffe unter schweren Verlusten. Am 8. März stürmten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Höhenkamm des Magyaros zwischen Trotus- und Uztal und die benachbarten stark verschanzten Stellungen der Russen und machten 13 Offiziere, 991 Mann zu Gefangenen. Am 23. März nahmen sie im Sturm nach wirksamer Feuervorbereitung auch die russischen Stellungen südlich des

Trotustales auf dem Grenzkamm zwischen Solyomtar- und Czobanostal und brachten 500 Gefangene ein. Die darauf einsetzenden Vorstöße der Russen nördlich des Magyaros scheiterten. Auch am 26. und 27. wurden russische Kräfte zurückgeschlagen, die gegen den Magyaros vordrangen. Am 27. wurde von den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen südlich des Uztales ein stark verschanzter Höhenkamm gestürmt und gegen mehrmalige Gegenangriffe behauptet.

## Die italienischen Kämpfe im ersten Vierteljahr 1917.

Vom 1. Januar bis Ende März 1917 ereigneten sich auf dem italienischen Kriegsschauplatz keine bedeutenden Ereignisse. Die italienischen Truppen waren abgekämpft und hatten unter Munitionsmangel zu leiden. Die Unlust, den Krieg weiterzuführen, die weite Kreise des italienischen Volkes erfüllte, griff nun auch ins Heer über und zeitigte bedenkliche Erscheinungen, Fahnenflucht vieler einzelner Soldaten, Meutereien ganzer Regimenter, die sich weigerten, weiterzukämpfen. Die italienische Zensur wachte zwar mit großer Strenge darüber, daß nichts davon in den Zeitungen des Landes Erwähnung fand, wie auch die großen Revolten in den Städten Norditaliens sorgfältig verschwiegen wurden. Über die Schweiz jedoch sickerte so mancherlei durch, anderes wurde durch die Aussagen Gefangener bekannt. Vor allen Dingen aber hinderten die grimmige Kälte und starke, immer wiederholte Schneefälle in den Bergen die Kampftätigkeit auf beiden Seiten.



Bei unseren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen in Ostgalizien: Sturmangriff. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsmaler Königl. ungar. Oberleutnant d. R. Stefan Jádor.

Geschützkämpfe und Fliegerunternehmungen, die an den verschiedenen Stellen der Front trotzdem fast täglich stattfanden, können hier nicht einzeln aufgezählt werden. Nur die wichtigsten Unternehmungen mögen Erwähnung finden, wobei im wesentlichen die österreichisch-ungarischen amtlichen Berichte selbst reden sollen. Am 15. Januar meldete die österreichisch-ungarische Heeresleitung:

„An der Dolomitenfront sprengten unsere Truppen in der vergangenen Nacht am Großen Lagazuoi das Felsband zwischen der eigenen und feindlichen Stellung ab. Die Sprengung ist vollkommen gelungen. Eine breite Kluft trennt nun die beiden Gegner."

Über den 18. Januar:

„Im nördlichen Abschnitt der Karstfront brachten unsere Truppen von gelungenen Unternehmungen gegen die feindlichen Vorstellungen 4 Offiziere, 120 Mann als Gefangene und 1 Maschinengewehr ein."




In den Rokitnosümpfen. Nach einer Zeichnung für die „Illustrierte Weltkriegschronik" von Hugo L. Braune.

Am 22. Januar nahmen österreichisch-ungarische Grabenkommandos einen italienischen Graben, brachten 3 Offiziere, 134 Mann Gefangene ein und erbeuteten 3 Maschinengewehre.

Der österreichisch-ungarische Bericht vom 29. Januar lautete:

„Unternehmungen unserer Truppen im Görzischen hatten wieder Erfolg. Bei Kostanjevica drangen Abteilungen des Infanterie-Regiments Nr. 71 in die feindlichen Stellungen ein. Sie überwältigten mehrere italienische Kompagnien, zerstörten die Gräben und kehrten mit 6 Offizieren, 140 Mann als Gefangenen und mit 2 erbeuteten Maschinengewehren zurück. Östlich Vertojba brachten Abteilungen des k. k. Landsturm-Infanterie-Regiments Nr. 2 von einer ähnlichen Unternehmung 27 Gefangene und 2 Maschinengewehre ein. Unsere Ortschaften zwischen Gardasee und Etschtal standen auch gestern unter Feuer".

Von einer größeren erfolgreichen Unternehmung hatte der österreichische Bericht vom 9. Februar zu melden:

„Im Görzischen gewannen unsere Truppen durch nächtliche Unternehmungen mehrere feindliche Grabenstücke, fügten den Italienern schwere blutige Verluste zu, brachten 15 Offiziere und 650 Mann als Gefangene ein und erbeuteten 10 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer und viel sonstiges Kriegsmaterial. Abteilungen der Infanterie-Regimenter Nr. 85 und 87 und Landsturminfanterie aus Niederösterreich und der Bukowina hatten an diesem Erfolg hervorragenden Anteil."

Am folgenden Tage suchten die Italiener die ihnen entrissenen Gräben wiederzuerobern, aber ihre Gegenstöße scheiterten, und sie verloren noch weitere 370 Gefangene. Vom 11. Februar berichtete der österreichisch-ungarische Generalstab:

„An der Tiroler Front führten unsere Truppen zwei Unternehmungen erfolgreich durch. Im Suganertal nahm eine Abteilung des Infanterie-Regiments Nr. 14 eine feindliche Stellung südlich der Coalba-Schlucht, machte 2 Offiziere und über 60 Mann zu Gefangenen und erbeutete 1 Maschinengewehr, 2 Pistolenmaschinengewehre und 1 Minenwerfer. Im Vallarsa-Abschnitt überfielen Kaiserschützen nachts die italienische Vorstellung in der Leno-Schlucht und brachten 22 Gefangene und 1 Maschinengewehr ein."

Über den 12. Februar:

„Im Wippachtal hielt der lebhafte Geschützkampf auch gestern an. Die Italiener verfeuerten zahlreiche Gasgranaten. Feindliche Angriffe aus dem Raume von St. Peter wurden abgewiesen. Die Anzahl der südlich der Coalba-Schlucht eingebrachten Gefangenen hat sich auf 3 Offiziere und 88 Mann erhöht. Am Tonale-Paß überfielen unsere Truppen einen feindlichen Stützpunkt und nahmen 23 Italiener gefangen."

Am 19. Februar wurde an der küstenländischen Front die Artillerietätigkeit wieder lebhaft. Im Görzischen entwickelte sich am 24. Februar im Abschnitt von Vertojba ein heftiger Geschütz- und Minenwerferkampf. Unter dem Schutze eines starken Sperrfeuers griffen sodann einige italienische Kompagnien die österreichisch-ungarischen Stellungen an und drangen in die vorderste Linie ein, wurden aber von Landsturm-Abteilungen vollständig wieder hinausgeworfen und bis in ihre Sappen verfolgt. Dabei erlitten sie schwere Verluste. Am 25. Februar drangen österreichisch-ungarische Truppen nachts in eine starkbesetzte italienische Sappe ein und machten die Besatzung nieder bis auf einige Leute, die sie als Gefangene mit sich fortführten.

Am 28. Februar drangen österreichisch-ungarische Sturmpatrouillen im Gebiete des Monte Zebio durch Schneetunnel in die italienische Stellung ein, zerstörten sie und brachten den Italienern schwere blutige Verluste bei.

Anfang März gingen die Italiener zu größeren Angriffen über. Vom 4. bis 6. suchten sie die österreichisch-ungarischen Stellungen bei Cima di Costabella nördlich von San Pellegrino zu erobern, drangen am ersten Kampftage bis in die Vorstellungen ihrer Feinde ein, konnten aber nicht weiter vorwärtskommen. Am 6. brach ein italienischer Angriffsversuch gegen den Monte Sief im österreichisch-ungarischen Sperrfeuer zusammen. Am 12. wiesen die Österreicher und Ungarn einen italienischen Angriff vor Kostanjevica zurück. Am 14. März gelangten österreichisch-ungarische Abteilungen nördlich von Asiago durch Schneetunnel in die italienischen Gräben östlich des Monte Forno, zerstörten die Unterstände, fügten den Italienern beträchtliche Verluste zu und kehrten mit Gefangenen zurück. Am 15. März wurde ein italienischer Angriff vor Kostanjevica, der durch starkes Geschützfeuer eingeleitet war, von den Österreichern und Ungarn abgeschlagen. Über den 18. März meldete der österreichisch-ungarische Generalstab:

„An der küstenländischen Front rege Fliegertätigkeit und zeitweise lebhaftes Geschützfeuer. Im Etschtale wurden mehrere Ortschaften von einem feindlichen Luftschiff mit Bomben belegt. Südlich des Stilfser Joches eroberte eines unserer alpinen Detachements die beherrschende Felsspitze der Hohen Schneid".

Am 24. führten die Österreicher und Ungarn erfolgreiche Gefechte auf der Karsthochfläche bei Kostanjevica und wiesen im Gebiete des Stilfser Joches einen Angriff der Italiener auf den Monte Scorluzzo unter beträchtlichen Verlusten der Stürmenden ab. Am 26. ereignete sich das bedeutendste Gefecht des ganzen Monates. Der österreichisch-ungarische Bericht darüber lautete:

„Im Görzischen drangen Abteilungen unseres Infanterie-Regiments Nr. 100 mit kräftiger Artillerieunterstützung südlich von Biglia in die feindlichen Stellungen ein, nahmen 9 Offiziere und 306 Mann gefangen, erbeuteten 1 Maschinengewehr und 1 Minenwerfer und behaupteten sich gegen mehrere Gegenangriffe".

Am 29. beschossen die Italiener Arco und Rovereto, am 30. Arco noch einmal. Italienische Angriffe am 30. westlich von Jamiano und südlich von Biglia, am 31. südlich des Stilfser Joches im Ursprungsgebiete des Val dei Vitelli scheiterten.

Hervorzuheben sind endlich noch zwei italienische Fliegerunternehmungen gegen Triest. Am 11. und 19. wurde die Stadt von den Italienern mit Bomben belegt. Der angerichtete Schaden mag nicht unbeträchtlich gewesen sein. Im höchsten Maße befremdend war es doch, daß die Italiener die Stadt, die sie angeblich zu befreien behaupteten und die das vornehmste Ziel ihrer Sehnsucht bildete, vorher zu zerstören trachteten.




**Die Zusammensetzung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika ihrem Ursprung nach.**

Nach Professor A. B. Fault von der Cornell-Universität, dessen Untersuchungen unserer Darstellung zugrunde liegen, bildet der berechenbare englische Einschlag im amerikanischen Volkskörper 30,2 %, der deutsche 26,4 und der irische 18,6 %. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß Professor Fault bei seinen Berechnungen auch alle Nachkommen der in Amerika Eingewanderten mitzählt, während in der offiziellen amerikanischen Statistik nur zwischen den im Ausland Geborenen und ihren Nachkömmlingen in erster Generation unterschieden wird. Darnach sind in den Vereinigten Staaten vertreten die Deutschen mit 10,8, darunter 2,5 in Deutschland Geborenen, die Irländer mit 5,9, die Engländer mit 3,2, die Franzosen mit 0,4 und infolge der starken Einwanderung der letzten Jahrzehnte die Italiener mit 3,4 Millionen.

## China tritt in den Bund gegen Deutschland ein. — Der Krieg zwischen Deutschland und Amerika und der englische Krieg vom 1. April bis Ende Juni 1917.

In der ersten Hälfte des Juni 1917 gesellte sich den Feinden Deutschlands ein neuer hinzu, die Republik China. Das Reich der Mitte hatte am 8. August 1914 seine Neutralität im Kriege zwischen den europäischen Großmächten erklärt, große Teile des chinesischen Volkes waren deutschfreundlich gesinnt, es lag in den ersten Jahren des Krieges durchaus kein Grund vor zu einer Änderung in dem Verhältnis zwischen den beiden Völkern. Im Gegenteil, je unverschämter Japan, der alte Dränger der Chinesen, in dem von Parteikämpfen zerrissenen und militärisch ganz ohnmächtigen Riesenreiche auftrat, um so mehr hätte sich eigentlich die Neigung des chinesischen Volkes zu Deutschland vertiefen und befestigen müssen. Trotzdem gelang es den Feinden Deutschlands, das chinesische Volk bis zur Kriegserklärung gegen Deutschland zu treiben. Vieles wirkte darauf hin. Japan stand drohend gerüstet da und hatte unter dem Vorwande, Ruhe stiften zu müssen, Teile Chinas besetzt. Amerika, Chinas Hauptgeldgeber, verlangte gebieterisch den Anschluß an seine Politik. England hatte den Chinesen durch seine unvergleichliche Kunst der Lüge die Überzeugung beigebracht, daß es mit der deutschen Sache verzweifelt stände und daß China gut täte, beizeiten mit den Siegern zu gehen. Dann war noch etwas ganz Absonderliches hinzugekommen, das die gelbe Rasse gegen Deutschland wirklich in den Harnisch brachte, nämlich die Verluste an Menschenleben, die der unbeschränkte Unterseekrieg ihnen zufügte. An die chinesische Küste kam ja keins der unheimlichen deutschen Fahrzeuge heran, aber ungeheure Massen von chinesischen Arbeitern, die nach Europa fuhren, wurden dadurch in die größte Gefahr gebracht. England und noch mehr Frankreich waren durch den Krieg von Arbeitern entblößt worden und bedurften dringend großer Arbeitermengen zur Bebauung der sonst brachliegenden Felder und zur Bedienung der Fabriken. So geschah, was früher nie eine englische oder französische Regierung gewagt hätte: die gelbe Rasse wurde zur Hilfe gerufen, und auf den empörten Einspruch der einheimischen Arbeiterschaft wurde nicht mehr geachtet. Der chinesische Kuli ist dem europäischen und amerikanischen Arbeiter äußerst verhaßt, weil er infolge seiner Anspruchslosigkeit imstande ist, billiger zu arbeiten als jeder andere und dadurch die Löhne herabzudrücken. Es war somit eine geradezu verzweifelte Maßregel der englischen und französischen Regierung, diese fremde Rasse ins Land zu rufen, die sich so schwer von da wieder vertreiben läßt, wo sie sich einmal eingenistet hat. Aber der Haß gegen Deutschland, die Furcht, zu unterliegen, die bittere Not des Augenblicks drängten alle Bedenken zurück. Die Chinesen wurden gerufen und waren bald fast überall da, wo Mangel an Menschen herrschte. Die Engländer bemannten sogar einen großen Teil ihrer Handelsschiffe mit chinesischen Matrosen. Entweder konnten sie nicht anders oder es war ihnen erfreulicher, wenn die Asiaten von

den U-Booten ins Meer versenkt wurden, als ihre eigenen Leute. Zur Verschlechterung der französischen Rasse hat die Einfuhr der Chinesen schon ebenso beigetragen, wie die Überschwemmung Frankreichs mit Negern und allen möglichen sonstigen tiefstehenden Rassen. Denn jetzt bereits gibt es Tausende von Kindern, die aus der Verbindung französischer Weiber mit den ausländischen Gästen hervorgegangen sind.

Bedenkt man diese Verhältnisse, so kann man nicht sagen, daß China der unbeschränkte U-Bootkrieg ganz gleichgültig hätte sein müssen und daß es ohne jede wirkliche Veranlassung, nur dem englischen, japanischen und amerikanischen Drucke nachgebend, am 14. Februar des Jahres 1917 gegen ihn protestierte. Die Note, die es deshalb an Deutschland richtete, sprach auch ausdrücklich von vernichteten chinesischen Menschenleben. Die deutsche Regierung gab die sehr richtige Antwort, daß Deutschland gegen die Verwendung von Chinesen zum Arbeitsdienst bei den Engländern und Franzosen stets protestiert habe und sprach seine Verwunderung darüber aus, daß China, obwohl es keine Schiffe in der gesperrten Zone fahren lasse, den schärfsten Einspruch erhoben habe. Es habe sogar mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gedroht, was keine andere Regierung getan habe. Trotzdem sei Deutschland bereit zu einer Verständigung mit China zum Schutze chinesischer Rechte, chinesischen Eigentums, Lebens und Seefahrt und zu einer Aussprache in versöhnlichem Sinne. Die deutsche Regierung warnte China vor einem Bruch mit Deutschland, wodurch es einen Freund verlieren und sich die größten Schwierigkeiten schaffen werde.




Die Einfuhr der Vereinigten Staaten nach Deutschland und die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1913.

Diese freundschaftliche Warnung verhallte indessen ungehört, denn die schwache Regierung in Peking erwartete alles Heil, wohl besonders auch den Schutz gegen Japan, von einem unbedingten Anschluß an Amerika. Am 24. März überreichte der chinesische Gesandte dem Auswärtigen Amte in Berlin eine Note des Präsidenten der Republik China folgenden Wortlautes:

„Seit Beginn des europäischen Krieges hat China strenge Neutralität bewahrt. Zu unserem lebhaften Erstaunen erhielt die chinesische Regierung am 1. Februar eine Note der deutschen Regierung, in welcher der Beginn des neuen U-Bootkrieges angekündigt wurde, mit Sperrgebieten, in denen neutrale Schiffe vom obigen Datum an nur auf eigene Gefahr fahren könnten. Nun hat aber der U-Bootkrieg gegen Handelsschiffe, wie er bis dahin von der deutschen Regierung geführt wurde, bereits schweren Schaden an chinesischem Leben und Gut angerichtet, und die neue Form des U-Bootkrieges wird die Schäden in stärkstem Maße vergrößern.

Von der Absicht bewogen, dem Völkerrecht Geltung zu verschaffen, und das Leben und Eigentum der chinesischen Staatsangehörigen zu schützen, hat unsere Regierung einen scharfen Protest an die Kaiserlich deutsche Regierung gerichtet mit dem Bemerken, daß, falls diese ihre Politik nicht aufgeben würde, die chinesische Regierung sich gezwungen sehen würde, die bisherigen diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abzubrechen. Wir hatten uns der Hoffnung hingegeben, daß die deutsche Regierung nicht strikt an ihrer Politik festhalten und ihre freundliche Haltung China gegenüber beibehalten würde. Seit unserem Protest ist nunmehr leider über ein Monat verflossen, ohne daß die deutsche Regierung ihre neuen Methoden der Kriegführung zur See aufgegeben hat. Viele Handelsschiffe sind versenkt worden, und zahlreiche chinesische Staatsangehörige haben bei dieser Gelegenheit ihr Leben eingebüßt.

Vor einigen Tagen, am 11. März, hat die deutsche Regierung uns ihre formelle Antwort zukommen lassen, welche besagt, daß es ihr nicht möglich wäre, den U-Bootkrieg mit den Sperrgebieten aufzugeben. Diese Antwort entspricht durchaus nicht unseren Hoffnungen und Wünschen. Um unsere Achtung vor dem Völkerrecht zu beweisen und um das Leben und Gut unserer Staatsangehörigen zu schützen, verkündige ich hierdurch, daß die chinesische Regierung vom heutigen Tage an keine diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reiche mehr unterhält."

Damit war der Bruch vollzogen. Der chinesische Gesandte forderte und erhielt seine Pässe am 25. März. Der deutsche reiste am 26. nach San Francisco ab. Die eigentliche Kriegserklärung ließ noch lange auf sich warten, sie traf erst im August ein. Eine Änderung der Kriegslage erfolgte durch den Eintritt Chinas in den Bund gegen Deutschland nicht, denn

China konnte keine Truppen und Schiffe nach Europa schicken, weil es keine zur Verfügung hatte. Aber Leben und Besitz der Deutschen in China waren bedroht, und was deutsche Unternehmungslust und deutsches Kapital während einiger Jahrzehnte dort geschaffen hatten, war für Deutschland verloren.

Das war es, was England und Amerika gewollt hatten. Sie gingen darauf aus, den deutschen Handel überall in der Welt zu vernichten, und das war ihnen leider in mehreren Ländern möglich.

Daß Amerika auf den Schlachtfeldern und zur See den Deutschen nicht ernsthaft schaden könne, wenigstens in absehbarer Zeit nicht, wußte niemand besser als der Präsident selbst, und auch die amerikanische Presse wußte es ganz genau. Was trotzdem diese Presse an großsprecherischem Gerede leistete, überstieg alles, was bisher die englische und französische Presse geleistet hatten, bei weitem. Da hieß es, 20000 Flugzeuge von ungeheurer Größe sollten binnen Jahresfrist gebaut und nach Europa gesandt werden. Ein Heer von einer Million oder mehr und mit riesigem Geschützpark sollte nach Frankreich gebracht, 3000 Handelsschiffe von je 3000 Tonnen sollten bis Ende des Jahres gebaut, 1000 Unterseebootjäger von einer ganz neuen Art hergestellt werden. An solchen Übertriebenheiten erfreut und ergötzt sich das Gemüt des Yankees. Der Zweck derartiger Tartarennachrichten war nicht nur, Deutschland zu schrecken und die Neutralen mit abergläubischer Scheu zu erfüllen, sondern der eigentliche Zweck der Übung war vielmehr die Aufhetzung des eigenen Volkes, von dem noch immer ein sehr großer Teil sich sehr kühl verhielt zu der unablässigen Kriegstreiberei seiner Regierung. Mit allen Mitteln der Lüge, der Verhetzung und Verleumdung wurde der Haß gegen Deutschland, wo er noch nicht vorhanden war, künstlich angezündet, wo er vorhanden war, kräftig geschürt. Zugleich wurde den Amerikanern vorgeredet, der Krieg sei mit ihrem glorreichen Entschluß, gegen Deutschland zu fechten, schon entschieden, denn gegen eine Macht wie die Vereinigten Staaten könnten ja doch nur verzweifelte Bösewichter, die sich der verdienten Strafe entziehen wollten, noch fortfahren zu kämpfen. Da ist denn hier des Mannes zu gedenken, der dieses ruchlose Geschäft am besten verstand und als Redner in Volksversammlungen und als Schriftsteller am wildesten und erfolgreichsten die amerikanische Volksseele gegen Deutschland aufzuregen wußte. Das war der frühere Präsident Theodore Roosevelt. Er hatte acht Jahre lang an der Spitze der Vereinigten Staaten gestanden und hatte sich den Ruf eines ganz besonderen Friedenshortes und eines Deutschenfreundes erworben. Das



Leben und Treiben auf dem Marktplatz zu Grandpré. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Professor Hans W. Schmidt.

war um so wunderbarer, als er einst die Vergewaltigung Spaniens gutgeheißen hatte und als Oberst eines Regimentes, der sogenannten Rauhreiter, zur Eroberung Kubas ausgezogen war und nie auch nur das geringste getan hatte, den Deutschen in seinem Lande irgendwelche Vorteile zu verschaffen. Nur in Sachen der sogenannten Austauschprofessoren hatte er sich willfährig erwiesen und eine Verbeugung vor der deutschen Wissenschaft gemacht. In Deutschland waren nämlich im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts maßgebende Leute auf den echt deutschen Einfall gekommen, man könne die Völker dadurch einander näherbringen, daß man Professoren hinüber- und herübersende, die durch Vorträge ein Verständnis für die Eigenart und die wissenschaftlichen Leistungen ihres Volkes bei dem anderen entzünden sollten. Über diesen Gedanken, der so ganz und gar von falschen Voraussetzungen ausging, mag Roosevelt ja im Kreise seiner Vertrauten ganz unbändig gelacht haben, aber warum hätte er die Deutschen nicht freundlich stimmen sollen, wenn das zu erreichen war, ohne daß der Zoll auf Leder oder Wollwaren herabgesetzt zu werden brauchte! Darum hatte er die Sache mitgemacht und gewaltig für die Verbrüderung usw. geredet, hatte auch dem Prinzen Heinrich von Preußen auf seiner berühmten Amerikafahrt mancherlei Liebenswürdigkeiten über Deutschland gesagt. Darum hatten ihm die Schweden ihren Friedensnobelpreis übertragen, und die Juristische Fakultät der Universität Leipzig hatte ihn 1908 zu ihrem Ehrendoktor ernannt — „Theodore Roosevelt, der kampfbewährte, tapfere und doch friedenwirkende, mit allen staatsmännischen Tugenden ausgezeichnete, der Bürgerkrone würdige, für deutsches Wesen echt verständnisvolle letzte Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika", so hieß es in der Urkunde, die ihm darüber ausgestellt wurde. Aber es kam noch besser. Ein Fahrzeug der deutschen Marine erhielt den Namen seiner Tochter, Alice Roosevelt. Als er 1909 Deutschland besuchte, durfte er in Berlin vor einer erlesenen Gesellschaft, den Spitzen des geistigen Deutschlands, in einer unsäglich platten und von Gemeinplätzen wimmelnden Rede seine Gedanken über Menschheits- und Völkerbeglückung auspacken, und darauf wurde er von der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität zum Ehrendoktor gemacht. „Dem unparteiischen, unbeugsamen, wahrheits- und darum wissenschaftsliebenden Manne" erteilten die Gelehrten der Berliner Hochschule die höchste Ehre, die sie zu vergeben hatten. Dieser nach dem Zeugnis der Leipziger Gelehrten für deutsches Wesen echt verständnisvolle, nach dem der Berliner Professoren unparteiische Mann, dieser Träger des Friedens-Nobelpreises, hatte von Anfang des Krieges an in der schärfsten Weise für



Hinter der Front in Westflandern: Küche im Belfried zu Brügge. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Felix Schwormstädt.

England Partei ergriffen und zum Kriege gegen Deutschland geraten und überhäufte nun die deutsche Regierung, das deutsche Volk und den deutschen Kaiser sowie die deutsche Bildung und Kultur mit den pöbelhaftesten Schmähungen und forderte die schärfsten Maßnahmen gegen die Feinde der wahren Gesittung auf Erden. Auch erbot er sich, eine Truppe zusammenzubringen, wie einst seine Rauhreiter, und an ihrer Spitze selbst nach Europa zu gehen. Das lehnte Wilson mit Dank ab, denn er hatte von dem Feldherrntalent seines früheren Nebenbuhlers eine sehr geringe Meinung und wußte, daß er da, wo geschrieen und geschimpft und gehetzt werden mußte, am richtigen Platze stand. Die amerikanische Regierung schickte im Mai oder Anfang Juni zwar nicht Roosevelt, aber eine Anzahl höherer Offiziere nach Frankreich, um sich Klarheit über die dortige militärische Lage zu verschaffen. Das wurde der Welt bald bekannt, nicht bekannt aber blieb lange Zeit hindurch das was diese Offiziere dort erkundet und heimlich berichtet hatten. Am 20. September 1917 war indessen die Stockholmer Zeitung „Dagbladet“ in der Lage, eine Zusammenstellung amerikanischer Pressestimmen zu veröffentlichen unter dem Titel „Die amerikanische Militärkommission. Einige amerikanische Reflexionen auf Grund ihres Berichtes“. Das höchst bemerkenswerte Schriftstück lautete:



Von der Front in Westflandern: Minenüberfall im vordersten Schützengraben. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Felix Schwormstädt.

„In den amerikanischen Zeitungen, die so allmählich über den Atlantischen Ozean gekommen sind, stehen verschiedene interessante Angaben betreffend die Untersuchungen und Erfahrungen, die von der nach Frankreich entsandten Militärkommission gemacht worden sind. Sie bestand aus neun Offizieren verschiedener Waffengattungen, begleitete General Pershing auf dessen Reise an die Front und kehrte Ende Juni heim. Sie hatte vom Kriegsministerium den Auftrag erhalten, einen genauen Bericht über die militärische Lage abzugeben. Dieser Bericht ist dann teilweise in der amerikanischen Presse wiedergegeben worden, wobei die Öffentlichkeit Gelegenheit gehabt hat, eine bestimmte Verschiedenheit in der Auffassung der Ereignisse zu konstatieren, verglichen mit der, die sie durch die englischen Reutertelegramme erhalten hat.

„New York World“ teilt einige Auszüge aus dem Bericht mit, die die einseitig Unterrichteten unter den Amerikanern erstaunt haben müssen. Zunächst geben die Offiziere zu, daß sie überrascht worden sind von dem, was sie in Frankreich gesehen haben, und daß die Auffassung, die sie auf der Hinreise hatten, falsch gewesen ist. Die deutsche Westfront wäre so undurchdringlich, daß sie von den Alliierten nicht ohne die größte Hilfeleistung von seiten der Vereinigten Staaten eingedrückt werden könnte. Irgendwelche Beweise für eine Entzweiung oder einen Lebensmittelmangel in Deutschland gäbe es nicht. Seine militärischen Kräfte wären dagegen im Steigen begriffen, und was den Luftkrieg betrifft, hätten die Deutschen die Überhand. Die Generale der Alliierten hätten sich unaufhörlich dahin ausgesprochen, daß sie von seiten der amerikanischen Staaten die größtmöglichste Hilfe erwarteten, und sie sagten, es sei zwecklos, sich irgend welchen Illusionen betreffs des Kriegsausganges hinzugeben, wenn diese Hoffnung nicht verwirklicht würde.

Dieser militärische Bericht konnte als eine Art Bestärkung der Angaben, die hier und da in der sogenannten „Hearstpresse“ gestanden, gelten, und sie findet sich nun auch veranlaßt zu betonen, daß die üblen Nachreden, denen sie infolge ihrer Angaben ausgesetzt gewesen ist, sich als unberechtigt erwiesen haben. Sie kann ihre Verwunderung nicht verhehlen über das unverhohlene Geständnis der heimgekehrten Offiziere, daß ihre vorgefaßte Meinung über die Lage an der Westfront sich als falsch erwiesen hat. Aber sie erklärt dieses Verhalten damit, daß die Offiziere, ebenso wie die große Masse des amerikanischen Volkes, Opfer der Zensur sind, und daß sie den offenbar falschen Berichten, die die englische Zensur und die englische Regierung betreffs der militärischen Operationen veröffentlicht hat, Vertrauen geschenkt hat.

Der fragliche Offiziersbericht wird indessen auch zum Ausgangspunkt für Berechnungen betreffend die amerikanischen Kräfteanstrengungen genommen, die gemacht werden müssen, um Amerikas Eintritt in die Heere der Kriegführenden zu verteidigen, und dabei kommt man zu ziemlich bemerkenswerten Ergebnissen. Der Bericht hat festgestellt, daß Deutschland Reserven besitzt, die sich auf über 4 Millionen Mann belaufen. Was Österreich und die Türkei betrifft, werden ihre Reserven bis auf zwischen $2\frac{1}{2}$ und 3 Millionen Mann geschätzt. Die Alliierten haben in Frankreich ungefähr 5 Millionen, ihre anderen Truppen sind so verteilt, daß sie an einer wirklichen Offensive gegen Deutschland nicht teilnehmen können. Die

französisch-englischen Streitkräfte in Griechenland könnten ebensogut am Nordpol stehen, was ihren Einfluß auf die Operationen auf dem Hauptkriegsschauplatz betrifft. Rußland hat aufgehört ein wichtiger Faktor im Kriege zu sein. Das militärische Problem, Deutschland zu erobern, hat sich darauf beschränkt, die Linien im Westen zu durchbrechen.

Die amerikanischen Offiziere haben berichtet, daß sie von den Generalen der Alliierten an der Westfront die Meinung erhalten haben, daß die 5 Millionen französische und britische Truppen, die sich dort befinden, nicht einmal hinreichend seien, die deutschen Linien einzudrücken. Diese werden von 3 Millionen Mann gehalten. Wenn sie mit 4 Millionen deutschen Reserven und außerdem durch 2 Millionen von der rumänischen Front verstärkt würden, würden die Amerikaner, niedrig gerechnet, genötigt sein, mindestens so viele Soldaten nach Frankreich zu schicken, wie die Deutschen jetzt in Reserve haben, nämlich 4 Millionen und möglichst doppelt soviel; selbst wenn eine solche Anzahl ausgebildet und ausgerüstet wäre, selbst wenn die U-Boote die Transportschiffe nicht schneller zerstörten, als neue gebaut werden könnten, und selbst wenn jedes amerikanische Schiff ausschließlich zum Transport dieser Truppen mit den nötigen Vorräten nach Frankreich verwendet würde, wären mindestens 5 oder 6 Jahre nötig, um einen Erfolg herbeizuführen.

Aber die U-Boote sind nicht unwirksam,



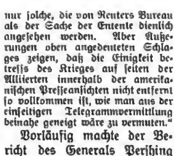
Großherzog Ernst Ludwig von Hessen (in der Mitte). (Phot. Schlesicky-Ströhlein, Frankfurt a. M.)



Großherzog Friedrich August von Oldenburg.

die Versenkungen übersteigen bei weitem die Produktionsmöglichkeit aller Werften der Erde, und jede Berechnung, die sich auf einen Transport innerhalb der nächsten 5 bis 6 Jahre bezieht, ist vergeblich, sofern man nicht den U-Bootkrieg verhindern kann. Ohne Eingreifen einer noch nicht gemachten Erfindung ist es unmöglich, Deutschland zu besiegen.

So ungefähr lauten eine Menge amerikanischer Reflexionen bezüglich des Berichts der Militärkommission, und hieran werden Fragen geknüpft, ob es klug sein kann, an einer Politik festzuhalten, die keine besseren Ergebnisse verspricht, als daß man die Alliierten anfeuert auszuhalten, und Truppen nach Europa schickt, die nicht genügen, um Deutschland zu bezwingen. In der europäischen Presse liest man nicht oft solche amerikanische Gesichtspunkte. Dort stehen



nur solche, die von Reuters Bureau als der Sache der Entente dienlich angesehen werden. Aber Äußerungen oben angedeuteten Schlages zeigen, daß die Einigkeit betreffs des Krieges auf seiten der Alliierten innerhalb der amerikanischen Presseansichten nicht entfernt so vollkommen ist, wie man aus der einseitigen Telegrammvermittlung beinahe geneigt wäre zu vermuten."

Vorläufig machte der Bericht des Generals Pershing keinen Eindruck auf Wilson & Kompagnie. Das Kriegsgeschrei erscholl ebenso laut wie vorher. Von einer eigentlichen Kriegführung Amerikas konnte allerdings zunächst nicht die Rede sein oder man muß wenigstens sagen, Amerika führte auf seine Weise Krieg. Es ließ Offiziere aus Frankreich kommen, die Mannschaften ausbilden sollten, schickte wie bisher noch allen möglichen Kriegsbedarf nach Europa — natürlich gegen schweres Geld — eröffnete den lieben Verbündeten große Kredite — natürlich gegen beträchtlich hohe Zinsen — und suchte Deutschland zu schädigen, indem es ihm Feinde erweckte unter den



Adolf Fürst zu Schaumburg-Lippe. (Hofphot. E. Stütting & Sohn, Bonn.)



König Friedrich August mit Kronprinz Georg von Sachsen beim Kronprinz Rupprecht von Bayern. (Bild- und Filmamt.)

von amerikanischem Gelde abhängigen Staaten, und indem es deutsches Eigentum in Amerika beschlagnahmte.

Einen schweren Schaden fügten die Amerikaner den Deutschen zu, ja den schwersten, den sie ihnen vorläufig überhaupt zufügen konnten, indem sie die in den Häfen der Vereinigten Staaten liegenden deutschen Handelsschiffe mit Beschlag belegten. Das geschah bereits am 8. April. In New York wurden 27 deutsche Dampfer von zusammen 125000 Tonnen beschlagnahmt, in Boston 6 mit 78000 Tonnen, in Philadelphia 6 mit 36000 Tonnen, in Baltimore 3 mit 31000 Tonnen. Im ganzen sollen es 88 Schiffe mit 512000 Tonnen gewesen sein. Die amerikanische Regierung beschloß, diese Schiffe zu eigenem Gebrauch zu verwenden. Zunächst freilich waren sie nicht verwendungsfähig, denn die deutschen Besatzungen hatten sie durch die Zerstörung wichtiger Maschinenteile unbrauchbar gemacht. Es mochte immerhin ein halbes Jahr dauern, bis sie seetüchtig zu machen waren. Die Besatzung des deutschen Kanonenbootes „Komoran", das im Hafen von Guam eingeschlossen war, zerstörte ihr Schiff, damit es nicht in die Hände der Amerikaner fiel. Sie wurde, wie die Besatzung der deutschen Handelsdampfer auch, als Kriegsgefangene in befestigten Lagern untergebracht.

Amerika sorgte aber auch dafür, daß seine Geldvasallen-Staaten den Deutschen möglichst Abbruch taten. Am 11. April erschien der Gesandte Kubas in Berlin im Auswärtigen Amt und überreichte eine Note, worin er im Auftrage seiner Regierung erklärte, daß sie die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abbreche und sich mit ihm als im Kriegszustand befindlich betrachte. Das war natürlich Amerikas Werk, denn welchen Grund hätte Kuba gehabt, sich gegen Deutschland zu wenden! Am 14. April brach Bolivia seine Beziehungen zu Deutschland ab, aus dem gleichen Grunde. Am 15. April tat Brasilien denselben Schritt. Der brasilianische Dampfer „Baranà" war im Sperrgebiet versenkt worden, obwohl er, wie der brasilianische Gesandte in Berlin erklärte, „langsam gefahren sei und die brasilianischen Hoheitsabzeichen an sich getragen habe". Das nahm die südamerikanische Republik zum Vorwande, 45 deutsche Schiffe mit 235000 Tonnen und 4 österreichische Schiffe von 18700 Tonnen in ihren Häfen zu beschlagnahmen. Österreich-Ungarn hatte nämlich am 6. April die diplomatischen Beziehungen zu Amerika abgebrochen, worin ihm am 20. April die Türkei folgte. Am 2. Mai forderte der Gesandte von Guatemala seine Pässe in Berlin und erklärte den Abbruch der guatemalaischen diplomatischen Beziehungen zu Deutschland. Am 9. Mai trat auch die Negerrepublik Liberia dem großen Weltbund für wahre Kultur und Freiheit bei. Die Mulattenrepublik Haiti tat am 6. Juni das gleiche. Sowohl die englischen, wie die amerikanischen Staatsmänner wußten genau, daß sie von allen diesen Staatswesen keine militärische Hilfe für ihren Krieg zu erwarten hatten, aber sie wußten auch, daß jedes, und wenn es noch so unbedeutend war, den deutschen Handel schädigen konnte. Denn überall waren deutsche Schiffe, die man beschlagnahmen, deutsche Handelshäuser, die man zerstören konnte. Auch konnte man dort den Wirtschaftskrieg, den England nach dem Frieden führen wollte, vorbereiten, indem man sich die wichtigsten Rohstoffe sicherte, die diese Länder erzeugten, und die Deutschen auf Jahre hinaus von ihrem Bezug ausschloß.

So führten die Vereinigten Staaten den Krieg mit den Waffen, die ihnen vorläufig zu Gebote standen, und daß sie damit den Deutschen schweren Schaden zufügten, kann nicht bestritten werden. Gewaltig war schon der Verlust, den die deutsche Handelsflotte durch die Wegnahme so vieler ihrer Schiffe in fremden Häfen erlitten hatte. Außer den 74 Schiffen von 187000 Tonnen, die auf offener See aufgebracht waren, hatte sie verloren:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| in britischen Häfen beschlagnahmt | 182 | Schiffe | von | 456000 | Br.-R.-T. |
| in französischen und russischen Häfen beschlagnahmt | 94 | „ | „ | 143000 | „ |
| in italienischen Häfen beschlagnahmt | 39 | „ | „ | 172000 | „ |
| in portugiesischen Häfen beschlagnahmt | 75 | „ | „ | 227000 | „ |
| in nordamerikanischen Häfen beschlagnahmt | 88 | „ | „ | 630000 | „ |
| in brasilianischen Häfen beschlagnahmt | 46 | „ | „ | 236000 | „ |
| in griechischen Häfen beschlagnahmt | 9 | „ | „ | 18500 | „ |
| in japanischen Häfen beschlagnahmt | 12 | „ | „ | 24500 | „ |
| in chinesischen Häfen beschlagnahmt | 11 | „ | „ | 22000 | „ |

Das heißt, sie hatte von 5459296 Tonnen 2166000 Tonnen eingebüßt, also zwei Fünftel ihres Bestandes, den sie im August 1914 aufzuweisen gehabt hatte. Dazu kamen die Verluste der deutschen Kaufleute in den feindlichen Ländern.

Ob allerdings alle diese Verluste für Deutschland unwiederbringlich sein würden, hing doch eben schließlich davon ab, wie es aus dem Kriege hervorging. Blieb es am Ende siegreich, so konnte es, falls seine Staatsmänner darnach waren, alles Verlorene oder wenigstens einen großen Teil davon wiedergewinnen. Der Sieg Deutschlands aber, das zeigte sich immer deutlicher, hing wesentlich davon ab, wie sich der U-Bootkrieg gestaltete. Gelang es den Deutschen, den Schiffsraum der Welt weiterhin so zu versenken, wie es in den beiden ersten Monaten des unbeschränkten U-Bootkrieges geschehen war, so mußte der Tag kommen, an dem England gezwungen war, den Frieden nachzusuchen. Nun war die U-Bootbeute der beiden folgenden Monate, des April und Mai, so gewaltig, daß sie die stärksten Hoffnungen hervorrufen mußte. Das gilt vor allen Dingen von der des April, die auf die ungeheure Zahl von 1091000 Tonnen anschwoll, während die des Mai nur 869000 Tonnen betrug, das heißt immerhin rund 100000 Tonnen mehr als im Februar. Seit Kriegsbeginn waren 8638500 Bruttoregistertonnen durch Minen, U-Boote und deutsche Kreuzer versenkt worden, und da auf

die ersten drei Monate des unbeschränkten U-Bootkrieges allein 2786000 Tonnen von diesen Riesenzahlen entfielen, so war der Rückgang im Mai einigermaßen erklärt. Die Welttonnage hatte sich nicht unerheblich vermindert, und die Neutralen waren durch die bösen Verluste vorsichtiger geworden und hielten ihre Schiffe mehr zurück. England bot zwar schon kolossale Frachtspesen, und es war vorauszusehen, daß sie mit der Zeit immer kolossaler werden mußten, wenn die englische Handelsflotte wie bisher zusammenschmolz. Die Engländer selbst hielten ihre größten und wertvollsten Schiffe nach Möglichkeit zurück und sandten nur noch die kleineren hinaus, aber es war sicher, daß sie diese Praxis nur noch kurze Zeit fortsetzen konnten. Deshalb schrieb die „Daily Mail“ ganz richtig:

„Die Nation versteht noch nicht völlig die Tragweite der letzthin durch die deutschen Tauchboote angerichteten Vernichtungen. Die schweren Folgen der Unfähigkeit der Admiralität, ein wirksames Mittel gegen den Tauchbootkrieg zu finden, werden noch nicht allgemein übersehen. Bis zu einem gewissen Grade war die deutsche Rechnung richtig. Die Tauchboote sind heute eine größere Gefahr als die deutschen Armeen. Es muß klar erkannt werden, daß die meisten unserer derzeitigen Schwierigkeiten auf dem Mangel an Schiffsraum beruhen, der hauptsächlich durch die Verheerungen der Tauchboote hervorgerufen worden ist. Weil es uns an Schiffsraum mangelt, tritt schnell Mangel an allen Lebensbedürfnissen ein, besonders an Brot. Jetzt wird die Baumwollindustrie von Lancashire bedroht, hauptsächlich weil nicht genügend Schiffe vorhanden sind, um Rohbaumwolle zuzuführen und die Fertigware nach Übersee zu bringen. Der Druck des Tauchbootkrieges hat im Mai etwas nachgelassen, nimmt aber erneut zu und wird wahrscheinlich weiter zunehmen. Wenn die Schiffsverluste in dem jetzigen durchschnittlichen Maße andauern, wird es nicht lange dauern, bis wir in eine Lage kommen, von der wir uns nicht zu erholen vermögen. Die Abteilung der Admiralität zur Bekämpfung der Unterseeboote besteht aus überarbeiteten Gehirnen, und das ist vielleicht der Grund, warum es uns nicht gelingt, mit der Tauchbootgefahr fertig zu werden. Aber ein Mißlingen der Meisterung der Tauchboote bedeutet vielleicht den Zusammenbruch.“

Der Unterminister des englischen Marineamtes erklärte in einer Rede in Birmingham, daß England bis zum 17. Juni infolge des Tauchbootkrieges dieses Jahr 449 Schiffe von je über 1600 Tonnen und 71 Schiffe zwischen 250 bis 1600 Tonnen verloren habe. Es müsse, sagte er, einen Teil davon durch neue Schiffe ersetzen, wenn es nicht durch Hunger zur Übergabe gezwungen werden solle.

Auch was an wirklichen Kriegshandlungen in den drei Monaten geschah, war für die Engländer durchaus unerfreulich. Keulenschläge wurden ihnen zwar nicht versetzt, aber höchst schmerzhafte und empfindliche Nadelstiche, und immer lauter erklang in vielen ihrer Zeitungen die Frage, wo denn die große Flotte bliebe. Zwar am 8. April wurde das deutsche Torpedoboot „G 88“ durch ein englisches U-Boot versenkt, aber am 14. April wurde ein englischer kleiner Kreuzer vor Alexandria von deutschen U-Booten schwer beschädigt, und eine große böse Schlappe brachten die Deutschen den Engländern am 20. April bei. Der deutsche Admiralstab berichtete darüber:

„Leichte deutsche Streitkräfte sind in der Nacht vom 20. zum 21. April in den östlichen Kanal und gegen die Themsemündung vorgestoßen. Die Festungen Dover und Calais wurden auf nahe Entfernungen mit insgesamt 650 Schuß wirkungsvoll unter Feuer genommen. Calais war unbewacht. Ein vor Dover angetroffenes Vorpostenfahrzeug wurde vernichtet. Als auf dem Rückmarsch kein weiterer Gegner gesichtet wurde, machten Teile unserer Seestreitkräfte unter Führung des Korvettenkapitäns Gautier kehrt und nahmen nochmals Kurs auf den Kanalausgang. Hierbei stießen sie östlich von Dover auf eine größere Anzahl von englischen Zerstörern und Führerschiffen. Es kam zu scharfen Gefechten auf nächste Entfernungen. Ein feindliches Führerschiff wurde durch Torpedoschuß versenkt, mehrere andere durch Artillerietreffer schwer beschädigt. Wahrscheinlich ist von den letzteren ebenfalls eins gesunken. Von unseren Torpedobooten sind „G 85“ und „G 42“ aus diesen Gefechten nicht zurückgekehrt und müssen als verloren gelten. Die übrigen Boote sind ohne Beschädigung oder Verluste wieder eingelaufen. Ein südlich der Themsemündung vorgestoßener Teil unserer Streitkräfte traf kein Kriegsfahrzeug des Gegners an und konnte nur einige Gefangene von einem Handelsschiff einbringen.“

Laut erscholl das Wutgeschrei der englischen Presse über die neue Unverschämtheit der Deutschen, denn eine Niederlage, ja schon ein Angriff in diesen Gewässern wurde in England für eine Schmach gehalten und war es auch. Noch höher stieg der Ärger, als schon wenige Tage später die Deutschen sich einer ähnlichen Niederträchtigkeit schuldig machten, denn über den 24. April konnte der deutsche Admiralstab melden:

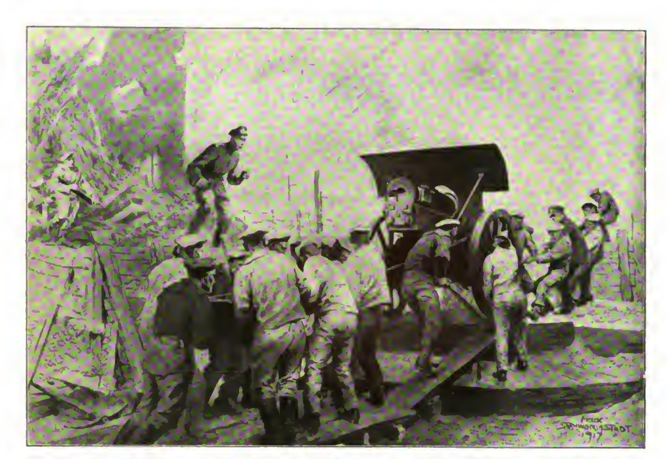
„Torpedoboote des Marinekorps unter dem Befehl des Kapitänleutnants Aßmann griffen in der Nacht vom 24. zum 25. April Festung und Reede von Dünkirchen an. Auf 3000 Meter Entfernung wurden 350 Sprenggranaten gegen die Hafenanlagen gefeuert, die durch Leuchtgeschosse erhellt wurden. Die Erwiderung des Feuers durch die feindlichen Küstenbatterien blieb wirkungslos. Nach der Beschießung wurde das Fahrwasser nach feindlichen Bewachungsstreitkräften abgesucht. Hierbei kam es zu einem kurzen Gefecht mit zwei anscheinend französischen Torpedobooten, von denen eins durch einen Volltreffer versenkt wurde. Ein gleich darauf angetroffenes anderes Vorpostenfahrzeug wurde durch Artillerie vernichtet. Versuche, die Überlebenden der beiden versenkten feindlichen Fahrzeuge zu retten, mußten aufgegeben werden, da vom Land heftiges Geschützfeuer einsetzte. Alle eigenen Boote sind ohne Beschädigung oder Verluste zurückgekehrt.“

Hier wurde einmal ein französisches Fahrzeug erwähnt. Im übrigen blieb die französische Flotte noch unsichtbarer als die englische. Man hörte von Frankreich zur See eigentlich gar nichts und geschah es doch, so war es sicherlich etwas Unrühmliches. So am 23. April, als die Grande Nation ankündigte, sie werde hinfort deutsche Gefangene auf Hospitalschiffe bringen lassen, um diese dadurch vor den deutschen U-Booten zu schützen. Sie wollte den Deutschen den Makel anhängen, daß sie völkerrechtlich geschützte Schiffe versenkt hätten, aber erstens geschah das im Sperrgebiet, wo überhaupt jeder Seeverkehr aufhören sollte, zweitens hatten die Engländer und Franzosen die Flagge mit dem roten Kreuz längst mißbraucht und sie über Schiffen wehen lassen, die ausschließlich kriegerischen Zwecken dienten. Sie führten ihre Drohung wirklich aus und brachten am 8. Mai 70 deutsche Offiziere auf ihre Hospitalschiffe, worauf die deutschen 210 französische Offiziere an solche Punkte brachten, die von Fliegerangriffen besonders heimgesucht wurden. Am 27. April trieben die Deutschen ihre Unverfrorenheit soweit, daß sie wieder einmal den geheiligten Boden Old-Englands unter Feuer nahmen.



**Vom östlichen Kriegsschauplatz: Gasgranaten.**

Nach einer Zeichnung für die „Illustrierte Weltkriegschronik“ von dem Kriegsteilnehmer W. Starcke.



Vom Kriegsschauplatz in Flandern: Batteriegeschütz wird bei Annäherung von feindlichen Monitoren am Horizont aus Landstellung in Seestellung gebracht. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.



Ausbessern der im nächtlichen Artillerieüberfall durch Minen verursachten Schäden in einem Schützengraben bei Dixmuiden. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Deutsche Seestreitkräfte beschossen Margate an der Themsemündung. Dagegen mißglückte ein englischer Luftangriff auf Zeebrügge, den Hauptstützpunkt des deutschen Unterseekrieges. Ein englisches Großkampfflugzeug und ein französisches Flugboot wurden abgeschossen. Was den Engländern hier nicht geglückt war, gelang, wenn auch in beschränkter Weise, den Deutschen. Sie unternahmen am 1. Mai einen erfolgreichen Luftangriff auf die Themsemündung, wobei sie einen englischen Dampfer von 3000 Tonnen versenkten. In der Nacht vom 2. zum 3. Mai erzielten sie bereits wieder einen Erfolg an der flandrischen Küste. Sie schossen ein feindliches Torpedomotorboot in den Grund und beschädigten ein zweites so schwer, daß seine Vernichtung wahrscheinlich war. Am 4. Mai sank ein englischer Torpedobootszerstörer durch Auflaufen auf eine Mine. Am 8. Mai meldete der Admiralstab, daß 3 feindliche Truppentransportdampfer versenkt worden waren, und zwar am 15. April östlich Malta, am 20. April vor Gibraltar, am 4. Mai im Jonischen Meer. Über den 10. Mai berichtete der deutsche Admiralstab:

„Am 10. Mai fanden mehrere feindliche Fliegerangriffe auf Zeebrügge und Brügge statt. Im ganzen wurden 60 Bomben gezählt. Militärischer Schaden ist nirgends entstanden. Ein feindliches Flugzeug wurde von unseren Abwehrgeschützen abgeschossen.

Bei einem Vorstoß leichter deutscher Streitkräfte in die Hoofden wurden am 10. Mai, 5 Uhr 40 Minuten vormittags, östlich vom Noordhinder-Feuerschiff feindliche Streitkräfte gesichtet, die beim Näherkommen als drei moderne englische kleine Kreuzer und vier Zerstörer erkannt wurden. Es entwickelte sich zunächst ein Ferngefecht in der Richtung auf die flandrische Küste, das sich bis zur Thornton-Bank hinzog. Dort hielten die feindlichen Kreuzer zurück. Unsere Streitkräfte ermäßigten daher ihre Fahrt, um den Feind auf nähere Schußweite herankommen zu lassen. Im weiteren Verlauf des Gefechts entstand auf einem Zerstörer der feindlichen Linie infolge unserer Artilleriewirkung anscheinend eine Kesselexplosion. Der beschädigte Zerstörer schor mit starker Steuerbord-Schlagseite und sank kurz darauf, wie einwandfrei beobachtet werden konnte.

Unsere Streitkräfte stießen nunmehr auf die feindlichen Zerstörer, die abdrehend mit höchster Fahrt Anschluß an ihre entfernt stehenden Kreuzer suchten, und stellten schließlich das Feuer ein, als der Gegner im Norden aus Sicht kam. Auf unserer Seite sind weder Beschädigungen noch Verluste eingetreten."

Der 14. Mai brachte den Engländern einen kleinen Triumph. Es gelang ihren Seestreitkräften, ein deutsches Marineluftschiff (L 22) in der Nordsee zu vernichten. Aber am 16. Mai wurde das Freudengeschrei darüber schon wieder gedämpft durch eine Hiobspost, die aus dem Mittelländischen Meere kam. Dort war von der österreichisch-ungarischen Flotte den lieben Bundesgenossen übel mitgespielt worden, und auch englische Streitkräfte hatten an dem unglücklichen Gefechte teilgenommen. Der österreichisch-ungarische Admiralstab berichtete darüber:

„In der Nacht vom 14. auf den 15. Mai unternahm eine Abteilung unserer leichten Seestreitkräfte einen erfolgreichen Vorstoß in die Otrano-Straße, dem ein italienischer Torpedobootszerstörer, 3 Handelsdampfer und 20 armierte Bewachungsdampfer zum Opfer fielen. 72 Engländer der Bewachungsdampfer wurden gefangen. Auf dem Rückmarsch hatten unsere Einheiten eine Reihe von erbitterten Gefechten mit überlegenen feindlichen Streitkräften zu bestehen, wobei der Feind, der aus englischen, französischen und italienischen Schiffen zusammengesetzt war, erheblichen Schaden erlitt. Auf zwei feindlichen Zerstörern wurden Brände beobachtet. Das Eingreifen feindlicher U-Boote und Flieger in den Kampf hatte keinen Erfolg, wogegen unsere Seeflugzeuge, die sich vorzüglich betätigten, je einen Bombentreffer auf zwei feindlichen Kreuzern erzielten und auch die gegnerischen U-Boote wirksam bekämpften. Unsere Einheiten sind vollzählig mit geringen Menschenverlusten und Beschädigungen zurückgekehrt. In hervorragendem Zusammenwirken mit unseren Streitkräften hat ein deutsches U-Boot einen englischen Kreuzer mit vier Kaminen durch Torpedoschuß versenkt."

Am 23. Mai fuhr ein deutsches Luftschiffgeschwader unter Führung des Korvettenkapitäns Strasser nach England und griff in der Nacht vom 23. zum 24. London, Sherneß, Harwich und Norwich an. Alle Luftschiffe kehrten trotz der vervollkommneten Abwehrmaßregeln der Engländer ohne Verluste und ohne Beschädigung zurück. Am 25. Mai wurde die Südostküste Englands von einem Flugzeuggeschwader angegriffen. Die „Times" nannte ihn den ersten großen Flugzeugangriff auf England, schilderte seine Wirkung mit einer für englische Verhältnisse geradezu verblüffenden Offenheit und erklärte:

„Wir können zunächst drei Folgerungen aus diesem Angriff ziehen. Die Flieger verfolgen absolut militärische Ziele, und wenn auch eine große Anzahl bürgerlicher Personen getroffen wurde, so steht doch zweifellos fest, daß die feindlichen Flieger genau wußten, wo sie sich befanden. Die eifrigen Bemühungen der Zensur, die Geschichte zu vertuschen, hat keinen Zweck. Zweitens gelangen wir zur Erkenntnis, daß nicht die Zeppeline mit großem Umfange, sondern die Flugzeuge das wirklich in Frage kommende Invasionsmittel sind. Wir müssen damit rechnen, daß derartige Angriffe in Zukunft in größerem Umfange und an wichtigeren Angriffspunkten erfolgen werden. Schließlich meinen wir, das einzige Mittel, derartige Angriffe zu vermeiden, bestehe in der aggressiven Luftverteidigung."

Die Engländer würden diese Mittel sehr gern angewendet haben, wenn sie es nur gekonnt hätten. Zunächst hatten sie einiges Glück bei der defensiven Luftverteidigung. Am 14. Juni schossen sie das deutsche Marineluftschiff „L 43" ab, und als am 16. wieder ein deutsches Luftgeschwader über Südengland erschien, brachten sie „L 48" zum Absturz, wobei es verbrannte. Dafür schossen die Deutschen am 19. an der flandrischen Küste drei feindliche Flugzeuge ab.

So außerordentlich die Verluste waren, die England durch die Luftangriffe erlitt, so wurden sie doch noch weit übertroffen durch den Schaden, den ihm und seinen Verbündeten die deutschen U-Boote zufügten. Die Unterseeboot-Beute der Deutschen betrug im Juni 1016000 Bruttoregistertonnen, blieb also nur wenig hinter der des April zurück. Der deutsche Admiralstab hatte alle Ursache, der Meldung dieses Riesenergebnisses hinzuzusetzen: „Die Erfolge des U-Bootkrieges rechtfertigen volles Vertrauen in die unausbleibliche und entscheidende Wirkung auf unsere Gegner."

# Der Kampf an der deutschen Westfront vom 1. April bis Ende Mai 1917.

Der glänzende Rückzug des deutschen Heeres zwischen Arras und Soissons hatte, wie schon erzählt, die für den März geplanten großen Angriffe der Engländer und Franzosen unmöglich gemacht. Bis etwa Mitte April war dieser Rückzug vollendet. Die deutschen Heere hatten sich auf die neue sogenannte „Siegfried-Stellung" zurückgezogen. Zugleich war eine Neugruppierung der deutschen Streitkräfte vollzogen worden. Die Heeresberichte brachten jetzt Nachrichten von der Heeresgruppe des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, der den Norden der Front kommandierte, des deutschen Kronprinzen, der in der Mitte stand, und des Herzogs Albrecht von Württemberg, der die Südfront bis an die schweizerische Grenze unter sich hatte.

Der Angriff der Engländer, beginnend am 8. April, richtete sich bei Arras gegen den Kronprinzen von Bayern. Der Angriff der Franzosen, mit voller Kraft einsetzend am 16. April, aber durch tagelanges Trommelfeuer vorbereitet, richtete sich gegen das Heer des deutschen Kronprinzen. Die Engländer und Franzosen griffen also die beiden Endpunkte der neuen deutschen Stellung an, wahrscheinlich mit dem Plane, an beiden Stellen durchzustoßen und dann von beiden Seiten her die deutsche Front aufzurollen. Die Franzosen und Engländer arbeiteten einander hier in die Hände. Es war eine Schlacht an zwei verschiedenen Stellen, die dasselbe Ziel verfolgte. Ein neues, furchtbares Ringen hatte begonnen.



Von der französischen Kampffront: Besetzung eines riesigen Minentrichters durch unsere Truppen unmittelbar nach der Sprengung.

Am 1. April entspann sich zwischen Arras und der Aisne, vornehmlich zwischen den von Bapaume auf Croisilles und auf Cambrai führenden Straßen sowie auf beiden Sommeufern westlich von St. Quentin ein heftiger Kampf. Die Engländer und Franzosen setzten starke Kräfte ein, aber sie kamen im deutschen Feuer nur langsam vorwärts. Auch der französische Angriff zu beiden Seiten des Oise-Aisne-Kanals und auf der Hochfläche von Vregny konnte in der vollen Wirkung der deutschen Batterien nur unter schwersten Verlusten wenig Boden gewinnen, denn die Deutschen kannten dieses Gelände ganz genau und brauchten sich hier nicht erst einzuschießen. In der Champagne hielt das deutsche Vernichtungsfeuer einen französischen Angriff gegen die Höhen südlich von Ripont nieder. Am 2. April tobte nördlich von Arras heftiger Geschützkampf. Im Kampfgebiete nordöstlich von Bapaume und westlich von St. Quentin führten die Engländer und Franzosen mit starken Kräften Erkundungen aus, die sehr verlustreich für sie verliefen. Ein Gefangenentransport von 300 Engländern, der hinter die deutsche Front gebracht werden sollte, geriet in das Maschinengewehrfeuer seiner eigenen Landsleute, und nur 60 davon erreichten die deutsche Linie. Südlich von Ripont wurde wieder ein beabsichtigter Angriff der Franzosen von deutschem Abwehrfeuer niedergehalten. Am 3. April drangen die Franzosen zwischen Somme und Oise unter schweren Verlusten weiter vor. Französische Vorstöße bei Soissons scheiterten. Der heftige Artilleriekampf zwischen Lens und Arras hielt auch am 4. an. Nördlich der Straße Péronne-Cambrai drangen die Engländer unter schweren Verlusten am Abend vor. Südlich von St. Quentin besetzten die Franzosen geräumte deutsche Gräben, nachdem sie ein starkes Geschützfeuer auf sie hatten wirken lassen. Bei Laffaux wurde ein französischer Vorstoß zurückgewiesen. Bei Vendresse, nördlich der Aisne, brachten deutsche Batterien ein französisches Munitionslager zur Entzündung; Erderschütterung und Knall wurden 40 Kilometer hinter der Front noch vernommen. Bei Reims erlitten die Franzosen eine blutige Schlappe, wobei sie 800 Gefangene verloren. Am 5. April lag von Angres bis zum Südufer der Scarpe in Zeitwellen starkes Feuer aller Kaliber auf den deutschen Stellungen. Bei Sapigneul nördlich von Reims wurden 15 französische Offiziere, 827 Mann gefangen. Der deutsche Heeresbericht meldete ferner:

„Klares Wetter führte bei Tage und bei Nacht zu sehr reger Aufklärungs- und Angriffstätigkeit der Flieger und zu

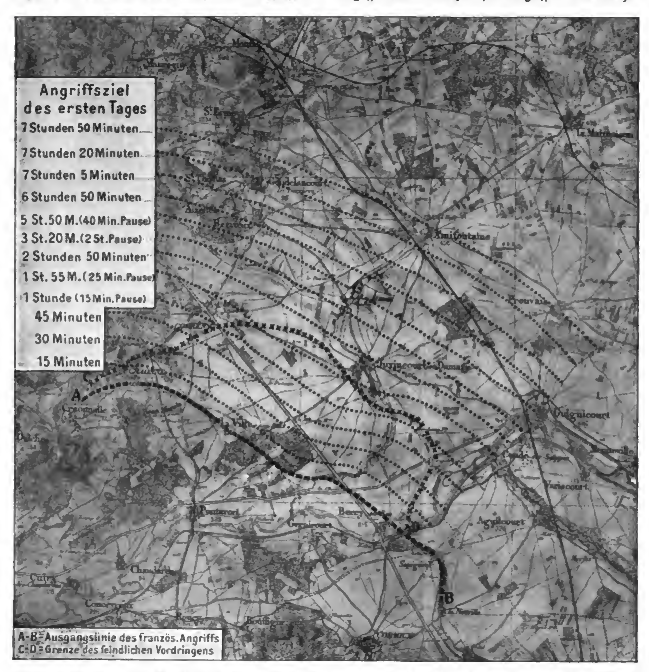


Aus der Zeit der Sommekämpfe: Sanitätsunterstand an der Böschung eines im Bau begriffenen Kanalbettes Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Martin Frost.

Die Kanalbrücke lag ständig unter schwerem feindlichen Feuer. Die eigentliche Straße war gänzlich zerfahren und stets beschossen. Die Bergung der Verwundeten über das aufgeweichte Trichterfeld hinweg konnte nur unter Zuhilfenahme von sechsspännigen Wagen im Schutze der Dunkelheit erfolgen.

zahlreichen Luftkämpfen. Ein bis Douai vorgedrungenes englisches Geschwader von 4 Flugzeugen wurde durch eine unserer Jagdstaffeln angegriffen und vernichtet. Alle 4 Flugzeuge liegen hinter unseren Linien. Oberleutnant Freiherr von Richthofen hat davon 2 als seinen 35. und 36. Gegner abgeschossen. Außerdem verlor der Feind 8 Flugzeuge im Luftkampf, 2 durch Abschuß von der Erde. Von uns werden 3 Flugzeuge vermißt."

Es sei dazu bemerkt, daß die Überlegenheit im Flugwesen, wie schon der nordamerikanische General Pershing ganz richtig bemerkt hatte, auf Seiten der Deutschen war. Das Verhältnis der Verluste im März war bezeichnend. „Unsere Gegner", hieß es im deutschen Bericht, „dabei auch die schon lange vor Erklärung des Kriegszustandes im französischen Flugwesen vertretenen Amerikaner, haben im Westen und Osten und auf dem Balkan 161 Flugzeuge und 19 Fesselballons durch unsere Angriffe und Abwehrmittel verloren. Hiervon sind durch Luftangriffe 143 Flugzeuge und die 19 Ballons, durch Feuer von der Erde aus 15 Flugzeuge abgeschossen worden. 3 feindliche Flugzeuge sind durch unfreiwillige Landung hinter der Linie in unseren Besitz gekommen. Der deutsche Verlust beträgt 45 Flugzeuge, keinen Fesselballon."




Zu dem großen französischen Angriff an der Aisne und in der Champagne am 16. April 1917: Das Ziel der französischen Frühjahrsoffensive und ihr wirklicher Gewinn. (Die auf der Karte angegebenen Zeiten bedeuten die Zeiten nach der befohlenen Angriffsstunde.)

Ungefähr in diesem Verhältnis standen die beiderseitigen Verluste Monat für Monat. Zuweilen war das Ergebnis für die Deutschen noch weit günstiger. Die Engländer und Franzosen verfügten zwar über viel mehr Flugzeuge, nicht aber über gleich gute Flieger, denn Bölcke war zwar gefallen, aber sein Geist war in der deutschen Fliegerschaft nicht gestorben, und er hatte Nachfolger gefunden, die mit derselben Kühnheit und Gewandtheit wie er und mit noch größerem Glück den Luftkampf führten. Alle übertraf der Leutnant Manfred Freiherr von Richthofen, der jetzt schon fast soviel Gegner zur Strecke gebracht hatte wie Bölcke, und der im Laufe des Sommers und Herbstes die Erfolge Bölckes und aller anderen weit hinter sich lassen sollte. Demgegenüber rühmten sich die Engländer und Franzosen zwar auch, Flieger zu besitzen, die 20 oder 30 Feinde im Luftkampf getötet hätten. Das ist jedoch schwer glaublich, wenn man die deutschen Verlustmeldungen für der Wahrheit entsprechend ansieht, denn dann hätten überhaupt alle deutschen Verluste nur von zwei oder drei feindlichen Fliegern herrühren müssen. Ein deutscher Flieger, dessen Kühnheit und Gewandtheit noch vieles erwarten ließ, und dessen Fall um seines Namens und seiner Herkunft willen allgemein große Teilnahme erregte, starb in diesen Apriltagen. Er war der Enkel des Prinzen Friedrich Carl von Preußen, des größten Feldherrn, den das Haus Hohenzollern nach Friedrich dem Großen hervorgebracht hatte. Der junge 24jährige Prinz, der den Namen seines glorreichen Großvaters trug, geriet am 21. März schwer verwundet in Feindeshand und starb an den Folgen seiner Verwundung am 7. April in englischer Gefangenschaft. Mit ihm sank wieder ein deutscher Fürstensohn dahin, auf den sein Vaterland stolz sein konnte. Am 6. April zeitigte der Fliegerkampf an der deutschen Westfront ein Ergebnis, wie es bisher noch nicht dagewesen war: Die Deutschen verloren 5 Flugzeuge und 2 Fesselballons, ihre Gegner verloren 44 Flugzeuge, davon 33 im Luftkampf, durch Abwehrkanonen 8, durch Notlandungen hinter den deutschen Linien 3, dazu noch einen Fesselballon. Leutnant Voß schoß sein 24. Flugzeug und Leutnant von Bertrab 4 Gegner auf einmal in der Luft ab.

Die Franzosen und Engländer hatten stark zusammengefaßte Luftstreitkräfte eingesetzt, um Artilleriebeobachtung und Aufklärung zu erzwingen, denn auf der Erde bereitete sich eine furchtbare Schlacht vor. Von Lens bis Arras hielt am 6. April der Geschützkampf in unverminderter Heftigkeit an. Die Franzosen beschossen St. Quentin. Längs der Aisne und am Aisne-Marne-Kanal nahm vielfach das Feuer an Stärke zu, auch Angriffe fanden schon statt — Vorläufer des großen Angriffes, der beabsichtigt war. Bei Laffaux, bei Sapigneul wurden die Franzosen zurückgetrieben. Im Walde von Malancourt stürmten sie dreimal an, jedesmal vergebens. Am 7. April scheiterten englische Erkundungsvorstöße im Wytschaete-Bogen in Flandern. Die Franzosen beschossen St. Quentin noch einmal. Ein französischer Vorstoß bei Laffaux wurde abgeschlagen. Zwischen Soissons und Reims schwoll der Geschützkampf zu ungeheurer Stärke an.

Am 8. April begann die große Schlacht bei Arras. „Seit heute vormittag", meldete der Heeresbericht, „ist nach mehrstündigem stärksten Trommelfeuer die Schlacht bei Arras im Gange". Am 10. hieß es:

„Die Schlacht bei Arras dauert an. Nach mehrtägiger Wirkung starker Artillerie- und Minenwerfermassen griffen die Engländer gestern morgen nach heftigster Feuersteigerung in 20 Kilometer Breite unsere Linien an. In hartem Kampfe glückte es ihnen, in unsere Stellungen an den von Arras ausstrahlenden Straßen einzudringen; ein Durchbruch ist ihnen nicht gelungen. In zähem Ausharren gegen Überlegenheit hatten zwei unserer Divisionen erhebliche Verluste.

Südöstlich von Ypern drangen Sturmtrupps bis über die dritte englische Linie vor, sprengten Unterstände und kehrten mit etwa 50 Gefangenen, 7 Maschinengewehren und Minenwerfern zurück."

Die Engländer waren etwa 4 Kilometer weit vorwärtsgekommen und hatten ca. 9000 Gefangene gemacht. Sie betrachteten den Tag als einen Sieg, und in gewisser Weise war er das auch, denn sie hatten die Deutschen weit zurückgedrückt. Aber es war ein Sieg, der ohne Frucht blieb. Sie hatten natürlich ungeheure blutige Verluste, wofür die Gefangenen, die sie gemacht hatten, keinen Ausgleich bedeuteten und, was das Schmerzlichste für sie war: der Durchbruch war wieder nicht geglückt. Es hatte sich nun schon so oft gezeigt, daß ein Durchbruch nur dann zu erzielen ist, wenn er sofort gelingt. Somit hätte der englische General die Schlacht lieber abbrechen sollen, da eine Eroberung blutüberströmter Trichterfelder, und wenn sie auch einige Quadratmeilen umfassen mochten, an der gesamten Kriegslage doch nicht das mindeste ändern konnte. Aber mit der großen Zähigkeit, die ihrer Rasse eigen ist, stürmten die Engländer Tag für Tag, Woche für Woche immer wieder gegen die deutschen Linien an, die sie wohl hier und da zurückbiegen, aber nirgendwo durchbrechen konnten. Die Franzosen unterstützten die englischen großen Angriffe vorläufig durch eine Menge kleinerer Angriffsunternehmungen, die wohl nur den Zweck verfolgten, deutsche Kräfte zu binden. Sie waren sämtlich umsonst.

Am 10. April wurde nördlich der Scarpe bei Givenchy-en-Gohelle, Farbus und Fampoux gestritten, doch führten diese räumlich begrenzten Kampfhandlungen zu keiner Änderung der Lage. Zu beiden Seiten der Straße Arras–Cambrai setzten am Nachmittag die Engländer starke Kräfte in breiter Front zu neuen Kämpfen ein, wurden aber verlustreich abgewiesen. Dem deutschen Kronprinzen gegenüber nahm die Artillerieschlacht zwischen Bailly und Reims an Heftigkeit noch zu. Am 11. wurden bei heftiger Artilleriewirkung Angriffe der Engländer auf Vimy und bei Fampoux abgewiesen. Südlich der Bachniederung führten die Engländer starke Massen zum Stoß gegen die deutschen Stellungen vor und eroberten Monchy. Südlich und nördlich des Ortes brachen englische Angriffe, an denen sich auch Reiterei und Panzer-



Abgeschlagener französischer Nachtangriff; die französischen Truppen flüchten bei Tagesgrauen durch das vom deutschen Trommelfeuer aufgewühlte Vorgelände der deutschen Stellungen zurück. Nach der Skizze eines Kampfteilnehmers für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von dem Kriegsmaler Professor Hans W. Schmidt.

kraftwagen beteiligten, verlustreich zusammen. Bei Bullecourt hatten die Engländer einen Anfangserfolg, aber ein deutscher Gegenstoß warf sie wieder zurück, und sie verloren dabei 25 Offiziere und über 1000 Mann nebst 27 Maschinengewehren, die in die Hände der Deutschen fielen. Auch ein Gefecht bei Hargicourt verlief günstig für die Deutschen. Von Soissons bis Reims steigerte sich der Geschützkampf zu außerordentlicher Heftigkeit. Besonders heftig waren auch die Fliegerkämpfe an diesem Tage. Der Bericht darüber lautet:

„In den heftigen Luftkämpfen des gestrigen Tages, die sich hauptsächlich in den Vormittagsstunden abspielten, wurden 24 feindliche Flugzeuge abgeschossen, davon 22 im Luftkampf und 2 durch Abwehrfeuer von der Erde aus. Rittmeister Freiherr v. Richthofen (Manfred v. Richthofen war inzwischen zum Rittmeister befördert worden) schoß seinen 40. Gegner ab, Leutnant Freiherr v. Richthofen und Leutnant Schäfer erledigten je 2 Gegner.

In den Armeeabschnitten des Kronprinzen und des Kronprinzen Rupprecht von Bayern waren die Luftkämpfe besonders erbittert. In der Nacht vom 10. auf den 11. April belegte eines unserer Kampfgeschwader feindliche Barackenlager bei Fismes und bei Bazoches mit 3200 kg Bomben. Mehrere Treffer und Brände wurden einwandfrei beobachtet. Meldungen aus der vordersten Linie über starke andauernde Explosionen in Richtung Fismes bestätigten den beobachteten Erfolg.

Der bekannte englische Fliegerkapitän Robinson, Inhaber des Viktoria-Kreuzes (höchste englische Kriegsauszeichnung), ist im Luftkampfe am 5. April durch einen unserer Kampfflieger abgeschossen worden."

Am 12. April wurden im Nordflügel des Schlachtfeldes bei Arras Anfangserfolge starker englischer Angriffe auf Angres und Givenchy-en-Gohelle durch deutsche Gegenstöße wettgemacht. Zwei englische Divisionen, die zwischen der Straße Arras—Gavrelle bis zur Scarpe angriffen, wurden verlustreich abgewiesen. Südöstlich von Arras scheiterten mehrere Angriffe, bei denen die Engländer auch Kavallerie einsetzten. St. Quentin wurde an diesem, wie schon am vorhergehenden Tage, beschossen. Die Beschießung bereitete französische Angriffe vor, die erfolglos blieben. Der 13. brachte nordöstlich Arras und an der Scarpe eine Kampfpause. Weiter südlich, bei Croisilles und Bullecourt und am Abend bei St. Quentin schlugen die Deutschen heftige feindliche Angriffe ab. Am 14. fanden auf dem Schlachtfelde von Arras nur kleinere Gefechte statt. Dagegen wurde von der Scarpeniederung bis zur Bahn Arras—Cambrai am Vormittag heftig gekämpft. In dichten Massen griffen englische Divisionen mehrmals an. Sie wurden unter blutigsten Verlusten zurückgeworfen. Außer ihren großen Opfern büßten die Engländer durch Nachstoß der Deutschen noch 300 Gefangene ein. Über den 15. meldete der deutsche Heeresbericht:

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

„Auf dem Nordufer der Scarpe hielt unser Vernichtungsfeuer englische Angriffswellen nieder, so daß der Sturm nicht zur Durchführung kam.

Auch nordöstlich von Croisilles brachte unser Feuer einen starken Angriff der Engländer verlustreich zum Scheitern.

Nördlich der Straße Arras—Cambrai warf ein Vorstoß unserer Truppen den Feind auf Lagnicourt und Boursies zurück. Zu den blutigen Verlusten der dort fechtenden Australier kommt die Einbuße von 475 Gefangenen und 15 Maschinengewehren, die eingebracht, sowie von 22 Geschützen, die genommen und durch Sprengung unbrauchbar gemacht wurden.

Bei St. Quentin nahm das Artilleriefeuer wieder zu.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Zwischen Oise und Aisne sind gestern durch starkes Feuer vorbereitete Angriffe der Franzosen bei Vauxaillons und Chivres gescheitert.

Von Soissons bis Reims und im Westteil der Champagne hat der Feuerkampf bei stärkstem Einsatz der Artillerie und Minenwerfer angehalten. Nach Scheitern feindlicher Erkundungsvorstöße am 15. April ist heute morgen in breiten Abschnitten die Infanterieschlacht entbrannt."

Der Heeresbericht über den 16. April lautete:

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

„An der Aisne ist eine der größten Schlachten des gewaltigen Krieges und damit der Weltgeschichte im Gange. Seit dem 6. April hielt ununterbrochen die Feuervorbereitung mit Artillerie und Minenwerfern an, durch die die Franzosen in noch nie erreichter Dauer, Masse und Heftigkeit unsere Stellungen sturmreif, unsere Batterien kampfunfähig, unsere Truppen mürbe zu machen suchten.

Am 16. April, frühmorgens, setzte von Soupir an der Aisne bis Bethény nördlich von Reims der auf einer Front von 40 Kilometern mit ungeheurer Wucht von starken Infanteriekräften geführte und durch Zuschub von Reserven genährte, tiefgegliederte französische Durchbruchsangriff an. Am Nachmittag warf der Franzose neue Massen in den Kampf und führte starke Nebenangriffe gegen unsere Front zwischen Oise und Condé sur Aisne. Bei dem heutigen Feuerkampf, der die Stellungen einebnet und breite, tiefe Trichterfelder schafft, ist die starre Verteidigung nicht mehr möglich. Der Kampf geht nicht mehr um eine Linie, sondern um eine ganze tiefgestaffelte Befestigungszone. So wogt das Ringen um die vordersten Stellungen hin und her mit dem Ziel, selbst wenn dabei Kriegsgerät verloren geht, lebendige Kräfte zu sparen, den Feind durch schwere blutige Verluste entscheidend zu schwächen. Diese Aufgaben sind dank der vortrefflichen Führung und der glänzenden Tapferkeit der Truppen erfüllt. Am gestrigen Tage ist der große französische Durchbruchsversuch, dessen Ziel sehr weit gesteckt war, gescheitert, sind die blutigen Verluste des Feindes sehr schwer, über 2100 Gefangene in unserer Hand geblieben. Wo der Gegner an wenigen Stellen in unsere Linien eingedrungen ist, wird noch gekämpft; neue feindliche Angriffe sind zu erwarten.

Heute morgen ist der Kampf in der Champagne zwischen Brunay und Aubérive entbrannt. Das Schlachtfeld dehnt sich damit von der Oise bis in die Champagne aus!

Die Truppe sieht den kommenden schweren Kämpfen voll Vertrauen entgegen.

Vom übrigen Westen, Osten und Balkan ist nichts zu melden."



Prinz Friedrich Karl von Preußen, Sohn des Prinzen Friedrich Leopold, Rittmeister im Leib-Husarenregiment Nr. 1, seit 1. Oktober 1916 Mitglied der Fliegertruppe, geriet am 21. März bei einem Flug schwerverwundet in englische Gefangenschaft, in der er verstarb.
(Hofphot. W. Niederastroth, Potsdam.)

Auf der englischen Front war also am 14. April eine Kampfpause eingetreten. Die Engländer hatten in sechstägigem furchtbaren Ringen ihre Linien in einer Breite von 20 Kilometern und einer Tiefe von 4 Kilometern vortragen können, hatten somit einen Geländegewinn von etwas über $1^1/_2$ Quadratmeilen erstritten. Nun aber waren sie erschöpft und mußten ihren Truppen ein paar Tage lang Ruhe gönnen. Der große französische Gewaltstoß, der die Franzosen nach aufgefundenen Befehlen ihrer Heeresleitung vorwärtsbringen sollte in die Linie Auménancourt – Brienne – Evergnicourt – Proviseux – Prouvais war erfolgt. Südlich des 32. Korps sollte die 37. Division bis an die Suippes zwischen Orainville und Merlet vordringen, dann nach Osten abschwenken und Anschluß an den rechten Flügel des 32. Korps südlich von Auménancourt gewinnen. Im Anschluß an die 37. Division sollte die 14. Division Brimont und die deutschen Stellungen östlich davon nehmen. Nördlich waren ihnen nach den Aussagen der Gefangenen ähnlich weite Ziele gesteckt. Von dem allen war am Abend des zweiten Schlachttages nichts erreicht. Die vorderste deutsche Linie, die durch zehntägiges Trommelfeuer in ein Trichterfeld verwandelt worden war, hatten die Franzosen erobert, wurden aber schon am Nachmittag des 16. April durch deutsche Gegenstöße selbst von da an vielen Stellen wieder vertrieben. Am 17. April wurden bei der Heeresgruppe des Kronprinzen Rupprecht von Bayern wieder nur geringe Kämpfe gemeldet. Auch auf dem Schlachtfeld an der Aisne ruhte der Kampf, denn die Franzosen führten ihren Durchbruchsversuch mit den abgekämpften Divisionen nicht mehr fort. Erst in der Abendstunde setzten wieder französische Teilangriffe ein. Auf dem Beaulner Rücken, auf den Höhen von Craonne und nordwestlich des Waldes von La Ville-aux-Bois brachen die französischen Sturmwellen im deutschen Feuer zusammen oder wurden im Nahkampf abgewiesen, ebenso bei Le Godat und Courcy am Aisne-Marne-Kanal. Die am frühen Morgen einsetzenden Angriffe der Franzosen in der Champagne brachen nach stärkster, seit Tagen bereits gesteigerter Feuerwirkung in etwa 20 Kilometer Breite vor. Der Durchbruch wurde an der deutschen Riegelstellung aufgefangen. Im Gegenangriff wurden die Waldstücke zwischen Moronvilliers und Aubérive, die von französischen farbigen Divisionen bereits erreicht waren, ihnen wieder entrissen und 500 Gefangene ihnen abgenommen. Die Gesamtzahl der Gefangenen erhöhte sich auf über 3000. Die deutsche Heeresleitung machte bekannt, daß in den Kämpfen am Tage vorher nicht weniger als 26 der berühmten Tanks, der von den Engländern eingeführten Panzerkraftwagen, durch das Geschützfeuer zerstört und 18 Luftfahrzeuge abgeschossen worden seien, und meldete,

daß deutsche Flieger an mehreren Stellen durch Bombenwurf und Maschinengewehrfeuer in den Kampf eingegriffen hätten.

Am 18. April war in Flandern und im Artois die Gefechtstätigkeit wegen des Regens und Sturms nur an wenigen Stellen lebhaft. Den Franzosen glückte ein örtlicher Angriff bei Braye in der Nacht, und am Tage trugen sie an mehreren Stellen der Höhenfront des Chemin-des-Dames Erfolge davon. Mit besonderer Erbitterung geführte französische Angriffe bei Craonne schlugen unter blutigen Verlusten fehl, ebenso die Vorstöße der in Frankreich fechtenden Russen bei Brimont. In der Champagne entwickelten sich neue Kämpfe, die am folgenden Tage wieder zu einem Durchbruchsversuch anschwollen. Die deutsche Heeresleitung berichtete darüber vom 19.:

„Die am 16. März begonnene Einnahme der von langer Hand ausgebauten Zone der Siegfriedstellungen hat gestern nordöstlich von Soissons ihren Abschluß gefunden durch Aufgeben des Aisne-Ufers zwischen Condé und Soupir. Der Feind folgt zögernd.

Die Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne nimmt ihren Fortgang. Längs des Chemin-des-Dames-Rückens dauert der starke Artilleriekampf an. Bei Braye, Cerny und unter großem Masseneinsatz beiderseits von Craonne mühten sich frisch herangeführte französische Regimenter vergeblich und verlustreich ab, den Höhenkamm zu gewinnen.

Den schon am 16. April ohne Ergebnis versuchten Angriff zur Umfassung des Brimont-Blocks von Nordwesten und Norden erneuerte der Franzose gestern nachmittag. Vor unseren Stellungen am Aisne-Marne-Kanal brachen die fünfmal anlaufenden Sturmwellen neu eingesetzter französischer Divisionen blutend zusammen; auch die Russen wurden wieder vergeblich ins Feuer geschickt. Unsere dort fechtenden Divisionen sind Herren der Lage.

In der Champagne ist den ganzen Tag über im Waldgebiet zwischen der Straße Thuizy-Nauroy und dem von uns freiwillig geräumten Aubérive heftig gekämpft worden. In einem vortrefflich geführten Gegenangriff drängten wir den vorgestern vorwärts gekommenen Feind und seine zur Ausbeutung des Gewinnes ins Gefecht geworfenen frischen Kräfte zurück und erreichten die beabsichtigten Stellungen. Der zweite französische Durchbruchsversuch in der Champagne ist damit vereitelt."

Über den 20.:

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

„Truppen aller deutschen Stämme vollführen auf dem gewaltigen Schlachtfelde an der Aisne und in der Champagne im Kampf Mann gegen Mann wie in bis zum Tode getreuem Ausharren bei schwerstem Feuer täglich und stündlich Heldentaten! Der Heeresbericht kann sie nicht einzeln nennen.

Gestern vormittag wurde durch Stoßtrupps die ehemalige Zuckerfabrik südlich von Cerny vom Feinde gesäubert; weiter östlich, an der Hurtebise Fe., schlugen unsere Truppen französische Teilangriffe ab. Am Brimont wurden französisch-russische Sturmtruppen verlustreich zurückgewiesen.

In den Nachmittagsstunden setzte an der ganzen Aisne-Front und in der Champagne wieder starker Artilleriekampf ein. Heftige Angriffe entwickelten sich bei Braye, von der Hochfläche von Vailly bis in die Senke östlich von Craonne und zwischen Prosnes und der Suippesniederung. Am Chemin-des-Dames brach der feindliche Sturm im Feuer, an einzelnen Stellen im Nahkampf zusammen, in der Champagne scheiterten die Angriffe vor unseren Stellungen.

Nördlich von Reims und in den Argonnen brachen unsere Sturmtrupps in die feindlichen Linien und kehrten mit Gefangenen zurück."

Heeresgruppe Herzog Albrecht.

„Östlich von St. Mihiel verlief ein Unternehmen nach Wunsch; auch dort blieben mehrere französische Gefangene



Aus der großen Arrasschlacht: Maschinengewehre rücken zur Verstärkung vor. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Rudolf Lipus.

in unserer Hand. Ungünstiges Wetter der letzten Tage schränkte die Flugtätigkeit ein.

Seit dem 17. April sind in Luftkämpfen 7, durch Abwehrkanonen 3 feindliche Flugzeuge abgeschossen worden."

Am 21. und 22. April fanden größere Kämpfe an der Front des deutschen Kronprinzen statt und eine Reihe kleinerer Gefechte, die für die Deutschen günstig verliefen. Inzwischen aber hatten die Engländer im Norden ihre Truppen wieder aufgefüllt und kampffähig gemacht und bei Arras, zwischen Loos und Lens und nördlich der Scarpe ihr Feuer auf die deutschen Stellungen zu heftiger Wucht gesteigert, und am 23. begannen sie den zweiten großen Durchbruchsversuch. Der Bericht der deutschen Heeresleitung über diesen geradezu entsetzlichen Großkampftag hatte folgenden Wortlaut:

„Auf dem Schlachtfelde von Arras führte die auf Frankreichs Boden stehende britische Macht gestern den zweiten großen Stoß, um die deutschen Linien zu durchbrechen.

Seit Tagen schleuderten schwere und schwerste Batterien Massen von Geschossen jeder Art auf unsere Stellungen, am 23. April frühmorgens schwoll der Artilleriekampf zu stärkstem Trommelfeuer an. Bald darauf brachen hinter der Feuerwand her auf 30 Kilometer Frontbreite die englischen Sturmtruppen, vielfach von Panzerkraftwagen geführt, zum Angriff vor.

Unser Vernichtungsfeuer empfing sie und zwang sie vielerorts zum verlustreichen Weichen. An anderen Stellen wogte der Kampf erbittert hin und her; wo der Feind Boden gewonnen hatte, warf unsere todesmutige, angriffsfreudige Infanterie ihn in kraftvollem Gegenstoß zurück. Die westlichen Vororte von Lens, Avion, Oppy, Gavrelle, Roeux und Guémappe waren Brennpunkte des harten Ringens, ihre Namen nennen Heldentaten unserer Regimenter aus fast allen deutschen Gauen zwischen Meer und Alpen!

Nach dem Scheitern des ersten setzte über das Leichenfeld vor unseren Linien, mit besonderer Wucht auf beiden Scarpe-Ufern, gegen Abend ein zweiter großer Angriff mit neuen Massen ein. Auch seine Kraft brach sich am Heldenmut unserer Infanterie, teils im Feuer, teils im Nahkampf, und unter der vernichtenden Wirkung unserer Artillerie! Nur an der Straße Arras—Cambrai gewann der Feind um wenige hundert Meter Raum, die Trümmer von Guémappe sind ihm verblieben.

Wie an der Aisne und in der Champagne, so ist hier bei Arras der feindliche Durchbruchsversuch unter ungeheueren Verlusten gescheitert!

Englands Macht erlitt durch die Voraussicht deutscher Führung und den zähen Siegeswillen unserer braven Truppen eine schwere, blutige Niederlage!

Die Armee sieht voll Zuversicht neuen Kämpfen entgegen."

In der Tat hatten die Engländer an diesem Tage die blutigste Niederlage des ganzen bisherigen Krieges erlitten, und die Leichenhaufen, die das Schlachtfeld bedeckten, bestanden nicht nur aus englischen Hilfsvölkern, Australiern, Kanadiern und dergleichen, sondern die Söhne Großbritanniens selbst waren hier mit hingeschlachtet worden. Gewonnen war gar nichts, am wenigsten der Durchbruch erreicht, und der örtliche Raumgewinn war so unbedeutend, daß er nicht einmal die Hinopferung eines einzigen Bataillons gelohnt hätte. Daß die Deutschen bei diesem Sieg nicht eben eine große Zahl von Gefangenen erbeuteten, lag an der ungeheuren Erbitterung, mit der der Kampf geführt worden war. Nur 600 Engländer gerieten in deutsche Gefangenschaft, aber nach Zehntausenden zählten die tot oder verstümmelt vor den deutschen Linien Liegenden.

Trotzdem erneuerte der englische Feldherr die Schlacht schon am folgenden Tage. Von früh an wurde um das Dorf Gavrelle gefochten, und am Nachmittag des 24. April stürmten die Engländer südlich der Scarpeniederung beiderseits der Straße Arras – Cambrai über Monchy – Wancourt auf breiter Front in tiefen Staffeln gegen die deutschen Stellungen an. Der englische Angriff brach im Feuer nach hartem Nahkampf überall unter den schwersten Verlusten zusammen.

Am 23. und 24. April wurde auch bei St. Quentin wieder gekämpft, wobei die Deutschen ihren Gegnern schwere blutige Verluste beibrachten und ihnen auch Gefangene abnahmen. Am 25. rafften sich die Engländer bei Arras nur zu Teilangriffen auf. Südlich der Scarpe fluteten ihre Angriffswellen dreimal gegen die deutschen Linien an und wurden dreimal zurückgeworfen. An der Front des deutschen Kronprinzen wurden französische Vorstöße bei Hurtebise Fe. und westlich davon abgewehrt. Am Abend griffen die Franzosen beiderseits von Braye in 3 Kilometer Frontbreite an und wurden blutig zurückgeworfen. Die große Schlacht war zu Ende oder wenigstens auf einige Tage unterbrochen, denn der 26. April brachte nur einen vergeblichen Teilangriff der Engländer südlich der Scarpe, der im Nahkampf verlustreich scheiterte. Im übrigen überschütteten sie die deutschen Stellungen mit ihren Geschossen, was die Deutschen kräftig erwiderten. Diese starke gegenseitige Beschießung wurde auch am 27. April fortgesetzt. An der Front des deutschen Kronprinzen scheiterte ein französischer Angriff bei Braye. Sonst fanden nur Erkundungsgefechte statt. Dagegen an der Front des Kronprinzen Rupprecht von Bayern schwoll das Trommelfeuer von Loos bis Quéant in der Nacht zum 27. zu unerhörter Stärke an, und dann entbrannte die Infanterieschlacht von neuem. Der deutsche Heeresbericht über die Ereignisse des 28. April lautete:

„Schwerstes Trommelfeuer, vor Tagesanbruch auf der ganzen Front von Lens bis Quéant beginnend, leitete am 28. April die Schlacht ein, von der die Engländer nun zum dritten Male die Durchbrechung der deutschen Linien bei Arras erhofften. Bis mittags war der große Kampf entschieden; er endete mit einer schweren Niederlage Englands!

Beim Hellwerden folgten der sprungweise vorgelegten Wand von Stahl, Staub, Gas und Rauch die englischen Sturmkolonnen in einer Front von etwa 30 Kilometern Breite.

Die Wucht des feindlichen Stoßes nördlich der Scarpe richtete sich gegen unsere Stellungen von Acheville bis Roeux, dort entbrannte die Schlacht zu außerordentlicher Heftigkeit.

Der Engländer drang in das von uns als Vorstellung besetzte Arleux, in Oppy bei Gavrelle und Roeux ein; da traf ihn der Gegenangriff unserer Infanterie. In hartem Ringen Mann gegen Mann wurde der Feind geworfen, stellenweise über unsere alten Linien hinaus, die bis auf Arleux sämtlich wieder in unserer Hand sind.

Südlich der Scarpeniederung tobte gleichfalls erbitterter Kampf. In den zerschossenen Stellungen trotzten unsere braven Truppen mehrmaligem Ansturm; auch dort sind alle englischen Angriffe gescheitert.

Auf den Flügeln des Schlachtfeldes brachen die feindlichen Angriffswellen schon im Vernichtungsfeuer unserer Artillerie zusammen.

Die Verluste der Engländer sind wiederum außergewöhnlich schwer.

Der 28. April ist ein neuer Ehrentag unserer Infanterie, die, kraftvoll geführt und trefflich unterstützt durch die Schwester- und Hilfswaffen, sich der Größe ihrer Aufgaben voll gewachsen zeigte!

Bei den anderen Armeen der Westfront, auch an der Aisne und in der Champagne, sowie im Osten und auf dem Balkan ist die Gesamtlage unverändert."

So war denn auch der dritte Riesenangriff gescheitert, den die Engländer im April gegen die deutschen Stellungen unternommen hatten. Nördlich der Scarpe waren die Trümmerstätten des ehemaligen Dorfes Arleux in ihren Händen verblieben. Alles andere, was sie gewonnen hatten, war ihnen durch kraftvollen deutschen Gegenstoß wieder entrissen worden. Südlich der Scarpe hatten sie keinen Geländegewinn davongetragen, ungefähr 6000 Tote lagen vor den deutschen Linien, 10 Tanks waren abgeschossen, 1080 Gefangene in die Hände der Deutschen gefallen.

Am 29. April suchten die Engländer das Dörfchen Oppy, zwischen Arleux und Gavrelle gelegen, durch starke Massenangriffe in ihre Gewalt zu bringen. Viermal stürmten sie dagegen an und wurden jedesmal zurückgeworfen. Ihre Verluste waren entsetzlich. Auch ein Teilangriff der Engländer nördlich des Bahnhofes von Roeux wurde abgeschlagen. Weitere Angriffe konnten sie an diesem Tage nicht mehr unternehmen.

Der 30. April brachte an der Front des Kronprinzen Rupprecht von Bayern nur kleinere Gefechte. Dagegen unternahmen an der Front des deutschen Kronprinzen die Franzosen einen starken Angriff. Nach stundenlangem stärksten Feuer stießen sie mit frisch herangeführten Divisionen zwischen Prosnes und Aubérive gegen die deutsche Linie vor, mit dem Ziel, die Höhen südlich von Nauroy und Moronvilliers in ihre Hände zu bringen. Aber nach hartem, hin und her wogenden Ringen wurden sie von den badischen, sächsischen und brandenburgischen Regimentern, die dort kämpften, zurückgetrieben. Ein zweiter Angriff, der südlich von Nauroy vorbrach, konnte an ihrem Mißerfolg nichts ändern.




Vom westlichen Kriegsschauplatz: Ablösungsmannschaften auf dem Wege durch eine unter feindlichem Feuer liegende Ortschaft. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. Res. Willy Müller-Gera.

Am 1. Mai fanden in beiden Kampfzonen kleine Vorstöße der Engländer und Franzosen statt, die ihnen nur Verluste brachten, ohne daß sie irgend etwas erreichten. Der anhaltende Artilleriekampf der letzten Tage ging am 2. Mai an der Front des Kronprinzen von Bayern in starkes Trommelfeuer über, und dann setzten mehrere englische Angriffe ein. — Trotzdem daß die Engländer im April schon 300 000 Mann — nach vorsichtigster Schätzung — verloren hatten, begannen sie den vierten großen Durchbruchsversuch. Der 3. Mai war der Anfangstag einer neuen gewaltigen Schlacht, und nun griffen auch die Franzosen wieder an, um gleichzeitig mit ihren Verbündeten die deutschen Linien zu durchbrechen. Die deutsche Heeresleitung berichtete über dieses erneute furchtbare Ringen vom 3. Mai

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

„An der Arrasfront ist zwischen Achéville und Quéant auf 30 km Breite ein neuer englischer Durchbruchsversuch von 16 bis 17 Divisionen nach stärkster artilleristischer Kraftentfaltung gescheitert.

Von Tagesgrauen bis spät in die Nacht brachen die wiederholt geführten Angriffe der Engländer vor unseren Gegenstößen zusammen. Nur in Fresnoy ist der Feind eingedrungen. Bei Bullecourt sind ihm kleine Teile unseres vordersten Grabens verblieben. Der Kampf geht heute früh weiter.

Die Haltung unserer Truppen war wieder unübertreffbar.

Außer schweren blutigen Verlusten büßte der Feind über 1000 Gefangene ein.

Die Bereitstellung starker englischer Kavallerie südöstlich von Arras zeigt, welche Hoffnungen die Engländer auf diesen Angriff gesetzt hatten.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Nördlich der Linie Soissons — Reims ist die Artillerieschlacht in vollem Gange. Zu besonderer Heftigkeit steigerte sie sich zwischen der Aisne und dem Brimont; durch unsere Batterien wurden die hier angefüllten feindlichen Gräben unter Vernichtungsfeuer genommen. Laon wurde erneut durch die Franzosen beschossen.

Bei und westlich Braye, sowie am Winterberge westlich von Craonne brachen mehrere französische Angriffe im Feuer unserer Infanterie und Artillerie verlustreich zusammen."

Über den 4. Mai:

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

„Nach dem blutigen Zusammenbruch der englischen Angriffe an der Arrasfront kam es gestern nur bei Bullecourt zu größeren Infanterieangriffen. Beiderseits des Dorfes angreifende dichte englische Massen wurden verlustreich abgewiesen. Schwächere Vorstöße bei Lens und Fresnoy schlugen fehl. Die Gefangenenzahl erhöhte sich auf 10 Offiziere und 1225 Engländer; mindestens 35 Maschinengewehre sind erbeutet. — An der siegreichen Abwehr des vierten englischen Durchbruchsversuchs haben besonders hervorragenden Anteil: Gardetruppen, Bayern, Württemberger, Sachsen und Badener, sowie Regimenter der Provinzen Ostpreußen, Posen, Schlesien, Hannover und das Rheinland.

Nördlich von St. Quentin hatten Vorfeldkämpfe für uns günstigen Ausgang.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

An der Aisne-Front hält die Artillerieschlacht unter größtem Munitionseinsatz an. Starke feindliche Erkundungsvorstöße wurden an mehreren Stellen abgewiesen. Um den Besitz des Winterberges (westlich von Craonne) haben sich Kämpfe entwickelt, die noch nicht abgeschlossen sind.

Zwischen der Aisne und dem Brimont brachen gestern morgen durch tagelanges, ausgiebigstes Artilleriefeuer vorbereitete Angriffe von vier französischen Divisionen zusammen. Wie aus erbeuteten Papieren hervorgeht, lag das Ziel des Angriffes mehrere Kilometer hinter der vorderen Linie. Dank dem zähen Aushalten unserer Truppen ist es dem Feinde aber nur an einer vorspringenden Ecke gelungen, sich im ersten Graben festzusetzen. Östlich von La Neuville wurden vorübergehend eingedrungene Franzosen unter Verlust von 500 Gefangenen und mehreren Maschinengewehren wieder zurückgeworfen. Südlich der Aisne in den Abendstunden erneuerte Angriffe konnten an der Niederlage nichts ändern.

Nördlich von Prosnes mißglückten erneuerte französische Versuche, sich mit mehreren Divisionen in den Besitz unserer dortigen Höhenstellungen zu setzen. Mit schwersten Verlusten erkauften die Franzosen vorübergehend südöstlich von Nauroy geringen Geländegewinn. Gegenangriffe brachten unsere Infanterie wieder in den vollen Besitz ihrer bisherigen Linien. Über 100 Gefangene wurden zurückgeführt."



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Alarmierung eines Maschinengewehr-Postens. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Karl Mohr.

Die Verluste der Engländer waren so entsetzlich, daß sie jedes schätzbare Maß überstiegen, ihre Erfolge dagegen ganz gering. Nachdem Haig in den ersten Arrasschlachten 34 Divisionen verbraucht hatte, waren am 3. Mai 16 oder 17 Divisionen dem deutschen Vernichtungsfeuer entgegengeschickt worden und mußten die Verrücktheit ihres Oberbefehlshabers, der die uneinnehmbaren deutschen Stellungen frontal durchstoßen wollte, mit grauenvollen Blutopfern bezahlen. So erschöpft, zusammengeschossen und abgekämpft aber die englischen Regimenter auch waren, so wurden doch in den nächsten Tagen immer wieder neue Kräfte in den Kampf geworfen. Auch vom 4. und 5. Mai wurden starke Angriffe der Engländer gemeldet, die freilich allesamt nutzlos und mit dem riesigen Kräfteaufgebot des 3. Mai nicht zu vergleichen waren. Dagegen kam nun am 5. Mai der Großangriff der Franzosen zustande, der lange vorbereitet war. Die deutsche Heeresleitung meldete darüber:

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

„Nachdem am 16. April der erste französische Durchbruchsversuch an der Aisne gescheitert war, bereitete der Feind mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln einen neuen Angriff vor, mit dem er sein weitgestecktes Ziel zu erreichen hoffte. Die abgekämpften Divisionen wurden durch frische ersetzt, neue Reserven herangeführt. Das Artillerie- und Minenfeuer steigerte sich von Tag zu Tag und erreichte schließlich aus allen Kalibern die bisher größte Kraftentfaltung. Die Angriffe am 4. Mai nördlich von Reims und in der Champagne waren die Vorläufer des neuen Durchbruchsversuches, der gestern morgen zwischen der Ailette und Craonne auf einer Front von 35 Kilometern einsetzte. In schwerem Ringen, das bis in die späte Nacht hinein anhielt, ist er vereitelt, der Riesenstoß im ganzen abgeschlagen. Die Angriffe, welche gegen die im Nahkampf von unserer heldenmütigen Infanterie gehaltenen oder im Gegenstoß zurückeroberten Linien geführt wurden, scheiterten zum Teil schon in unserem gutgeleiteten Artilleriefeuer.

An einzelnen Stellen wird noch um den Besitz unseres vordersten Grabens gekämpft. Östlich der Royère Fme. liegen wir auf dem Nordhang des Chemin-des-Dames. Mit besonderer Heftigkeit stürmten die Franzosen, wie auch bereits am 4. Mai, ohne Rücksicht auf ihre außerordentlichen Verluste gegen den Winterberg vor, auf dem unsere Stellungen durch zusammengefaßtes Feuer schwerster Kaliber vollkommen zerschossen waren. Die Höhe mit dem an ihrem Hang liegenden Dorfe Chevreux blieb im Besitz des Feindes.

Mehrere Hundert Gefangene sind bisher eingebracht.

Weitere Angriffe sind zu erwarten.

Heute morgen griff der Feind die Höhe 100, östlich von La Neuville, erneut an. Der Angriff wurde abgeschlagen.

In der Champagne, südwestlich von Nauroy, blieben mehrere Vorstöße der Franzosen ohne Erfolg. Die am 4. Mai dort eingebrachten Gefangenen haben sich auf 672 Mann, die Beute auf 20 Maschinengewehre und 50 Schnelladegewehre erhöht."

Auch der folgende Tag der neuentbrannten Schlacht an der Aisne wurde von der deutschen Heeresleitung

noch als Großkampftag bezeichnet. Aber er zeigte doch ein merkliches Abflauen der französischen Angriffskraft. Am Vormittag ließen sie von der Berennung der deutschen Stellungen ab. Erst am Nachmittag brachen starke französische Kräfte zwischen Fort de Malmaison und Braye vor. Am Abend und in der Nacht setzten heftige Angriffe nördlich von Laffaux und zwischen den Straßen Soissons-Laon und Ailles ein. Nach harten Kämpfen, in denen die Franzosen viel Blut verloren, hielten die Deutschen überall ihre Stellungen. Auch zwischen Ailles und Craonne scheiterten heftige Teilangriffe der Franzosen. Am Winterberg wogten die Kämpfe den ganzen Tag über hin und her. Die Deutschen hatten in schnellem Ansturm den Nordhang zurückerobert und behaupteten sich dort, brachten auch 9 Offiziere, 726 Mann an Gefangenen ein. Am 7. wies das Heer des bayrischen Kronprinzen französische Angriffe bei Roeux, zwischen Fontaines und Riencourt ab, stürmte Fresnoy und hielt den Ort gegen englische Wiedereroberungsversuche. Der Südostrand der Ortschaft Bullecourt blieb in der Hand der Engländer. An der Aisnefront wurden an verschiedenen Stellen starke französische Angriffe von den Deutschen zurückgeschlagen. Am 8. hielten die Bayern, die Fresnoy erstürmt hatten, den Ort gegen erneute Angriffe. In der Champagne unternahmen die Franzosen nach starker Vorbereitung durch Trommelfeuer einen Angriff zwischen dem Winterberg und der Straße Corbeny — Berry-au-Bac, wurden aber teils im Nahkampf, teils durch Gegenstoß zurückgeworfen.



In der Minenwerfer-Stellung. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsmaler Kurd Albrecht.

Am 9. griffen die Engländer bei Lens und Avion, Fresnoy und Bullecourt, die Franzosen am Winterberg und bei St. Marie Fme. und nordwestlich von Prosnes an, hatten aber nirgendwo Erfolg. Am 10. scheiterten englische und französische Teilangriffe an verschiedenen Stellen.

Am 11. Mai begann die fünfte Arrasschlacht und ein starkes Auflodern der französischen Angriffstätigkeit. Im Raume von Arras steigerte sich das englische Artilleriefeuer beiderseits der Scarpe nachmittags zu größter Heftigkeit, wuchs am Abend zu Trommelfeuer an, und 1/2 10 Uhr brachen die Engländer nördlich der Scarpe an einzelnen Abschnitten in Sturmwellen vor. Nur in die Ortschaft und den Bahnhof Roeux gelang es ihnen, einzudringen. Durch Gegenstoß wurden sie sofort wieder hinausgeworfen. An der Aisne und in der Champagne wurde der Artilleriekampf mit wechselnder Stärke fortgesetzt. Bei Cerny drängten die Deutschen ihre Gegner in erbitterten Nah-



Von der Westfront: Eine von unseren Truppen erbaute Treidelbahn zur Beförderung von Material bis in die vordersten Gräben sowie von Lehm und Erde aus ausgeschachteten Unterständen.

kämpfen am Bovellerücken zurück und wiesen französische Angriffe östlich von Berry-au-Bac gleichfalls in harten Nahkämpfen ab. Vom 12. Mai meldete der deutsche Heeresbericht:

„Die großen Angriffe der Engländer sind gescheitert! Nach sehr starker Artillerievorbereitung, die sich auf das ganze Schlachtfeld von Arras zwischen Lens und Quéant ausdehnte, brachen die Engländer in den frühen Morgenstunden zwischen Gavrelle und der Scarpe, beiderseits der Straße Arras — Cambrai und bei Bullecourt gegen unsere Linien vor. In Roeux gelang es ihnen, einzudringen, an allen anderen Stellen wurden sie durch Feuer und im Nahkampf unter schwersten Verlusten abgeschlagen. Abends erfolgten beiderseits von Monchy mehrere neue Angriffe, die gegenüber unserer tapferen Verteidigung ebenfalls blutig scheiterten. Vorteile, welche die Engländer in Bullecourt erringen konnten, wurden ihnen durch den schneidigen Gegenstoß eines Gardebataillons wieder entrissen."

An der Front des deutschen Kronprinzen wurde am 12. ein nächtlicher Vorstoß der Franzosen beiderseits der Straße Corbeny—Pontavert zurückgeschlagen. Am 13. dauerte das Ringen zwischen Engländern und Deutschen um die Trümmer des Dorfes Bullecourt fort. Der Artilleriekampf — das sei hier ein für alle Mal gesagt — dauerte bis zum Ende des Monats an der ganzen englischen und französischen Front an und erlitt nicht einen Tag lang eine Unterbrechung. Am 13. und 14. Mai tobte er besonders heftig zwischen Ypern und Armentières, am 15. im Raume von Craonne, am 18. zwischen der Küste und St. Quentin. Am 16. räumten die Deutschen das Dorf Roeux, am 17. die Stätte, wo einst das Dorf Bullecourt gestanden hatte. An der Front des deutschen Kronprinzen gelang ein zweiter Vorstoß. Am 14. eroberten sie die St. Berthe-Ferme, und am 15. stürmten sie die französischen Stellungen bei La Neuville in 600 Meter Breite. Am 17. meldete die deutsche Heeresleitung, daß bisher im Mai 2700 Engländer und Franzosen gefangen worden seien.

Starke Angriffe der Engländer nördlich der Scarpe, die im Anschluß an die Kämpfe um Roeux einsetzten, wurden unter schweren Verlusten der Engländer abgeschlagen. Auch südwestlich von Riencourt blieben ihre Vorstöße ohne Erfolg. Gefechte an der Aisne- und der Champagnefront verliefen am 16. für die Deutschen günstig. Am 17. wurde ein nach Mitternacht an der Straße Gavrelle—Fresnes hervorbrechender englischer Angriff von den Deutschen im Nahkampfe abgeschlagen, ebenso französische Vorstöße bei Braye, nördlich von Craonnelle und bei Craonne und nördlich von Sapigneul. Brandenburger stürmten östlich der La Royère-Ferme einen von den Franzosen am 15. Mai besetzten Graben und brachten 150 Gefangene ein. Am 19. ereigneten sich an beiden Fronten nur unbedeutende Gefechte, die für die Deutschen günstig verliefen. Der 20. Mai leitete neue englische Großangriffe ein. Nachdem schon in den vorhergehenden Tagen die Artillerietätigkeit der Engländer sich immer mehr gesteigert hatte, griffen sie erst bei Monchy, dann zwischen Acheville und Quéant nach stärkstem Trommelfeuer an. Bei Monchy wurden sie zurückgeworfen, und beiderseits der Straße Arras—Cambrai, wo sie auf einer Frontbreite von 12 km vordrangen, hatten sie dasselbe Schicksal. Sie wurden teils im deutschen Vernichtungsfeuer zusammengeschossen, teils durch kraftvolle Gegenstöße zur Räumung der schon eroberten deutschen Stellung gezwungen. Ihre Angriffe am Nachmittag, Abend und in der Nacht zwischen Fontaines und Bullecourt hatten den gleichen Mißerfolg. Zugleich war es an der Front des deutschen Kronprinzen sehr lebhaft geworden. Über die dortigen Kämpfe meldet der deutsche Heeresbericht:

„Während bei Laffaux französische Teilangriffe erfolglos blieben, gelang es westpreußischen Grenadieren bei Braye, sowie bayerischen Truppen bei Cernay und westlich der Hurtebise Fme. durch Fortnahme feindlicher Gräben ihre Stellungen zu verbessern und den Gewinn gegen Wiedereroberungsversuche des Gegners zu halten.

In der Champagne ist gestern wieder schwer gekämpft worden.

Der seit Tagen gesteigerte Artilleriekampf erreichte vom Morgen an äußerste Heftigkeit. Am Nachmittag brachen die Franzosen zu starken Angriffen gegen die Höhenstellungen nördlich der Straße Prunay—St. Hilaire-le-Grand vor. Im erbitterten Ringen, das sich bis in die Dunkelheit fortsetzte, gelang es dem Feinde, auf dem Cornillet-Berg, südlich von Nauroy, und auf dem Keilberg, südwestlich von Moronvilliers, Fuß zu fassen; wir liegen auf den Nordhängen der Höhen. Um den Besitz der anderen Kuppen wogte der Kampf hin und her; anfangs errungene Vorteile wurden den Franzosen im schnellem Gegenstoß wieder entrissen. Die alten Stellungen sind hier in unserer Hand. Abends neu einsetzende feindliche Angriffe wurden in den zurückgewonnenen Linien abgewiesen.

Die blutigen Verluste des Feindes sind auch gestern wieder sehr erheblich gewesen.

Die Gegner verloren gestern 14 Flugzeuge."

Die englischen und französischen Angriffe des 21. Mai in der Gegend von Arras, an der Ancre und in der Champagne wurden zwar mit starken Kräften unternommen, führten aber zu keinem Ziel. Über diese Kämpfe berichtete die deutsche Heeresleitung:

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

„Im Ypern-Abschnitt, bei Loos, Oppy und in breiter Front südlich der Scarpe war die Kampftätigkeit der Artillerie tagsüber lebhaft.

Bei mehreren starken Vorstößen, die vormittags bei Bullecourt, später bei Croisilles einsetzten und völlig fehlschlugen, erlitten die Engländer blutige Verluste und büßten über 90 Gefangene ein.

Heeresgruppe deutscher Kronprinz.

Zwischen den Höhen des Chemin-des-Dames und der Aisne, nördlich von Reims und vom oberen Vesle- bis zum Suippestal entwickelten sich zeitweilig heftige Artilleriekämpfe.

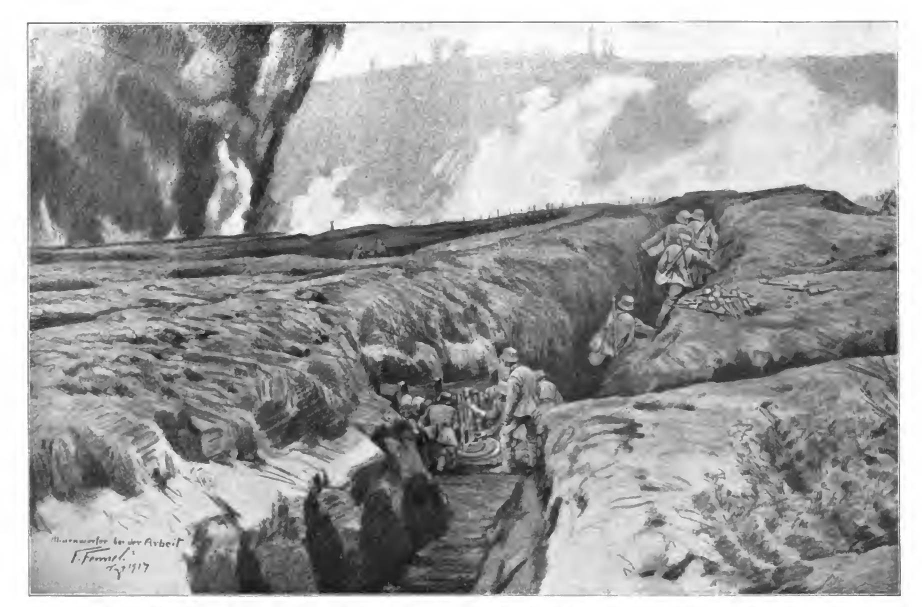
Südwestlich und südlich von Nauroy griffen die Franzosen im Laufe des Tages mehrmals unsere Höhenstellungen an. Die dort fechtenden Württemberger Regimenter schlugen den Feind im Gegenstoß zurück und behielten über 150 Gefangene ein.

Abends brach ein französischer Vorstoß am Südhange des Pöhlberges (südöstlich von Moronvilliers) zusammen.

Östlich der Maas lebte gestern das Feuer auf; es kam dort zu kleinen Vorfeldgefechten, die uns Gefangene einbrachten.

Eine unserer Jagdstaffeln schoß in gleichzeitigem Angriff bei Bouvancourt (nordwestlich von Reims) fünf feindliche Fesselballons in Brand."

Am 22. Mai versuchten die Engländer wieder bei Hulluch und Bullecourt in die deutschen Linien einzudringen, nachdem sie ihre Angriffe durch starkes Feuer vorbereitet hatten. Sie wurden aber abgewiesen. Die Franzosen griffen von der Hochfläche von Paissy bis zum Walde von La Ville-aux-Bois mit großer Hartnäckigkeit die deutschen Stellungen an, erlitten



Minenwerfer bei der Arbeit. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Friedrich Fennel.

aber in erbittertem Nahkampf durch bayrische, hannoversche, niederschlesische und Posener Regimenter eine blutige Schlappe. Auch in den Gefechten des folgenden Tages bei dem Gehöft Froidmont und bei der Mühle von Vauclerc wurden die Franzosen zurückgeworfen. Am 24. Mai scheiterten englische Angriffe im Artois und französische in der Champagne unter beträchtlichen Verlusten der Angreifenden. Bei Loos dauerten sie bis zum folgenden Tage an, wurden dann aber zu Gunsten der Deutschen entschieden. Über die französischen Kämpfe des 25. Mai lautete der Bericht der deutschen Heeresleitung:

„Am Chemin-des-Dames wurde südlich von Pargny mit geringem eigenen Verlust ein Angriff durchgeführt, der unsere Stellungen erheblich verbesserte. In kraftvollem Anlauf überrannten die aus Schlesiern, Mecklenburgern, Schleswig-Holsteinern und Hanseaten bestehenden Sturmtruppen den Gegner, machten 14 Offiziere, 530 Mann zu Gefangenen und erbeuteten 15 Maschinengewehre und viel Gerät. In den gewonnenen Linien wurde ein französischer Gegenangriff glatt abgewiesen. Im Westteil der Champagne brachen nach heftiger Artilleriewirkung, die sich nachmittags zum Trommelfeuer steigerte, starke Angriffe gegen unsere Höhenstellungen südlich und südöstlich von Nauroy in 4 km Breite vor. Im Nahkampf wurden die Franzosen geworfen, durch Gegenstoß Einbruchsstellen gesäubert. Nach dem Mißlingen des ersten Ansturms setzte der Feind zwei weitere Angriffe an, die gleichfalls scheiterten."

Fünfmalige französische Versuche am folgenden Tage, die die von den Deutschen ihnen an den Steinbrüchen südlich von Pargny entrissenen Stellungen diesen wieder zu entreißen strebten, blieben erfolglos. Am 27. Mai hatten die Deutschen in der Champagne einen Erfolg zu verzeichnen. Württembergische und thüringische Regimenter und Teile eines Sturmbataillons nahmen in frischem Draufgehen mehrere französische Grabenlinien am Pöhlberg und Keilberg südlich von Moronvilliers. Sie machten 250 Gefangene und behaupteten die Stellung gegen mehrere starke Gegenangriffe. Auch am 28. scheiterte ein französischer Angriff am Pöhlberg. Am 30. stürmten westrheinische Truppen auf dem südlichen Aisneufer französische Gräben. An der Front des Kronprinzen Rupprecht von Bayern hatte inzwischen der Artilleriekampf keinen Tag aufgehört, und mehrmals waren die Engländer an verschiedenen Stellen zu heftigen Angriffen geschritten, so vor allen Dingen am 30. Mai zwischen Monchy und Guémappe, wo westpreußische Regimenter die bereits in die deutschen Linien Eingedrungenen in erbittertem Nahkampf zurückwiesen. Erfolge erzielten die Engländer trotz aller ihrer Tapferkeit und Zähigkeit nirgendwo, und als der Mai zu Ende ging, war nur ein ganz geringer Teil des umstrittenen Gebietes in ihre Hände gefallen. Auf der Karte waren die englischen Fortschritte kaum zu bemerken.

## Die italienischen Kämpfe im April und Mai 1917.

Der April war auf dem italienischen Kriegsschauplatz ein sehr ruhiger Monat. Auf der Karsthochfläche kam es manchmal zu starken Geschützkämpfen, aber Infanterieangriffe erfolgten von beiden Seiten nicht. Hier und da glückte den Österreichern ein Handstreich, wobei 30 oder 50 oder 100 Italiener gefangen wurden. Auch entfalteten sie, wie übrigens ihre Gegner gleichfalls, eine sehr rege Fliegertätigkeit, womit sie an verschiedenen Stellen schöne Erfolge erzielten. Den Gang des Krieges im Großen aber konnte das alles nicht beeinflussen, und von diesen Gefechten kann keines hier eine besondere Erwähnung finden.

Ganz anders gestaltete sich das Bild im Mai. Bis zum 10. ereignete sich allerdings nichts von Bedeutung, dann aber steigerte sich das Artilleriefeuer der Italiener zu größter Heftigkeit. Über den 12. meldete der österreichisch-ungarische Generalstab:

„Der Feind ließ zwischen Tolmein und dem Meer in ganzer Front seine Geschütze und Minenwerfer in Tätigkeit treten. Sein Feuer hielt die ganze Nacht über an und dauert fort."

Am 13. ging die Artillerieschlacht am Isonzo ohne Unterbrechung weiter. Das italienische Feuer steigerte sich mitunter zur größten Stärke, und nun suchte auch die italienische Infanterie einzugreifen. Bei Plava unternahm sie einen Handstreich gegen eine der österreichisch-ungarischen Höhenstellungen, wurde aber sofort durch Gegenstoß zurückgeworfen. Der Angriff war der Auftakt zu der neuen großen Isonzoschlacht. Zum zehnten Male suchte Cadorna die österreichisch-ungarischen Stellungen an dieser Stelle zu durchbrechen, und niemals vorher war er imstande gewesen, so starke Massen ins Feuer zu werfen und vor allem so riesige Munitionsmassen zu verschwenden, wie es jetzt geschah. Die italienische Armee focht auch nicht mehr allein. Am 21. Mai verbreitete die „Agenzia Stefani" einen Depeschenwechsel zwischen den Königen von England und Italien. Die britische Majestät drahtete an die italienische:

„Ich wünsche, der Genugtuung und Freude Ausdruck zu geben, die ich und mein Volk empfinden über die neuesten Erfolge der tapferen Truppen Eurer Majestät. Ich bin stolz in dem Bewußtsein, daß auch meine Soldaten Seite an Seite mit dem italienischen Heer gefochten haben."

Darauf erwiderte der Savoyer:

„Ich spreche meinen Dank aus für das Telegramm Eurer Majestät, das mir anläßlich der neuen Erfolge der italienischen Truppen zugekommen ist. Ich bin glücklich, daß in dem Kampfe um das gemeinsame Ideal meine Truppen einheitlich an der Seite der ruhmreichen englischen Armee kämpfen."

Man konnte den beiden bedeutungslosen Biedermännern die Freude wohl gönnen, die sie empfanden bei dem Gedanken, daß ihre Truppen das gemeinsame Räuberideal auch gemeinsam zu verwirklichen suchten. Ganz dunkel aber blieb, was sie unter den Erfolgen verstanden, zu denen sie sich gegenseitig beglückwünschten. Die übrige Welt konnte davon nichts entdecken, im Gegenteil, nur die Kunde von erfolglosen Unternehmungen erscholl Tag für Tag durch die Lande. Gleich der erste Tag, der 14. Mai, begann mit einer ganz unzweifelhaften italienischen Niederlage. Der österreichisch-ungarische Generalstab meldete darüber:



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Anlegen eines Drahtverhaues hinter der Front. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Rudolf Lipus.

„Nach dreitägiger Artillerievorbereitung, bei der der Feind von Tolmein bis zum Meere hinab seine gesamten Geschützmassen und Minenwerfer wirken ließ, setzte gestern der von den Bundesgenossen Italiens immer wieder geforderte Infanterieangriff gegen unsere Isonzoarmee ein. Der Feind stürmte auf mehr als 40 km Frontbreite an zahlreichen Stellen gegen unsere Linien an. Am heftigsten wurde im Raume von Plava, auf dem Monte Santo, auf den Höhen östlich von Görz, im Gebiete des Fajti Hrib und bei Kostanjevica gerungen. An vielen Punkten des Schlachtgeländes brachen die tiefgegliederten Angriffsmassen der Italiener schon unter unserem Geschütz- und Maschinengewehrfeuer zusammen, so auf dem Monte San Gabriele, auf dem der Feind Rüstung, Gewehre und Helme von sich werfend in voller Auflösung zurückflutet. Wo die Italiener vorkamen, wurden sie von unserer durch kein Artilleriefeuer zu erschütternden Infanterie empfangen und im Kampf von Mann gegen Mann geworfen.

Auf solche Art wechselten auf dem Fajti Hrib unsere zerschossenen Gräben fünfmal den Besitzer, um schließlich von den Verteidigern siegreich behauptet zu werden. An einzelnen Punkten wurde die Verfolgung des Gegners bis in seine Stellung vorgetragen.

Unsere Truppen errangen am 14. Mai in kraftbewußter Abwehr einen vollen Erfolg. Der Feind ließ über 1600 Mann und mehrere Maschinengewehre in unserer Hand. Die Schlacht dauert ohne Unterbrechung fort.

Unsere Flieger traten über dem Kampfgebiet gegen zahlreiche italienische Flugzeuge ins Gefecht. Offizierstellvertreter Arrighi blieb zum elften Male Sieger im Luftkampf. Zwei feindliche Flieger wurden im Luftkampf abgeschossen, zwei andere durch unser Artilleriefeuer herabgeholt."

Am 15. dauerte die Isonzoschlacht an. Die Italiener unternahmen wieder an verschiedenen Stellen Angriffe mit sehr starken Kräften, erzielten aber nur unbedeutende örtliche Erfolge und erlitten dabei die schwersten Verluste. Die Zahl der Gefangenen, die sie in österreichisch-ungarischen Händen ließen, stieg auf 2000.

Wir lassen nun die österreichisch-ungarischen Heeresberichte über den Verlauf der gewaltigen Schlacht im Wortlaut aufeinander folgen, da sie am besten ein Bild der Vorgänge geben, soweit ein solches jetzt überhaupt schon gegeben werden kann. Der österreichisch-ungarische Heeresbericht meldete über den 16. Mai:

„Die Isonzokämpfe sind gestern nach einer verhältnismäßig ruhigen Nacht aufs neue heftig entbrannt. Der Hauptstoß der italienischen Angriffsmassen, denen ununterbrochen Verstärkungen zuflossen, richtete sich gegen die Höhenkette östlich des Engtales Plava—Salcano und gegen unsere Linien vor den Toren von Görz. Im Norden dieses Abschnittes wird auf dem Kuk (südöstlich von Plava) Tag und Nacht mit großer Erbitterung gefochten. Verteidiger und Angreifer wechseln stündlich ihre Rollen. Frisch eingesetzte Reserven treiben den geworfenen Gegner immer wieder zu neuem verlustreichen Ansturm vor. Weiter südlich, im Raume des Monte San Gabriele, mußten die feindlichen Regimenter, nachdem sie zu wiederholten Malen vergeblich gegen unsere Stellung anrannten, schon nachmittags vom Angriff ablassen. Nicht minder erfolgreich verliefen für uns die Kämpfe an den von Görz nach Osten führenden Straßen. Auch in dieser Gegend wurde fast den ganzen Tag über um den Besitz unserer ersten Linien gerungen. Als der Abend hereinbrach, waren unsere Gräben, von einigen kleinen Schützennestern abgesehen, gründlich gesäubert. Besondere Erwähnung verdienen Wiener Landsturmtruppen, die der Brigade Cullia in einem schneidigen, vollen Erfolg bringenden Gegenangriff 400 Gefangene abnahmen. Auf der Karsthochfläche war die feindliche Infanterie durch das vortreffliche Wirken unserer Geschütze zur Untätigkeit verurteilt.

An der Tiroler Front unterhielten die Italiener südlich des Suganertales starkes Artilleriefeuer aus schweren Kalibern."

Über den 17.:

„Die Isonzoschlacht dauert an. Die Höhe Kuk südöstlich von Plava wurde gestern früh nach zweitägigen wechselvollen und

mit größter Erbitterung geführten Kämpfen aufgegeben. Unsere Truppen setzten sich einige hundert Meter östlich des Berges fest. Im Gebiet von Görz herrschte tagsüber auffallende Ruhe. Nach Einbruch der Dunkelheit stürmte der Feind, auf jedwede Artillerievorbereitung verzichtend, plötzlich in dichten Massen aus seinen Gräben hervor. Alle seine Anstrengungen, in unseren Linien Fuß zu fassen, scheiterten an der kaltblütigen Abwehr unserer braven Truppen. Heute früh unternahm der Feind einen starken Vorstoß gegen den Monte Santo. Die Verteidiger warfen ihn im Nahkampf herab. Seit Beginn der Infanterieschlacht führten wir über 3000 Gefangene zurück. Im Fiitscher- und Plöckengebiet sowie in Südtirol steigerten die Italiener ihr Geschützfeuer."

Über den 18.:

„Der gestrige, siebente Tag der zehnten Isonzoschlacht war wieder von heftigen Kämpfen erfüllt. Südwestlich von Auzza bemühten sich die hier am linken Isonzoufer eingenisteten Italiener vergeblich, ihre Stellung zu erweitern. Unsere Linien östlich des Engtales Plava—Salcano standen andauernd unter feindlichem Geschützfeuer aller Kaliber. Die italienische Infanterie, deren schwere Verluste unausgesetzt durch den Einsatz neuer Truppen ausgeglichen werden, richtete in diesem Raume ihre Anstrengungen vornehmlich gegen die Höhen von Vodice, gegen die sie zu wiederholten Malen in dichten Kolonnen sturmlief. Jeder dieser Anstürme brach dank der heldenmütigen Haltung der von ihrer Artillerie und den am Kampfe teilnehmenden Fliegern trefflich unterstützten Verteidiger blutig zusammen. Besonderes Lob gebührt den Abteilungen des Kaschauer-Infanterie-Regiments Kaiser Wilhelm II. Nr. 34, dem vom tapferen Obersten Perner geführten westgalizischen Landsturm-Infanterie-Regiment Nr. 32 und dem k. k. Landsturm-Bataillon Nr. 40. Östlich von Görz versuchten die Italiener neuerlich mit einem ohne Artillerieeinleitung angesetzten Massenstoß durchzudringen. Das Ergebnis dieses Versuches war kein anderes wie am Vortage. Unsere Stellungen wurden ausnahmslos behauptet. Lebhaftes Geplänkel, das in diesem Abschnitt die Nacht über herrschte, brachte uns 150 Gefangene ein, darunter 2 Offiziere. Unsere Flieger schossen im Luftkampf zwei feindliche Flugzeuge ab; ein drittes wurde bei Vertojba durch Kleingewehrfeuer herabgeholt. Das bisherige Ergebnis der nun schon eine Woche ausfüllenden Kämpfe gegen unsere tapferen Isonzotruppen besteht für die Italiener lediglich in einer kaum zwei Kilometer im Umkreis betragenden Erweiterung ihrer Brückenkopfstellung bei Plava. Im Fiitscher- und Plöckengebiet sowie an mehreren Abschnitten der Tiroler Front wuchs das Geschützfeuer beiderseits zu beträchtlicher Stärke an. In Südtirol bei Laghi und auf dem Borcolapasse drangen unsere Erkundungsabteilungen in die feindlichen Stellungen ein und nahmen die Besatzung gefangen."

Über den 19.:

„Die zehnte Isonzoschlacht nimmt ihren Fortgang. Die italienische Infanterie verhielt sich gestern bis in die Nachmittagsstunden ziemlich untätig. Um so heftiger war namentlich im Raume zwischen Tolmein und Görz der Artilleriekampf. Am Nordflügel dieses Abschnittes zwang die zusammengefaßte Wirkung unserer Geschütze den bei Auzza noch am linken Flußufer angeklammerten Feind über den Isonzo zurückzuweichen. Nach 3 Uhr nachmittags schritt bei Vodice feindliche Infanterie abermals zu einem außerordentlich starken Angriff. Es kam zu wütenden Kämpfen, aus denen schließlich nach stundenlangem Ringen Mann gegen Mann unsere tapferen Truppen als Sieger hervorgingen. Der Feind wurde im Gegenangriff unter schwersten Verlusten die Höhen hinabgeworfen. Gleicherweise scheiterte östlich von Görz ein beiderseits des Rosentales angesetzter Vorstoß der Italiener. Auf der Karsthochfläche holte eine Sturmtruppe 3 Offiziere und 30 Mann aus den feindlichen Verschanzungen."

Über den 20. Mai:

„Am Isonzo setzte der Feind gestern seine Angriffe fort. Deren Wucht richtete sich gegen unsere Stellungen zwischen Vodice und Salcano. Alle Anstrengungen des Angreifers blieben erfolglos. Er vermochte nicht einen Fußbreit Boden zu gewinnen.

Am Vormittag führte der Gegner seine Massen zweimal gegen den Monte Santo zum Sturm. Der erste Angriff brach, ehe er sich zu entfalten vermochte, in unserem Vernichtungsfeuer zusammen. Beim zweiten bahnten sich welsche Abteilungen in der Nähe des Klosters Monte Santo den Weg in unsere durch Trommelfeuer zerschossenen Gräben. Unsere braven Truppen, unter ihnen Marburger Landsturm, trieben den Feind im Gegenstoß mit dem Bajonett zurück. Am Abend schritten die Italiener, auf Artillerievorbereitung verzichtend, zu einem breitangelegten mächtigen Angriff, der sich diesmal gegen den ganzen Abschnitt Vodice — Monte Santo richtete. Beim Vodice gelang es den Sturmkolonnen unter schweren Verlusten, den Höhenkamm zu erklimmen. Das altbewährte Infanterie-Regiment Nr. 41 warf sich aber dann auf den überlegenen Gegner und zwang ihn in erbittertem Handgemenge zur Flucht. Die gegen den Monte Santo angesetzten italienischen Divisionen wurden schon durch unser Geschützfeuer in ihren Gräben zurückgehalten.

Die gestrigen Kämpfe brachten uns über 200 Gefangene und 4 Maschinengewehre ein. Die überaus mannigfaltige Kriegsgliederung unserer Karsttruppen ermöglichte es nicht, heute schon jede Einzelheit der Truppenverbände, die sich um den Erfolg des Tages besonders verdient gemacht haben, nach Bezeichnung und Bodenständigkeit hervorzuheben. Unsere Flieger haben im Luftkampfe fünf italienische Flugzeuge abgeschossen.

Aus den übrigen Abschnitten der Südwestfront ist nichts Besonderes mitzuteilen."

Am 21. Mai trat ein vorübergehendes Abflauen der Isonzoschlacht ein. Der Feind habe sich nach sieben Tagen ergebnisloser Kämpfe gezwungen gesehen, meldete der österreichisch-ungarische Generalstab, seiner Infanterie Ruhe zu gewähren. Nur östlich von Görz unternahmen die Italiener einen Vorstoß, der abgewiesen wurde, und auf der Karsthochfläche kam es zeitweilig zu stärkerer Artillerietätigkeit. Das Ergebnis des furchtbaren Ringens war bis dahin für die Italiener, obwohl sie mit großer Tapferkeit gefochten hatten, ein klägliches. Im Raume von Jamiano und südwestlich von Doberdo hatte Cadorna seine Truppen ungefähr einen Kilometer vorwärtsgeschoben, weil hier das Gelände die Entfaltung überlegener Massen gestattete. Dafür hatte er nach vorsichtiger Schätzung etwa 100000 Mann geopfert. Das österreichisch-ungarische Heer stand so fest wie bisher, und es war erfüllt von der besten Zuversicht, denn trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes war es siegreich geblieben. Sein bedeutender Führer, der frühere Kroatengeneral Boroevic, wußte es mit Vertrauen auf seine Person und Führung zu erfüllen, das eine Vorbedingung des Sieges ist, besonders bei einem aus so verschiedenen Völkerschaften bestehenden Heere, wie es das österreichisch-ungarische war. Da hatte die Persönlichkeit des Feldherrn noch viel mehr zu bedeuten als anderswo. Boroevic hatte schon auf den verschiedensten Kampfplätzen des Krieges gefochten, immer mit Glück und höchster Tapferkeit. Unter dem, meinten die Soldaten, könnten sie auch gegen eine große Übermacht nicht unterliegen. Sie unterlagen auch nicht, blieben vielmehr die unbestrittenen Sieger, als nun Cadorna wieder und wieder seine Massen gegen sie anstürmen ließ, denn die zehnte Isonzoschlacht war mit dem 20. Mai keineswegs zu Ende.

Der italienische Feldherr ließ seine Heere schon am 23. von neuem gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen anrennen. Nachdem bereits am 22. ein Angriff der Italiener auf Görz zurückgeschlagen worden war und der Geschützkampf sich zur äußersten Heftigkeit



Ein Großkampftag bei Görz; Trommelfeuer vom Monte Santo bis zum Meer. Nach einem Gemälde des bei der österreichisch-ungarischen Isonzo-Armee tätigen Kriegsmalers Eduard Adrian Dussek.

gesteigert hatte, unternahm Cadorna einen Angriff mit allen Kräften. Der österreichisch-ungarische Heeresbericht über den 23. lautete:

„Seit gestern Mittag tobt die zehnte Isonzoschlacht neuerlich mit außergewöhnlicher Heftigkeit. Der Anprall der feindlichen Massen richtet sich nunmehr gegen die ganze 40 Kilometer breite Front von Plava bis zum Meere. An vielen Stellen erfuhren die Kämpfe auch in der Nacht keine Unterbrechung. Im Raume des Kukberges, bei Vodice und gegen den Monte Santo warf der Feind am Nachmittag seine Sturmkolonnen in die Schlacht. Was östlich des Kukberges vordrang, wurde ein Opfer unseres Vernichtungsfeuers. Bei Vodice brachen sich die feindlichen Anstürme an der Tapferkeit der zum großen Teil aus Ostgalizien und der Bukowina ergänzten Infanterie-Regimenter Nr. 24 und 41. Beim Kloster Monte Santo vermochte der Feind unsere durch sein Trommelfeuer eingeebneten Gräben zu überschreiten. Er wurde aber von ungesäumt herbeieilenden Verstärkungen gefaßt, auf seine Reserven zurückgeworfen und mit diesen zusammen durch unser Geschützfeuer den Hang hinabgetrieben. In derselben Stunde scheiterten östlich von Görz zwei mächtige italienische Massenstürme, zum Teil schon im Wirkungsfeuer unserer Artillerie, zum Teil im Nahkampf gegen unsere brave Infanterie. Besonders erbittert und hartnäckig wurde auf den vielumstrittenen Kampfstellen der Karsthochfläche gerungen. Bei Tagesanbruch lagen unsere Stellungen und ihr Hintergelände im Trommelfeuer der feindlichen Geschütze aller Gattungen. Gegen Mittag kam bei Costanjevitza der erste feindliche Infanterieangriff ins Rollen; er wurde zurückgeschlagen. Nachmittags brach der mächtige italienische Angriff gegen die ganze Front der Karsthochfläche los. Welle auf Welle trieb der Feind zwischen dem Fajti Hrib und dem Meere gegen unsere Linien vor. Wo eine feindliche Kolonne zusammengebrochen war, trat eine neue an ihre Stelle. Angriff und Gegenangriff prallten aufeinander. So hält das Ringen bis zur Stunde in unverminderter Stärke an. Raumgewinn vermochte der Gegner nur in dem weitausladenden Abschnitt von Jamiano zu erzielen, wo wir unsere Truppen um einen Kilometer zurücknehmen mußten. Überall sonst wurden unsere Stellungen in ihrer ganzen Ausdehnung siegreich behauptet. Die ungarischen Heeresregimenter Nr. 39 und 61 und bewährte Honvedtruppen haben ihrer Geschichte neue glänzende Ruhmesblätter eingefügt. Aus Kärnten und Tirol nichts von Belang mitzuteilen."

Am 24. wurde der Nordflügel des italienischen Angriffsheeres abermals gegen die Höhen von Vodice vorgetrieben. Besonders hartnäckig wogte der Kampf um die Höhe 652 südlich von Vodice. Wieder wurde die Karsthochfläche der Schauplatz eines großangelegten, aber vergeblichen italienischen Durchbruchsversuches. Den ganzen Tag über wurde auf dem Fajti Hrib, bei Kostanjevica und südlich bis zum Meere hinab gekämpft. Über die Vorgänge des 25. Mai meldete der österreichisch-ungarische Generalstab:

„Die große Schlacht im Südwesten dauert fort. Wenn die Heftigkeit der Kämpfe vom 23. und 24. Mai noch einer Steigerung fähig war, so ist diese gestern eingetreten. Niemals in den soeben vollendeten zwei kampferfüllten Jahren stand die heldenmütige Isonzoarmee größeren Anstrengungen des Feindes gegenüber, als in diesen Tagen. Die Kampfstätten waren auch gestern wieder die altbekannten: Der Raum von Plava, die Höhe bei Vodice, der Monte Santo, das Hügelland von Görz. Überall rannte der Feind gegen unsere Linien an, stellenweise zwei- und dreimal. Immer wieder zerschellten seine Sturmkolonnen an unserer tapferen Gegenwehr. Der gewaltigste Massenstoß galt abermals unserer Stellung auf der Karsthochfläche. Was in diesen Kämpfen die Verteidiger an Abwehr und Gegenangriff, in zähem Standhalten unter stärkstem Geschützfeuer und im Ringen von Mann gegen Mann zu leisten hatten, gehört der Geschichte an. Deutlicher als alles andere spricht der Erfolg: Mag auch im äußersten Süden der Front der Kampf um schmale Abschnitte noch nicht abgeschlossen sein, das Geschick des Tages entschied sich völlig zu unseren Gunsten. Der feindliche Ansturm brach an der ganzen Front blutig und ergebnislos zusammen. Der Feind ist seinem Ziele, unsere Linie zu durchbrechen, am 15. Schlachttage nicht einen Schritt näher gekommen als am ersten."

Über den 26. lautete der österreichisch-ungarische Bericht:

„Das Schwergewicht der Schlacht ruhte gestern völlig auf dem Südflügel der Isonzoarmee. Nördlich des Wippachtales kam es, von einem durch Gegenstoß rasch abgeschlagenen Angriff auf die Höhen bei Vodice abgesehen, nur zu Geschützkämpfen wechselnder Stärke. Auf der Karsthochfläche ballte der Feind abermals gewaltige Massen zum Stoß zusammen. Auf dem Fajti Hrib und bei Kostanjevica kam der Kampf ausnahmslos vor den vordersten Gräben zum Stehen; hier brachen alle Anstürme zusammen. Zwischen Jamiano und dem Meere wogte die Schlacht bewegter. Einige Höhen wechselten mehrmals des Tages ihre Besitzer, aber ungebrochen fest blieb auch hier die Front des Verteidigers.

Die Hauptlast des Kampfes trägt wie immer die über alles Lob erhabene Infanterie. Die Honvedregimenter 12 und 31 und das Honvedbataillon III/20 wiesen in 48 Stunden 17 feindliche Angriffe zurück, das ungarische Heeres-Regiment 37 deren 18 an einem Tage, an dem es überdies dreimal eine Höhe stürmte. Die Regimenter 11, 55, 91 und 98, in deren Reihen zur Zeit Söhne aller österreichischen Völker stehen, erkämpften bei Jamiano dauernden Ruhm.

Die Artillerie wetteifert mit der Hauptwaffe an Tapferkeit und zähem Ausharren. Artillerieleutnant Erzherzog Leopold schloß sich mit einer Handvoll Kanonieren einem Infanterieregiment an, stürmte in vorderster Linie mit und brachte zwei italienische Maschinengewehre als Beute zurück.

Land- und Seeflieger lieferten nicht nur für das Erkennen der Feindlage wertvolle Erkundungsergebnisse, sie unterstützten aufopfernd die Artillerie und Infanterie in allen Phasen des Kampfes.

Die Kraftfahrtruppe führte im wirksamsten italienischen Feuer Tag und Nacht Kriegsbedarf bis knapp hinter die vordersten Linien.

Die Zahl der seit dem 23. Mai auf der Karsthochfläche eingebrachten Gefangenen ist auf 250 Offiziere und über 7000 Mann gestiegen. Insgesamt wurden seit Beginn der 10. Isonzoschlacht über 13000 unverwundete Italiener an Gefangenen eingebracht."

Am 27. Mai ließen die Isonzokämpfe wesentlich nach. Nördlich des Wippachtales blieb die Gefechtstätigkeit beiderseits auf Geschützkämpfe beschränkt. Auf der Karsthochfläche löste sich der italienische Angriff in örtlich und zeitlich voneinander unabhängige Teilvorstöße auf. Zwei dieser Vorstöße in ansehnlicher Stärke wurden bei Jamiano abgeschlagen.

Aber noch einmal raffte der italienische Feldherr seine Kräfte zu einer gewaltigen Anstrengung auf. Vom 28. Mai berichtete der österreichisch-ungarische Generalstab:

„Nach dem ruhigeren Pfingstsonntage flammte gestern die Isonzoschlacht zum dritten Male auf. Die neue große Angriffswelle des Feindes richtet sich zunächst wieder gegen die Höhen von Vodice nnd des Monte Santo. Der italienische Ansturm setzte zu Mittag gegen den Nordflügel ein. Er erstreckte sich nachmittags, durch mächtiges Artilleriefeuer eingeleitet, auf den ganzen vorgenannten Abschnitt. Vielfach kam es zu erbitterten Nahkämpfen, die auch die Nacht über weitertobten. Besonders heftig wurde im Bereiche der Kuppe 652 gerungen. Unsere Front hielt in ganzer Ausdehnung allen Anstrengungen des Feindes eisern stand. Die Infanterieregimenter Nr. 9, 24 und 77 haben sich besonders hervorgetan. Nordöstlich von Görz nahmen wir den Italienern bei Abwehr eines von ihnen verursachten Überfalles 200 Gefangene ab. Südlich von Jamiano stieß der Feind gestern neuerlich viermal gegen unsere Stellungen vor, wobei er nebst großer blutiger Einbuße 15 Offiziere und 800 Mann an Gefangenen verlor. Die Gesamtzahl der seit Beginn der 10. Isonzoschlacht eingebrachten Gefangenen beläuft sich auf 14500 Mann."

Das war das Ende der zehnten Isonzoschlacht. Die beiden letzten Tage des Mai brachten noch Vorstöße bei Vodice, Jamiano, San Giovanni, südöstlich von Monfalcone.

Die bei Vodice am 29. und 31. Mai wurden sogar mit starken Kräften unternommen, aber von dem österreichisch-ungarischen Heere ohne sonderliche Mühe abgewiesen und hatten im Vergleich zu den ungeheuren Kämpfen der vorhergehenden Tage wenig Bedeutung. Die zehnte Isonzoschlacht war wieder ein Mißerfolg Cadornas, trotz der unleugbaren Tapferkeit, die seine Truppen gezeigt hatten. Der österreichische Tagesbericht vom 4. Juni berechnete die blutigen Verluste der Italiener nach vorsichtiger Schätzung auf 160000 Mann. Auch waren den Italienern 16000 Gefangene abgenommen worden (die Zahl der österreichisch-ungarischen betrug nach italienischen Angaben 23600 Mann). Mit der Hälfte ihres Heeres waren die Italiener auf 40 Kilometer Breite Sturm gelaufen, denn 35 italienische Divisionen waren im Kampfe festgestellt worden. Als Raumgewinn der Schlacht stand für diese Verluste den Italienern die Einnahme des Kukberges und des in Trümmer geschossenen Dorfes Jamiano gegenüber. In Wahrheit „wenig genug für den Siegesjubel, der am Jahrestage des Krieges Italien erfüllt hatte", wie der österreichische Heeresbericht bemerkte. Das Hochgefühl, das die Österreicher und Ungarn erfüllte, prägte sich so recht in einem Heeresbefehl aus, den am 4. Juni Kaiser Karl erließ, nachdem er inmitten seiner Soldaten erschienen war. Er hatte folgenden Wortlaut:

An Meine Isonzoarmee!

„In schwerstem, tagelangem Ringen habt Ihr langvorbereitete, mit besonders mächtigen Kräften durchgeführte Angriffe des Feindes abgeschlagen, ihm abermals gezeigt, welcher Heldenmut in Eurer Brust lebt. Es drängte Mich, zu Euch zu eilen, um Euch in Eurer Mitte aus Herzensgrund zu danken für Eure Tapferkeit, Ausdauer und Hingebung. Aus allen Teilen des geliebten Vaterlandes stammend, habt Ihr, mit vereinter Kraft treu zusammenstehend, Bewundernswertes geleistet, Euch heißen Dank der Heimat verdient. Nicht jedem Einzelnen von Euch kann ich Auge in Auge Meinen Dank sagen. Das Kommandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens aber, das Ich heute Eurem Führer, dem Generaloberst von Boroevic auf die Brust hefte, es versinnbildliche nicht nur dem Armeekommandanten Meine Allerhöchste Anerkennung, es zeige auch Euch, allen Führern und Kämpfern Meinen tief empfundenen Dank, Meine stolze Zufriedenheit. Gottes Segen war mit uns. Beten wir zum Allmächtigen, er möge uns auch fernerhin würdig finden seines gnädigen Schutzes und Schirmes. Er gewähre uns den endgültigen vollen Erfolg."

## Die Kämpfe in Mazedonien und Griechenlands Schicksal im ersten Halbjahr 1917.

In der englischen Presse tauchte während der ersten Monate des Jahres 1917 immer wieder die Frage auf, warum man das Heer des Generals Sarrail noch auf der Balkanhalbinsel stehen lasse, anstatt es zu etwas anderem zu verwenden. Nach der Niederwerfung Rumäniens sei ein Vorstoß nach Norden, wenn er überhaupt gelänge, zwecklos geworden, und die 300000 Mann, die dort gebunden wären, könne man in Flandern sehr viel nötiger verwenden. Diese Fragen und Erwägungen waren überaus berechtigt, und nur geheime Pläne der englischen Regierung, die sie vorderhand ihrem Volke noch nicht enthüllte, gaben eine Erklärung dafür, daß das aussichtslos gewordene Salonikiunternehmen noch immer weitergeführt und nicht kurzerhand abgebrochen wurde.

Der tapfere und befähigte General, der dazu verurteilt war, es zu leiten, befand sich in einer Lage, die jeden Monat kläglicher und unhaltbarer wurde. Unter seinen Soldaten räumten die Ruhr und die Malaria in bedenklicher Weise auf. Der Menschenersatz und die Zufuhr an Lebensmitteln und Kriegsbedarf wurden immer schwieriger, besonders nach der Erklärung des unbeschränkten deutschen U-Bootkrieges. Daß er es vermochte, trotz aller dieser drückenden Verhältnisse sein buntzusammengewürfeltes Heer fest in der Hand zu behalten und sogar noch zum Angriff vorwärtszutreiben, zeugt von ungewöhnlicher Kraft und Geschicklichkeit, aber kriegerische Lorbeeren blieben ihm freilich trotzdem versagt.

In den ersten Monaten des Jahres konnte er überhaupt nichts von Bedeutung unternehmen. Gefochten wurde fast täglich, aber immer nur an einzelnen Stellen mit Einsatz geringer oder höchstens mittelstarker Kräfte und stets ohne Erfolg. Von allen diesen kleinen Kämpfen im Januar sind nur zu erwähnen Angriffe südlich des Ochridasees, auf die österreichisch-ungarischen Stellungen hinter der Cerava am 11., ein Vorstoß südlich des Ochridasees am 21., ein Gefecht zwischen Bulgaren und Serben in den Hügeln des Moglenagebirges am 25. und ein Gefecht südlich des Doiransees am 31. Januar. Auch im Februar blieb es bei diesen kleinen Unternehmungen. Am 10. griffen französische Truppen nordwestlich von Monastir, englische südwestlich des Doiransees die Stellungen der Mittelmächte an, wurden aber zurückgeschlagen. Der 12. Februar brachte den ersten Zusammenstoß deutscher und italienischer Truppen. Er geschah im Cernabogen, wo die Deutschen eine italienische Höhenstellung östlich von Paralovo und einige hinter der Front befindliche Lager erstürmten und Gefangene machten. Am 13. suchten die Italiener ihre verlorengegangenen Stellungen wiederzuerobern. Am 27. Februar unternahmen sie den Versuch noch einmal mit starken Kräften, aber beide Male waren ihre Anstrengungen vergeblich.

Erst gegen die Mitte des März war Sarrail in der Lage, sein Heer zu größeren Unternehmungen einzusetzen. Am 12. erfolgte ein französischer Vorstoß in der Landenge zwischen Ochrida- und Prespasee, der von österreichisch-ungarischen, deutschen und bulgarischen Truppen blutig zurückgeschlagen wurde. Mit gleichem Mißerfolg wiederholten ihn die Franzosen am folgenden Tage, setzten nordwestlich und nördlich von Monastir starke Kräfte zum Angriff ein, wurden aber auf beiden Kampfplätzen mit erheblichen Verlusten abgewiesen. Die Gegend nördlich



Vom Kriegsschauplatz in Mazedonien: Ei[n]
Nach einem Gemälde des als Sonderzeichner der „Illustrirten Zeitun[g]



in Angriff bulgarischer Infanterie am Prespasee.

zum Balkan-Kriegsschauplatz entsandten Kriegsmalers Albert Hartmann.

von Monastir bildete auch am 14. März das Schlachtfeld, dazu die beiden Ufer des Prespasees, und wieder waren an beiden Stellen die Anstrengungen der Franzosen völlig vergeblich. Unter starken Verlusten wurden sie zum Weichen gezwungen. Wiederholt gingen sie am 15. März nordwestlich und nördlich von Monastir zum Angriff vor, konnten indessen nur westlich von Nizopole in die feindlichen Gräben eindringen. An den anderen Orten scheiterten ihre durch heftige Feuerwellen eingeleiteten Angriffe an der vortrefflichen Haltung der Grabenbesatzung und in wirkungsvollem Abwehrfeuer der Artillerie. Auch zwischen Ochrida- und Prespasee vermochten sie nicht vorwärtszukommen. Am 16. entspannen sich heftige Kämpfe um das Berggelände nördlich von Monastir, die am 17. noch heftiger entbrannten und an manchen Stellen den Franzosen einen Geländegewinn einbrachten. Aber um die beherrschenden Höhen rangen sie tagsüber und noch in der Nacht vergeblich. Die Kämpfe zwischen Ochrida- und Prespasee wurden am 18. März fortgesetzt. In der Seenenge und nordwestlich von Monastir wurden die Franzosen zurückgeschlagen. Nördlich der Stadt erkämpften sie unter dem rücksichtslosen Einsatz ihrer Truppen einige Vorteile. Dagegen ging den Engländern der Bahnhof Poroi östlich des Doiransees, den am 16. eins ihrer Bataillone besetzt hatte, wieder verloren. Am 19. brachen französische Sturmtruppen in breiter Front vor zwischen Ochrida- und Prespasee und auf den Höhen nördlich des Beckens von Monastir, aber alle ihre Angriffe scheiterten. Am 20. wurden Teilangriffe der Franzosen bei Nizopole, Trnova und Rastani (westlich und nördlich von Monastir) durch Feuer niedergehalten oder abgewiesen. Die Höhen nordöstlich Trnova und bei Snegovo, die in die Hände der Sarrailarmee gefallen waren, wurden von den Verbündeten im Sturm wiedergewonnen und gegen Angriffe in der Nacht und am folgenden Tage siegreich behauptet. Am 26. griffen die Franzosen wieder nordwestlich von Monastir an, wurden aber an den meisten Stellen zurückgeworfen und konnten nur in einem schmalen Grabenstück westlich von Trnova Fuß fassen.



Konstantin I., König der Hellenen, der wegen seiner streng neutralen Haltung von der Entente zur Abdankung gezwungen wurde. (Phot. Boehringer, Athen).

Alexander, König der Hellenen. der zweite Sohn des von der Entente zur Abdankung gezwungenen Königs Konstantin, der nach dem ebenfalls von der Entente erzwungenen Thronverzicht des Kronprinzen Georg den griechischen Thron bestieg.

Im April ereignete sich bis über die Mitte des Monates hinaus nichts Wesentliches. Am 17. vertrieben deutsche und bulgarische Truppen nach starker Vorbereitung durch Geschützfeuer ihre Feinde endgültig aus den Schützengräben von Crvena Stena, die ihnen noch von den Märzkämpfen her verblieben waren. Die Franzosen versuchten am 19. die Rückeroberung dieser Stellungen. Nur auf einer Kuppe vermochten sie sich festzusetzen. Am 24. wurde einer der stärksten Angriffe, den die Engländer bisher unternommen hatten, zurückgewiesen. Zwischen Vardar und Doiransee rückten sie mit starken Infanteriekolonnen (es sollen zwei Divisionen gewesen sein) gegen die Bulgaren vor, nachdem sie die bulgarischen Stellungen mit einem Hagel von Geschossen überschüttet hatten. Aber in erbitterten Nahkämpfen warf sie die bulgarische Infanterie zurück, und die blutigen Verluste der Geschlagenen waren sehr schwer. Das Ringen wurde am 26. fortgesetzt, aber die Engländer vermochten auch da an ihrer Niederlage nichts zu ändern. Bis zum Ende des Monates und in die ersten Maitage hinein herrschte dann verhältnismäßig Ruhe. Nur kleinere Gefechte fanden statt. Aber am 7. Mai begann Sarrail einen Angriff, der alles, was er bisher geleistet hatte, weit übertraf. Er halte Befehl von London und Paris, die allgemeine große Offensive der Verbündeten, die sie auf allen Fronten unternehmen wollten, zu unterstützen. Von sich aus hätte er den Angriff schwerlich unternommen. Der deutsche Heeresbericht über den 7. Mai lautete:

„Zwischen Ochrida- und Prespasee wiesen Österreicher und Türken feindliche Vorstöße blutig ab. Im Cernabogen erfolgten gestern nach zweitägiger starker Artillerievorbereitung die erwarteten feindlichen Angriffe auf einer Frontbreite von 8 Kilometern, die dank der hervorragenden Haltung der verbündeten deutschen und bulgarischen Truppen abgeschlagen sind. Westlich des Vardar und Doiransees entfaltete die feindliche Artillerie eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Tätigkeit."

Anschaulicher noch und eingehender schilderten die bulgarischen Schlachtberichte diese gewaltigen Kämpfe, die größten, die bisher auf diesem Kriegsschauplatz stattgefunden hatten. Sie mögen deshalb hier zu Worte kommen. Der über die Ereignisse des 7. Mai lautete:

„Zwischen dem Ochrida- und Prespasee gegen den Einbruch der Nacht heftiges Geschützfeuer und darauf ein folgender Angriff, der durch Feuer von Bomben und Maschinengewehren abgeschlagen wurde. Auf der Crvena Stena und auf der Höhe 1248 nördlich Bitolia (Monastir) lebhaftes Geschützfeuer, das in manchen Augenblicken sehr heftig wurde. Im Cernabogen

machten nach zweitägiger heftiger Vorbereitung durch Geschütz- und Minenwerferfeuer, das heute in den Vormittagsstunden vom frühen Morgen an mit größter Heftigkeit tobte, gegen 8 Uhr vormittags Franzosen, Russen und Italiener einen heftigen Angriff, der durch das Sperrfeuer der Artillerie und Minenwerfer abgewiesen wurde. Feindliche Infanterieabteilungen, die an manchen Stellen etwas weiter vordringen konnten, wurden durch Gewehr- und Maschinengewehrfeuer vernichtet. Das feindliche Geschütz- und Maschinengewehrfeuer dauerte darauf noch heftiger fort und gegen 4½ Uhr nachmittags erfolgte ein zweiter englischer Angriff; auch dieser Angriff wurde durch Geschützfeuer erstickt. Nach artilleristischer Vorbereitung erfolgte ein dritter Angriff, aber auch er wurde durch Feuer und teilweise durch Gegenangriff blutig abgeschlagen. In der Nacht wurde ein vierter Angriff angesetzt, der gleichfalls erfolglos blieb. Weitere Angriffe werden erwartet.

Geschützfeuer, das gegen die Höhe 1050 und nordöstlich von Makowo teilweise die Heftigkeit von Trommelfeuer erreichte. Starke feindliche Infanterieabteilungen, deren Ansammlung in den vordersten Gräben bemerkt wurde, konnten keinen Angriff unternehmen, da sie unsererseits unter heftiges Vernichtungsfeuer genommen wurden. Vereinzelte Kompagnien, denen es gelang, die Gräben zu verlassen, mußten unter der Wirkung aller Waffengattungen und teilweise nach Bombenkämpfen zurückfluten. Nur im östlichen Teil des Cernabogens konnte der Feind einen heftigen Angriff unternehmen, aber dieser scheiterte unter schwersten Verlusten für ihn. Gegen Mittag vermochten die feindlichen Infanterietruppen nach neuerlicher heftiger Artillerievorbereitung einen weiteren Angriff nordöstlich von Makowo zu unternehmen, aber auch dieser wurde durch Geschützfeuer abgewiesen. Während der Nacht schritt der Feind zu einem Angriff auf die beiden



Leben und Treiben auf einem mazedonischen Bahnhof. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Albert Gartmann.

Östlich der Cerna und in der Gegend von Moglena schwächeres Geschützfeuer und Feuerwechsel zwischen vorgeschobenen Abteilungen. Mehrere feindliche Gruppen versuchten vorzugehen, wurden aber durch Feuer vertrieben. Westlich vom Vardar heftiges Geschützfeuer aus verschiedenen Kalibern bei Toppute. Auf dem linken Ufer des Vardar führten die Deutschen gelungene Patrouillenunternehmungen gegen Matschukowo durch. Südlich von Doiran wurde unsere vorderste Stellung den ganzen Tag über mit ununterbrochenem Geschütz- und Minenwerferfeuer beschossen, das zeitweise die Heftigkeit von Trommelfeuer erreichte. Ein darauf folgender feindlicher Angriff wurde durch Geschützfeuer im Keime erstickt. Am Fuße der Belasica Planina und in der Ebene von Serres das gewöhnliche Geschützfeuer und Tätigkeit schwacher Abteilungen. Ein feindliches Schiff hat vom Meerbusen von Orfano aus die Küste bei dem Dorfe Orfano ohne Ergebnis beschossen."

### Der Bericht über den 9. hatte folgenden Wortlaut:

„Westlich und nördlich von Bitolia heftiges Geschützfeuer mit kurzen Unterbrechungen. Feindliche Infanteriegruppen, die gegen Peristeri Planina vorzudringen versuchten, wurden leicht abgewiesen. An der ganzen Front im Cernabogen den ganzen Tag über und während der Nacht ununterbrochen lebhaftes

Flügel unserer Stellung im Cernabogen, der jedoch gleichfalls vollständig zusammenbrach. Östlich der Cerna hat sich das feindliche Geschützfeuer merklich gesteigert. Im Verlauf der Nacht griffen einzelne Gruppen wiederholt in der Richtung auf das Dorf Stravina an. Sie wurden jedesmal durch Sperrfeuer zurückgetrieben. Gegen Mitternacht schritt der Gegner zu einem heftigen Angriff auf Gradesnica, wurde aber mit großen Verlusten abgewiesen. In der Moglenagegend wurde die Kampftätigkeit lebhafter. Während des ganzen Tages Geschütz-, Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Eine feindliche Infanterietruppe versuchte gegen das Dorf Nonte vorzugehen, wurde aber durch unser Feuer vertrieben.

Westlich des Vardar den ganzen Tag und die ganze Nacht über heftiges Geschützfeuer mit geringen Unterbrechungen. Während der Nacht versuchten bei Alcak Mahle mehrere Infanterieabteilungen vorzurücken, wurden aber durch Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zurückgetrieben. Während des ganzen Tages unterhielt der Feind äußerst heftiges Geschütz-, Maschinengewehr- und Gewehrfeuer gegen unsere Stellungen südlich Doiran. Um sie in Besitz zu nehmen, unternahmen die Engländer nachmittags und nachts mehrere mit großer Hartnäckigkeit geführte, aufeinanderfolgende Angriffe. Der erste setzte um 9 Uhr abends auf der ganzen Front Doiransee bis zum Dorfe Karacheli ein.

Er wurde von mehrfach gestaffelten Kolonnen unternommen, die unsererseits mit heftigem Geschütz-, Gewehr- und Maschinengewehrfeuer empfangen wurden und unter schwersten Verlusten für den Feind zurückfluteten. Gegen 11 Uhr abends schritten die Engländer zum zweiten Angriff, der das gleiche Schicksal teilte. Nur an einem Punkt gelang es ihnen, in unsere Stellungen einzudringen. Doch wurden sie durch Gegenangriff wieder herausgeworfen. Etwa 1 Uhr nachts unternahm der Feind einen noch wütenderen Angriff. Es gelang ihm auch an einem Punkt in unsere vorgeschobenen Gräben einzudringen, aber ein Gegenangriff, den das tapfere 34. Regiment von Trojan mit dem Bajonett unternahm, warf ihn überall aus unseren Stellungen wieder hinaus, wobei er große Verluste erlitt. Eine halbe Stunde danach versuchten die Engländer einen neuen Angriff, wurden aber ziemlich leicht geworfen. An der Belasica Planina und an der Struma die gewöhnliche Geschütztätigkeit und Streifwachenscharmützel."

Der Bericht des bulgarischen Hauptquartiers über den 10.:

„An der Crvena Stena heftiges Artilleriefeuer. Ein feindlicher Trupp versuchte vorzugehen, wurde aber durch Feuer verjagt.

Auf der Höhe 1248 nördlich von Bitolia, begann am frühen Morgen heftiges Geschütz- und Minenfeuer, das sich bis Mittag zur höchsten Erbitterung steigerte. In diesem Augenblick bemerkten wir in den vordersten feindlichen Gräben eine starke Zusammenziehung von Truppen, die sich zum Angriff vorbereiteten. Sie wurden von uns unter wirksamstes Vernichtungsfeuer genommen. Kurz darauf konnte der Gegner auf einer Front von drei Kilometern einen kräftigen Angriff unternehmen, wurde aber unter den schwersten Verlusten für ihn zurückgeschlagen. In der Ebene von Bitolia wurde ein feindlicher Fesselballon brennend abgeschossen.

Im Cernabogen griffen nach Artillerievorbereitung von äußerster Stärke Franzosen, Italiener und Russen am Vormittag auf der ganzen Front an, wurden aber überall durch Feuer und Gegenangriffe zurückgeworfen. Nach neuer Artillerievorbereitung, die sehr heftig mehrere Stunden andauerte, griff der Feind noch einmal an, und zwar auf einer Front von 16 Kilometern; auch dieser Angriff wurde zurückgewiesen, nur nördlich von Makowo konnte der Gegner in einen vorgeschobenen Graben bis zur Tiefe von 250 Meter eindringen, aber gegen 6 Uhr abends warfen bulgarische und deutsche Truppen ihn durch einen kräftigen Gegenangriff aus den Gräben zurück. Gegen Einbruch der Nacht versuchte der Feind von neuem, nördlich von Makowo anzugreifen, aber sein Versuch scheiterte gleichfalls. Eine große Zahl toter Feinde blieb vor unserer Stellung. Bis jetzt sind zwei Offiziere und 260 Soldaten, darunter 209 Italiener, 44 Franzosen und 7 Russen gefangen. Zwei Maschinengewehre und vier Selbstladegewehre wurden erbeutet. Während der Nacht nur stellenweise Geschützfeuer. Nordöstlich von Makowo vertrieben unsere Truppen im Sturm feindliche Gruppen, die sich vor unseren Gräben eingenistet hatten, und brachten einen Offizier und elf Soldaten als Gefangene ein. In der Gegend von Moglena nahm der Kampf äußerste Heftigkeit an. Bei Dobro Polje gelang es gegen Abend nach heftiger Artillerievorbereitung feindlichen Abteilungen, in einen unserer Gräben einzudringen, aber, gegen Morgen ihrerseits angegriffen, wurden sie aus dem Graben zurückgeworfen. In der Richtung auf Kukuruz, Kowil, Preslaw, Zbworsko, Tuschin und Monte versuchten feindliche Abteilungen nach heftigem Feuer von Artillerie, Minen, Gewehren und Maschinengewehren vorzudringen, wurden aber durch Feuer gezwungen, sich zurückzuziehen. Westlich vom Vardar den ganzen Tag über Geschützfeuer, welches nur auf Augenblicke lebhafter wurde, besonders im Abschnitt südlich von dem Dorfe Ruma. An den Stellungen bei Doiran dauerte der Kampf mit unerhörter Erbitterung während der ganzen Nacht zum 9. Mai an. Nach wiederholten vergeblich unternommenen Angriffen während der Nacht setzten die Engländer gegen 5 Uhr morgens nach längerem Trommelfeuer einen noch heftigeren und wilderen Angriff an; nach blutigen Nahkämpfen wurden die Engländer zurückgeworfen und konnten sich nur auf einer Höhe innerhalb unserer Stellung behaupten, aber ein kräftiger Gegenangriff von Abteilungen des 34. Infanterieregiments Trojan mit glänzender Unterstützung der Artillerie trieb die Engländer vollständig von dieser Höhe zurück; jetzt ist die ganze Stellung südlich von Doiran in unseren Händen. Bei diesen wilden Angriffen hat der Feind unerhörte Verluste erlitten; Hügel von toten Engländern liegen längs unserer Stellung und vor ihr.

Während des Tages nahm die Tätigkeit des Feindes ab. Gegen Mittag versuchte eine stärkere feindliche Gruppe vorzugehen, wurde aber durch Feuer zerstreut. Ein feindliches Flugzeug wurde südlich von Doiran im Luftkampf abgeschossen. Längs der Balasica Planina und an der unteren Struma die gewöhnliche Artillerietätigkeit. Im allgemeinen übertreffen die Kämpfe, welche sich gestern und heute an der mazedonischen Front abgespielt haben, durch ihre Ausdehnung und ihre Erbitterung alle Kämpfe, die bisher an dieser Front stattgefunden haben; das vom Feinde mit allen Waffen, besonders mit Artillerie unterhaltene Feuer hat eine bisher unerhörte Heftigkeit erreicht. Die Truppen der bulgarischen und der deutschen Infanterie haben, vorzüglich unterstützt von Artillerie, Minenwerfern und Maschinengewehren, ihre Stellungen mit hartnäckiger Ausdauer und vorbildlicher Tapferkeit verteidigt, indem sie den Feind, wenn es ihm gelungen war, in einige unserer Gräben einzudringen, durch hitzige Gegenangriffe, durch Nahkampf und im Handgranatenkampf zurücktrieben. Dank der unbesieglichen Zähigkeit der bulgarischen und verbündeten deutschen Truppen wurden während dieser beiden großartigen Kampftage die wiederholten erbitterten Angriffe der Truppen des Generals Sarrail gebrochen, deren Tote unsere Schützengräben und den Raum vor den zerschossenen Stellungen bedecken. Die Infanterieregimenter Nr. 34 und 44 haben sich in diesen Kämpfen am meisten ausgezeichnet."

Die beiden folgenden Tage unternahm Sarrail noch einen Angriff mit nicht unbedeutenden Kräften, am 11. im Cernabogen, beiderseits Gradesnica und südlich von Huma, am 12. auf den Höhen von Dobro Polje und südlich von Huma. Sie blieben ebenso ergebnislos wie seine großen Angriffe am 8., 9. und 10. Mai. Noch einmal flammte dann die Schlacht am 16. auf. Nach tagelanger Artillerievorbereitung etzten starke französische Angriffe westlich von Monastir ein, aber im Nahkampf und durch Gegenstoß wurden sie von den deutschen und bulgarischen Truppen abgeschlagen, und die Stürmenden erlitten große, blutige Verluste. Der 17. Mai brachte dann einen letzten Versuch Sarrails, doch noch einen Erfolg zu erkämpfen. Nach sechstägiger Artillerievorbereitung ließ er sein Heer beiderseits von Makowo im Cernabogen vorgehen. Es gelang den Franzosen auch, in die feindlichen Gräben einzudringen, aber in einundeinhalbstündigem erbitterten Nahkampf wurden sie wieder hinausgeworfen. Von den am Kampfe beteiligten deutschen Truppen zeichneten sich besonders ostpreußische und schlesische Bataillone sowie Gardeschützen aus.

Damit war der große Ansturm zu Ende. „An der mazedonischen Front nichts von Bedeutung" oder „keine größeren Kampfhandlungen" meldeten die deutschen Heeresberichte bis Ende Mai und fast den ganzen Juni hindurch. Vorpostengefechte, Angriffe von einzelnen Bataillonen, Abschüsse von Fliegern und ähnliches waren zu berichten, aber im übrigen verharrte Sarrails Heer in der vollkommenen Ruhe, die eine Folge seiner furchtbaren Erschöpfung war. Am 17. Juni begannen die Engländer die Strumaniederung zu räumen, nachdem sie einige Ortschaften in Brand gesteckt hatten. Die Bulgaren drängten nach und besetzten einen Ort nach dem anderen.

Inzwischen ging die Unterwerfung und Vergewaltigung Griechenlands weiter ihren Gang. Dem schmachvollen Ansinnen, das die Raubmächte durch ihre Note vom 31. Dezember 1916 der griechischen



Schwere Artillerie auf dem Marsch. Nach einem Gemälde von J. Bantschew.

Regierung gestellt hatten, widersetzten sich der König und seine Minister aufs äußerste. Am 3. Januar empfing der König die früheren Ministerpräsidenten und die Führer der Parteien. Sie alle erklärten, diese Note sei unannehmbar. Die Athener Zeitung „Embros" veröffentlichte die allgemeinen Richtlinien der Antwort, die an die Raubmächte gerichtet wurde. Darin erklärte die griechische Regierung die Kontrolle über die Staatspolizei, den Telegraphen und andere öffentliche Anstalten für unannehmbar, ebenso das Verlangen weiterer Truppenbeförderungen nach dem Peloponnes, denn als Vollstrecker des Volkswillens konnte die Regierung die Tatsache nicht mißverstehen, daß erst kürzlich wieder zwei solcher Eisenbahnzüge angehalten und zur Rückkehr nach Thessalien gezwungen worden seien (am 4. Januar wurde die Volksstimmung über diese Truppenüberführung noch schärfer dadurch zum Ausdruck gebracht, daß die Reservisten die Eisenbahnbrücke südlich von Larissa in die Luft sprengten, um die Fortführung der Truppen dadurch zu verhindern). Unter keiner Bedingung könne auf die Freilassung der verhafteten Venizelisten eingegangen werden, wenn aber die Entente sich verbürgen wolle, daß die von den Venizelisten besetzten Inseln unverzüglich geräumt würden und gegen jede Erneuerung solcher Eingriffe in die öffentliche Ordnung strenge Maßregeln ergreifen wolle, so wäre das Kabinett Lambros geneigt, für die Ausschreitungen, deren Schauplatz Athen am 1. Dezember gewesen sei, eine mit der Würde Griechenlands zu vereinigende Genugtuung zu geben. In Wahrheit war aber die Sprache der griechischen Regierung



Eine Straßenecke in Monastir. Nach einem Gemälde von dem Sonderzeichner der „Illustrirten Zeitung" Albert Hartmann.

nicht ganz so entschlossen. Der König erklärte, er sei bereit, einige der gefangenen Venizelisten zu begnadigen, aber erst nach ihrer Aburteilung, denn in einen schwebenden Prozeß sich einzumischen, verbiete ihm die Verfassung. Die Vorgänge am 1. Dezember fielen nicht der Regierung zur Last, da die Armee ohne Rücksicht auf seine Befehle der Auslieferung von König Konstantin sich widersetzt habe. Die Blockade sei eine unverdiente Strafe.

Aber die griechische Regierung mochte sich drehen und wenden wie sie wollte, sie entging dem Schicksal der völligen Demütigung nicht. Am 8. Januar überreichte der italienische Gesandte im Namen der Raubmächte ein Ultimatum, das die Annahme der Note vom 31. Dezember binnen 48 Stunden forderte. Die anderen Gesandten außer dem italienischen hatten sich bereits am 2. Januar in Saloniki eingeschifft. Nun nahm die griechische Regierung die Note an, und nachdem am 13. und 14. Januar neue sehr heftige Mahnungen zur unverzüglichen Durchführung der Ententeforderungen nach Athen gerichtet waren, erklärte sie sich am 15. bereit, alles, was von ihr in jenem schmachvollen Schriftstück vom 31. Dezember gefordert worden war, in vollem Umfange zu erfüllen. Der englische Gesandte kehrte nunmehr nach Athen zurück. Die gefangenen Venizelisten wurden am 17. Januar in Freiheit gesetzt und ihnen ein Schadenersatz zugebilligt. Eine gemischte Kommission sollte ihn festsetzen. Die griechische Regierung entschuldigte sich am 24. feierlich bei den Regierungen von England, Frankreich, Rußland und Italien wegen der „bedauerlichen Ereignisse des 18. November bezw. 1. Dezember 1916". Der General Kallaris, der am 1. Dezember den Befehl des 1. Armeekorps geführt hatte, wurde abgesetzt und General Pennakis auf seinen Posten erhoben. Die Reservistenbünde wurden aufgelöst. Pennakis mußte mit dem gesamten Kabinett am 29. Januar im Zappeion zu Athen erscheinen, wo die Zeremonien des Saluts vor den Flaggen der Raubmächte in Gegenwart ihrer Gesandten stattfand, als eine Sühne dafür, daß die mißhandelte kleine Nation es gewagt hatte, am 1. Dezember 1916 von ihrem Hausrechte Gebrauch zu machen.

Durch eine Note vom 12. Januar hatte Griechenland noch einmal versucht, den Präsidenten Amerikas zu einer Erleichterung seines Loses zu gewinnen und seine Aufmerksamkeit auf die Leiden zu lenken denen es ausgesetzt war. Sie lautete:

„Die Königliche Regierung hat mit lebhaftestem Interesse Kenntnis genommen von dem Schritt, den der Präsident der Vereinigten Staaten bei den Kriegführenden unternommen hat in Hinsicht auf die Beendigung eines grausamen Krieges, der auf der Menschheit lastet. Außerordentlich empfänglich für die Mitteilung, die ihr gemacht wurde, schätzt sie im hohen Maße den edlen Schwung wie den von Grund aus humanitären Geist, der diesen Schritt des weisen Staatsmannes diktierte, der die Geschicke der großen amerikanischen Republik leitet und einen ehrenhaften Frieden für alle und die Stärkung einer stabilen Lage der internationalen Beziehungen anstrebt. Dieser Schritt bedeutet eine erinnerungswürdige Seite im Buche der Geschichte. Die Betrachtungen, die in der Note des Präsidenten enthalten sind bezüglich der Leiden der neutralen Nationen infolge des gewaltigen Kampfes, ebenso die Garantien, die von den beiden kriegführenden Parteien gegeben werden sollen, um die Rechte und die Sicherheit aller Staaten zu sichern, haben in der Seele Griechenlands ein ganz besonders sympathisches Echo gefunden.

In der Tat gibt es kein Land, das unter diesem Krieg ebenso gelitten hätte wie Griechenland, obwohl es dem Kampf ferngeblieben ist. Infolge der ganz besonderen geographischen Lage konnte Griechenland weniger als jedes andere neutrale Land sich einer direkten und verderblichen Einwirkung der Feindseligkeiten zwischen den Kriegführenden entziehen, einer Lage, die geeignet war, seine Widerstandskraft gegen die Verletzungen seiner Neutralität zu vermindern, Verletzungen, die es ertragen mußte aus Sorge für seine Erhaltung. In diesem Augenblick noch seiner Flotte beraubt und fast vollständig entwaffnet, ist unser Land beunruhigt durch eine künstliche Revolte, die Gewinn zieht aus der fremden Okkupation. Es ist eingeschlossen durch die fremde Blockade, die die Verbindungen unterbricht und die friedliche Bevölkerung dem Hunger ausliefert, inbegriffen die vollkommen friedlichen Personen, wie Frauen und Kinder, die nach den elementarsten Regeln des Völkerrechtes davon verschont sein müßten, selbst wenn Griechenland im Kriege stünde. Dennoch bemüht sich Griechenland mit allen möglichen Mitteln, neutral zu bleiben. Das Gesagte genügt, um zu zeigen, wie sehr jene Initiative, die den Frieden herbeiführen könnte, ganz abgesehen von humanitären Erwägungen allgemeiner Art, geeignet ist, den Lebensinteressen Griechenlands zu dienen.

Die Königliche Regierung würde sich denn auch gewiß beeilen, unter den ersten dem edlen Schritt des Präsidenten beizutreten nach Maßgabe ihrer ganzen Macht, damit er von Erfolg gekrönt würde, wenn sie nicht außerstande wäre, mit der einen Gruppe der Kriegführenden zu verkehren, während sie gegenüber der anderen Gruppe die Lösung außerordentlicher Schwierigkeiten abwarten muß, die gegenwärtig die Lage Griechenlands beherrschen. Aber die Königliche Regierung verfolgt mit ganzem Herzen die kostbaren Bemühungen des Präsidenten und bringt ihre aufrichtigsten Wünsche dar für deren Gelingen. Nachdem die Regierung seit den ersten Tagen des europäischen Krieges an die Herstellung eines Kontaktes zwischen den Neutralen gedacht hat zu dem Zwecke, die gemeinsamen Interessen wahrzunehmen, ist sie glücklich über die ihr gebotene Gelegenheit zu einem demnächstigen Meinungsaustausch, wenn dies als opportun betrachtet werden könnte, und erklärt sich bereit, im gegebenen Augenblick teilzunehmen an einer Aktion, die zum Zwecke hat die Schaffung eines dauerhaften Friedens, der die Rechte aller Staaten sichern und ihre Souveränität und Unabhängigkeit gewährleisten wird."

Der offensichtliche Größenwahn, der sich im Laufe des Jahres 1917 bei Wilson herausbildete, mag durch Schriftstücke dieser Art in seinem Wachstum wesentlich gefördert worden sein. Wenn die Regierung eines europäischen Königs in diesem Tone zu ihm redete, mußte in dem mittelmäßigen Kopfe das Bewußtsein unermeßlicher Wichtigkeit für die Welt, das schon in ihm lebte, ins Lächerliche gesteigert werden. Irgendwelchen Erfolg hatte natürlich die griechische Note nicht. Wilson wußte, was er wollte oder auch unter dem Drucke seiner Geldgeber wollen mußte und würdigte das Schreiben gar keiner Antwort. Griechenland blieb seinem Schicksal überlassen und wurde von den Engländern behandelt wie ein erobertes Land. Aber den eigentlichen Zweck der Bedrückung hatten sie eben doch noch nicht erreicht. Sie konnten das griechische Heer noch immer nicht als Kanonenfutter verwenden, so wie sie es mit den unglücklichen Resten des Serbenheeres taten, und konnten dieses Ziel auch nicht erreichen, so lange König Konstantin den Thron inne hatte. Und so arbeiteten sie denn mit aller Macht auf den Sturz dieses unbequemen Mannes hin. Der Verräter Venizelos war ihnen dazu ein hochwillkommenes Werkzeug. Die „Nationalregierung",

die er in Saloniki unter dem Schutz der englischen und französischen Bajonette errichtet hatte, wurde von den Raubmächten behandelt, als wäre sie die gesetzliche Regierung Griechenlands. Die giftigsten Anklagen und Verdächtigungen gegen den Griechenkönig erschienen in den führenden Blättern Frankreichs und Englands. Welcher Art sie waren, erhellt aus einer Note, die am 30. April die griechische Regierung dem französischen Gesandten übergab. Sie richtete sich gegen das Pariser Weltskandalblatt „Temps", das heißt natürlich gegen seine politischen Hintermänner, und hatte folgenden Wortlaut:

„In einem Artikel, betitelt ‚Die Akten des Königs Konstantin', erzählt der ‚Temps' vom 11. April eine Anzahl von Taten und Äußerungen, die beweisen sollen, daß die Königliche Regierung und der König während des Krieges nicht aufgehört haben, feindliche Akte gegen die Mächte der Entente zu begehen. Die Königliche Regierung ist peinlich überrascht davon, bis zu welchem Grade in einer Zeitung von der Bedeutung eines Weltblattes die Wahrheit entstellt werden kann. In Anbetracht des Schadens, den solche grundlose Angaben und Informationen anrichten, die aus Quellen geschöpft sind, die ein Interesse daran haben, die französisch-griechischen Beziehungen zu vergiften, sieht sich die Königliche Regierung gezwungen, dem erwähnten Artikel ein ausdrückliches kategorisches Dementi entgegenzusetzen. Der gute Glaube des ‚Temps' ist offensichtlich getäuscht worden. Der Artikel ist aufgebaut auf Interviews, die der König niemals gegeben hat, auf Äußerungen, die er niemals getan hat, und stützt sich ferner auf einen gegen die Entente gerichteten angeblichen Verkehr mit ententefeindlichen Regierungen oder Generalstäben, der niemals stattgefunden hat. Es ist festgestellt worden, daß es eine drahtlose Telegraphenstation im königlichen Palaste nicht gibt und nie gegeben hat und daß seit dem Juni bis zum Dezember 1916 die drahtlose Telegraphenstation in Athen unter der Kontrolle der Alliierten gestanden hat, während sie vom Dezember 1916 an überhaupt nicht mehr arbeitet. Daraus geht hervor, daß die Einsendung von Telegrammen, wie auch jede andere drahtliche Verbindung mit den Zentralmächten unmöglich geworden ist. Der Sinn der königlichen Ansprachen an Heer und Flotte ist ebenfalls entstellt worden. Die angebliche Depesche, die der Deutsche Kaiser an den König gerichtet und worin er ihm Ratschläge zur Erhaltung seines Thrones erteilt haben soll, ist reine Erfindung. Es ist erstaunlich, daß noch einmal die Behauptung wiederholt wird, die deutschen U-Boote seien durch Griechenland verproviantiert worden. Die Torpedierungen haben sich nicht vermindert, obgleich jetzt alle Inseln und alle Küsten, die als Verstecke für die betreffenden U-Boote in Betracht kommen konnten, sich in den Händen und unter der Kontrolle der Alliierten befinden. Es steht demnach fest, daß man die Stützpunkte der deutschen U-Bootflotte wo anders suchen muß.

Zum Schluß weist die Königliche Regierung noch einmal mit Empörung die Anklagen zurück, die am 1. April durch den Admiral Fournet gelandeten alliierten Matrosen in einen Hinterhalt gelockt sowie Komitatschibanden organisiert und unterhalten zu haben. Aus der mit dem Chef der militärischen Kontrolle der Alliierten in Athen geführten Korrespondenz geht nicht nur keinerlei Anschuldigung dieser Art hervor, sondern sie beweist dazu, daß die Königliche Regierung keine Anstrengung unterlassen hat, um die Ordnung im Süden der neutralen Zone aufrecht zu erhalten. Aus derselben Korrespondenz kann leicht festgestellt werden, daß die griechische Regierung gewissenhaft allen Verpflichtungen, die sie gegenüber der Entente auf sich genommen hat, nachgekommen ist. Die Königliche Regierung gibt sich der Hoffnung hin, daß die Regierung der französischen Republik die Veröffentlichung obiger Ausführungen



Tausendjährige Eiche in Ochrida. Nach einem Gemälde von dem Sonderzeichner der „Illustrirten Zeitung" Albert Hartmann.

in den Hauptblättern der französischen Presse gestatten wird. Gleichzeitig hat König Konstantin einen Brief an den französischen Gesandten in Athen gerichtet, worin er betont keine Wünsche für den Erfolg des einen oder anderen Kriegführenden ausgesprochen zu haben, und wiederholt, daß die angebliche Depesche Kaiser Wilhelms an ihn eine Fälschung sei."

Natürlich machte das alles nicht den geringsten Eindruck. Der König konnte beteuern und beschwören, was er wollte, er war der Entente im Wege, und deshalb mußte er beseitigt werden. Als diese Note einging, waren schon wieder neue Vergewaltigungen durchgeführt worden. Die Italiener waren in Epirus eingerückt, und auf allen jonischen Inseln außer Korfu war die Herrschaft der Königlichen Regierung beseitigt worden. Ein Protest dagegen nützte nicht das mindeste. Unter dem Druck der Ententegesandten mußte der König am 4. Mai das Ministerium Lambros entlassen und durch ein Ministerium Zaimis ersetzen, das sich nach seiner eigenen Erklärung die Aufgabe stellte, die „freundschaftlichen Beziehungen zwischen Griechenland und den alliierten Mächten wiederherzustellen". Aber diese Wiederherstellung gelang ihm nicht, denn das Mittel dazu, die Kriegserklärung an die Mittelmächte, wollte auch Zaimis nicht anwenden. Das wollte nur Venizelos, und deshalb blieb er der Mann der Entente und durfte sich immer frecher gebärden. Ein großer Rummel wurde für ihn in Szene gesetzt. Am 10. Mai entdeckte man in Saloniki eine „Verschwörung" gegen sein kostbares Leben. Darauf hielten dann Männer seiner Partei überall Massenversammlungen ab, auf denen die Absetzung des Königs gefordert wurde. Nunmehr erklärte die „Nationalregierung" am 14. Mai, sie sähe sich durch den Willen des Volkes in die Lage gebracht, die Abdankung des Königs zu fordern. Er selbst müsse das Staatsgebiet verlassen, einer seiner Söhne oder sonst ein Mitglied des Königshauses solle König sein oder vielmehr heißen. Die königliche Familie solle unter militärischer Bewachung der Ententemächte im Lande bleiben.

Es verging nicht ein Monat, dann war das Spiel der Abdankung des Königs erreicht. Voran ging noch eine Gewalttat, eine der schlimmsten von allen, die das unglückliche Land zu erdulden hatte. Die Ententemächte sandten nach Griechenland einen Franzosen, den Senator Jonnart, gewissermaßen als den Verwalter des Landes mit diktatorischer Gewalt. Ihm folgte eine englische und eine französische Flotte, die sich vor den Piräus legten. Der englische und französische Gesandte verließen Athen, und zugleich besetzten die Italiener Janina. Jonard leitete seine Regierung in Griechenland damit ein, daß er die thessalische Ernte beschlagnahmte, denn wenn Griechenland die thessalische Ernte in der Hand behielte, erklärten die Pariser Zeitungen mit schnöder Offenheit, so brauche es keinen Brotmangel mehr zu befürchten. Die Blockade verliere also ihre Wirksamkeit, und es könne sich den Mittelmächten anschließen.

Außerdem brauche das Heer Sarrails das griechische Getreide, und das war richtig, denn die deutschen U-Boote gefährdeten seine Verpflegung immer mehr. Damit nun aber das griechische Volk nicht verhungere, solle die Ernte zwischen den Griechen und Sarrail geteilt werden. Dazu müsse man sie beschlagnahmen. Wie die Italiener in Epirus, so rückten die Franzosen in Thessalien ein, und zudem landete noch ein aus allen Ententetruppen gemischtes Korps bei Ithea an der Nordküste des Korinthischen Golfs, besetzte Korinth und trennte damit den Peloponnes, wo das griechische Heer stand, von dem übrigen Griechenland. So war es vollkommen geknebelt, und nun wagten die Raubmächte das Äußerste: sie forderten die Abdankung des Königs. Am 11. hatte Jonnart eine Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Zaimis und verlangte von ihm im Namen der „Schutzmächte" die Abdankung König Konstantins und die Bezeichnung eines Nachfolgers unter Ausschluß des Kronprinzen. „Zaimis", so meldete die Agence Havas, „erkannte die Uneigennützigkeit der Mächte an, deren einziges Ziel die Wiederherstellung der Einigkeit Griechenlands (!) sei, erwiderte aber Jonnart, daß ein Entschluß des Königs erst am Abend nach Zusammentritt eines Kronrats gefaßt werden könne. Trotz der Hetzerei gewisser Agitatoren wurde die Ruhe in den Straßen Athens nicht gestört. Nachdem Zaimis Jonnart den Brief mit der Annahme der Abdankung überreicht hatte, hat der ehemalige König die Absicht ausgesprochen, sich auf ein englisches Schiff zu begeben und über Italien nach der Schweiz zu fahren. Die Truppen, die zur Verfügung des Oberkommissars der Mächte standen, hatten Befehl erhalten, nicht zu landen bevor der Entschluß des Königs bekannt war."

Dieser Entschluß wurde den Beauftragten der Schutzmächte in einem Briefe folgenden Wortlauts mitgeteilt:

„Herr Oberkommissar! Nachdem Frankreich, Rußland und Großbritannien die Abdankung des Königs Konstantin und die Bezeichnung eines Nachfolgers forderten, hat der unterzeichnete Ministerpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten die Ehre, Ew. Exzellenz zur Kenntnis zu bringen, daß Seine Majestät, wie immer auf das Wohlergehen Griechenlands bedacht, beschlossen hat, Griechenland mit dem Kronprinzen zu verlassen. Er bezeichnet den Prinzen Alexander als seinen Nachfolger."

Am 14. Juni verließ König Konstantin mit seiner Familie Griechenland und fuhr auf seiner Jacht geleitet von einem Kriegsschiff, nach Tarent und von da nach der Schweiz. Er verabschiedete sich von seinem Volke durch eine Proklamation, in der er auf die große Gefahr eines Widerstandes gegen die bewaffnete Macht der Entente hinwies. Das griechische Volk nahm den Entschluß seines Königs schweigend hin, nicht einmal in Athen ereigneten sich Unruhen. Der neue vierundzwanzigjährige König Alexander leistete am 16. Juni den Eid auf die Verfassung und erließ an das Volk folgende Erklärung:

„In dem Augenblicke, da mein verehrter Vater, indem er dem Vaterlande ein sehr großes Opfer brachte, mir die schwere Pflicht des hellenischen Thrones anvertraut, spreche ich den Wunsch aus, Gott möge meine Bitte erfüllen, möge Griechenland beschützen und uns erlauben, daß wir es wieder einig



Generalmajor Höfer.



Generalmajor v. Berendt. (Phot. Kaufhaus d. Westens, Berlin.)



Generalleutnant v. Hofacker.



Generalmajor Tappen. (Hofphot. H. Noack, Berlin.)



General der Infanterie Gaede. (Phot. Paul Haarstick, Badenweiler.)



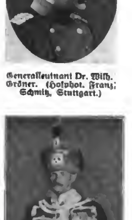
General Tülff v. Tschepe und Weidenbach.



Generalleutnant v. Winckler. (Hofphot. H. Noack, Berlin.)



General der Infanterie Ritter v. Xylander. (Hofphot. F. Müller, München.)



Generalleutnant Dr. Wilh. Gröner. (Hofphot. Franz Schmitz, Stuttgart.)



Generalleutnant v. Wilsdorf, sächs. Kriegsminister. (Phot. H. Bähr, Dresden.)



Oberst Freiherr v. Oldershausen.

Generalleutnant Eberhard Graf v. Schmettow.

General der Infanterie z. D. v. Ehrenthal. (Phot. E. Zinner in Schönbach.)



General der Infanterie v. Jacobi, Generaladjutant des Kaisers.

und stark sehen. In dem Schmerze, unter so peinlichen Umständen von meinem geliebten Vater getrennt zu werden, habe ich als einzigen Trost die Erfüllung seines geheiligten Amtes, und ich werde mit allen Kräften danach streben, es nach den Leitsätzen auszuüben, die seine Regierungszeit so glänzend gestaltet haben. Ich werde es unter Beihilfe des Volkes tun, auf dessen Liebe sich die griechische Dynastie stützt. Ich habe die Überzeugung, daß das Volk, indem es dem Willen meines Vaters folgt, dazu beitragen wird, daß wir gemeinsam unser geliebtes Vaterland aus der Lage befreien können, in der es sich befindet."

Damit war man freilich in Paris und London nicht zufrieden, denn man hatte dort nicht einen Personenwechsel, sondern eine Änderung der griechischen Politik bezweckt. Der junge König sollte nicht sein Augenmerk darauf richten, sein Land aus der Lage zu befreien, in der es sich befand, sondern den Krieg an die Mittelmächte erklären. Aber das war vorderhand nicht zu erreichen.

## Die innerpolitischen Verhältnisse Deutschlands während der drei ersten Kriegsjahre.

Jeder große Krieg wirkt umgestaltend ein auf das staatliche Gefüge und das gesellschaftliche Leben der Völker, die ihn führen. Er stärkt entweder die den Staat beherrschenden Gewalten oder er schwächt und untergräbt ihr Ansehen. Unter Umständen führt er sogar zu ihrem Sturz. Er beseitigt Widerstände, er führt Änderungen im Staatsleben herbei, die vorher ganz undurchführbar erschienen. Er läßt viele einzelne Menschen, manchmal ganze Volksschichten emporsteigen, andere hinabgleiten. Leute, die früher reich waren, verarmen durch ihn, andere werden durch ihn reich. Jedes Volk hat sein Gesicht verändert, wenn die Sturzwelle eines großen Krieges darüber hingegangen ist, und manchmal ist es kaum wiederzuerkennen. Das war schon in früheren Zeiten so, als noch geworbene Heere die Kriege der Fürsten führten. Wieviel mehr mußte sich eine derartige Wirkung zeigen bei Völkern, von denen ein Siebentel der gesamten Einwohnerschaft, Frauen und Kinder und Greise eingerechnet, sich Jahre hindurch beim Heeresdienste befand! In der Tat hat der Krieg auf die innerpolitischen Verhältnisse der kriegführenden Länder, insbesondere auf die politischen Parteien und ihre Stellung im Staate, höchst nachdrücklich eingewirkt. In Rußland führte er eine vollkommene staatliche Umwälzung herbei. In Deutschland und Österreich-Ungarn war davon zwar nicht die Rede, aber auch hier waren seine Einwirkungen auf das innerpolitische Leben so gewaltig, daß schon sehr bald der Gang des Krieges dadurch beeinflußt wurde. Deshalb gehört eine Schilderung dieser Vorgänge in die Chronik des Weltkrieges hinein, wenn sie auch, während der Krieg noch tobt, nur in Umrissen geschildert werden können und dürfen.

Fassen wir zunächst Deutschland ins Auge. Hier war das wichtigste innerpolitische Ereignis im Anfang des Krieges die überwältigende Einmütigkeit, die alle Parteien in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August 1914 an den Tag legten. Einstimmig wurden von allen Parteien die Mittel zur Kriegführung bewilligt. Nach der Thronrede im Weißen Saal hatte der Kaiser zu den Abgeordneten gesagt: „Sie haben gelesen, meine Herren, was ich zu meinem Volk vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe. Ich wiederhole: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche. Zum Zeichen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede, mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir dies in die Hand zu geloben."

Das war geschehen. Alle Parteien waren der kaiserlichen Aufforderung gefolgt. Auch die Sozialdemokratie hatte sich dem nicht entzogen. Auch sie gab ohne weiteres ihre Zustimmung zu den Kriegskrediten. Es war selbstverständlich, daß sie dabei betonte, der Krieg sei eine Folge des jetzt herrschenden politischen und gesellschaftlichen Systems. Ihre Haltung war für viele Leute in Deutschland, besonders auch für die regierenden, eine ungeheure Überraschung. Sie hätte es gar nicht zu sein brauchen, denn die Erklärung dafür lag sehr nahe. Dem Schreiber dieser Zeilen sagte im August 1914 ein sozialdemokratischer Abgeordneter, der jetzt unter der Zahl der „Unabhängigen" glänzt: „Hätte die Regierung Frankreich allein den Krieg erklärt, so würden wir die Kriegskredite nicht bewilligt haben, aber gegen Rußland bewilligen wir alles." Das war in der Tat des Rätsels Lösung. So dachten, wenn nicht alle, so doch viele in der Partei. Die Sozialdemokratie wußte, was sie zu erwarten hatte, wenn Rußland das Übergewicht in Europa bekam, und das bestimmte ihre Haltung. Dasselbe ist von der Haltung der Polen zu sagen. Sie trug für beide Parteien die besten Früchte.

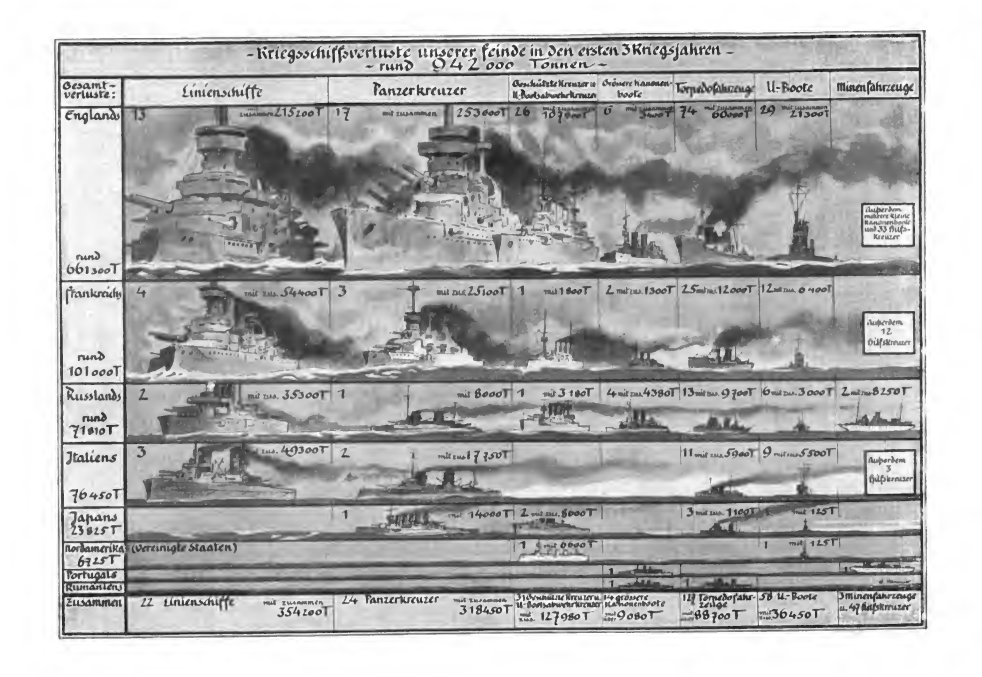
„Burgfriede" war das Schlagwort und die Losung des Tages. Und die Partei, die dem Vaterlande die Mittel zur Kriegführung wie jede andere gegeben hatte, wurde nun auch wie jede andere in diesen Burgfrieden mit einbezogen. Die Parteien kamen überein, Wahlkämpfe während des Krieges nicht mehr zu führen. Wurde in einem Wahlkreis durch den Tod eines Abgeordneten eine neue Wahl nötig, so sollte er der Partei zufallen, die ihn bisher innegehabt hatte. Der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie stellte seine Tätigkeit für die Dauer des Krieges ein, und sein Personal trat in den Dienst des Roten Kreuzes. Das preußische Kriegsministerium hob das Verbot des Haltens und Verbreitens sozialdemokratischer Schriften in den Kasernen und sonstigen Dienstlokalen auf, bemerkte allerdings dazu, „daß die Aufhebung in der Erwartung geschieht, daß die Veröffentlichung von Artikeln unterbleibt, die geeignet sind, den ein-

heitlichen Geist des Heeres zu beeinträchtigen. Sollte dies nicht zutreffen, so ist jedes Generalkommando befugt, das Verbot wieder in Kraft zu setzen." In Rücksicht auf die Arbeiter wurde auch eine große Amnestie erlassen für alle, die wegen Majestätsbeleidigung, Widerstands gegen die Staatsgewalt, Verletzung der öffentlichen Ordnung, Vergehens gegen das Preßgesetz mit Geld- oder Freiheitsstrafen bis zu zwei Jahren, wegen Eigentumsvergehens mit Geld- oder Freiheitsstrafen bis zu drei Monaten bestraft waren. Dasselbe gilt für den großen Straferlaß für militärische Vergehen, der den Mannschaften und den unteren Militärbeamten zugute kam. Beide Erlasse fanden umgehend bei den übrigen Bundesstaaten Nachahmung. Den Polen kam die Regierung entgegen durch die Besetzung des erzbischöflichen Stuhls in Gnesen durch einen der ihren, Dr. Likowski, der am 8. September nach fast achtjähriger Verwaltung der Erzdiözese während der Stuhlerledigung die königliche Anerkennung als Nachfolger des heiligen Adalbert erhielt. Das entsprach zugleich dem Wunsche des Zentrums. In dem allen zeigte sich das eifrige Bestreben der Regierung, die Parteigegensätze auszugleichen, zu vermitteln und zu versöhnen. Die Liebenswürdigkeiten der leitenden Männer gegen die Parteien, die bisher bei der Regierung nicht eben in dem Geruch gestanden hatten, sichere Stützen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung zu sein, gingen manchmal etwas weit. So, wenn z. B. der Stellvertreter des Reichskanzlers beim Tode des sozialdemokratischen Abgeordneten Frank dem Reichstag folgendes Schreiben zugehen ließ:

„Im Kampfe um Deutschlands Verteidigung ist als erstes Mitglied des Reichstags der Abgeordnete Dr. Ludwig Frank auf dem Felde der Ehre gefallen. Er hat damit die Gesinnung, die er durch seinen Eintritt als Kriegsfreiwilliger bekundet hat, mit dem Tode besiegelt. Ich habe die Ehre, im Namen des Reichskanzlers dem Reichstag den Ausdruck des aufrichtigen Mitgefühls auszusprechen und bitte, diesen Ausdruck ihm zu übermitteln."

Es wirkte doch etwas befremdend, daß die Reichsregierung, an deren Stillschweigen ja bei diesem Anlaß niemand Anstoß gefunden hätte, aufrichtiges Beileid gerade beim Tode eines Mannes aussprach, der einer der klügsten und begabtesten Demagogen Deutschlands war und bei längerem Leben eben dieser Regierung sicherlich so unbequem geworden wäre wie einstmals Bebel und gewiß viel unbequemer als die kleinen, wenig begabten Rufer im Streite, die sich bald darauf gegen sie erhoben, ihre Kriegsforderungen ablehnten und der Einigkeit der Volksvertretung ein Ende machten.

Das trat früher ein, als nach der Erklärung der Sozialdemokratie vom 4. August 1914 hätte erwartet werden dürfen. Zwar am 2. Dezember, als der Reichstag zu seiner zweiten Kriegssitzung zusammentrat, wurden die neugeforderten Kriegskredite von fünf Milliarden noch einmal von der ganzen Partei bewilligt, aber als im März weitere Kredite von zehn Milliarden gefordert wurden, stimmten schon zwei Sozialdemokraten des äußersten linken Flügels der Partei dagegen. Die heilige Einheit war also zu Ende, und der Ton, den die sozialdemokratischen Redner anschlugen, die ätzende Schärfe der Kritik, mit der sie alles übergossen, was ihnen in Staat und Heer und Kriegführung nicht paßte, eröffneten die erbaulichsten Aussichten auf die Zukunft. Der Abgeordnete Ledebour ging so weit, die strengen Maßregeln, die das Generalkommando von Elsaß-Lothringen gegen französische Umtriebe ergriffen hatte, als Hochverrat zu bezeichnen, denn dadurch werde die Bevölkerung gegen das deutsche Wesen aufsässig gemacht und Frankreich in die Arme getrieben. Die Partei ließ darauf erklären, er habe das nicht in ihrem Auftrage gesagt, sondern trage die Verantwortung für seine Worte allein. Das mochte richtig sein, jedenfalls aber zeigte es, daß in der Partei scharfe grundsätzliche Gegensätze bestanden und daß die vielgerühmte Parteidisziplin nicht stark genug war, dem, was der Parteivorstand wollte, bei allen Mitgliedern der Partei unbedingte Geltung zu verschaffen. Es gab „Unbedingte", die vor nichts zurückschraken, auch nicht vor einer Verweigerung der Kriegskredite, und „Gemäßigte". Diese wollten im Grunde auch nicht viel anderes, aber sie blieben sich doch noch der ungeheuren und furchtbaren Verantwortung bewußt, die sie auf sich genommen hätten, wenn sie als zahlenmäßig stärkste Partei des Reichstages die Kriegskredite verweigerten. Zu den „Unbedingten" gesellte sich derselbe Haase, der am 4. August 1914 als Vorsitzender der Partei die Rede gehalten hatte, durch die sich die Sozialdemokratie bereit erklärte, dem Staate zu geben, was er in der Stunde der Not forderte. Im Verein mit zwei führenden Geistern seiner Partei, Kautsky und Bernstein, veröffentlichte er am 19. Juni 1915 in der „Leipziger Volkszeitung" einen Aufruf, der überschrieben war „Das Gebot der Stunde". Darin wiesen die drei Sozialdemokraten auf eine Rede des Grafen Wedel-Piesdorf hin, die er als Präsident des preußischen Herrenhauses am 15. März gehalten und worin er erklärt hatte: „Wenn wir nichts weiter wollten, als den Angriff der Feinde abschlagen, so glaube ich, würde es nicht allzu schwer sein, den Frieden in kurzer Frist zu erlangen (worin er sich übrigens grimmig täuschte, da Englands und Frankreichs Sieges- und Vernichtungswillen noch ungebrochen war). Damit aber kann sich Deutschland nicht befriedigt erklären. Nach den ungeheueren Opfern, die wir gebracht haben, an Menschen sowohl wie an Hab und Gut, müssen wir mehr fordern. Wir können das Schwert erst wieder in die Scheide stecken, wenn Deutschland eine Sicherheit erlangt hat dagegen, daß in ähnlicher Weise wie diesmal die Nachbarn über uns herfallen." Auch der Vertreter der Konservativen, Graf Westarp, und der Vertreter der Nationalliberalen, Schiffer, hätten sich im Reichstag am 29. Mai für Annexionen ausgesprochen. Ferner hätten 6 große Wirtschaftsvereinigungen, darunter der Zentralverband deutscher Industrieller und der Bund der Landwirte,



- Kriegsschiffsverluste unserer Feinde in den ersten 3 Kriegsjahren -
- rund 942 000 Tonnen -
Gesamtverluste:
Linienschiffe
Panzerkreuzer
Geschützte Kreuzer u. U-Bootsabwehrkreuzer
Größere Kanonenboote
Torpedofahrzeuge
U-Boote
Minenfahrzeuge
Englands rund 661 300 T
13 mit zusammen 215 200 T
17 mit zusammen 253 600 T
26
6
74 mit zusammen 60 000 T
29 mit zusammen 21 300 T
Frankreichs rund 101 000 T
4 mit zus. 54 400 T
3 mit zus. 25 100 T
1 mit 1 800 T
2 mit zus. 1 300 T
25 mit zus. 12 000 T
12 mit zus. 6 400 T
Außerdem 12 Hilfskreuzer
Russlands rund 71 810 T
2 mit zus. 35 300 T
1 mit 8 000 T
1 mit 3 180 T
4 mit zus. 4 380 T
13 mit zus. 9 700 T
6 mit zus. 3 000 T
2 mit zus. 8 250 T
Italiens 76 450 T
3 mit zus. 49 300 T
2 mit zus. 17 750 T
11 mit zus. 5 900 T
9 mit zus. 5 500 T
Außerdem 3 Hilfskreuzer
Japans 23 825 T
1 mit 14 000 T
2 mit zus. 8 000 T
3 mit zus. 1 100 T
mit 125 T
Nordamerikas (Vereinigte Staaten) 6 725 T
1 mit 6 600 T
1 mit 125 T
Portugals
1
Rumäniens
1
Zusammen
22 Linienschiffe mit zusammen 354 200 T
24 Panzerkreuzer mit zusammen 318 450 T
31 Geschützte Kreuzer u. U-Bootsabwehrkreuzer mit zus. 127 980 T
14 größere Kanonenboote mit zus. 9 080 T
127 Torpedofahrzeuge mit zus. 88 700 T
58 U-Boote mit zus. 36 450 T
3 Minenfahrzeuge u. 47 Hilfskreuzer

am 20. Mai eine Eingabe an den Reichskanzler gerichtet, worin sie forderten: Gewinnung eines großen Kolonialreiches, ausreichende Kriegsentschädigung und Annexionen in Europa, die allein im Westen zehn Millionen Menschen zwangsweise unter deutsche Herrschaft stellen würden. Diese Bevölkerung solle noch dazu politisch rechtlos gemacht werden, denn die Verwaltung solle so geführt werden, „daß die Bewohner keinen Einfluß auf die Geschicke des Reiches erlangten". Im Westen solle der Besitz aller großen industriellen Unternehmungen, im Osten solle der landwirtschaftliche große und mittlere Besitz in deutsche Hände übergehen. Endlich habe sogar ein deutscher Bundesfürst, der König von Bayern, in einer Rede in Fürth Forderungen inbezug auf die Ausdehnung unserer Grenzen im Westen ausgesprochen, durch die wir für Süd- und Westdeutschland günstigere Bedingungen zum Meere bekommen könnten. Nach Aufzählung aller dieser Schandtaten fuhren die drei Verfasser fort:

„Angesichts aller dieser Kundgebungen muß sich die deutsche Sozialdemokratie die Frage vorlegen, ob sie mit ihren Grundsätzen und mit den Pflichten, die ihr als Hüterin der materiellen und moralischen Interessen der arbeitenden Klassen Deutschlands obliegen, vereinboren kann, in der Frage der Fortführung des Krieges an der Seite derjenigen zu stehen, deren Absichten in schroffstem Widerspruch sind zu den Sätzen der Erklärung unserer Reichstagsfraktion vom 4. August 1914, in denen diese aussprach, daß sie im Einklang mit der Internationale jeden Eroberungskrieg verurteilt.

Dieser Satz würde zur Lüge gestempelt werden, wenn die deutsche Sozialdemokratie jenen Erklärungen aus den Kreisen der Machthaber gegenüber es bei dem Aussprechen akademischer Friedenswünsche bewenden ließe. Zu deutlich hoben wir es erfahren müssen, daß man auf solche Bekundungen auch nicht die geringste Rücksicht nimmt.

Was verschiedene unter uns befürchtet haben, zeichnet sich immer bemerkenswerter ab: man erlaubt der deutschen Sozialdemokratie, die Kriegsmittel zu bewilligen, man geht aber kühl über sie hinweg bei den für die Zukunft unseres Volkes folgenschwersten Beschlüssen.

Dürfen wir dieses Verhältnis fortbestehen lossen, das uns die Möglichkeit raubt, die Kraft der deutschen Arbeiterklasse für eine Politik geltend zu machen, die nach unserer innersten, auf die Erfohrungen der Geschichte gestützten Überzeugung das Interesse des deutschen Volkes und mit diesem das aller beteiligten Völker gebietet?

Ungeheuer sind die Opfer, die dieser Krieg den in ihn hineingerissenen Völkern schon verursacht hat und die jeder Tag vermehrt. Die Weltgeschichte kennt keinen zweiten Krieg, der auch nur annähernd gleich mörderisch gewirkt hätte. Es ist die Grausamkeit barbarischer Zeitalter, verbunden mit den raffiniertesten Mitteln der Zivilisation, die die Blüte der Völker hinrafft. Nicht minder unerhört sind die Opfer an Gütern, die der Krieg den Völkern entreißt. Weite Gebiete werden verwüstet, und Summen, die für Kulturzwecke in einem Jahr auszugeben man sich gescheut hat, werden in diesem Kriege in einer Woche für die Tötung von Menschen und die Vernichtung von Grundlogen künftiger Wohlfahrt ausgegeben. Allen beteiligten Nationen starrt bei Verlängerung des Krieges der Bankerott entgegen.

In weiten Kreisen unseres Volkes und derjenigen Völker, mit denen das Deutsche Reich im Kriege liegt, macht sich denn auch immer stärkere Friedenssehnsucht geltend. Während die Herrschenden davor zurückschrecken, diesem Friedensbedürfnis zu entsprechen, blicken Tausende und aber Tausende auf die Sozialdemokratie, die man als die Partei des Friedens zu betrachten gewohnt war, und erwarten von ihr das erlösende Wort und das ihm entsprechende Verhalten.

Nachdem die Eroberungspläne vor aller Welt offenkundig sind, hat die Sozialdemokratie die volle Freiheit, ihren gegensätzlichen Standpunkt in nachdrücklichster Weise geltend zu machen, und die gegebene Situation macht aus der Freiheit eine Pflicht. Das Proletariat erwartet sicherlich, daß ebenso wie im Jahre 1870 sich bei einer ähnlichen Situotion alle Sozialdemokraten trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten beim Ausbruch des Krieges zu einem einmütigen Handeln zusammenfanden, die Sozialdemokratie auch jetzt in gleicher Einmütigkeit zusammenstehen wird.

Wir wissen, daß Friedensbedingungen, die von einer Seite der Kriegführenden der anderen aufgezwungen werden, keinen wirklichen Frieden bringen, sondern nur neue Rüstungen mit dem Ausblick auf neuen Krieg bedeuten. Ein wirklicher und dauernder Friede ist nur möglich auf der Grundlage freier Vereinbarung.

Diese Grundlage zu schoffen ist nicht der Sozialdemokratie eines einzelnen Landes gegeben. Aber jede einzelne Partei kann nach Maßgabe ihrer Stellung und ihrer Kräfte dazu beitragen, daß diese Grundlage hergestellt wird.

Die gegenwärtige Lage der Dinge ruft die deutsche Sozialdemokratie auf, einen entscheidenden Schritt zu diesem Ziele zu tun. Sie ist heute vor die Wahl gestellt, diesem Gebote Folge zu leisten oder dem Vertrauen einen tödlichen Stoß zu versetzen, das sie bisher im deutschen Volk und in der gesamten Welt als Verfechterin des Völkerfriedens genoß.

Wir zweifeln nicht, daß unsere Partei diejenigen Folgerungen ziehen wird, die sich für unsere parlamentarische und außerparlamentarische Haltung hieraus ergeben. Mit den schönsten Überlieferungen der Sozialdemokratie steht die Zukunft unseres Volkes auf dem Spiel, seine Wohlfahrt und seine Freiheit. Hat unsere Portei nicht die Macht, die Entscheidungen zu treffen, so fällt doch uns die Aufgabe zu, als drängende Kraft die Politik in der Richtung vorwärts zu drängen, die wir als die richtige erkannt haben."

Es ist selbstverständlich, daß der Artikel in der bürgerlichen Presse große Entrüstung erregte. Aber auch sozialdemokratische Blätter lehnten ihn ab, und der Parteivorstand erließ eine scharfe Erklärung dagegen, was nun wieder eine ebenso scharfe Antwort des gereizten Haase hervorrief. Nun aber veröffentlichte der Parteivorstand eine Denkschrift „Sozialdemokratie und Friede". Sie ist von der größten Wichtigkeit, denn in ihr ist gewissermaßen amtlich niedergelegt, was die Partei, die nach ihrer Versicherung die deutschen Arbeiter vertritt, über Krieg und Frieden dachte. Und eine noch größere Bedeutung erlangte sie dadurch, daß die hier ausgesprochenen Gedanken allmählich eine Mehrheit im deutschen Reichstage fanden, die sie sich zu eigen machte und in ihrem Sinne den Frieden herbeizuführen bestrebt war. Das Schriftstück lautete:

„Fast ein Jahr lang rast nun die Kriegsfurie über den Erdball. Hunderttausende blühender Menschenleben sind vernichtet, unermeßliche Kulturgüter zerstört, ungeheuerliche Verwüstung der Volkskraft angerichtet. Millionen Mütter, Frauen und Kinder weinen um ihre Söhne, Männer und Väter, Not und Elend geseilen sich zu dem Kummer, der auf den Völkern lastet.

Soll das entsetzliche Drama, wie es grausiger die Weltgeschichte nicht kennt, immer noch kein Ende nehmen?

Die Sozialdemokratie hat diese unheilvolle Weltkatastrophe kommen sehen, hat sie vorausgesagt. Deshalb hat sie in allen Ländern die imperialistische Ausdehnungspolitik und ihre Folge, das verderbliche Wettrüsten, bekämpft, die letzten Endes diesen schrecklichen Weltkrieg herausbeschworen haben.

Die Sozialdemokratie hat unablässig für eine Verständigung der Völker zu gemeinsamer Kulturarbeit im Dienste der Menschheit gewirkt. Zehntausende von Versommlungen, Millionen von Flugschriften, die internationalen sozialistischen Kongresse und zuletzt noch die deutsch-französischen Verständigungskonferenzen in Bern und Basel legen davon Zeugnis ab.

Als sich im vorigen Jahre die drohenden Kriegswolken am politischen Horizont zusammenballten, hat die deutsche Sozialdemokratie bis zur letzten Stunde ihre ganze Kraft eingesetzt für die Erholtung des Friedens. Sie wor zum Unglück der Völker in allen Ländern noch nicht stark genug, das schreckliche Verhängnis aufzuhalten, das über Europa hereinbrach.




Die bei der Kriegsbeute angegebenen Zahlen enthalten nur die nach Deutschland zurückgebrachte Beute,
im Felde in Gebrauch

## ...bündeten am Ende des dritten Kriegsjahres, Ende Juli 1917

Kriegskosten

unserer Feinde 258 — der Mittelmächte 107 Milliarden

Verluste unserer Feinde zur See

davon im dritten Kriegsjahr 286000 T.

an Kriegsschiffen: 938015 Gewichtstonnen

Verluste unserer Feinde zur See

die gesamte deutsche Handelsmarine hatte vor Kriegsausbruch 5459296 Br.R.T.

Wertverlust allein im dritten Kriegsjahr ungefähr 5,891 Milliarden Mark ohne Ladung

an Handelsschiffen: 10,5 Millionen Brutto-Register-Tonnen davon allein im dritten Kriegsjahr 7364000 Br.R.T.

SCHWARZES MEER — Kaukasus — Persien — Arabien — Aden — Golf v. Aden

...türkischen Reiches

...besetztes türkisches Gebiet

### Geländegewinn der Mittelmächte: / Geländegewinn der Feinde:

Am 23. Mai 1915 Kriegserklärung Italiens an Oesterreich-Ungarn — 116000 qkm — Feinde: 40800 qkm

Am 6. Oktober 1915 vor Beginn der Offensive in Serbien, Montenegro und Albanien — Belgien 29000 qkm, Frankreich 22000 qkm, Russland 290800 qkm — 342400 qkm — Feinde: 30900 qkm

Am 28. August 1916 bei der Kriegserklärung Rumäniens — Belgien 29000 qkm, Frankreich 22500 qkm, Russland 280500 qkm, Serbien 80000 qkm, Montenegro 14200 qkm, Albanien 20000 qkm — 452800 qkm — Feinde: 29100 qkm

Am 12. Dezember 1916 am Tage unseres Friedensangebots — Belgien 29000 qkm, Frankreich 22500 qkm, Russland 280500 qkm, Rumänien 73700 qkm, Serbien 81800 qkm, Montenegro 14200 qkm, Albanien 20000 qkm — 525500 qkm — Feinde: 29160 qkm

Am 31. Juli 1917 bei Beginn des 4ten Kriegsjahres — Belgien 29000 qkm, Frankreich 19240 qkm, Russland 287300 qkm, Rumänien 100000 qkm, Serbien 85800 qkm, Montenegro 14200 qkm, Albanien 20000 qkm — 555500 qkm — Feinde: 9000 qkm

### Deutsche Kriegsbeute an feindlichen Luftfahrzeugen:

2298 Flugzeuge (darunter 8 Amerikaner)

186 Fesselballons

3 Lenkluftschiffe

### ...iegsbeute festgestellt: (bis 26. Juli 1917)

1055805 Gewehre

155829 Pistolen und Revolver

8352 Maschinengewehre



...während außerdem eine auch nicht annähernd zu bestimmende Anzahl Geschütze, Maschinengewehre usw. gleich ...genommen worden ist.

Die Kriegsfackel loderte hell auf und steckte die Welt in Brand. — Als dann die Kosaken des Zaren plündernd und brennend die Landesgrenze überschritten, da löste die Sozialdemokratie das Wort ein, das die besten ihrer Führer dem deutschen Volke gegeben: sie stellte sich in die Dienste des Vaterlandes und bewilligte die Mittel zu seiner Verteidigung.

Das Schicksal Ostpreußens zeigt, was Deutschland drohte, wenn das deutsche Volk nicht einmütig zusammengestanden hätte, um den russischen Eroberungszug aufzuhalten. Der todesmutigen Tapferkeit unserer Truppen, die in aufopfernder Hingabe die furchtbaren Strapazen eines Winterfeldzuges im Osten überwanden, ist es nach monatelangen opferreichen Kämpfen gelungen, Ostpreußen von dieser Geißel zu befreien.

Aber nicht nur im Kampfe um die nationale Unabhängigkeit und Selbständigkeit Deutschlands hat die Sozialdemokratie ihre Pflicht getan, sie hat auch im Innern des Landes, vor allem auf dem Gebiete der Volksernährung und Kriegsfürsorge, die Interessen der arbeitenden Volksschichten gegen Lebensmittelwucher und bureaukratische Engherzigkeit mit allen Kräften vertreten.

Getreu den Pflichten, die allen sozialistischen Parteien durch ihre Grundsätze und durch Beschlüsse internationaler Kongresse auferlegt sind, hat die deutsche Sozialdemokratie vom ersten Tage der furchtbaren Kriegstragödie an für die Herbeiführung eines baldigen Friedens gewirkt. Schon bei der Bewilligung der ersten Kriegskredite am 4. August 1914 gab die sozialdemokratische Reichstagsfraktion durch den Mund des Genossen Haase eine Erklärung ab, in der es wörtlich heißt:

‚Wir fordern, daß dem Kriege, sobald das Ziel der Sicherung erreicht ist und die Gegner zum Frieden geneigt sind, ein Ende gemacht wird durch einen Frieden, der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht.'

Die gleiche Erklärung wiederholte die Fraktion bei der Bewilligung der weiteren Kriegskredite am 2. Dezember 1914. Und als der Reichstag zu seiner dritten Kriegstagung zusammentrat, hat am 10. März 1915 Genosse Haase namens der Fraktion ausgeführt:

‚Meine Partei, als die Vertreterin des internationalen Sozialismus, ist stets die Partei des Friedens gewesen und sie weiß, daß dies für die Sozialisten der anderen Länder ebenso wie für sie gilt. Unser Wunsch ist ein dauerhafter Friede, ein solcher, der nicht neue Verwickelungen in sich schließt, nicht Keime neuer Zwietracht enthält. Das wird erreicht werden, wenn kein Volk das andere vergewaltigt, wenn die Völker vielmehr ihre Aufgabe in dem friedlichen Austausch der Kulturgüter erblicken.... Gerade der Starke darf zuerst die Friedenshand ausstrecken.'

Am 29. Mai d. J., nach dem Eingreifen Italiens in den Krieg, hat der Genosse Ebert im Reichstag, nachdem er diese den Krieg verlängernde Verschärfung der Kriegslage bedauert, namens der Partei erklärt: ‚Mehr und mehr macht sich überall das Verlangen geltend, dem Entsetzen endlich ein Ende zu machen. Trotz der verschärften Situation glauben wir, getreu unserer sozialistischen Weltanschauung, auch heute dieser Friedenssehnsucht Ausdruck geben zu sollen. Dabei wissen wir uns in Übereinstimmung mit großen Schichten aller Völker, die mit uns erstreben: einen Frieden ohne Vergewaltigung eines andern Volkes; einen Frieden, der ein dauerndes Zusammenwirken aller Kulturvölker wieder ermöglicht. Darum wenden wir uns mit Entschiedenheit gegen diejenigen Bestrebungen, die den Frieden abhängig machen wollen von allerlei Eroberungen. Wir haben von Anfang an den Standpunkt eingenommen, daß wir jeden Eroberungskrieg verurteilen. Daran halten wir fest!'

Diese Ausführungen wurden in der gleichen Sitzung vom Genossen Scheidemann scharf unterstrichen. Ebenso hat von der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses unsere Partei ihr Verlangen nach Frieden zum Ausdruck gebracht. Der Parteivorstand hat in der Weihnachtsnummer des ‚Labour Leader', dem Organ der englischen unabhängigen Arbeiterpartei, eine Kundgebung veröffentlicht, in der es heißt:

‚Unsere wärmste Sympathie ist in dieser schicksalsschweren Zeit bei allen Bestrebungen, die auf eine rasche Beendigung dieses männermordenden Völkerringens gerichtet sind.'

Am 12. und 13. April d. J. traten die Vertreter der Parteileitungen der Sozialdemokratie Deutschlands, Österreichs und Ungarns in Wien zu einer Besprechung zusammen, die eine Kundgebung zeigte, in der es in bezug auf den Frieden heißt:

Die sozialdemokratischen Parteien, die von jeher und ihrem Wesen nach für die Verbrüderung der Völker wirken, sind die berufenen Verkünder der Friedenssehnsucht. Diese entspringt dem Willen und der Kraft der Selbstbehauptung, nicht etwa dem Gefühl der Schwäche. Daraus aber folgt mit Notwendigkeit, daß nur ein Friede möglich ist, der kein Volk demütigt, daß nur ein solcher Friede das dauernde Zusammenarbeiten aller Kulturvölker gewährleisten wird.

Die bei der Zusammenkunft vertretenen Parteien stehen auf dem Boden der Beschlüsse der internationalen Sozialistenkongresse, insbesondere des Kopenhagener Kongresses von 1910 und halten in diesem Sinne beim Friedensschluß folgende Sicherungen für notwendig:

den Ausbau der internationalen Schiedsgerichte zu obligatorischen Einrichtungen zum Zwecke der Schlichtung aller Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten;
die Unterwerfung aller Staatsverträge und Vereinbarungen unter die demokratische Kontrolle der Volksvertretungen;
die internationale vertragsmäßige Einschränkung der Rüstungen mit dem Ziele der allgemeinen Abrüstung;
die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes aller Völker.

Weiter erklären die Vertreter der sozialdemokratischen Parteien Deutschlands, Österreichs und Ungarns: ‚die Tatsache, daß die sozialdemokratischen Parteien der kriegführenden Länder ihr Land und Volk verteidigen, darf kein Hindernis sein, die internationalen Beziehungen aller sozialistischen Parteien zueinander aufrechtzuerhalten sowie die Tätigkeit ihrer internationalen Einrichtungen fortzuführen.'

Aber die deutsche Sozialdemokratie hat sich keineswegs damit begnügt, in solchen öffentlichen Kundgebungen immer von neuem der Friedenssehnsucht und dem Friedenswillen des werktätigen Volkes Deutschlands Ausdruck zu geben. Keine Schwierigkeiten und Widerstände, keine Verdächtigungen scheuend, ist der Parteivorstand mit zäher Ausdauer bestrebt gewesen, die durch den Kriegsausbruch so jäh unterbrochenen internationalen Verbindungen wieder anzuknüpfen, mit den Bruderparteien aller Länder darüber zu verhandeln, wie gemeinsam für die Herbeiführung des Friedens gewirkt werden kann.

Auch allen diesem Zwecke dienenden Bestrebungen der Sozialisten der neutralen Staaten sind wir gerne entgegengekommen.

Als das Exekutivkomitee der Internationale mit der Anregung hervortrat, im Haag mit den sozialistischen Parteien der kriegführenden Länder einzeln über die Möglichkeit einer gleichzeitigen Friedenskundgebung zu verhandeln, stimmte der Vorstand der deutschen Sozialdemokratie dem unter der Voraussetzung zu, daß auch die französische Parteileitung einverstanden sei. Obwohl deren Zusage noch nicht vorlag, begaben sich auf Einladung Mitglieder des deutschen Parteivorstandes im März nach dem Haag, wo sie erfuhren, daß wohl die Engländer, nicht aber die Franzosen zu solchen Verhandlungen bereit waren.

Trotzdem haben sie mit den Mitgliedern des Exekutivkomitees dort in freundschaftlicher Weise verhandelt. Sie gaben dabei ihrer Bereitschaft Ausdruck, zunächst auf das Zustandekommen einer Sitzung des Internationalen Bureaus hinzuarbeiten und alle Maßnahmen zur Förderung des Friedensgedankens zu unterstützen, die von den sozialistischen Parteien der kriegführenden Länder ergriffen werden.

So hat die deutsche Sozialdemokratie durch ihre berufenen Vertretungen den sozialistischen Grundsätzen und den Beschlüssen der Internationalen Kongresse getreu für den Frieden gewirkt.

Mit schmerzlichem Bedauern muß dem gegenüber konstatiert werden, daß bisher alle Versuche internationaler Verständigung gescheitert sind vornehmlich an dem Verhalten der sozialistischen Partei Frankreichs, die an ihrer mit dem Zaren verbündeten Regierung durch mehrere hervorragende Mitglieder beteiligt ist. Sie billigt rückhaltlos deren Politik, die darauf gerichtet ist, den Krieg bis zur Niederlage Deutschlands, ‚bis zur Vernichtung des deutschen Militarismus', fortzuführen, und hat sich gegen eine Zusammenkunft des Internationalen Sozialistischen Bureaus ausgesprochen.

Nach der Kundgebung unserer Reichstagsfraktion für den Frieden im Dezember 1914 mochte der französische Ministerpräsident am 22. Dezember in der Deputiertenkammer folgende Ausführungen:

‚In der jetzigen Stunde ist nur eine Politik möglich: Kampf ohne Gnade bis zur endgültigen, durch einen völlig siegreichen Frieden gesicherten Befreiung Europas . . .

Getreu seiner Unterschrift im Vertrage vom 4. September, wo es seine Ehre und somit auch sein Leben einsetzte, wird Frankreich die Waffen erst niederlegen, wenn es das verletzte Recht gerächt, die gewaltsam geraubten Provinzen für immer

an das französische Vaterland geschmiedet, das heldenmütige Belgien . . . wiederhergestellt und den preußischen Militarismus zerbrochen haben wird, um auf Grundlage der Gerechtigkeit endlich ein neugeborenes Europa aufbauen zu können. . .‘

Gegen diese unverhüllte Proklamation des Kampfes bis zum Weißbluten hatten weder die sozialistischen Minister, noch auch die sozialistische Kammerfraktion, noch endlich auch der sozialdemokratische Parteivorstand auch nur ein Wort des Widerspruchs zu erheben! Warum sie schwiegen, erklärten sie kurz darauf in einem ‚Manifest an die Partei‘ (Humanité vom 23. Dezember 1914):

‚Getreu der Disziplin der Einigkeit, die die Nation sich dem Feinde gegenüber auferlegt, hat die sozialistische Fraktion im Parlament auch nicht mit einem Wort die von allen Franzosen beschlossene Einheit trüben wollen. Sie hat sich jeder Erklärung enthalten. Sie hat bei dem allgemeinen Zusammenschluß die Losung akzeptiert, die die verantwortliche Regierung formuliert hat.‘

Und der Vertreter der belgischen Genossen, der Vorsitzende des Internationalen Sozialistischen Bureaus, Genosse Vandervelde, der in die Regierung seines Landes eingetreten war, hat am 18. April 1915 in einem Vortrage in Paris ausgeführt:

‚Ich komme heute, um über den Krieg und für den Krieg zu sprechen ... Als internationaler und sozialistischer Friedensfreund bin ich für den Krieg bis ans Ende . . . ich fühle Zorn gegen jene unserer Gesinnungsgenossen, die möchten, daß man Frieden schließe. Ach nein! Dem Verbrechen muß die Sühne folgen!‘




Laden eines Torpedorohres. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

Gern stellen wir fest, daß es sowohl in England wie in Frankreich sozialistische Gruppen gibt, die ebenso wie die deutsche sozialdemokratische Gesamtpartei und ihre Leitung für den Friedensgedanken wirken. Das kann uns aber nicht über die betrübende Tatsache hinwegtäuschen, daß die große Masse der dem Internationalen Sozialistischen Bureau angeschlossenen Sozialisten Englands und Frankreichs, ihre Organisationen und Leitungen, mit ihren Regierungen den Krieg fortführen wollen bis zur völligen Niederwerfung Deutschlands.

Unverantwortliche Irreführung der deutschen Genossen ist es, wenn in anonymen Flugblättern und Pamphleten die internationale Lage und Vorgänge in der Partei in entstellter oder völlig wahrheitswidriger Weise dargestellt werden und der Vorwurf erhoben wird, die Parteileitung tue nicht genug, um den Friedenswillen der Arbeiterklasse zur Geltung zu bringen.

Wer es mit der besonders in dieser ernsten Zeit und auch nach dem Kriege so bitter nötigen Einheit und Geschlossenheit der deutschen Arbeiterbewegung ernst meint, muß sich mit Entschiedenheit gegen dieses parteizerrüttende Treiben wenden. — Die Reichstagsfraktion und der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie haben stets einmütig die Eroberungs- und Annexionspolitik bekämpft. Sie erheben erneut den schärfsten Protest gegen alle Bestrebungen und Kundgebungen zugunsten der Annexion fremder Landesteile und der Vergewaltigung anderer Völker, wie sie insbesondere durch die Forderungen großer wirtschaftlicher Verbände und die Reden führender bürgerlicher Politiker der Öffentlichkeit bekannt wurden. Schon die Geltendmachung solcher Bestrebungen schiebt den vom ganzen Volke heiß ersehnten Frieden immer weiter hinaus. Das Volk will keine Annexionen, das Volk will den Frieden! — Soll der täglich neue Opfer fordernde Krieg nicht ins Endlose sich hinziehen, bis zur völligen Erschöpfung aller Völker dauern, so muß eine der beteiligten Mächte die Hand zum Frieden bieten. Deutschland, das von einer großen Übermacht angegriffen, sich aller seiner Feinde bisher siegreich erwehrt, den Aushungerungsplan zuschanden gemacht und bewiesen hat, daß es unbesiegbar ist, sollte den ersten Schritt zur Herbeiführung des Friedens tun.

Im Namen der Menschlichkeit und der Kultur, gestützt auf die durch die Tapferkeit unserer Volksgenossen in Waffen geschaffene günstige Kriegslage, fordern wir die Regierung auf, ihre Bereitwilligkeit kundzutun, in Friedensverhandlungen einzutreten, um dem blutigen Ringen ein Ende zu machen.

Wir erwarten von unseren Parteigenossen in den anderen kriegführenden Ländern, daß sie in gleichem Sinne auf ihre Regierungen einwirken.“

In diesen Sätzen war für Leute von gesundem Menschenverstande so ziemlich alles verblüffend. Sie waren geradezu eine Bestätigung des Wortes „Wir lernen aus der Weltgeschichte nur das Eine, daß die Menschen nie etwas aus ihr gelernt haben“. Die halbe Welt war in Waffen gegen Deutschland. Eine Flut des Völkerhasses war emporgeschäumt, wie er ekelhafter in seinen Äußerungen und furchtbarer in seiner Kraft gar nicht zu denken war. Und diese Leute träumten unentwegt den Traum von der internationalen Völkerverbrüderung weiter und forderten, daß Deutschland um dieses Traumes willen auf alle Sicherheiten verzichte. Es sollte in Europa kein

Grenzstein verrückt werden, alles sollte so bleiben, wie es 1815 die heilige Allianz hochseligen Andenkens festgesetzt hatte, damit nicht in der Seele der Engländer, Franzosen, Russen usw. ein Stachel zurückbleibe und der künftige ewige Weltfrieden nicht gefährdet werde.

In der deutschen Presse begegnete die sozialdemokratische Schrift fast überall der entschiedensten Ablehnung. Alle führenden Blätter der verschiedenen politischen Parteien sprachen sich dagegen aus. Ein Blatt, dem niemand vorwerfen konnte, daß es im Dienste der Junker oder der Schwerindustrie oder der Militärs stehe, die „Kölnische Volkszeitung", faßte die Gefühle, die das sozialdemokratische Manifest im deutschen Volke außerhalb der Partei auslöste, am deutlichsten zusammen, indem sie sagte:

„Die Sozialdemokratie hat die Froge, ob es nötig sei, durch reale Garantien die Grenzen unseres Vaterlandes zu schützen und den Frieden zu sichern, zu einer Parteifrage gemacht. Damit hat sie sich von neun Zehntein des deutschen Volkes mit einem breiten, tiefen Riß geschieden. Auf diese realen Garantien aber müssen die Parteien schon jetzt und nach dem Kriege ihre Parteitätigkeit aufbauen.

Diese realen Garantien können für alle bürgerlichen Parteien das einigende Band bilden."

Am Achtergeschütz eines Torpedobootes. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

Andere Blätter warfen die verwunderte Frage auf, wie denn eine Regierung es dulden könne, daß die deutschen „Genossen" während des Krieges Fühlung suchten und behielten mit den „Genossen" der feindlichen Länder. Gerade als ob die Internationale eine Macht neben den Regierungen sei. Diese Anfrage wurde niemals beantwortet. — Wie das sozialdemokratische Schriftstück auf das feindliche Ausland wirkte, soll nur an einem Beispiel gezeigt werden. Der bekannte französische Politiker Gustave Hervé erteilte ihm folgende Antwort:



Kommando: „An die Schwimmwesten!" Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

„Unsere armen Ex-Genossen nötigen uns ein Lächeln ab, wenn sie ihrer Regierung sagen, daß sie keine Einverleibung wollen. Arme Unglückliche! Sie haben einfach noch nicht begriffen, was auf dem Spiele steht. Denn die Froge ist nicht, ob Deutschland Belgien annektieren will, vielmehr werden die Verbündeten, wenn sie erst die Mobilmachung und die Organisation aller ihrer Kräfte vollendet haben, die Deutschen aus Belgien, Frankreich und Polen hinauswerfen. Und wie! Die Frage, der die deutschen Sozialdemokraten ins Gesicht sehen müssen, ist also eine ganz andere, nämlich die, ob Deutschland alle nicht rein deutschen Gebiete: Nordschleswig, Polen und das französische Elsaß-Lothringen behalten kann. Wenn sie erst das und das Recht der unterdrückten Nationalitäten begriffen haben, dann sind wir von der Verständigung nicht mehr so weit entfernt. Noch ist die deutsche Sozialdemokratie nicht so weit, aber sie wird nach der ersten großen Niederlage der deutschen Armee dahin gelangen, denn sie ist bereits auf dem Wege nach Damaskus."

Ähnlich sprachen alle französischen und italienischen, sowie die meisten englischen und amerikanischen Blätter. Die Anbiederung der deutschen Genossen wurde mit Fußtritten zurückgewiesen. Das störte indessen die Genossen keineswegs und änderte ihre Haltung nicht. Sie schwärmten ruhig weiter für ihre Internationale und ließen sich in ihrer Begeisterung nicht irre machen. Sie empfanden es schmerzlich, daß die Proletarier der feindlichen Länder nichts von ihnen wissen wollten, aber unbeirrbar und unbelehrbar hielten sie an dem Grundsatz fest, daß sie dazu berufen seien, der Welt den Frieden wiederzugeben. Darin waren sie alle einig, dagegen sehr uneinig in der Wahl der Mittel, durch die sie dem Kriege ein Ende machen wollten. Die große Mehrzahl der Partei behielt soviel Besinnung und wohl auch Vaterlandsliebe, daß sie sich nicht zu Gewaltmitteln hinreißen ließ. Aber gegen diese Gemäßigten, deren Wortführer Philipp Scheidemann war, erhob sich in der Partei eine Gruppe schroffster Radikaler, die auch nicht davor zurückschreckten, die Mittel zur Fortführung des Krieges zu verweigern und so ihren „deutschen Brüdern", die an der Front kämpften, in den Rücken zu fallen. Sie bildeten unter den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten zuerst eine

ganz geringe Minderheit, aber ihre Zahl nahm beständig zu, ihre Unbotmäßigkeit gegen die Parteileitung trat immer schärfer hervor und führte schließlich zu einer Spaltung der deutschen Sozialdemokratie. Zuerst sagte sich eine kleine Gruppe in der Zweiten Kammer des Württembergischen Landtages von der Partei los und bildete eine sozialistische Fraktion neben der sozialdemokratischen. Es war gewissermaßen ein schwäbisches Vorspiel zu dem, was später im Reichstag geschah.

Vorläufig wurde die Einigkeit noch künstlich aufrecht erhalten. Vom 14. bis 16. August tagten die Reichstagsfraktion und der Parteiausschuß gemeinsam und berieten über die Kriegsziele der deutschen Sozialdemokratie. Als Frucht der Beratungen kam folgende Erklärung zustande:

„In Wahrnehmung der nationalen Interessen und Rechte des eigenen Volkes und in Beachtung der Lebensinteressen aller Völker erstrebt die deutsche Sozialdemokratie einen Frieden, der die Gewähr der Dauer in sich trägt und die europäischen Staaten auf den Weg zu einer engeren Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft führt. Demgemäß stellen wir folgende Richtpunkte für die Friedensgestaltung auf:

1. Die Sicherung der politischen Unabhängigkeit und Unversehrtheit des Deutschen Reiches heischt die Abweisung aller gegen seinen territorialen Machtbereich gerichteten Eroberungsziele der Gegner. Das trifft auch zu für die Forderung der Wiederangliederung Elsaß-Lothringens an Frankreich, einerlei, in welcher Form sie erstrebt wird.

2. Zwecks Sicherung der wirtschaftlichen Entwicklungsfreiheit des deutschen Volkes fordern wir:

‚Offene Tür', das heißt, gleiches Recht für wirtschaftliche Betätigung in allen kolonialen Gebieten;

Aufnahme der Meistbegünstigungsklausel in die Friedensverträge mit allen kriegführenden Mächten;

Förderung der wirtschaftlichen Annäherung durch möglichste Beseitigung von Zoll- und Verkehrsschranken;

Ausgleichung und Verbesserung der sozialpolitischen Einrichtungen im Sinne der von der Arbeiterinternationale erstrebten Ziele.

Die Freiheit der Meere ist durch internationalen Vertrag sicherzustellen. Zu diesem Zweck ist das Seebeuterecht zu beseitigen und die Internationalisierung der für den Weltverkehr wichtigen Meerengen durchzuführen.

3. Im Interesse der Sicherheit Deutschlands und seiner wirtschaftlichen Betätigungsfreiheit im Südosten weisen wir alle auf Schwächung und Zertrümmerung Österreich-Ungarns und der Türkei gerichteten Kriegsziele des Vierverbandes zurück.

4. In Erwägung, daß Annexionen volksfremder Gebiete gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker verstoßen, und daß überdies durch sie die innere Einheit und Kraft des deutschen Nationalstaates nur geschwächt und seine politischen Beziehungen nach außen dauernd aufs schwerste geschädigt werden, bekämpfen wir die darauf abzielenden Pläne kurzsichtiger Eroberungspolitiker.

5. Die furchtbaren Leiden und Zerstörungen, die dieser Krieg über die Menschheit gebracht hat, haben dem Ideal eines durch internationale Rechtseinrichtungen dauernd gesicherten Weltfriedens die Herzen von neuen Millionen gewonnen. Die Erstrebung dieses Zieles muß als höchstes sittliches Pflichtgebot für alle gelten, die an der Gestaltung des Friedens mitzuarbeiten berufen sind. Wir fordern darum, daß ein ständiger internationaler Schiedsgerichtshof geschaffen werde, dem alle zukünftigen Konflikte zwischen den Völkern zu unterbreiten sind."

Es war das alte Lied. Soeben hatte der Krieg gelehrt und lehrt es noch alle Tage, daß England alle Rechtsfestsetzungen, die seinem Vorteil zuwiderliefen, kurzerhand zum alten Eisen warf und ein Seerecht überhaupt nicht anerkannte. Aber wieder mußte die Freiheit der Meere durch internationale Verträge sichergestellt werden. Von Kriegsentschädigungen war überhaupt nicht die Rede, denn Deutschland war ja reich genug, die Kosten des Krieges aus eigner Tasche zu zahlen. Einverleibungen feindlichen Gebietes, auch wenn sie zum Schutze der Grenzen unerläßlich waren, wurden grundsätzlich verworfen, denn sie dienten unter allen Umständen der Schwächung des Reiches und widersprachen vor allem dem famosen „Selbstbestimmungsrecht der Völker", das von da an in den Reden und Aufsätzen der Sozialdemokratie eine große Rolle spielte. Es bezeichnete natürlich etwas ganz Unsinniges und Undurchführbares, aber eben deshalb eignete es sich vorzüglich zum Schlagwort, ebenso wie der „ewige Weltfriede", der in dieser Welt, wie sie nun einmal ist, nie eine Stätte haben kann.

Gleichwohl bewilligte die Mehrheit der Partei am 21. Dezember 1915 die neugeforderten Kriegskredite von zehn Milliarden Mark. Aber eine Minderheit von nicht weniger als 20 Mitgliedern stimmte bereits dagegen. Somit hatte sich die Zahl der Männer, die das Vaterland wehrlos machen wollten, verzehnfacht. Begründet wurde die Ablehnung damit, daß der Reichskanzler in seiner Rede vom 9. Dezember „das verhängnisvolle Treiben der Annexionisten in unserem Lande, die das stärkste Hindernis für die Friedensverhandlungen bilden", von sich gewiesen habe. Der Redner fuhr dann fort: „Unsere Landesgrenzen und unsere Unabhängigkeit sind gesichert, an uns liegt es, den ersten Schritt zu tun. Wir sollten den Gegnern Friedensangebote machen".

Die Zeit sollte bald kommen, wo diese Gedanken im Reichstag die Mehrheit erlangten. Aber die Verweigerung der Kriegskredite wurde doch auch von der Mehrheit der sozialdemokratischen Partei als etwas Sinnloses und Unwürdiges empfunden und erregte ihren lebhaften Widerspruch. Infolgedessen traten 18 Abgeordnete am 24. März 1916 aus der Fraktion aus und bildeten eine neue Fraktion, die „Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft". Ihre Führer wurden Haase, Ledebour und Dittmann. Eine Spaltung der Partei war das noch nicht, konnte und mußte aber dazu führen. Immer, wenn Brüder zu Feinden werden, wird der Kampf ganz besonders gehässig und erbittert geführt, und so geschah es auch hier. In zahllosen gegenseitigen Kundgebungen und Erklärungen fuhren sich die Genossen gewaltig in die Haare, und es begann ein erbauliches Schimpfen. Die um Scheidemann nannten die Abgefallenen Treubrüchige, die um Ledebour sahen in den Leuten, die dem Kriege nicht durch Verweigerung der Mittel ein Ende machen wollten, verwerfliche Bourgeois und Knechte der Regierung. Auf die Einzelheiten des Zwistes kann natürlich hier nicht eingegangen werden.

Die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft war übrigens nicht die einzige neue Fraktion, die im Reichstag auftauchte. Schon zwei Monate vorher, am 12. Januar hatten sich 28 Abgeordnete rechtsstehender Parteien, Reichsparteiler, Welfen usw., zur „Deutschen Fraktion" zusammengeschlossen. Hier

sei erwähnt, welch eine erfreuliche Wirkung der Krieg auf die Welfen ausübte. Am 6. Oktober 1916, dem Tage, an dem sich die Einverleibung Hannovers in Preußen zum fünfzigsten Male jährte, erließen sie eine Kundgebung, in der u. a. gesagt wurde:

„Das eine dürfen wir mit freudigem Stolze bekennen, daß das Gemeinschaftsgefühl wie des gesamten deutschen, so auch des hannoverschen Volkes unter dem gemeinsamen Erleben des furchtbarsten Kampfes, den je ein großes Volk um seine Existenz hat führen müssen, alte Gegensätze gemildert und den bedauerlichen Riß, der bislang infolge der verschiedenartigen Stellung zu den Ereignissen des Jahres 1866 unser Volk — Söhne eines Landes, eines Stammes! — in zwei einander schroff gegenüberstehende Lager spaltete, zu überbrücken begonnen hat. Man hat einander besser verstehen gelernt, und während unsere, der deutsch-hannoverschen Partei bis dahin ablehnend, oder gar feindlich gegenüberstehenden Landsleute die kerndeutsche und von hehrstem Idealismus beseelte Gesinnung der Deutsch-Hannoveraner gern und freudig anerkennen, wollen wir unsererseits allen denen unserer Volksgenossen, die wir bislang als unsere politischen Gegner zu betrachten pflegten, ebenso rückhaltlos die Anerkennung zollen, daß auch sie dem deutschen und dem hannoverschen Vaterlande nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen bestrebt sind."

Das war eine Sprache, die der großen Zeit würdig war. Diese Männer hatten in den letzten fünfzig Jahren im schärfsten Gegensatz zur preußischen Regierung gestanden und zu denen, die diese Regierung als die rechtmäßige anerkannten. Aber sie hatten im Kriege etwas gelernt, nämlich daß des großen deutschen Vaterlandes Wohl über alles ginge und daß jedem die Hand gereicht werden konnte und mußte, der dafür arbeitete. Ganz anders die neue sozialdemokratische Fraktion. Der kam es nur darauf an, ihre Sondermeinung zur Geltung zu bringen, und so schimpfte sie unentwegt auf alles, was nicht der Fahne des großen Haase und des noch größeren Ledebour folgte. Als im Dezember 1916 die Regierungen der Mittelmächte ihr wohlgemeintes Friedensangebot ausgehen ließen, hätte man meinen sollen, die guten Leute würden vor Entzücken strahlen, denn es geschah ja gerade das, was sie haben wollten. Statt dessen erbosten sie sich heftig darüber, daß sie nicht gefragt worden seien und jammerten in einer Kundgebung an das Volk über die Eigenmächtigkeit der Regierung, die über die Köpfe der Volksvertreter hinweg so wichtige Entscheidungen treffe, eine Klage, die doch nur im Munde einer vergewaltigten Partei hätte Sinn haben können. Die Blätter der Konservativen und Nationalliberalen beschwerten sich nun freilich weniger darüber, daß sie nicht zuvor um ihre Zustimmung gefragt worden waren, als darüber, daß die Regierung ein Friedensangebot überhaupt hatte ergehen lassen. Denn sie hielten solch ein weitgehendes Entgegenkommen gegen die Feinde für schädlich und dem Frieden nicht dienlich, wie es denn auch mit Hohn zurückgewiesen wurde und die Engländer und ihre Trabanten in dem Wahne bestärkte, Deutschland stehe hart vor dem Ende seiner Kraft. Überhaupt machte sich bei den rechtsstehenden Parteien ein immer größerer Widerwillen bemerkbar gegen die Politik des Kanzlers von Bethmann-Hollweg. Sie beschuldigten ihn der Parteilichkeit für die linksstehenden Parteien. Der Kanzler hatte von Anfang des Krieges an der gesamten Presse jede Erörterung der Kriegsziele aufs strengste untersagt, was von seinem Standpunkt aus eigentlich eine große Torheit war, denn da er selbst keine hatte, so hätte er sie aus der Presse aufnehmen können. Er begründete sein Verbot damit, daß solche Erörterungen den Burgfrieden gefährden könnten, den sich alle Parteien gegenseitig gelobt hatten. Blätter aller Richtungen, die sich gegen dieses Verbot versündigten, wurden unnachsichtlich auf Tage oder Wochen verboten, das „Berliner Tageblatt" ebenso wie die „Kreuzzeitung" oder die „Deutsche Tageszeitung". Das erregte natürlich den Ärger aller Betroffenen, und je länger der Krieg dauerte, um so schwerer war die Maßregel durchzuführen, denn man kann einem Volke, das eine freie Presse und eine mit gesetzgeberischen Rechten ausgestattete Volksvertretung besitzt, wohl auf Monate, nicht aber auf Jahre hinaus den Mund über seine wichtigsten Lebensfragen verbieten. Die Beschwerden über die strenge Handhabung der Zensur und ihre Übergriffe mehrten sich. Alle Parteien führten darüber im Reichstage die bittersten Klagen. Ganz besonders aber fühlten sich die Kreise verletzt und erbittert, deren Kriegsziel ein siegreicher Friede war und die demnach Kriegsentschädigungen und Abtretung feindlichen Gebietes zur Sicherung der Reichsgrenzen erstrebten. Am schärfsten wurden diese Ziele vertreten und verfochten von den Mitgliedern des Alldeutschen Verbandes, der zwar keine selbstständige politische Partei war und sein wollte, aber seine Anhänger unter den Konservativen aller Schattierungen und Nationalliberalen besaß. Die Alldeutschen wurden in der Tat von Bethmann mit größter Abneigung betrachtet und auffallend schlecht behandelt. Wurde doch sogar ihr Vorsitzender, der Rechtsanwalt Heinrich Claß in Mainz, eine Zeitlang unter Postsperre gestellt, als wäre er landesverräterischer Umtriebe verdächtig, und die Schriften des Alldeutschen Verbandes wurden von der Postbeförderung ausgeschlossen. Alle Lebensäußerungen der Alldeutschen verfolgte Bethmann mit größtem Eifer. Während die Sozialdemokratie in alle Welt hinaustrompeten durfte, daß jede Eroberung feindlichen Gebietes, jede Forderung einer Kriegsentschädigung bei dem kommenden Frieden verpönt sein müsse, durften die Gegner dieser Meinung ihre Stimme nirgendwo laut werden lassen. Dazu bestimmten ihn vor allem zwei Gründe. Erstens hielt er seit 4. August 1914 die Sozialdemokratie Scheidemannscher Richtung für eine Partei, mit der man regieren könne und mit der man auch regieren müsse, denn sie sei die Herrin der Arbeitermassen, ohne deren guten Willen der Krieg nicht durchzuhalten sei. Deshalb empfand er es peinlich, wenn die Sozialdemokratie und ihre Ziele öffentlich bekämpft wurden. Aber seine Abneigung gegen die Alldeutschen hatte noch einen anderen Grund und lag viel tiefer. Sie lag darin, daß er möglichste Rücksichten auf Wilson nahm, dessen Zusammenhang mit England er nicht im mindesten durchschaute, und



Alarm: „Dampf auf in allen Kesseln!" Nach einem Gemälde für die „Illustrirte Zeitung" von dem im Marinedienst stehenden Marinemaler Richard Schmidt-Hamburg.

vor allem, daß er an einen wirklich entscheidenden Sieg über England nicht glaubte und immer und immer wieder auf eine Versöhnung hinarbeitete. Die hielt er auch dann noch für möglich, als England, mit allen seinen bisherigen Überlieferungen brechend, die Wehrpflicht einführte, ein Volksheer schuf, mit einigen Millionen Soldaten auf dem Festlande erschien und dadurch an den Tag legte, wie es diesen Krieg auffaßte und daß es nicht eher die Waffen niederlegen wolle, als bis es selbst oder sein Feind am Boden lag. Man darf wohl sagen, der deutsche Reichskanzler hatte den furchtbaren Ernst dieses Krieges überhaupt nicht begriffen. Deshalb waren ihm die Leute, die ihn begriffen hatten und eine völlige Niederzwingung Englands mit allen, auch den schärfsten Mitteln verlangten, höchst unbequem. Sie störten ihm seine Kreise, und er machte aus seiner Abneigung gegen sie auch gar kein Hehl. Sie dagegen verfolgten seine Tätigkeit mit immer steigendem Argwohn und kamen allmählich zu der Meinung, er sei der Mann, der unter allen Gewalten der Erde Deutschland am meisten schade und es am Sieg hindere. Daß kein rücksichtsloserer Gebrauch von der Luftwaffe gemacht worden war zu der Zeit, als England noch nicht zur Abwehr der Zeppeline gerüstet war, machten sie ihm zum Vorwurf. Ob mit Recht oder mit Unrecht, wird sich erst nach Ende des Krieges feststellen lassen. Vor allem aber legten sie ihm zur Last, daß er die gewaltigste Waffe, die Deutschland besaß, das Unterseeboot, nicht zur vollen Auswirkung kommen lasse. Am 8. Februar 1916 hatte die deutsche Regierung angekündigt, daß sie jedes bewaffnete feindliche Handelsschiff ohne weiteres als Kriegsschiff ansehen und ohne Warnung versenken lassen werde. Aber die Drohung, die durchaus berechtigt war, kam in Rücksicht auf Amerika nicht zur Ausführung, und am 15. März legte der Großadmiral von Tirpitz sein Amt nieder, natürlich aus „Gesundheitsrücksichten", und man kann ihm schon glauben, daß ihm die fortwährende Hemmung, die seine Tätigkeit erfuhr, ein Gallenleiden zugezogen hat. Die „Times" nannte seinen Rücktritt das „wichtigste und interessanteste Ereignis der inneren Politik Deutschlands seit Kriegsausbruch." Die amerikanischen Zeitungen erklärten hochbefriedigt, daß in ihm eine Quelle der Verstimmung zwischen Deutschland und Amerika beseitigt worden sei. Allgemein war die Auffassung jenseits des Meeres, daß Tirpitz als ein Opfer gefallen sei, dem erhabenen Präsidenten in Washington zu einem süßen Geruch. Auch die sozialdemokratischen Blätter in Deutschland äußerten ihr Wohlgefallen an seiner Verabschiedung, besonders natürlich die vom linken Flügel. Wie das Ereignis im übrigen Deutschland aufgenommen wurde, ist schwer zu schildern. Die Trauer darüber, daß der Mitschöpfer der deutschen Flotte von seinem Werke zurücktrat, war allgemein, und in weiten Kreisen gesellte sich der Trauer eine Erbitterung hinzu, die an die Tage der Entlassung Bismarcks erinnerte. Einige führende Zeitungen erklärten, sie fühlten sich jetzt nicht in der Lage, den Rücktritt zu besprechen, dazu müsse man das Ende des Krieges abwarten. Aber nicht nur der Sturz des hervorragenden Mannes bewegte die Gemüter, sondern ebenso oder fast noch mehr die Besorgnis, daß nun die Unterseewaffe in Rücksicht auf Amerika nicht mit der erforderlichen Kraft und Rücksichtslosigkeit zur Anwendung kommen werde. Denn Tirpitz hatte zwar vor dem Kriege auf die Unterseeboote wenig Gewicht gelegt, aber im Kriege hatte er, seit Weddigens gewaltigem Erfolge, schnell und vollkommen begriffen, was diese Waffe wert war, hatte den Bau neuer und verbesserter Tauchboote mit aller Kraft gefördert und immer verlangt, daß sie ohne Rücksichtnahme auf die sogenannten Neutralen verwendet werden.

Nationalliberale, Konservative und Zentrum reichten Anträge an den Reichstag ein, worin sie forderten, der Reichstag wolle beschließen, den Reichskanzler zu ersuchen, daß er sich durch keine Abmachung mit anderen Mächten in der Anwendung dieser Waffe beschränken lasse. Diese Erörterungen gingen Bethmann-Hollweg außerordentlich gegen den Strich, und durch Verhandlungen mit den Parteiführern brachte er es dahin, daß von einer Besprechung über die Anträge im Reichstage abgesehen wurde. Das Mißtrauen gegen seine Schwäche nahm aber bei den rechtsstehenden Parteien, denen er von jeher zu weich, zu unentschlossen und haltlos gewesen war, immer mehr zu und erreichte eine Höhe, die kaum noch überboten werden konnte. Im Reichstag und in ihren Zeitungen trat das deutlich zutage. Am schärfsten kam die Stimmung seiner Gegner zum Ausdruck in einem Beschluß des Alldeutschen Verbandes vom 17. Januar 1917, der Bethmann unverhohlen zum Rücktritt aufforderte und ihm seine Sünden gegen das Wohl des Reiches und seine vollkommene Unfähigkeit zur Leitung der Kanzlergeschäfte in den schärfsten Worten vorwarf. Die überaus charakteristische Kundgebung hatte folgenden Wortlaut:

1. Der Geschäftsführende Ausschuß des Alldeutschen Verbandes weiß sich mit dem gesamten deutschen Volke einig in dem bedingungslosen Vertrauen zu der Obersten Heeresleitung, deren militärische Leistungen er mit dankbarer Bewunderung begleitet. Im Gegensatz hierzu muß der Geschäftsführende Ausschuß bekennen, daß er der politischen Leitung des Reiches nicht nur kein Vertrauen entgegenbringen kann, sondern überzeugt ist, daß das Vaterland mit seinen wesentlichen Einrichtungen unheilbar schwer geschädigt werden muß, wenn die Reichsgeschäfte ihren jetzigen Leitern überlassen bleiben. Die fortgesetzten Fehlgriffe und Mißerfolge der deutschen auswärtigen Politik vor dem Kriege, das Verhalten der verantwortlichen Reichsleiter bei Ausbruch des Krieges und ihre Gesamtpolitik während des Daseinskampfes des deutschen Volkes — all diese der Geschichte angehörenden Tatsachen führen uns zu der Erkenntnis, daß ungeachtet aller Opfer an Blut und Gut und allen militärischen Erfolgen zum Trotz der Krieg für unser Volk politisch verloren gehen muß, wenn die für die bisherige Politik Verantwortlichen länger im Amte belassen werden.

Wer die Verfassungsänderung in Elsaß-Lothringen, wer die unselige Marokko-Politik mit ihrer Ermutigung des französischen Rachegedankens politisch zu verantworten hat — wer sich über die Absichten der englischen Politik vollkommen täuschen und in Verständigungsverhandlungen einlassen konnte, die zu einer Beeinträchtigung unserer Seestreitkräfte führten — wer bei Kriegsausbruch das verhängnisvolle, unbegreiflich

verkehrte Eingeständnis deutscher Schuld beim Einmarsch in Belgien abgab — wer während des Krieges dessen Führung auf entscheidend wichtigen Gebieten durch politische Rücksichten, die sich als unzutreffend erwiesen haben, hemmend beeinflußte und noch jetzt beeinflußt, — besitzt nicht die staatsmännischen Eigenschaften, die die gewaltige Zeit zur Rettung des Vaterlandes erheischt.

2. Der Geschäftsführende Ausschuß erachtet es für eine nicht länger zu verschiebende Notwendigkeit, daß unserem gefährlichsten Feinde gegenüber der Krieg endlich so geführt wird, daß — ungehindert von politischen Rücksichten — von allen uns zur Verfügung stehenden Waffen rücksichtsloser Gebrauch gemacht wird.

Er fordert die Ortsgruppen-Vorstände und Vertrauensmänner des Alldeutschen Verbandes auf, allerorten ihre Mitbürger darüber aufzuklären, daß England gegenüber ein zum Siege führendes Durchhalten nur möglich ist, wenn seinem bisher ungebrochenen Vernichtungswillen auf unserer Seite mit gleicher Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit begegnet wird.

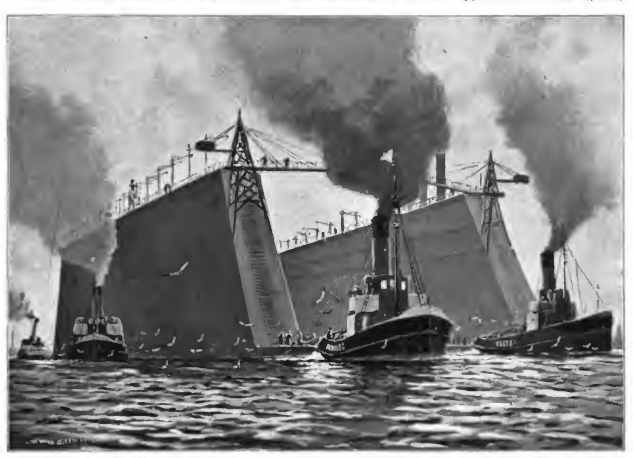
3. Der Geschäftsführende Ausschuß des Alldeutschen Verbandes bedauert es, daß eine Anzahl höchster Reichs- und Staatsbeamter, unter ihnen die Staatssekretäre Dr. Helfferich und Dr. Solf, es mit ihrer Würde für vereinbar gehalten haben, die Rede des Botschafters Gerard bei dem ihm gegebenen Begrüßungsmahle am 5. Januar d. J. anzuhören, — er bedauert desgleichen, daß von amtlicher Seite auch nachher nichts geschehen ist, um die in dieser Rede enthaltene Einmischung in reichsdeutsche Angelegenheiten zurückzuweisen.

4. Der Geschäftsführende Ausschuß des Alldeutschen Verbandes ist der Ansicht, daß es, nachdem die heilige Not unseres Volkes die äußerste Kraftanstrengung und das Äußerste im Leisten, Opfern und Entsagen von ihm verlangt, unbedingt geboten erscheint, unserem Volke das Kriegsziel zu zeigen, dessen Erkämpfung ihm die militärische, politische und wirtschaftliche Sicherheit seiner Zukunft verbürgt.

Als Kriegsziel aber hält der Ausschuß nach wie vor daran fest, daß im Osten unsere Grenze zur militärischen Sicherung und zur Verbreiterung der landwirtschaftlichen Grundlage unseres Volkes, sowie zur Befriedigung seines Landbedürfnisses nach Möglichkeit vorgeschoben wird, daß auch die Regelung der polnischen Frage nach den Bedürfnissen der militärischen und politischen Sicherheit des Deutschen Reiches erfolgt. Im Westen erachtet der Ausschuß für notwendig, daß Belgien machtpolitisch dem deutschen Einflusse unterstellt bleibt, daß Frankreich durch die Abtretung der aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen für uns notwendigen Gebiete dauernd geschwächt wird und daß ein unsern wirtschaftlichen Bedürfnissen genügender überseeischer Besitz gewonnen werde.

Der Ausschuß fordert die Ortsgruppen-Vorstände und Vertrauensmänner des Alldeutschen Verbandes auf, öffentliche Versammlungen zu veranstalten, in denen dieses Kriegsziel erörtert und zum Ausdruck gebracht wird.

Der Ausschuß empfiehlt, in diesen Kundgebungen zu verlangen, daß der ebenso unwürdigen wie kleinlichen Bevormundung des deutschen Volkes und seiner öffentlichen Meinung durch eine Reichsleitung, die sich auf schlechthin allen Gebieten als unfähig erwiesen hat, unser Volk zu führen, ein Ende bereitet werde.



Ein Schwimmdock wird von seinem Liegeplatz geschleppt. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung“ von dem im Marinedienst stehenden Marinemaler R. Schmidt-Hamburg.

Der Meinung, daß der Kanzler durch seinen Rücktritt dem Reiche und Preußen den besten Dienst erweisen würde, waren sämtliche Zeitungen der rechtsstehenden Parteien schon am Jahresende. Aber so schroff wie hier hatte selbst die „Deutsche Tageszeitung“ bis dahin ihre Ansicht noch nicht zum Ausdruck gebracht. Bethmann dagegen war fest davon überzeugt, daß seine Politik die einzig vernünftige und dem Volke segensreiche, seine Person für Deutschland un-

ersetzlich sei und suchte seine gefährdete Stellung durch um so kräftigere Anlehnung an die Linke und das Zentrum zu stärken. Im Reichstage stützte er sich damit auf die Mehrheit, aber im preußischen Abgeordnetenhause hatte er die Mehrheit gegen sich. Diese Mehrheit war aber nicht unzerstörbar. Sie war gegründet auf das preußische Dreiklassenwahlrecht und seine Wahlkreiseinteilung und fiel dahin, wenn das Wahlrecht geändert wurde. Seit Jahrzehnten wurde es von den Parteien der Linken aufs heftigste bekämpft, und es war auch ohne Frage ungerecht, denn es stufte den politischen Einfluß der Staatsbürger nach der Größe ihres Geldsackes ab. Zu seiner Entschuldigung muß man ja nun freilich sagen, daß Preußen unter diesem Wahlrecht mächtig stark und blühend geworden ist und daß kein Mensch in Preußen, abgesehen von der Militärpflicht, weniger persönliche Freiheit genoß, als die Bewohner Englands und jeder viel mehr wirkliche persönliche Freiheit, als die Bürger des freien Amerika. Aber reformbedürftig war es ohne Zweifel. Das wurde sogar von den Konservativen anerkannt, nur leider hatten sie vor dem Kriege versäumt, für eine Reform zu sorgen, die zeitgemäß gewesen wäre und sie doch nicht ihres starken Einflusses beraubt hätte.

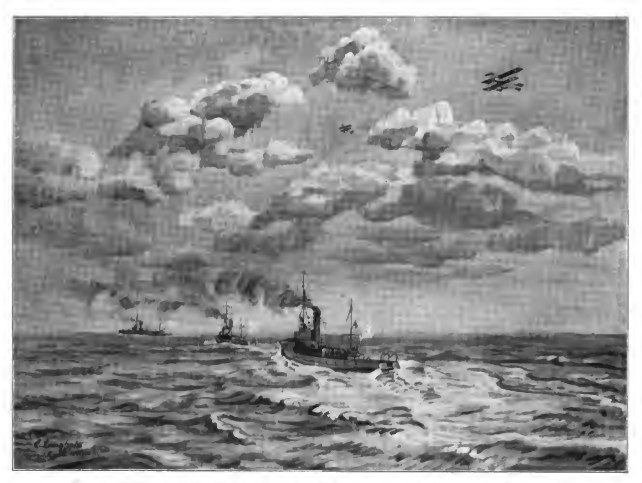
In einer durchgreifenden Änderung des Wahlrechtes sah nun Bethmann das Mittel, wodurch der Konservativen Einfluß in Preußen, der gegen ihn und seine Politik gerichtet war, gebrochen und zugleich die Parteien der Linken noch fester an ihn gekettet werden konnten. Auch soll ihm keineswegs der gute Glaube dafür abgesprochen werden, daß er von der Notwendigkeit einer Umgestaltung des Staatslebens wirklich überzeugt war. Konservative Bedenken drückten diesen Kanzler nicht, denn er lebte nicht wie Bismarck oder Bülow in den Überlieferungen des norddeutschen Adels, sondern, wie bekannt, in ganz anderen Überlieferungen. Nach seiner Meinung war die Demokratisierung der Welt nicht aufzuhalten und der Staatsmann war der klügste und weiseste, der sich dieser heranrollenden Flut nicht entgegenstemmte, vielmehr es verstand, sein Schiff von ihr treiben zu lassen. So erschien denn am 7. April 1917, von Bethmann veranlaßt und gegengezeichnet, eine Verordnung des Kaisers, die sogenannte „Osterbotschaft", die dem preußischen Volke eine vollkommene Änderung seines Wahlrechts verhieß. Man mag darüber denken, wie man will, soviel steht fest: Außer dem Entlassungsgesuch Bismarcks und dem Mobilmachungsbefehl im Jahre 1914 hatte der Monarch niemals ein Schriftstück von solcher Bedeutsamkeit unterzeichnet. Es hatte folgenden Wortlaut:

Seine Majestät der Kaiser und König hat an den Reichskanzler und Präsidenten des Staatsministeriums Dr. v. Bethmann-Hollweg folgenden Erlaß gerichtet:

„Noch niemals hat sich das deutsche Volk so fest gezeigt, wie in diesem Kriege. Das Bewußtsein, daß sich das Vater-



Deutsches U-Boot, bei starkem Weststurm (Windstärke 9) in der Nähe von Helgoland über Wasser fahrend (Hofphot. F. Schensky, Helgoland.)



Minensuchboote im Kampfe mit feindlichen Fliegern. Nach einer Zeichnung von Professor C. Langhein.

land in bitterer Notwehr befand, übte eine wunderbar versöhnende Kraft aus, und trotz aller Opfer an Blut draußen im Feld und schwerer Entbehrungen daheim ist der Wille unerschütterlich geblieben, für den siegreichen Endkampf das Letzte einzusetzen. Nationaler und sozialer Geist verstanden und vereinigten sich und verliehen uns ausdauernde Stärke. Jeder empfand: was in langen Jahren des Friedens unter manchen inneren Kämpfen aufgebaut ward, das war doch der Verteidigung wert.

Leuchtend stehen die Leistungen der gesamten Nation in Kampf und Not vor Meiner Seele. Die Erlebnisse dieses Ringens um den Bestand des Reichs leiten mit erhobenem Ernste eine neue Zeit ein. Als dem verantwortlichen Kanzler des Deutschen Reichs und ersten Minister Meiner Regierung in Preußen liegt es Ihnen ob, den Erfordernissen dieser Zeit mit den rechten Mitteln und zur rechten Stunde zur Erfüllung zu verhelfen. Bei verschiedenen Anlässen haben Sie dargelegt, in welchem Geiste die Formen unseres staatlichen Lebens auszubauen sind, um für die freie und freudige Mitarbeit aller Glieder unseres Volkes Raum zu schaffen. Die Grundsätze, die Sie dabei entwickelten, haben, wie Sie wissen, Meine Billigung. Ich bin Mir bewußt, dabei in den Bahnen Meines Großvaters, des Begründers des Reichs, zu bleiben, der als König von Preußen mit der Militär-Organisation und als Deutscher Kaiser mit der Sozial-Reform monarchische Pflichten vorbildlich erfüllte und die Voraussetzung dafür schuf, daß das deutsche Volk in einmütigem, ingrimmigem Ausharren diese blutige Zeit überstehen wird.

Die Wehrmacht als wahres Volksheer zu erhalten, den sozialen Aufstieg des Volkes in allen seinen Schichten zu fördern, ist vom Beginn Meiner Regierung an Mein Ziel gewesen. Bestrebt, in fest bewahrter Einheit zwischen Volk und Monarchie dem Wohle der Gesamtheit zu dienen, bin Ich entschlossen, den Ausbau unseres inneren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens, so wie es die Kriegslage gestattet, ins Werk zu setzen.

Noch stehen Millionen Volksgenossen im Felde, noch muß der Austrag des Meinungsstreits hinter der Front, der bei einer eingreifenden Verfassungsänderung unvermeidlich ist, im höchsten vaterländischen Interesse verschoben werden, bis die Zeit der Heimkehr unserer Krieger gekommen ist, und sie selbst am Fortschritt der neuen Zeit mitraten und -taten können. Damit aber sofort beim glücklichen Ende des Krieges, das, wie Ich zuversichtlich hoffe, nicht mehr fern ist, das Nötige und Zweckmäßige auch in dieser Beziehung geschehen kann, wünsche Ich, daß die Vorbereitungen unverweilt abgeschlossen werden.

Mir liegt die Umbildung des preußischen Landtags und die Befreiung unseres gesamten innerpolitischen Lebens von dieser Frage besonders am Herzen. Für die Änderung des Wahlrechts zum Abgeordnetenhause sind auf Meine Weisung schon zu Beginn des Krieges Vorarbeiten gemacht worden. Ich beauftrage Sie nunmehr, Mir bestimmte Vorschläge des Staatsministeriums vorzulegen, damit bei der Rückkehr unserer Krieger diese für die innere Gestaltung Preußens grundlegende Arbeit schnell im Wege der Gesetzgebung durchgeführt werde. Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege ist nach Meiner Überzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr. Der Gesetzentwurf wird ferner unmittelbare und geheime Wahl der Abgeordneten vorzusehen haben.

Die Verdienste des Herrenhauses und seine bleibende Bedeutung für den Staat wird kein König von Preußen verkennen. Das Herrenhaus wird aber den gewaltigen Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht werden können, wenn es in weiterem und gleichmäßigerem Umfange als bisher aus den verschiedenen Kreisen und Berufen des Volkes führende, durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer in seiner Mitte vereinigt.

Ich handle nach den Überlieferungen großer Vorfahren, wenn Ich bei Erneuerung wichtiger Teile unseres festgefügten und sturmerprobten Staatswesens einem treuen, tapferen,

tüchtigen und hochentwickelten Volk das Vertrauen entgegenbringe, das es verdient.

Ich beauftrage Sie, diesen Erlaß alsbald bekannt zu geben.

Großes Hauptquartier, den 7. April 1917.

Wilhelm I. R.

von Bethmann-Hollweg.

Der Erlaß war Bethmanns Werk, wie es ja der Kaiser selbst darin ausspricht. Hatte aber der Kanzler gemeint, die Parteien der Linken dadurch zu befriedigen oder gar in helles Entzücken zu versetzen, so sah er sich bald aufs unangenehmste enttäuscht. Denn die Blätter von der Art des „Berliner Tageblattes", noch mehr die ausgesprochen sozialdemokratischen Zeitungen, erklärten zwar huldvoll, für den Anfang sei der Erlaß ja eine ganz wackere und vielversprechende Leistung, aber genügend sei das darin Gebotene noch lange nicht. Er stelle ja wohl die Aufhebung des Klassenwahlrechts in Aussicht, verspreche auch unmittelbare und geheime Wahl der Abgeordneten, aber von einem allgemeinen gleichen Wahlrecht sei ja doch nicht in ihm die Rede, und das allein entspreche der Würde des preußischen Volkes. Das Geschrei in der demokratischen Presse wurde lauter und drohender als vor dem Erlaß und zwang den Kanzler, dessen Seele dagegen nicht gefestigt war, wenige Monate später zu noch weit größerer Nachgiebigkeit.

Vorderhand erhielt nun auch das Zentrum, die andere Partei, mit der er regieren wollte, sein kleines Geschenk, und die lieben Polen wurden auch nicht vergessen. Am 19. April wurde dem deutschen Volke mitgeteilt:

„Der Bundesrat ist in seiner Sitzung vom 19. April 1917 dem Beschluß des Reichstages, das Gesetz betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu vom 4. Juli 1872 aufzuheben, beigetreten. In der gleichen Sitzung hat der Bundesrat dem Beschluß des Reichstages, den § 12 des Reichs-Vereinsgesetzes vom 19. April 1908 (Sprachen-Paragraph) zu beseitigen, seine Zustimmung erteilt."

Die Aufhebung des Sprachen-Paragraphen kam den Polen zugute, die nun ihre öffentlichen Versammlungen ohne weitere Erlaubnis in ihrer Sprache abhalten durften. Denn, „von beklagenswerten Ausnahmen abgesehen", hatten ja auch die Staatsbürger nichtdeutscher Zunge „Vertrauen und opferwillige Hingabe an das Reich bewiesen", wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" ebenso schön wie richtig sagte. Die vollkommene Aufhebung des Jesuiten-Gesetzes — eine teilweise war schon früher erfolgt — war eine Gefälligkeit gegen das Zentrum, das von jeher dieses Gesetz aufs wütendste bekämpft hatte. Es hatte auch 1913 unter Mitwirkung der Sozialdemokraten, Polen, Dänen, Elsässer, die grundsätzlich gegen jedes Ausnahmegesetz stimmten, einen Beschluß seiner Aufhebung herbeigeführt, aber der Bundesrat hatte ihm nicht zugestimmt. Jetzt, vier Jahre später, gab er mit einem Male seine Zustimmung, und das geschah in demselben Jahre, in dem sich das protestantische Deutschland rüstete, die vierhundertjährige Jubelfeier der deutschen Reformation zu begehen. In den weitesten Kreisen des protestantischen Volkes, nicht nur etwa in denen der Pastoren und des Evangelischen Bundes, erregte das die tiefste Verstimmung, und eine Reihe führender Blätter, so vor allem der „Reichsbote" und die „Tägliche Rundschau", brachten sie sehr scharf und bestimmt zum Ausdruck.

Das Zentrum erwies sich nun wenigstens dankbar für das Entgegenkommen des Kanzlers, denn als es im Mai zu heftigen Angriffen im Reichstag auf ihn kam, deckte es über ihn seinen Schild. Die Konservativen sowie die Sozialdemokraten hatten von ihm verlangt, daß er sich klipp und klar über die Kriegsziele ausspreche. Die einen verlangten einen Frieden mit Annexionen und Entschädigungen zur Sicherung des Reiches, die anderen einen vollkommenen Verzichtfrieden, wobei sich der Abgeordnete Scheidemann zu den Worten hinreißen ließ: „Uns trennt die Meinungsverschiedenheit im Innern über die Kriegsziele. Hält die Klammer nicht und bleibt der Keil, dann fahren wir auseinander, dann haben wir die Revolution". Als Bethmann eine Antwort erteilte, die beide Teile nicht befriedigte, gab der Abgeordnete Spahn eine Erklärung ab, die vom Zentrum, den Nationalliberalen, der fortschrittlichen Volkspartei und dem größeren Teile der deutschen Fraktion gebilligt war, und in der es hieß:

„Wir sind in der Anschauung einig, daß zur Zeit im Reichstag eingehende Erörterungen über die Friedensziele des Deutschen Reiches den Interessen unseres Vaterlandes nicht dienlich sind. Die Sehnsucht des Volkes ist auf einen Frieden gerichtet, der dem Reiche sein Dasein, seine politische und wirtschaftliche Stellung, seine Entwicklungsfreiheit sichert und die von England versuchte Abschnürung vom Weltmarkt dauernd verhindert. Auf das Vertrauen des deutschen Volkes kann nur eine Regierung rechnen, die diese Friedensziele erreicht. Wenn der Reichskanzler es ablehnt, Einzelheiten seiner Kriegsziele den Feinden preiszugeben, so billigen wir das."

Dadurch wurde Bethmanns Stellung wieder gestärkt und gestützt. Die Erklärung war wohl auch zu diesem Zwecke gegeben. Die Parteien wollten nicht, daß ein Kanzlersturz in Deutschland erfolge. Sie wollten ferner eine weitere Reizung der Sozialdemokratie vermeiden, denn die Erklärung schloß mit den Worten: „Die Zurückhaltung war für den Reichskanzler heute geboten. Mehr als je ist in dieser Stunde unser Losungswort Zusammenschluß, nicht Spaltung."

Man kann es in der Tat verstehen, daß sowohl die Regierung, wie verschiedene Parteien des Reichstages mit Sorge auf die Arbeitermassen hinblickten, als deren Vertreter die Sozialdemokraten beider Richtungen im Hause saßen und deren Führer zu sein sie sich rühmten. Mitte April war es in Berlin zu sehr bösen Dingen gekommen. Es wurden Flugblätter unter den Arbeitern verteilt, die den wahnsinnigen Gedanken aussprachen, die deutschen Arbeiter könnten dem Kriege mit einem Schlage ein Ende machen, wenn sie die Arbeit für die Rüstungsindustrie niederlegten. Von wem dieser Aufruf ausging, war unschwer zu erraten. Der Chef des Kriegsamtes, Generalleutnant Gröner, rief am 5. Mai im Reichstage einem der unabhängigen Sozialdemokraten zu: „Die Töpfe, in denen den Arbeitern solche Suppen

gekocht werden, tragen Ihre Firma, Herr Cohn, und diese Töpfe müssen zerschlagen werden. Die Flugblätter im Lande bleiben an Ihren Rockschößen hängen". (Dieser Cohn war der famose Abgeordnete von Nordhausen, der auch den Antrag im Reichstage gestellt hatte, die Oberste Heeresleitung, also Hindenburg und Ludendorff, unter die Beaufsichtigung des Reichstages zu stellen.)

Der Streik dauerte glücklicherweise nur wenige Tage, dann siegte bei den Arbeitern die Besonnenheit. Nicht wenig trug dazu ein Schreiben Hindenburgs bei, das an Gröner gerichtet war und in der Presse erschien. Es lautete:

„In den letzten Tagen waren mir Arbeitseinstellungen in einer großen Zahl der Berliner Fabriken für Kriegsgerät gemeldet worden.

Aus den Mitteilungen Ew. Exzellenz ersehe ich zwar, daß mit wenigen Ausnahmen die Arbeit wieder aufgenommen ist. Die Tatsache jedoch, daß eine Arbeitsniederlegung in der Rüstungsindustrie in größerem Umfange aus Gründen der Ernährungsfrage überhaupt möglich war, zwingt mich zu folgenden Ausführungen: Die Gesamtbevölkerung wird von der notwendig gewordenen Verringerung der Brotration schwer getroffen. Ich zweifle aber nicht, daß die gleichzeitig erfolgte Erhöhung der Fleischration und die nunmehr wieder einsetzende regelmäßige Belieferung mit Kartoffeln als Ersatz für die verringerte Brotmenge gelten können. Auch halte ich es für sicher, daß alle an der Aufbringung und Verteilung dieser Lebensmittel beteiligten Bevölkerungskreise und Behörden sich des Ernstes der Lage bewußt sind und daß es auf diese Weise gelingen wird, die gegebenen Zusagen zu erfüllen.



Torpedobootsabwehr: Ausbringen des Torpedoschutznetzes auf einem Panzerkreuzer. Nach einer Zeichnung von Kurt Hassenkamp.

Um so weniger kann meines Erachtens die heimische Ernährungslage ein Grund zur Arbeitseinstellung sein. Ich halte es für meine Pflicht, Ew. Exzellenz darauf hinzuweisen, daß bei der gegenwärtig auf der Westfront auszukämpfenden Schlacht eine ungeminderte Erzeugung an Kriegsmaterial aller Art die allen anderen voranstehende Aufgabe ist, und daß jede noch so unbedeutend erscheinende Arbeitseinstellung eine unverantwortliche Schwächung unserer Verteidigungskraft bedeutet und sich mir als eine unsühnbare Schuld am Heer und besonders an dem Mann im Schützengraben, der dafür bluten müßte, darstellt.

Ich bitte Ew. Exzellenz darum, mit allen Mitteln dafür Sorge zu tragen, daß die Erzeugung von Waffen und Munition in nachdrücklichster Weise gefördert wird, die mir die erste Vorbedingung zur Erreichung unseres großen Zweckes zu sein scheint. gez.: v. Hindenburg."

Gröner erließ daraufhin folgenden Aufruf:

„An die Rüstungsarbeiter! Im Westen bei Arras, an der Aisne und in der Champagne stehen unsere feldgrauen Brüder in der schwersten und blutigsten Schlacht der Weltgeschichte.



Der Chef einer Torpedobootsflottille gibt durch die Flüstertüte Befehl nach rückwärts. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

Unser Heer braucht Waffen und Munition. Habt Ihr nicht Hindenburgs Brief gelesen? „Eine unsühnbare Schuld nimmt derjenige auf sich, der in der Heimat feiert statt zu arbeiten. Für Eure Schuld müßten unsere Feldgrauen bluten".

Wer wagt es, dem Rufe Hindenburgs zu trotzen? Ein Hundsfott, der streikt, solange unsere Heere vor dem Feinde stehen.

Hiermit ordne ich an, daß unverzüglich in den Rüstungsbetrieben aller Art hochgesinnte Arbeiter, mutige Männer und Frauen sich zusammentun und ihre Kameraden aufklären, was die Not der Zeit und die Zukunft des Vaterlandes von uns allen fordert: Arbeit und wiederum Arbeit bis zum glücklichen Ende des Krieges. Diese mutigen Arbeiter sollen rücksichtslos gegen alle diejenigen vorgehen, die hetzen und aufreizen, um dem Heere die Waffen und die Munition zu entziehen. Lest Hindenburgs Brief immer wieder, und Ihr werdet erkennen, wo unsere schlimmsten Feinde stecken. Nicht draußen bei Arras, an der Aisne und in der Champagne — mit diesen werden Eure feldgrauen Söhne und Brüder fertig, nicht drüben in London — mit diesen werden unsere Blaujacken auf den Unterseebooten gründliche Abrechnung halten. Die schlimmsten Feinde stecken mitten unter uns. Das sind die Kleinmütigen und die noch viel Schlimmeren, die zum Streike hetzen. Diese müssen gebrandmarkt werden vor dem ganzen Volke, diese Verräter am Vaterland und am Heere. Ein Feigling, wer auf ihre Worte hört. Lest im Reichsstrafgesetzbuch, was § 89 über den Landesverrat sagt. Wer wagt es, nicht zu arbeiten, wenn Hindenburg es befiehlt?

Der Brief Hindenburgs und dieser Aufruf sind in allen Rüstungsbetrieben so anzuschlagen, daß jeder Arbeiter sie tagtäglich vor Augen hat als dauernde Mahnung zur Überwindung des Kleinmuts, zur Erfüllung der Pflichten gegen unser geliebtes deutsches Vaterland. Wir sind nicht weit vom Ziel. Es geht ums Dasein unseres Volkes. Glück auf zur Arbeit!"

Der wackere General aus Schwaben wurde wegen des schwäbischen Tones seiner Kundgebung im Reichstag scharf angegriffen, aber der Erfolg bewies, daß diese Redeweise von den Arbeitern ganz gut verstanden worden war. Die Streiks hörten nach wenigen Tagen auf.

Trotzdem fühlten sich die Sozialdemokraten als Herren der Lage und schreckten das Gemüt des Kanzlers durch den Hinweis auf die Unzufriedenheit großer Volksteile. Sie war sicherlich vorhanden, aber ebenso sicher war sie nicht entstanden durch die Betrübnis des Volkes über das preußische Wahlrecht, sondern durch die Knappheit der Lebensmittel und den sonstigen immer fühlbareren Druck, den der Krieg ausübte. Das Volk wollte mehr Brot, Fleisch und Zucker, auch Bier und Tabak. Hätte es die erhalten können, so wäre ihm das Wahlrecht vorderhand Hekuba gewesen. Die Führer der demokratischen Parteien aber benutzten die Gunst ihrer Lage zur Erreichung ihrer Ziele, und ihre Zeitungen erklärten jeden Tag, die Arbeitermassen seien nur dann zufriedenzustellen, wenn die schmähliche Entrechtung des Volkes, das ruchlose Dreiklassenwahlrecht, endlich verschwände und das gleiche geheime allgemeine Wahlrecht an seine Stelle trete. Wer z. B. das „Berliner Tageblatt" las, mußte den Eindruck gewinnen, daß das deutsche Volk im Wachen und im Traume an nichts anderes denke, als an die Änderung des Wahlrechts. Die Väter dieser Mache drängten den Reichskanzler von Tag zu Tag mehr, ganz auf ihre Seite zu treten. Als die Reichsboten Anfang Juli wieder nach Berlin kamen, wurde der Zustand für Bethmann sehr bedenklich. Am 6. Juli erschien eine Abordnung der Sozialdemokraten bei ihm, die ihm die Pistole auf die Brust setzte. Er sollte erklären, daß die Regierung bereit sei, auf der Grundlage des Zustandes, der vor dem Kriege bestanden habe, Frieden zu schließen, daß sie also jede Annexion feindlichen Gebietes ablehne. Ferner verlangten die um Scheidemann unverzügliche Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen, die Ernennung hervorragender Abgeordneter zu Ministern und Staatssekretären und die Einführung des parlamentarischen Systems, das heißt, die Minister sollten nicht wie bisher vom König ernannt werden, sondern vom Parlament und ihm verantwortlich sein. Die Lage war sehr übel für den Kanzler. Unmöglich konnte er das alles gewähren, was da von ihm verlangt wurde. Erfüllte er aber den Willen der Demokraten nicht, so war seine Stellung ganz unhaltbar, denn auch das Zentrum verhielt sich ablehnend gegen ihn und ließ ihn merken, daß ihm an seiner Person nichts gelegen sei. Im Zentrum führte jetzt der Schwabe Matthias Erzberger, ein großes demagogisches Talent, der dem deutschen Volke bekannt war vor allen Dingen durch die Rolle, die er in der kläglichen Wistuba-Angelegenheit gespielt hatte. Er hatte bisher gute Beziehungen zu Bethmann unterhalten, ja er hatte sich in den Augen weiter Kreise das Ansehen zu verschaffen gewußt, daß er ein besonderer Vertrauter des Kanzlers wäre, der tief eingeweiht sei in die Pläne des Weisen von Hohenfinow. Jetzt wurde er ihm feind, besonders deshalb, weil Bethmann zu einem unbedingten Verzichtfrieden nicht ja und nicht nein sagen wollte oder konnte. Erzberger aber wußte, daß der Papst einen großen Friedensaufruf an alle Kriegführenden vorbereite, und dem wollte er in Deutschland den Weg bereiten. So war mit einem Male eine Kanzlerkrise da, und es erschien unmöglich, daß Bethmann noch länger an der Spitze des Reiches und Preußens stehe, denn alle Parteien hatten sich von ihm abgewandt, und der Reichstag hatte sich am 5. Juli vertagt, als von dem Kanzler eine neue Kriegskreditforderung von fünfzehn Milliarden Mark an ihn gerichtet worden war. Trotzdem machte Bethmann noch den Versuch, sich zu halten. Am 9. Juli fand ein Kronrat unter dem Vorsitz des Kaisers statt, an dem außer den preußischen Ministern auch die Staatssekretäre der Reichsämter teilnahmen. Als eine Frucht dieses Kronrates erschien am 11. Juli ein Erlaß des Kaisers, der folgenden Wortlaut hatte:

„Auf den Mir in Befolgung Meines Erlasses vom 7. April d. J. gehaltenen Vortrag Meines Staatsministeriums bestimme Ich hierdurch in Ergänzung desselben, daß der dem Landtage der Monarchie zur Beschlußfassung vorzulegende Gesetzentwurf wegen Abänderung des Wahlrechts zum Abgeordnetenhause auf der Grundlage des gleichen Wahlrechts aufzustellen ist. Die Vorlage ist jedenfalls so frühzeitig einzubringen, daß die nächsten Wahlen nach dem neuen Wahlrecht stattfinden können."

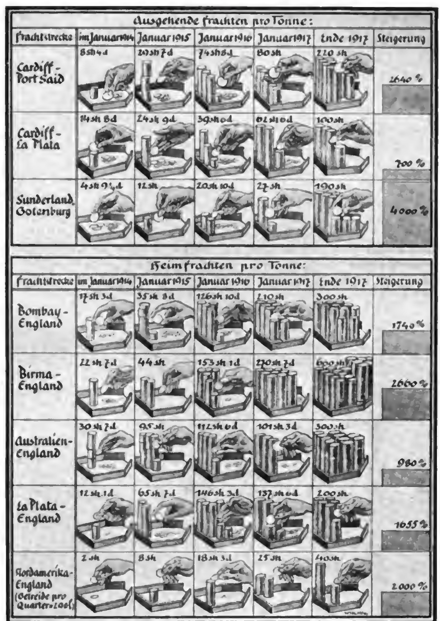
Dazu ließ sich der Mund der Regierung, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", also vernehmen:

„Der vorstehende Erlaß schafft über die Frage des preußischen Wahlrechts volle Klarheit. Die in der Osterbotschaft

zunächst offengelassene Frage, ob die Reformvorlage neben dem direkten und geheimen Wahlverfahren ein Pluralwahlrecht oder das gleiche Wahlrecht vorzusehen habe, ist nunmehr in letzterem Sinne entschieden worden. Damit ist dem Staatsministerium, nachdem es Seiner Majestät dem König den befohlenen Vortrag gehalten hat, ein bestimmter Weg für die Aufstellung der Vorlage vorgezeichnet, über die der Landtag zu beschließen haben wird. Indem der König in freier Entschließung seinen Willen kundgibt, bekräftigt er in weithin wirkender Tat sein festes Vertrauen in unser Volk, das so Glänzendes vollbracht hat, dem so Gewaltiges auferlegt ist. Es ist ein Akt von entscheidender Bedeutung für Preußen und für Deutschland, den seine Majestät mit der Zeichnung des Erlasses vollzogen hat. Daß dieser Akt, der aus dem gewaltigen Geschehen dieses Krieges die notwendigen Folgerungen zieht, für Krone und Volk von dauerndem Heile sein wird, ist unsere feste Zuversicht."

Im höchsten vaterländischen Interesse müsse der Meinungsstreit hinter der Front, der bei einer durchgreifenden Verfassungsänderung unvermeidlich sei, verschoben werden bis zur Heimkehr der Krieger und bis sie selbst an den Fortschritten der neuen Zeit mitraten und taten könnten, so hieß es in der Osterbotschaft des Kaisers. Das war eben drei Monate her.

Trotzdem brachte jetzt Bethmann den Meinungsstreit, der bei einer vollkommenen Verfassungsänderung unvermeidlich war, ins Volk. Es wendete sein Schicksal nicht. Am 11. Juli nahm der Minister von Loebell, ein schroffer Gegner des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechts, seine Entlassung, woraus in der Presse der Schluß gezogen wurde, Bethmann sitze fest im Sattel. Aber am 14. Juli mußte er ihm folgen. Er reichte sein Entlassungsgesuch ein, und der Kaiser unterzeichnete es „schweren Herzens und unter den wärmsten Segenswünschen".



Ausgehende Frachten pro Tonne:

| Frachtstrecke | im Januar 1914 | Januar 1915 | Januar 1916 | Januar 1917 | Ende 1917 | Steigerung |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Cardiff-Port Said | 8 sh 4 d | 20 sh 7 d | 74 sh 8 d | 80 sh | 220 sh | 2640 % |
| Cardiff-La Plata | 14 sh 8 d | 24 sh 9 d | 39 sh 10 d | 62 sh 10 d | 100 sh | 700 % |
| Sunderland-Gotenburg | 4 sh 9½ d | 12 sh | 20 sh 10 d | 27 sh | 190 sh | 4000 % |

Heimfrachten pro Tonne:

| Frachtstrecke | im Januar 1914 | Januar 1915 | Januar 1916 | Januar 1917 | Ende 1917 | Steigerung |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Bombay-England | 17 sh 3 d | 35 sh 8 d | 126 sh 10 d | 210 sh | 300 sh | 1740 % |
| Birma-England | 22 sh 7 d | 44 sh | 153 sh 1 d | 220 sh 7 d | 600 sh | 2660 % |
| Australien-England | 30 sh 7 d | 95 sh | 112 sh 6 d | 101 sh 3 d | 300 sh | 980 % |
| La Plata-England | 12 sh 1 d | 65 sh 7 d | 146 sh 3 d | 137 sh 6 d | 200 sh | 1655 % |
| Nordamerika-England (Getreide pro Quarter = 200 l) | 2 sh | 8 sh | 18 sh 3 d | 25 sh | 40 sh | 2000 % |

Die Wirkungen des unbeschränkten U-Bootskrieges auf die Volkswirtschaft unserer Feinde: Frachtsteigerungen im Verkehr mit England von Ende Januar 1914 bis Ende Dezember 1917.

Noch an demselben Tage ernannte der Kaiser den Dr. Georg Michaelis, Staatskommissar für Volksernährung in Preußen, zum Kanzler des Deutschen Reiches. Er war der Einführer der Brotkarte, das heißt, der einzigen Maßregel auf dem Gebiete des Ernährungswesens, die sich, so schwer sie empfunden wurde, der allgemeinen Billigung des Volkes erfreute oder wenigstens vom Volke verstanden wurde. Er hat in der Tat seinem Volke damit den höchsten Dienst geleistet, denn die Brotkarte hat es vor zeitweiser schwerer Hungersnot bewahrt. Auch sonst hatte er sich als sehr tüchtiger, tatkräftiger und einsichtiger Verwaltungsbeamter gezeigt und war ohne Frage ein Mann von redlichstem Wollen. Bei den Parteien und bei der Presse fand er eine sehr verschiedene Aufnahme. Die hochkirchlich Gesinnten freuten sich seiner Ernennung, denn er war ein Mann, der sein Christentum offen vor aller Welt bekannte, und stand in der sogenannten „Gemeinschaftsbewegung" der evangelischen Kirche. Unter den Freisinnigen gab es viele, die ihn willkommen hießen, weil er der erste Reichskanzler bürgerlichen Standes war. Aber bei den

Parteien, die darauf ausgingen, Deutschland zu „demokratisieren", fand er einen ungnädigen Empfang, weil er sich, ohne daß die Volksvertretung befragt worden war, zum Reichskanzler hatte ernennen lassen.

Am 19. Juli stellte er sich dem Reichstage vor. In seiner Antrittsrede erklärte er:

„Nach dem Erlaß der Allerhöchsten Botschaft vom 11. Juli über das Wahlrecht in Preußen stelle ich mich selbstverständlich auf deren Standpunkt. Ich halte es für nützlich und für notwendig, daß zwischen den großen Parteien und der Regierung eine engere Fühlung herbeigeführt wird und bin bereit, soweit dies möglich ist, ohne den bundesstaatlichen Charakter und die konstitutionellen Grundlagen des Reiches zu schädigen, alles zu tun, was dieses Zusammenarbeiten lebens- und wirkungsvoller machen kann. Ich halte es auch für wünschenswert, daß das Vertrauensverhältnis zwischen dem Parlament und der Regierung dadurch enger wird, daß Männer in leitende Stellen berufen werden, die neben ihrer persönlichen Eignung für den betreffenden Posten auch das volle Vertrauen der großen Parteien der Volksvertretung genießen. Selbstverständlich ist alles das nur unter der Voraussetzung möglich, daß von der anderen Seite anerkannt wird, daß das verfassungsmäßige Recht der Reichsleitung zur Führung in der Politik nicht geschmälert werden darf. Ich bin nicht willens, mir die Führung aus der Hand nehmen zu lassen."

Wie weit er dieses stolze Wort in die Tat würde umsetzen können, das mußte die Zukunft erweisen. Die Führung der äußeren Politik wurde ihm noch in derselben Reichstagssitzung aus der Hand genommen, denn Zentrum, Sozialdemokraten und fortschrittliche Volkspartei brachten einen Antrag folgenden Wortlauts ein:

„Wie am 4. August 1914, gilt für das deutsche Volk auch an der Schwelle des vierten Kriegsjahres das Wort der Thronrede „Uns treibt nicht Eroberungssucht". Zur Verteidigung seiner Freiheit und Selbständigkeit, für die Unversehrtheit seines territorialen Besitzstandes hat Deutschland die Waffen ergriffen. Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen, politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar.

Der Reichstag weist auch alle Pläne ab, die auf wirtschaftliche Absperrung und Verfeindung der Völker nach dem Kriege ausgehen. Die Freiheit der Meere muß sichergestellt werden. Nur der Wirtschaftsfriede wird einem freundschaftlichen Zusammenleben der Völker den Boden bereiten. Der Reichstag wird die Schaffung internationaler Rechtsorganisationen tatkräftig fördern. Solange jedoch die feindlichen Regierungen auf einen solchen Frieden nicht eingehen, solange sie Deutschland und seine Verbündeten mit Eroberung und Vergewaltigung bedrohen, wird das deutsche Volk wie ein Mann zusammenstehen, unerschütterlich ausharren und kämpfen, bis sein und seiner Verbündeten Recht auf Leben und Entwicklung gesichert ist. In seiner Einigkeit ist das deutsche Volk unüberwindlich. Der Reichstag weiß sich darin eins mit den Männern, die in heldenhaftem Kampfe das Vaterland schützen. Der unvergängliche Dank des ganzen Volkes ist ihnen sicher."

Die Väter dieser Entschließung waren der Sozialdemokrat Scheidemann und der Zentrumsmann Matthias Erzberger, der früher ganz anders gedacht und geredet hatte, nun aber plötzlich umschwenkte und seine Partei mit sich fortriß.

Die Entschließung wurde mit 214 gegen 116 Stimmen angenommen. Dafür stimmte das Zentrum, mit Ausnahme des Dr. Pfleger und Schwarze, die Sozialdemokraten Scheidemannscher Richtung, die fortschrittliche Volkspartei, mit Ausnahme des Abgeordneten Heckscher, der sich der Stimme enthielt. Die Deutsche Fraktion spaltete sich, ein Teil stimmte dafür, der andere dagegen. Die Konservativen und Nationalliberalen stimmten geschlossen dagegen. Die Polen enthielten sich der Abstimmung, weil in der Entschließung das famose Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht erwähnt wurde. Die um Ledebour und Haase enthielten sich ebenfalls der Abstimmung, denn die Entschließung war ihnen noch nicht genügend. Sie muteten dem deutschen Volke noch ganz andere Dinge zu, denn sie forderten, daß der Reichstag folgende Kundgebung erlassen möge:

„Der Reichstag erstrebt einen Frieden ohne Annexionen irgendwelcher Art und ohne Kriegsentschädigung auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker. Er erwartet insbesondere Wiederherstellung Belgiens und die Wiedergutmachung des ihm zugefügten Unrechts. Der Reichstag fordert Einleitung sofortiger Friedensverhandlungen auf der Grundlage dieses Programms. Er verlangt ein internationales Abkommen über die allgemeine Abrüstung, Freiheit des internationalen Handels und Verkehrs, die unbeschränkte internationale Freizügigkeit, ein internationales Abkommen zum Schutze der Arbeiter vor Ausbeutung, Anerkennung der Gleichberechtigung für alle Einwohner eines Staates, ohne Rücksicht auf die Staatszugehörigkeit, Geschlecht, Rasse, Sprache und Religion, Schutz der nationalen Minderheiten, obligatorische internationale Schiedsgerichte zur Schlichtung aller Streitigkeiten. Zur Erreichung des Friedens und zur Durchführung dieses Friedensprogrammes ist die dringende Notwendigkeit die sofortige Aufhebung des Belagerungszustandes. Erforderlich ist ferner die völlige Demokratisierung der Verfassung und Verwaltung des Reiches und seiner Einzelstaaten, die ihren Abschluß hat in der Schaffung einer sozialen Republik."

Kommentar überflüssig! Michaelis stimmte ohne Zweifel der Entschließung des Reichstages innerlich nicht zu. Er sprach zwar auch von einem Frieden, der durch Verständigung erreicht werden sollte und der die Grundlage zu einer dauernden Versöhnung der Völker bilden müsse, aber er fügte dem hinzu: „Dieses Ziel ließe sich im Rahmen Ihrer Resolution, wie ich sie auffasse, erreichen." Dieser Vorbehalt wurde ihm aber von verschiedenen Seiten sehr verübelt.

## Der See- und Luftkrieg zwischen Deutschland und England vom 1. Juni bis 31. Juli 1917. — Amerikas Beteiligung am Kriege.

Die Ereignisse zur See und in der Luft, die in den beiden letzten Monaten des dritten Kriegsjahres sich abspielten, waren wenig geeignet, den Engländern Freude zu bereiten, mußten ihnen vielmehr den schwersten Verdruß und große Besorgnis einflößen. Nirgendwo vermochten sie einen nennenswerten Erfolg zu erringen. Wo sie mit den deutschen Seestreitkräften zusammenstießen, zogen sie fast überall den Kürzeren. Der Unterseebootkrieg fügte ihnen einen gewaltigen Schaden zu, und ein durchschlagendes Mittel, sich seiner zu erwehren, vermochten sie nicht aufzufinden. Auch in der Luft machten sich die verhaßten Deutschen wieder aufs unangenehmste bemerkbar. Sogar die englische Hauptstadt



Kapitänleutnant Marschall.
(Phot. H. Renard, Kiel.)



Kapitänleutnant Viebeg.



Oberleutnant z. S. Reinhold Saltzwedel.



Kapitänleutnant Sieß.
(Phot. Dührkoop, Hamburg.)



Kapitänleutnant Moraht.



Kapitänleutnant Rohrbeck.



Kapitänleutnant Remy.
(Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.)



Kapitänleutnant Schwieger.
(Phot. H. Dührkoop, Berlin.)



Kapitänleutnant Schneider.
(Hofphot. Hans Loessel, Gera.)



Oberleutnant z. S. Launburg.



Oberleutnant z. S. Klatt.



Oberleutnant z. S. Korsch.



Oberleutnant z. S. Obermüller.



Oberleutnant z. S. Lohs.



Kapitänleutnant Meusel.

## Deutsche U-Bootführer.

wurde zu ihrer peinlichen Überraschung trotz der verbesserten und verstärkten Abwehrmittel das Ziel erfolgreicher deutscher Luftangriffe.

Die einzige Unternehmung zur See, die einigermaßen erfolgreich für sie war, führten sie am 5. Juni aus. Englische Monitore und leichte Kreuzer beschossen Ostende, richteten ziemlich beträchtlichen Sach- und Häuserschaden an und töteten eine große Zahl der belgischen Einwohner. Dabei trafen sie auf zwei deutsche Torpedoboote, von denen sie das eine zur Flucht zwangen, das andere zum Sinken brachten. Übrigens ein Erfolg, der mit siebenfacher Übermacht errungen wurde. Dabei ließen sie sich eine Tat zu schulden kommen, die mit dem bekannten Baralongfall in eine Reihe zu stellen ist, eigentlich ihn an Scheußlichkeit noch übertrifft. Der englische Zerstörer „F 51" nahm von der Besatzung des untergegangenen deutschen Torpedobootes „S 20", die mit dem Tode ringend im Meer schwamm, nur sieben Mann an Bord. Sie sollten wahrscheinlich als „Material" zum Verhören mitgenommen werden. Den anderen deutschen Seeleuten wurde die Aufnahme verweigert. Einige, die sich an das englische Boot angeklammert hatten, wurden durch Schläge auf die Hände und unter Bedrohung, daß man sie erschießen werde, gezwungen, loszulassen. Hohnlachend fuhren die Engländer davon und beobachteten aus der Ferne durch ihre Ferngläser interessiert den Kampf der Ertrinkenden gegen die See. Ein Teil dieser Unglücklichen wurde dann noch durch den Mut und die Geschicklichkeit deutscher Seeflieger gerettet. Der Fall war deshalb schwerer als der des „Baralong" und „King Stephen", weil hier die Rettung noch leichter gewesen wäre, denn die See war glatt, und eine Gefahr für die Engländer bestand nicht. Auch wurde die Tat im Angesicht einer ganzen kleinen englischen Flotte begangen, und die Täter schämten sich vor ihren Kameraden ihrer schändlichen Handlungsweise nicht — ein Beweis, wie weitverbreitet die Gemeinheit der Gesinnung in der englischen Marine war. Die sich mehrenden Zeugnisse englischer Roheit machten allmählich auch die Neutralen stutzig. Schweizerische und skandinavische Blätter fragten verwundert, wo denn eigentlich das vielgerühmte Christentum der Engländer bliebe und ob diese nicht bedächten, daß sie mit einem Christenvolke kämpften. Die harmlosen Fragesteller bedachten nicht, daß jedes Volk in dem Augenblick, als es die Waffen gegen England zu erheben wagt, von den Engländern für ein von Gott abtrünniges, des christlichen Namens nicht mehr würdiges Verbrechervolk erklärt und demgemäß behandelt wird. Das ist die liebenswürdige Gewohnheit des angelsächsischen Christentums, die sich durch die Jahrhunderte verfolgen läßt.

Zu ihrem großen Kummer waren die Träger des wahren Christentums, die „Söhne Jahves", wie sie der Fürst Lichnowsky, Deutschlands verwichener Botschafter in England, nannte, diesmal an ein Volk geraten, das Vergeltung üben konnte. Das erfuhren sie noch an demselben Tage. Am Abend des 5. Juni erschien ein gewaltiges deutsches Fliegergeschwader über Sheerneß an der Themsemündung und warf 5000 Kilogramm Bomben ab. „Gute Treffwirkung wurde beobachtet", sagte der deutsche Admiralstab. In den mächtigen Werftanlagen und Marinearsenalen Medway räumten die Bomben furchtbar auf. Die Deutschen verloren dabei nach englischem Bericht zwei Flugzeuge, ein Verlust, der von der deutschen amtlichen Stelle nicht erwähnt wurde, übrigens auch geringfügig genug gewesen wäre. Am 11. Juni verloren die Engländer durch ein deutsches U-Boot einen Kleinen Kreuzer und durch ein österreichisch-ungarisches U-Boot einen Torpedobootzerstörer von der L-Klasse. Beide Versenkungen geschahen im Mittelmeer. Um ein Haar hätten die Deutschen in denselben Gewässern auch noch einen japanischen Zerstörer versenkt. Er wurde aber, wenigstens nach japanischem Bericht, nachdem er von einem Torpedoschuß beschädigt war, noch im Hafen geborgen.

Eine ganz böse Heimsuchung erlebte England am 13 Juni. Die Oberste Heeresleitung berichtete darüber:

„Am 13. Juni, 1 Uhr mittags deutscher Zeit, wurde die Festung London bei klarstem Wetter von einem geschlossenen Geschwader deutscher Großflugzeuge unter persönlicher Führung des Geschwaderführers Hauptmann Brandenburg angegriffen. Die Ziele des Angriffes waren die in der Mitte der Stadt gelegenen Docks, Werften und Bahnanlagen, sowie staatliche Magazine und Speicher, die sich auf beiden Ufern der Themse entlangziehen. Zahlreiche Brände brachen aus und fanden an den aufgestapelten Vorräten reiche Nahrung. Das Geschwader hielt sich länger als eine Viertelstunde über seinem Angriffsziel auf. Trotz englischer Abwehrmaßnahmen kehrten sämtliche Flugzeuge unversehrt in ihre Heimathäfen zurück. Ein feindliches Flugzeug wurde über der Themse im Luftkampf abgeschossen und stürzte brennend in die Tiefe."

Die englische Presse wütete — weniger über den angerichteten Schaden, obwohl selbst der für beträchtlich erklärt wurde, als darüber, daß die Deutschen bei hellem lichten Tage über London hatten erscheinen und ohne Verluste wieder hatten abfahren können. Im Unterhause teilte Bonar Law über den Luftangriff folgendes mit:

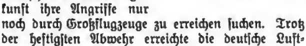
„12 oder 15 feindliche Flugzeuge überflogen die Küste bei North Foreland und gingen über Essex direkt nach London. Zwei Bomben wurden in der Nähe von North Foreland abgeworfen. Um 11,25 Uhr begannen Bomben auf das Ostende von London zu fallen. 13 Bomben fielen in die City. Soweit bekannt, sind in der City 31 Personen getötet und 67 verwundet worden. Die Abwehrgeschütze nahmen den Feind unter Feuer, während eine große Anzahl von Flugzeugen zur Verfolgung aufstieg. Unfälle in anderen Teilen Londons sind nicht bekannt, aber zu meinem Bedauern muß ich mitteilen, daß in einer Schule in London-Ostend zehn Kinder getötet und 45 verwundet wurden. Bisher steht der Abschuß einer Maschine sicher fest."

Ein Luftfahrzeug war in der Tat abgeschossen worden, aber es war ein englisches. Die englischen Marinegewaltigen machten allerlei verlegene Ausflüchte, konnten aber nicht in Abrede stellen, daß ihre Abwehrmaßregeln die Probe nicht bestanden hatten. Ein schwacher Trost war es ihnen, daß es ihren Seestreitkräften am 14. Juni gelang, das deutsche Marine-Luftschiff „L 43" über der Nordsee abzuschießen. Aber ihre Freude wurde gedämpft, als sie erfuhren,

daß an demselben Tage in der Nordsee ein englischer Hilfskreuzer versenkt worden war, und am 16. erlebten sie wieder eine schlimme Überraschung. Ein deutsches Luftschiffgeschwader unter Korvettenkapitän Viktor Schütze suchte wichtige Festungen Südenglands heim. Der deutsche Bericht nannte die Orte nicht. Aus dem englischen war zu ersehen, daß sich Kent unter ihnen befand. Es waren Zeppeline, die hier erschienen, während die Engländer der Meinung waren, die Deutschen würden in Zukunft ihre Angriffe nur noch durch Großflugzeuge zu erreichen suchen. Trotz der heftigsten Abwehr erreichte die deutsche Luftflotte ihre Ziele, aber ihr rühmlich bekannter Führer starb mit der ganzen Besatzung des „L 48“ den Heldentod. Das Luftschiff wurde brennend zum Absturz gebracht.



Im Heizraum eines deutschen Linienschiffs.



Munitionstransport an Deck eines kleinen Kreuzers.

Der 17. Juni brachte den Engländern auf einem ganz anderen Kriegsschauplatze eine schwere Schlappe. Der nach Saloniki fahrende englische Truppentransportdampfer „A. O. 240“, ein Schiff von 8000 Tonnen, beladen mit Truppen und Kriegsbedarf, wurde nahe bei Kap Spartel von einem deutschen U-Boot versenkt. Zwei U-Bootjäger, die ihn geleitet hatten, wurden ebenfalls vernichtet, zwei andere schwer beschädigt. Am 27. wurde noch ein englischer Truppentransportdampfer, diesmal im Atlantischen Ozean, von deutschen U-Booten zum Sinken gebracht.

Auch die französische Marine erlitt im Juni ein paar kleine Verluste und einen sehr empfindlichen. Am 19. vernichtete ein deutsches U-Boot, befehligt vom Oberleutnant z. See von Heimburg, das französische U-Boot „Ariane“, am 25. fiel der französische Hilfskreuzer „Himalaya“ einem Torpedoschuß zum Opfer, und am 27. Juni geriet der große französische Panzerkreuzer „Kléber“ bei Kap St. Mathieu auf eine Mine und sank. Das Schiff war zwar alt, es war 1902 gebaut, aber es verdrängte 7700 Tonnen.

Noch ungünstiger verlief für die verbündeten Westmächte, besonders für England, der Juli. Am 4. erfolgte ein deutscher Luftangriff auf Harwich, wobei es den Deutschen gelang, trotz starker Abwehr 2000 Kilogramm Bomben mit guter Wirkung ins Ziel zu bringen. Wieder kehrten, das war den Engländern besonders schmerzlich, alle deutschen Flugzeuge unbeschädigt heim.

Der Angriff war indessen nur das Vorspiel zu dem schwarzen Tage, den England am 7. Juli erleben mußte. Die amtliche deutsche Meldung über das, was an diesem Tage geschah, lautete:

„Die befestigte Stadt London wurde am 7. 7. erneut von deutschen Flugzeugen mit Bomben belegt. Der Angriff gegen



Lecksicherungsgruppe beim Dichten eines Lecks.

Bei unseren Blauen Jungens an Bord während des Gefechts. Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung“ von Kurt Hassenkamp.

den Hauptquell der englischen Kriegsstärke erfolgte wiederum am hellen Tage.

Ein Geschwader unserer Großflugzeuge unter Führung seines Kommandeurs, des Hauptmanns Kleine, stieß um 11 Uhr vormittags gegen London vor. Der Angriff richtete sich in erster Linie gegen die am Ostrande der City gehäuften Magazine, Rüstungsbetriebe und die London- und St. Catherine-Docks. Bei klarer Sicht belegte das Geschwader die Speicher, Lagerhäuser, Bahnanlagen und Docks auf dem Norduser der Themse, zwischen dem Bahnhof Charingcroß und den Docks östlich Tower-Bridge in einviertelstündigem Angriff mit genau gezielten Bomben: die Einschläge lagen gut, ihre Wirkung zeigte sich in dichten Rauchwolken und starken Explosionen, u. a. wurde der Bahnhof Charingcroß mehrfach getroffen. Die London-Bridge erhielt ebenfalls einen Volltreffer.

Ein Nebenangriff richtete sich zu gleicher Zeit gegen den befestigten Hafen Margate; auch hier wurde gute Wirkung erreicht.

Das Abwehrfeuer der englischen Artillerie setzte ein, als unsere Flugzeuge sich der Küste näherten, folgte dem Geschwader während der ganzen Dauer seines Fluges über englischem Boden und steigerte sich über London zu äußerster Heftigkeit. Feindliche Flugzeuge stiegen in großer Zahl hoch und warfen sich unseren Flugzeugen entgegen. Sie vermochten aber ebensowenig wie das Artilleriefeuer das Geschwader an der plangemäßen Durchführung seines Auftrages zu hindern. Ein feindliches Flugzeug wurde im Luftkampf abgeschossen. Unsere Flugzeuge sind bis auf eines, das ohne feindliche Einwirkung infolge Motorschadens auf See niedergehen mußte, sämtlich in ihre Heimathäfen zurückgekehrt."

Höchst eindrucksvoll und anschaulich berichtete Reuter über den Vorgang wie folgt:

„Der gestrige Luftangriff auf London war der größte, der bisher stattgefunden hat. Der Angriff bot einen merkwürdigen Anblick. Die Flieger näherten sich langsam und in geschlossenen Formationen. Sie hoben sich deutlich gegen den Himmel ab und sahen einem Schwarm großer Drosseln ähnlich. Man hatte den Eindruck, als ob sie für den Hagel von Granaten, die ringsumher krachten, nur Verachtung hätten. Sie flogen sehr niedrig. Nur die inneren Flugzeuge warfen Bomben ab, die äußeren erfüllten die Rolle von Beschützern. Sie weilten nur 12 bis 15 Minuten über der City und legten außerordentliche Kühnheit an den Tag. Da sie sehr niedrig flogen, setzten sie sich der größten Gefahr aus. Die Straßen waren um diese Zeit, 9,30 Uhr, von Menschen angefüllt. Als die ersten Pfeifen ertönten, wollte man kaum glauben, daß feindliche Flieger im Anzuge seien. Die Abwehrbatterien schossen vorzüglich und bereiteten dem Angreifer einen heißen Empfang. Als die feindlichen Flieger die City überflogen hatten, stellten die Abwehrbatterien das Feuer ein, und englische Flieger stiegen auf, um den Feind anzugreifen. Schließlich verschwanden die kämpfenden Geschwader im Nebel, nur das Rasseln der Maschinengewehre blieb noch zu hören."

Die englische Regierung gestattete nicht, daß über den Sachschaden, den der große Luftangriff angerichtet hatte, irgendetwas veröffentlicht wurde. Nur die sehr hohe Zahl der Opfer wurde angegeben, wobei es freilich sehr unsicher war, ob die Zahlen stimmten. Um die hochgehenden Wogen der Verbitterung über das Versagen des Abwehrdienstes zu besänftigen, machte die britische Admiralität dem Volke weis, zehn der deutschen Flugzeuge seien auf dem Rückwege abgeschossen worden. Aber sie machte damit wenig Eindruck. „Der deutsche Fliegerangriff auf London am 7. Juli", schrieb die „Daily News", „hat eine Erregung verursacht, wie sie so tief bei früheren Gelegenheiten noch nicht beobachtet wurde. — Der Fall liefert den Beweis, daß London gegenwärtig jedem Angreifer offen liegt, der sein Ziel unbeirrt verfolgt, und daß es möglich ist, uns — bei verhältnismäßig geringen Verlusten für die Angreifer — schwerwiegenden Schaden zuzufügen." Sie schloß ihren Aufsatz mit den Worten: „Ein sicherer Schutz gegen Luftangriffe kann einzig und allein durch die Vertreibung der Deutschen aus Belgien erreicht werden." Sie sprach damit sicherlich die Meinung aller einsichtigen Briten aus, aber sie gab ihren Landsleuten freilich einen schlechten Trost, denn nicht einmal der hoffnungsseligste Mensch in England konnte an eine baldige Befreiung Belgiens glauben.

Deutsche Luftangriffe auf England wurden im Juli nicht wiederholt. Aber andere Schicksalsschläge blieben den Briten nicht erspart. Der Verlust eines ihrer Zerstörer, der am 6. durch ein deutsches U-Boot in der Nordsee versenkt wurde, konnte sie ja ziemlich kalt lassen, denn sie hatten eine große Anzahl solcher Schiffe. Um so bitterer empfanden sie den Untergang ihres stolzen Linienschiffes „Vanguard", der am 9. Juli erfolgte. Es flog in einem englischen Hafen in die Luft, wahrscheinlich infolge von Selbstentzündung des Pulvers, und 38 Offiziere und über 800 Mann fanden dabei den Tod. Das Schiff war erst im Jahre 1909 gebaut, seine Wasserverdrängung betrug über 23000 Tonnen. Das erregte große Bestürzung, besonders da schon zwei englische Schiffe, „Bulwark" und „Prinzeß Irene", infolge innerer Explosion in die Luft geflogen waren. Doch war damit das Unheil, das dieser letzte Monat des dritten Kriegsjahres über England brachte, noch nicht erschöpft. Am 22. Juli verloren sie eins ihrer Unterseeboote durch ein deutsches. Am 26. versenkte ein deutsches U-Boot unter Führung des Kapitänleutnants Steinbrinck einen großen, von Zerstörern gesicherten Kreuzer der Diadem Klasse, die Ariadne, von 11150 Tonnen durch Torpedoschuß, und diese Versenkung geschah noch dazu im englischen Kanal. An demselben Tage ereilte das Verhängnis den bewaffneten englischen Hilfskreuzer „Otway" (12077 Tonnen) in den nördlichen Gewässern. Er wurde torpediert und sank in 20 Sekunden.

Die Verluste der Franzosen im Juli waren unwesentlich. Sie verloren am 6. ein U-Boot, am 12. einen Minensucher, am 19. den Patrouillendampfer „Edouard Courbière". Alle Abgänge der feindlichen Kriegsflotten waren den Unterseebooten zuzuschreiben. Sie erfolgten durch Torpedos oder durch Minen, die von den Unterseebooten gelegt waren. Noch viel furchtbarer aber räumten diese kleinen Ungetüme unter der feindlichen Handelsflotte auf und unter den Schiffen neutraler Länder, die das deutsche Sperrgebiet zu durchfahren wagten. Im Juni versenkten sie 1016000 Tonnen, im Juli 811000 Tonnen. In dem halben Jahr, das am 31. Juli verflossen war seit Ankündigung des unbeschränkten Tauchbootkrieges, hatten also die Deutschen fast 5½ Millionen Tonnen versenkt. Daß die Welttonnage einen derartigen Abgang nur wenige Jahre ertragen konnte, ohne völlig zusammenzuschrumpfen, war klar. „Die Verbündeten", schrieb die „Daily Mail", „hatten am Jahresanfang 40 Millionen Tonnen, aber wenn die Verluste in dieser Weise weitergehen, drohen uns sicher

Entbehrungen und mögliches Verderben." Das war gewiß wahr gesprochen, aber wo war das Mittel, ein Weitergehen der bisherigen Verluste zu vermeiden? Es stellte sich mit jedem Monat deutlicher heraus, daß es keins gab. Die Engländer strengten sich ja gewaltig an, soviel U-Boote wie möglich zu versenken, und sie trugen auch wirklich manchen Erfolg davon, sowohl durch ihre Wasser- und sonstigen Flugzeuge, als durch ihre U-Bootzerstörer. Aber entscheidend waren ihre Erfolge doch nicht, denn sie vermochten nicht die Zahl der deutschen U-Boote zu verringern, im Gegenteil nahm die deutsche U-Bootflotte an Zahl der Schiffe immer, wenn auch nicht eben schnell, zu, und zudem baute Deutschland immer leistungsfähigere Boote. Aus den kleinen Kästen, mit deren einem Weddigen seine Heldentaten vollbracht hatte, wurden allmählich Unterseekreuzer, die viele tausend Seemeilen weit fahren, wochenlang in See bleiben konnten. So beschoß am 4. Juli ein deutsches Unterseeboot Punta Delgada auf den Azoren, ein zweites am 30. Juli die militärischen Anlagen von Homs in Tripolis, und das Feuer der Abwehrbatterien auf dem Lande blieb dagegen wirkungslos. Auf eine gewaltsame Niederringung der deutschen U-Boote war demnach gar nicht zu rechnen, und wenn Leute wie Churchill und Lloyd George trotzdem fortfuhren, ihr Volk zu versichern, „es bestehe alle Aussicht, der U-Bootgefahr Herr zu werden", so konnten sie das unmöglich selbst glauben. Sie glaubten es auch wirklich nicht, sondern die eigentliche Rettung aus der immer drohender vor ihnen aufsteigenden Gefahr sahen die englischen Staatsmänner in dem vermehrten Bau von Schiffen. Es müssen so viele Schiffe gebaut werden, daß die Hunnen mit allen ihren U-Booten uns die Versorgung unseres Landes mit Lebensmitteln und die Weiterführung des Überseekrieges nicht unmöglich machen können — das war jetzt der Leitgedanke aller der Reden, die über den Seekrieg in England gehalten wurden. Aber auch in dieser Hinsicht waren die Aussichten für das meerbeherrschende Albion sehr düster. Was England unter Anspannung aller Kräfte selbst bauen konnte, das wurde in zwei, bestenfalls drei Monaten von den Deutschen versenkt. Rußland, Italien, Japan kamen überhaupt nicht in Betracht. Frankreich konnte nicht einmal seine eigenen Abgänge ersetzen. Die Neutralen in Europa konnten auch nicht viel leisten, ja sie wurden hier und da sehr bedenklich, ob sie ihren verfügbaren Schiffsraum noch im Sperrgebiete fahren lassen sollten und taten es nur, weil die Engländer einen harten Druck auf sie ausübten. So blieb allein Amerika als Rettungsanker übrig, und mit dem Hinweis auf seine Hilfe vertrösteten die führenden Männer immer wieder ihr Volk. Wilson erklärte beständig aufs neue, er werde die Schwesternation nimmermehr im Stich lassen und nicht ruhen, bis die Freiheit der Welt gerettet sei, die von dem furchtbaren Wilhelm II. und seiner blutlechzenden Kriegerkaste in Deutschland bedroht sei. Auch die Presse Amerikas stellte die großartigste Hilfe in Aussicht. Ein Millionenheer und Schiffe, soviel ihrer das englische Herz begehrte — zwei Millionen, drei, vier Millionen Tonnen jährlich, es kam ihnen gar nicht darauf an. Und eine große Handelsflotte wollten die Yankees ja auch wirklich bauen, denn nach dem Kriege wollten sie dieselbe Rolle als Großverfrachter im Welthandel spielen, die Großbritannien vor dem Kriege gespielt hatte. Sie erkannten, daß dazu jetzt die Zeit gekommen sei, gerade wie Japan seine Zeit aufs klügste erkennen und auszunutzen wußte, aber sie mußten die Erfahrung machen, daß sich weder Flotten noch Heere aus der Erde stampfen lassen, auch nicht von einem Volke, das unleugbar über große Hilfsmittel gebot. Viel langsamer als Wilson sich das gedacht hatte, ging die Aufstellung und Ausbildung des Heeres vonstatten, obwohl die Franzosen Offiziere über den Ozean schickten, die dem großen Bundesgenossen die Anfangsgründe des Militärwesens beibringen sollten. Von einer wirksamen Hilfe auf dem europäischen Kriegsschauplatze war im ganzen Sommer 1917 noch



Admiral Scheer, der Chef der deutschen Hochseeflotte, begrüßt an Bord eines Kriegsschiffes in Wilhelmshaven den türkischen Marineminister Dschemal-Pascha.

nicht die Rede. Nur etliche tausend Mann konnten nach Frankreich geschickt werden, um den gesunkenen Mut der Franzosen durch ihr Erscheinen neu zu beleben. Mit dem Schiffsbau ging es noch langsamer. Zunächst konnte man sich in Washington nicht schlüssig machen, welche Art von Schiffen und in welchen Massen — unter einigen Tausend im Jahr tat es die amerikanische Phantasie nicht — man herstellen sollte. Die Stahlkönige drangen auf Stahlschiffe, die Holzkönige auf Holzschiffe. Die Frage war nach dem ersten halben Jahr des Krieges noch nicht entschieden. So bestand die Kriegsleistung für die Freunde in Europa vornehmlich in dem, was Amerika auch schon vor seinem Eintritt in den Krieg geleistet hatte, in beträchtlichen Vorschüssen an Geld und in der Lieferung von Kriegsbedarf. Am 2. Juni erhielt Frankreich zum zweiten Male 100 Millionen Dollars. Am 9. wurde den Engländern eine Anleihe von 25 Millionen, den Serben eine von 3 Millionen gewährt. Am 19. Juni vermehrte sich Englands Schuld um weitere 35 Millionen. Am 2. Juli borgte das stolze Volk der Briten beim großen Bruder jenseits des Meeres wieder 25 Millionen und am 6. Juli 100 Millionen Dollars. Auch der italienische Bettler erhielt am 6. Juli die Summe von 60 Millionen, und am 7. Juli wurden an Frankreich 100 Millionen gegeben, womit die Schuld der europäischen Westmächte an die Vereinigten Staaten bereits auf 1303 Millionen Dollars stieg, ungerechnet die mehr als 4 Milliarden Dollars, die ihnen schon von amerikanischen Banken und großen Geldmännern zugeflossen waren, um derentwillen ja Amerika eigentlich in den Krieg eingetreten war. Am 23. Juli steigerte sich Frankreichs Schuld um weitere 60 Millionen Dollars, und sogar den Russen wurde wieder ein stattliches Darlehen gewährt. Sie erhielten 75 Millionen, allerdings zu sehr drückenden Bedingungen, wie denn überhaupt die gerissenen Geschäftsleute der Neuen Welt ihren Schuldnern das Leben nicht gerade leicht machten, sondern sich tüchtige Gebühren und Spesen von ihnen zahlen ließen. Vorläufig war durch das Eingreifen Amerikas in der Lage seiner Verbündeten überhaupt nichts gebessert. Die Lieferung von Kriegsmaterial hatte sogar, da das kriegführende Amerika sich selbst zuerst versorgen mußte, erheblich abgenommen.

Die wesentlichste Unterstützung, die Amerika vorläufig seinen Verbündeten gewährte, bestand in Worten. Wilson ward nicht müde, in immer neuen Noten und Ansprachen die Welt zu versichern, daß Deutschland aus Gründen der Menschlichkeit niedergerungen werden müsse. So richtete er am 2. Juni eine Note an die russische Regierung. Darin wurde wieder behauptet, der Kampf gegen Deutschland sei ein Kampf für die Freiheit aller Völker. „Amerika", hieß es, „kämpft für keinen Vorteil und kein selbstsüchtiges Ziel, sondern für die Befreiung aller Völker von den Angriffen einer autokratischen Macht. — Eine Regierung nach der anderen ist durch ihren (der herrschenden Klasse in Deutschland) Einfluß, ohne daß ihr Land offen erobert wurde, in ein Netz von Intrigen verstrickt worden, die gegen nichts geringeres als den Frieden und die Freiheit der Welt gerichtet sind. Die Maschen dieses Netzes müssen zerrissen werden. Aber es kann das nicht geschehen, wenn nicht das Unrecht, das bereits getan wurde, ungeschehen gemacht wird, und es müssen entsprechende Maßregeln dagegen getroffen werden, daß es jemals wieder gewebt oder ausgebessert wird." Daher müsse, so redete der Präsident weiter, der Status quo ante, den die deutsche Regierung erstrebe, weil sie sich zum Sieg zu schwach fühle, nicht wieder hergestellt werden. Unter dem Status quo ante sei zu verstehen die Macht der Kaiserlich deutschen Regierung innerhalb des Reiches und deren Oberherrschaft und Einflüsse außerhalb des Reiches, die weite Gebiete umfaßt hätten. Dagegen müsse eine vollkommene Sicherheit erreicht werden. „Wirkliche Wiedergutmachungen müßten stattfinden, und die notwendig sind, müssen gemacht werden, aber sie müssen einen Grundsatz verfolgen, und dieser Grundsatz ist klar. Kein Volk darf unter eine Herrschaft gezwungen werden, unter der es nicht zu leben wünscht. Kein Gebiet darf den Besitzer wechseln, außer zu dem Zweck, um denjenigen, die es bewohnen, eine gute Möglichkeit zum Leben und zur Freiheit zu sichern. Entschädigungen dürfen nur insoweit verlangt werden, als sie die Bezahlung für begangenes offenbares Unrecht bilden. Keine Wiederherstellung einer Macht darf erfolgen, außer einer solchen, die zum Ziele hat, den Frieden der Welt und das zukünftige Wohlergehen und das Glück ihres Volkes zu sichern, und dann müssen die freien Völker der Welt zu einem Abkommen gelangen, zu einer von der Natur gegebenen praktischen Zusammenarbeit, die ihre Kraft tatsächlich vereinigen wird, um den Frieden und die Gerechtigkeit bei den Verhandlungen der Nationen zu sichern. Die Verbrüderung der Menschheit darf nicht länger eine schöne, aber leere Phrase sein. Es muß ihr eine Grundlage von Kraft und Wirklichkeit gegeben werden. Die Nationen müssen ihr gemeinsames Leben einrichten und eine werktätige Gemeinschaft einrichten, um dieses Leben gegen die Angriffe einer autokratischen und selbstgefälligen Macht zu sichern usw." Am Schluß erklärte der Präsident: „Wenn wir zusammenhalten, ist der Sieg gewiß und die Freiheit, die den Sieg sichern wird. Wir können uns dann großmütig erweisen. Aber wir dürfen uns weder dann, noch jetzt schwach zeigen und keine einzige Bürgschaft der Gerechtigkeit und Sicherheit preisgeben."

Ganz kurz nach seiner Neuwahl wurde Wilson von dem Botschafter Gerard, der eigens zu diesem Zwecke nach Amerika reiste, davon überzeugt, daß ein Sieg Deutschlands über England nicht nur möglich, sondern sogar recht wahrscheinlich wäre. Daraufhin warf er jede Maske ab, denn das durfte seiner Meinung nach auf keinen Fall eintreten, und nahm den ungehemmten U-Boot-krieg zum Vorwand seiner Kriegserklärung. Von diesem Vorwand war nun nicht mehr die Rede. Jetzt



Die Waffen unserer U-Boote: In einer Torpedofabrik. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

erklärte er, die Vereinigten Staaten von Amerika seien in den Krieg gegangen, um die Welt vor der Herrschaft der deutschen Machthaber zu schützen. Bald ging er noch einen Schritt weiter und erklärte, so wie die deutsche Regierung einst durch ihre Intrigen die Völker in den Krieg hineingehetzt hätte, so betreibe sie jetzt eine „Friedensintrige", um sich zu retten und die Früchte ihrer bisherigen Eroberung in Sicherheit zu bringen. Der Sieg der deutschen Regierung läge gar nicht im Interesse des deutschen Volkes, das dann niemals aus seiner Knechtschaft erlöst werden könne. Wenn die militärischen Gewalthaber Deutschlands gestürzt würden, so würde erst das deutsche Volk selbst wahrhaft frei werden, und auch deshalb habe Amerika zu den Waffen gegriffen. „Wir wissen jetzt klar, wie wir es schon wußten, bevor wir uns selbst am Kriege beteiligten, daß wir nicht die Feinde des deutschen Volkes sind und dieses Volk nicht unser Feind ist. Dieses Volk hat diesen abscheulichen Krieg nicht veranlaßt oder gewünscht, und auch nicht gewünscht, daß wir in ihn hineingezogen werden sollten. Und wir sind uns bewußt, daß wir selbst seine Sache verfechten, ebenso wie unsere eigene, was es eines Tages einsehen wird."

So sprach Wilson zum amerikanischen Volke am 14. Juli zu Washington. Am 23. Juli wurde der Aufruf bekannt, den die amerikanischen Sozialisten kurz vor Kriegsausbruch an alle Mitglieder ihrer Partei gerichtet hatten. Darin war unter anderem zu lesen:

„Wir protestieren gegen den Krieg, der uns bedroht, vor allen Dingen, weil niemals ein Krieg unter frivoleren Vorwänden und mit geringerer Notwendigkeit geführt worden ist. Die Politik des uneingeschränkten Tauchbootkrieges, den die deutsche Regierung erklärt hat, ist mitleidlos und unmenschlich, aber das sind die Eigentümlichkeiten eines jeden Krieges und aller Methoden, einerlei, von welcher Regierung sie angewendet werden. — Der deutsche Tauchbootkrieg bedroht weder unsere nationale Existenz, noch unsere Unabhängigkeit, ja nicht einmal unsere Würde und unsere Ehre. Er richtet sich nicht gegen die Vereinigten Staaten und berührt das amerikanische Volk nicht. Er berührt allein die Klassen, die ungeheure Gewinne aus der Verfrachtung von Mordinstrumenten erzielt haben und uns die Nahrungsmittel vorenthalten, um sie zu ungeheueren Preisen den Kriegführenden in Europa zu verkaufen. Die Arbeiter der Vereinigten Staaten haben weder Grund, noch Lust, ihr Blut zu vergießen, um diese widerlichen Gewinne zu verteidigen und zu vermehren."

Das amtliche Amerika freilich, das heißt der Senat und das Repräsentantenhaus, ließ sich immer tiefer in den Krieg hineinhetzen und übertrug dem Präsidenten nach und nach Vollmachten, die ihm fast unumschränkte Gewalt gewährleisteten. Mit vollen Segeln fuhr nun Wilson in den Krieg gegen Deutschland hinein. Von seinen inneren Maßnahmen verdient besondere Erwähnung das Vorgehen gegen die deutschen Zeitungen, das so recht zeigt, was in dem gelobten Land der Freiheit möglich ist. In Amerika gab es im Jahre 1914 nicht weniger als 80 deutsche Tageszeitungen, im ganzen, mit allen Fachzeitschriften, 700 deutsch geschriebene Zeitungen und Zeitschriften. Die deutschen Tageszeitungen nahmen nach Kriegsbeginn einen gewaltigen Aufschwung, denn sie allein hielten sich von dem Lügengewirr frei, in das sich die englisch geschriebenen Zeitungen des Landes verstricken ließen. Wollte der amerikanische Staatsbürger einen ungefälschten Bericht über die Zeitereignisse lesen, so mußte er zu einer deutschen Zeitung greifen. Nun wurde im Juni 1917 ein Gesetz gegen die fremdsprachlichen Zeitungen erlassen, das aber nur auf die deutschen Zeitungen gemünzt war. Es bestimmte, daß jeder Aufsatz, der sich mit dem Krieg beschäftigte, vor seiner Veröffentlichung in einer englischen Übersetzung dem Postmeister des Ortes mitzuteilen sei. Die von ihm erteilte Druckerlaubnis mußte am Kopfe des Aufsatzes in englischer Sprache mitgeteilt werden. Der Postmeister hatte also darüber zu entscheiden, was gedruckt werden durfte und was nicht. Die Postmeister gehörten nämlich der herrschenden demokratischen Partei an, denn nach der glorreichen Gewohnheit der großen Republik werden die Staatsbeamten aus der bei den Wahlen siegreichen Partei genommen, die der unterlegenen Partei angehörigen fliegen aus ihren Stellungen hinaus, was nebenbei gesagt die furchtbare Erbitterung mit erklärlich macht, mit der die Wahlkämpfe im Lande der Freiheit und Gerechtigkeit geführt werden. So wurden die Postmeister als stramme Demokraten die Gesinnungsgenossen des regierenden Präsidenten, eigneten sich also, auch wenn sie nur über Volksschulkenntnisse verfügten, auf alle Fälle zur Zensur der Zeitungen in hervorragendem Maße, besonders wenn sie, was meist der Fall war, nur mangelhaft oder gar nicht deutsch verstanden. Die Folge war die gewünschte und erwartete. Einige der Zeitungen retteten sich vor den ewigen Quälereien durch schleunigen Gesinnungswechsel, konnten aber auch nur dürftig noch ihr Leben fristen. Die meisten kleinen und mehrere große gingen bald ein. Damit hatte Wilson viel erreicht. Die englisch geschriebenen Zeitungen, denen er den lästigen deutschen Wettbewerb vom Halse geschafft hatte, stießen nun um so freudiger in sein Horn, und ein Quell, aus dem die öffentliche Meinung in Amerika die Wahrheit hätte schöpfen können, war verstopft. Auch sonst konnte er zufrieden sein. Die gesetzgebenden Behörden des Landes gingen immer mehr auf seine Gedanken ein. Immer geringer wurde die Zahl derer, die noch Widerstand leisteten. Am 13. Juni nahm der Senat das Spionagegesetz an, wodurch der Präsident das Recht erhielt, Ausfuhr zu verbieten. Auch die Postzensur wurde dadurch eingeführt, die Ausstellung von Pässen an erschwerte Bedingungen geknüpft. Am 24. Juni wurde der Präsident zur Beaufsichtigung von Lebensmitteln und Brennstoffen durch ein Gesetz ermächtigt, das mit 365 gegen 5 Stimmen im Repräsentantenhause angenommen wurde. Die Lebensmittel wurden nämlich immer knapper in den Vereinigten Staaten, da ein großer Teil der schlechten Ernte des vergangenen Jahres zu gewaltigen Preisen nach Europa verkauft worden war. Deshalb wurde auch die Bereitung alkoholischer Getränke aus Getreide und anderen Lebensmitteln verboten.

Am 8. Juli wurde daraus sogar ein Verbot allen Branntweinverkaufs. An demselben Tage wurde die Zensur der Briefe und Telegramme eingeführt. England bildete dazu das Muster. Am 10. Juli wurde durch einen Erlaß des Präsidenten die Nationalgarde in das Heer eingereiht und zum aktiven Dienst einberufen. Am 11. wurde im Repräsentantenhaus ein Gesetz angenommen, wodurch jeder Handelsverkehr mit feindlichen Ländern verboten war. Am 13. erließ der Präsident den Befehl, daß den amerikanischen Versicherungsgesellschaften die Rückversicherung mit deutschen Seeversicherungsgesellschaften verboten und diesen deutschen Gesellschaften jede Tätigkeit in Amerika untersagt wurde. Am 15. Juli nahm das Repräsentantenhaus eine Kreditvorlage von 640 Millionen Dollars zum Bau von 22000 Flugzeugen an. Die Yankees berauschten sich selbst an solchen Zahlen und glaubten dadurch die Deutschen zu schrecken. Aber in Deutschland wirkten sie nicht schreckhaft, sondern lächerlich, denn die Deutschen bedachten, daß die 22000 Flugzeuge erstens gebaut, zweitens bemannt, drittens über das Meer gebracht werden mußten. Darüber mochte noch viel Zeit vergehen, und Hindenburg hatte erklärt, als er über seine Ansichten von der Bedeutung der amerikanischen Gefahr befragt worden war: „Glauben Sie denn, daß ich warte, bis die herüberkommen werden?" Auf solche Worte baute das deutsche Volk. Es glaubte um so mehr darauf bauen zu können, als ihm nach einiger Zeit die Zeitungen fast einmütig erzählten, die 640 Millionen Dollars seien verschleudert worden, ohne daß auch nur der vierzigste Teil der Flugzeuge gebaut worden wäre, es habe also in Amerika eine Unterschlagung öffentlicher Gelder stattgefunden, wie sie in der ganzen Welt noch nicht erhört worden sei. Davon war richtig, daß nur der kleinste Teil der geplanten Flugzeuge etwa nach Jahresfrist fertig war, übrigens noch immer gerade genug, um die deutschen Flieger an der Westfront in eine sehr gefährliche Lage zu bringen. Aber die große Geldsumme wurde nicht etwa unterschlagen, sondern wahrscheinlich zum Bau der riesigen Tankmassen verwendet, die im Sommer des folgenden Jahres im Felde erschienen und der Kriegslage eine andere Wendung geben halfen.

Die amerikanischen Kriegsgesetze hatten nicht nur für die Kriegführenden, sondern auch für die Neutralen in Europa ihre Bedeutung. Fast alle neutralen Staaten waren auf amerikanische Zufuhren angewiesen, und ihre Lage war schon vorher alles andere gewesen, als rosig. In der Schweiz wurde im August die Brotkarte eingeführt, und in Schweden beschlagnahmte die Regierung im Juli die gesamte Getreide-, Hülsenfrüchte- und Zuckerrübenernte. In Holland gab es Lebensmittel- und Kohlenkrawalle. Lag nun die Entscheidung darüber, inwieweit Lebensmittel und andere Gegenstände des notwendigen Bedarfs aus Amerika ausgeführt werden durften, allein in der Hand des Präsidenten, so waren die kleinen selbständigen Staaten Europas von der Gnade des Mannes abhängig, der sie schon in den Krieg hatte hineinziehen wollen. Die Annahme lag nahe, daß er den Versuch mit größeren Macht- und Druckmitteln wiederholen werde. Später hat es Wilson daran nicht fehlen lassen. Aber bis zum Ende des dritten Kriegsjahres war noch nichts davon zu spüren. Einstweilen erhielten die Neutralen von englischer Seite einen neuen Beweis dafür, wie die großen angelsächsischen Nationen kleine machtlose Völker zu behandeln liebten. Holland, dessen Neutralität den Engländern aus begreiflichen Gründen von jeher ein Dorn im Auge war, erlebte in kurzer Aufeinanderfolge freche Eingriffe in seine Hoheitsrechte. Im Juli veröffentlichte das niederländische Marine-Departement folgende Erklärung:

„Am frühen Morgen des 16. Juli sichteten die Posten der Küstenwache sieben Frachtschiffe unbekannter Nationalität, die durch die Hoheitsgewässer in nördlicher Richtung fuhren. Um $6^{15}$ Uhr morgens wurden von einem der Küstenwächter etwa zwanzig britische Kriegsschiffe gesichtet, die um $6^{50}$ Uhr in die Höhe von Plette kamen und innerhalb der Hoheitsgewässer die Handelsschiffe zu beschießen begannen. Vier Frachtdampfer wurden, obwohl sie innerhalb der Hoheitsgewässer fuhren, weggenommen. Zwei fuhren direkt auf den Strand zu und wurden, nachdem sie schon festgelaufen waren, noch immer beschossen. Mehrere Geschosse fielen auf das Land. Ein anderes Handelsschiff ankerte bei dem Untersuchungsfahrzeug am Eingang nach dem Schulpengat. Als das Untersuchungsfahrzeug achtzehn englische Torpedojäger sichtete, lichtete es die Anker und legte sich zwischen die Handelsschiffe und die Torpedojäger, worauf diese in südlicher Richtung wegfuhren. Als um $6^{55}$ Uhr in dem Helder die Nachricht eintraf, daß britische Torpedojäger innerhalb der Hoheitsgewässer auf Frachtschiffe Jagd machten, wurden das Kriegsschiff „Kortenaer" und vier Torpedoboote nachgeschickt, die um $8^{35}$ Uhr an Ort und Stelle kamen. Zwei andere Torpedoboote erhielten den Befehl, bei Texel am Schulpengat zu kreuzen. Zwei mußten zwischen Vlieland und Texel kreuzen und zwei bei dem am Sonntag gestrandeten deutschen Schiffe. Es steht fest, daß der Angriff innerhalb der Hoheitsgewässer stattgefunden hat."

Die Engländer widersprachen in ihren amtlichen Berichten der holländischen Darstellung in keiner Weise. Sie erklärten ihr Vorgehen gegen die deutschen Schiffe damit, daß die Deutschen auf den englischen Befehl: „Anhalten! Von Bord gehen!" nicht beigedreht hätten und bestätigten, daß 4 der deutschen Schiffe eingebracht in ihren Häfen lägen. Nichts davon, daß die Tat in holländischen Gewässern geschehen war. Warum auch eine solche Kleinigkeit erwähnen? Hoheitsrechte zur See gab es ja eigentlich nur für Großbritannien. Die anderen Staaten wurden von den englischen Seeleuten nur dann beachtet, wenn aus besonderen Gründen Rücksicht zu nehmen war, und gegen das kleine Holland war das nicht nötig.

Die niederländische Regierung hatte den Mut, für die Verletzung ihrer Hoheitsrechte von der englischen Regierung Genugtuung zu verlangen. Ob die Engländer eine amtliche Entschuldigung, die ihnen ja nichts gekostet hätte, ausgesprochen haben, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls bewiesen sie kurz darauf durch die Tat, daß sie nicht gesonnen waren, ihr Verhalten zu ändern, denn am 27. Juli machten sie wieder einen Angriff auf ein deutsches und ein niederländisches Schiff innerhalb der holländischen Hoheitsgewässer. Das eine sank dabei, das andere konnte noch in einen holländischen Hafen geschleppt werden.



Eine Unterhaltungsstätte für unsere Truppen hinter der Front im Westen: Vortrag des Prologs bei der Eröffnungsvorstellung des in einer Scheune des Schlosses zu Grandpré eingerichteten Feldtheaters.
(Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem an der Westfront zugelassenen Kriegsmaler Professor Hans W. Schmidt.

# Die Kämpfe in Italien von Anfang Juni 1917 bis zum Ende der elften Isonzoschlacht.

Die zehnte Isonzoschlacht hatte mit einem vollen Mißerfolg der Italiener geendet. Er wurde noch größer durch die Kämpfe im Anfang Juni, die den Nachkampf des großen Ringens darstellten. Am 2. Juni nahmen die Österreicher und Ungarn im San Marco-Gelände bei Görz italienische Gräben und brachten 10 Offiziere und 500 Mann als Gefangene ein, eine Zahl, die sich am 3. Juni auf 11 Offiziere und 600 Mann erhöhte. Dazu kamen noch 350 italienische Gefangene vom Fajti Hrib. Die Bemühungen der Italiener, ihre verlorenen Gräben zurückzugewinnen, waren ergebnislos. Der 4. Juni brachte eine Kampfhandlung größerer Art. Südlich von Jamiano, halbwegs zwischen Monfalcone und der Hermada eroberten die österreichisch-ungarischen Truppen in planmäßig vorbereitetem und ausgeführtem Gegenangriff einen großen Teil der von den Italienern in diesem Abschnitt genommenen Gräben zurück. Die Italiener warfen vergebens ihre zu Fuß und in Kraftwagen herangebrachten Reserven den Stürmenden entgegen. Nach schwerem, die ganze Nacht andauerndem Ringen blieben die Angreifenden Sieger. Auch die Versuche der Italiener, ihren Südflügel durch Vorstöße bei Kostanjevica, auf dem Fajti Hrib und östlich von Görz zu entlasten, scheiterten völlig. Sie büßten 171 Offiziere und 6500 Mann Gefangene ein. Damit stieg die Zahl der gefangenen Italiener auf 22000, was der österreichisch-ungarische Heeresbericht mit Recht außergewöhnlich hoch für eine Abwehrschlacht bezeichnete. Am folgenden Tage erweiterten die Sieger ihren Erfolg durch Erstürmung einer Höhe bei Jamiano und behaupteten das gewonnene Gelände in erbitterten Kämpfen. Vergebens suchten die Italiener ihre Niederlage auf der Karsthochfläche durch Angriffe zwischen dem Wippach-Tale und dem Meere wieder wett zu machen. Am 6. setzten sie ihren Versuch, die ihnen am 4. entrissenen Stellungen zurückzuerobern, mit größter Zähigkeit fort. Das Schlachtfeld von Jamiano wurde abermals die Stätte heftigster Kämpfe. Die Italiener unterlagen. Ihre Gefangenen stiegen auf 27000.



Hinter der Front auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Sonntag in einer nordfranzösischen Stadt. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem im Westen zugelassenen Kriegsmaler Kurd Albrecht.

Das war das Ende des Nachklanges der 10. Isonzoschlacht. Was die Italiener hier nicht hatten erreichen können, das versuchten sie nun auf einem anderen Kampfplatz zu erreichen. Sie unternahmen vom 7. bis 11. Juni einen großen Angriff auf der Tiroler Front in einer Breite von 20 Kilometern. Durch mehrtägige heftige Beschießung der österreichischen

Stellungen wurden die Angriffe vorbereitet und setzten am 10. Juni ein. Der Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabs darüber lautete:

„Der bereits seit einiger Zeit erwartete Angriff der sechsten italienischen Armee auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden und im Suganatal hat begonnen. Nach mehrtägiger, sorgfältiger Artillerievorbereitung warf gestern der Feind an der Front zwischen Asiago und der Brenta seine Infanterie in den Kampf. Nordwestlich von Asiago gelang es den Italienern unter großen Opfern in unsere Gräben einzudringen. Am Abend war der Feind wieder völlig hinausgeworfen. Besonders hartnäckig wurde bei der Casara Zebio und im Gebiete des Monte Forno gerungen, wo der italienische Ansturm an der Tapferkeit steirischer Truppen zerschellte. Auch im Suganatal scheiterten alle Angriffe des Feindes in unserem Geschützfeuer oder im Nahkampf. Unsere Flieger schossen zwei italienische Flugzeuge ab."

Über den 11. meldeten die Österreicher:

„Die Kämpfe in den Sieben Gemeinden dauerten fort. Die italienischen Angriffe richteten sich hauptsächlich gegen den Monte Forno, den Monte Chiesa und die Grenzhöhen nördlich davon. Im südlichen Teil dieses Raumes scheiterten sie in den Nachmittagsstunden schon in unserem Geschützfeuer. Auf dem Grenzkamm fingen unsere Truppen starke feindliche Stöße im Bajonett- und Handgranatenkampf auf. Um Mitternacht brach der Gegner zwischen dem Monte Forno und dem Grenzrücken abermals mit erheblichen Kräften vor. Sein Beginnen blieb wieder erfolglos. Sonst an der italienischen Front nichts Neues."

Am Abend des 12. Juni setzten die Italiener ihre Angriffe auf der Hochebene der Sieben Gemeinden wieder fort. Die alpenländischen Truppen der Österreicher warfen sie dort zurück und brachten ihnen schwere Verluste bei. Am 13. steigerte sich das italienische Artilleriefeuer im Plöcken- und Flitscher Abschnitt zu größter Heftigkeit. Bei Rombon schlugen die Österreicher und Ungarn einen italienischen Angriff zurück. Vom 15. sind heftige Kämpfe auf dem Grenzkamm südlich des Suganatales zu melden.

Der 19. Juni wurde wieder ein Schlachttag von größerer Bedeutung. Die Italiener wiederholten ihren großen Ansturm im Tiroler Grenzgebiet mit starken Kräften, aber mit demselben geringen Erfolg. Der österreichisch-ungarische Heeresbericht darüber lautete:

„Nach 24 stündiger Artillerievorbereitung setzte gestern früh auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden der italienische Infanterieangriff ein, der namentlich am Nordflügel im Bereich des Monte Forno und des Grenzkammes mit größtem Kräfteaufgebot geführt wird. Unsere Truppen brachten alle Anstürme des Feindes in siegreicher Abwehr zum Scheitern. Ein örtlicher Erfolg, der den Italienern im Gebiet der Cima Dieci einige hundert Schritt Raumgewinn eintrug, wurde durch Gegenangriff zum größten Teil wieder wettgemacht. Am Isonzo nichts von Belang."

Die folgenden Tage verliefen ohne Kämpfe von Belang. Aber am 25. Juni unternahmen die Österreicher und Ungarn einen kräftigen, von Erfolg gekrönten Vorstoß. Ihr Heeresbericht sagte darüber:

„Am 25. Juni haben Kaiserschützen und Teile des westgalizischen Infanterie-Regiments Nr 57 nach gründlicher Vorbereitung und mit wirksamster Artillerieunterstützung die auf dem Grenzrücken südlich des Suganatales noch in Feindeshand verbliebenen Stellungsteile im tapferen zähen Kampfe voll wiedergenommen. Alle Gegenangriffe des Feindes scheiterten an der tapferen Haltung unserer Besatzung. Bisher wurden gegen 1800 Mann an Gefangenen, darunter 44 Offiziere eingebracht."

Somit hatten die Italiener hier ganz vergeblich über 40000 Mann geopfert, denn so hoch konnten ihre Verluste geschätzt werden.

Bis Ende des Monats geschah auf den italienischen Kriegsschauplätzen nichts von Bedeutung, und auch den ganzen Juli über blieb dort im großen und ganzen alles ruhig. „Lage unverändert", berichtete meist der österreichisch-ungarische Generalstab. Fliegerunternehmungen, Vorstöße, Gefechte von Erkundungsabteilungen können hier nicht im Einzelnen aufgezählt werden.

Im August aber änderte sich die Sache. Cadorna unternahm in diesem Monat die letzte große Kraftanstrengung, die Italien in diesem Jahre auf einen Angriff verwenden konnte. Sie dauerte bis in den September hinein und wird als elfte Isonzoschlacht bezeichnet.

In der ersten Hälfte des August war davon noch nichts zu merken. Es blieb bis zum 16. bei kleineren Unternehmungen, von denen ein italienischer Fliegerangriff auf Pola vom 3. August und ein österreichisch-ungarischer auf Venedig vom 14. August erwähnt werden sollen. Die Italiener belegten die Stadt und den Hafen von Pola mit Brandbomben. Die Österreicher beschossen nur das See-Arsenal von Venedig mit gutem Erfolg. Über der Stadt durften sie nicht erscheinen, das war ihnen verboten!

Am 17. August entbrannte die große Schlacht. Die Österreicher berichteten von gewaltigen Artilleriekämpfen, die sich auf den ganzen Raum zwischen dem Mrzli Vrh und dem Meere erstreckten. Das Feuer der italienischen Geschütze und Minenwerfermassen griff weit über die österreichisch-ungarischen Schützenlinien hinaus. Die österreichisch-ungarischen Batterien wirkten gegen die Truppenansammlungen hinter der italienischen Front. Nach einundeinhalbtägiger furchtbarer Artillerievorbereitung trat dann am 18. die italienische Infanterie zwischen Mrzli Vrh und dem Meere zum Sturm an. Der Kampf tobte auf fast allen Abschnitten der 60 Kilometer breiten Front, bei Tolmein, nordöstlich von Canale, zwischen Descla und Monte San Gabriele, südlich von Görz und auf der Karsthochfläche. Die österreichisch-ungarischen Generalstabsberichte über die wichtigsten Tage des ungeheuren Ringens mögen hier im Wortlaute folgen.

Über den 19. August:

„Unsere tapfere Isonzo-Armee stand gestern wieder in erbittertem Ringen gegen ihren an der Zahl weit überlegenen Feind. Der Erfolg des Tages war unser. Während sich der Gegner zwischen Tolmein und dem Krn mit einzelnen Teilvorstößen begnügte, brandeten abwärts von Auzza bis an die Meeresküste die Sturmwellen italienischer Massenangriffe gegen unsere Stellungen. Oberhalb Canale gelangten, von stärkster Artilleriewirkung unterstützt, die Italiener bis auf die Höhe von Vrh. Dort warfen sich dem Feinde die Egerländer Helden entgegen und drängten ihn an den Hang zurück. Bei Descla und Vodice, auf dem Monte Santo und dem Monte Gabriele, im Hügellande östlich und westlich von Görz, überall wurde mit größter Erbitterung gerungen, ohne daß es den Italienern gelang, einen Fußbreit Boden zu gewinnen. Die Braven des Wiener Landsturms und des österreichischen Landsturm-Regiments Nr. 51 fanden hier erneut reiche Gelegenheit, von ihrer oft bewiesenen Kriegstüchtigkeit Zeugenschaft abzulegen. Zwischen der Wippach und dem Fajti Hrib zerschellten die feindlichen Angriffskolonnen an dem eisernen Widerstand bewährter alpenländischer Schützen-Regimenter. Krainer Gebirgsschützen deckten hier heimatlichen Boden.

Auch auf der Karsthochfläche tobte die Schlacht in größter Heftigkeit. Wogt südwestlich von Kostanjevica noch der Kampf

im Zwischengelände der ersten Stellung hin und her, so ist sonst überall der Feind vollends über die vordersten Linien zurückgeworfen. Der 19. August brachte uns über 3000 Gefangene ein. Die blutigen Verluste der Italiener sind groß.

Feindliche Monitore beschossen die offene Stadt Triest. Es wurden mehrere Einwohner getötet. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden, wo die Italiener im Juni schwere, aber ergebnislose Angriffe unternommen haben, räumte der Feind vorgestern nördlich von Asiago in 15 Kilometer Breite seine auf italienischem Boden befindlichen Stellungen. Gestern wich er aus dem Suganatal zurück."

## Über den 20. August:

„Die 11. Isonzo-Schlacht ist im vollen Gange. Der Feind setzt alles daran, die Kraft unsrer in zehn blutigen Schlachten siegreich gebliebenen Abwehr zu brechen. Dies ist ihm an keinem Punkte der von den Höhen der Julischen Alpen bis an die Adria reichenden Wahlstatt gelungen. Am nördlichen Flügel der 70 Kilometer langen Linie, im Vrsic- und Krn-Gebiete, löste sich der italienische Angriff dem Felsengelände gemäß in Einzelstöße auf, die alle glatt abgeschlagen wurden.

Südlich von Auzza und östlich von Canale vermochte der Feind unter Einsatz neuer Kräfte unsere Front etwas zurückzudrücken. Der italienische Angriff wurde bei Vrh aufgefangen, nachdem einzelne Abteilungen bis zur vollen Umzingelung ihren Platz behauptet und dann den Rückweg mitten durch den Angreifer gefunden hatten. Zwischen Descla und der Wippach prallte in Tag und Nacht andauernden Kämpfen ein Ansturm nach dem anderen an unseren heldenmütig verteidigten Linien ab. Neben dem Schützen-Regiment Nr. 7 hat sich wieder die ruhmreiche 1. Landsturmbrigade, Mannschaft aus Österreich unter und ob der Enns, besonders ausgezeichnet. — Gleich erfolgreich fochten die bewährten Verteidiger der Karst-Hochfläche. Die Eroberung des zerstörten Dorfes Selo bildet den einzigen örtlichen Erfolg, den hier der Feind, tausende von Männern opfernd, zu erringen vermochte. — An zwei Schlachttagen blieben über 5600 Gefangene und 30 Maschinengewehre in unserer Hand.

Nordwestlich von Arsiero holten Abteilungen des 2. Tiroler Kaiserjäger-Regiments sowie Sturmpatrouillen 4 Offiziere, 90 Mann, 1 Maschinengewehr aus den italienischen Gräben."



Ankunft eines Zeppelin-Luftschiffs im Heimathafen: Das kopflastige Schiff gibt Wasserballast. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

## Über den 21. August:

„Der 21. August ist in der Geschichte der Isonzo-Armee einer der heißesten Kampftage geworden. Östlich von Canale mußte dem Feind das Dorf Vrh überlassen werden. Alle Anstrengungen der Italiener, den Stoß über die Höhen südlich des Ortes hinauszutragen, blieben erfolglos. Ebenso scheiterten südlich von Descla mehrere mit erheblichen Kräften geführte Angriffe des Gegners, wobei sich das mährische Landsturm-Regiment Nr. 25 besonders hervortat. Siegreich wie an den Vortagen behaupteten östlich von Görz und bei Biglia die




In Erwartung der Ankunft eines Zeppelin-Luftschiffes im Heimathafen: Auslegen der Landungsgeräte. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

tapferen Verteidiger ihre vordersten Gräben gegen neuerlich wiederholte Anstürme. Schwere Verluste und völlige Erschöpfung zwang hier den Feind nachmittags eine Kampfpause eintreten zu lassen. Am schwersten wurde auf der Karsthochfläche gerungen. Unterstützt durch ein an Kraft kaum mehr zu überbietendes Artilleriefeuer, warf der Feind vom frühen Morgen bis zum späten Abend Division auf Division gegen unsere Stellungen. Heftigster Anprall richtete sich gegen die beiden Flügel des Abschnittes, gegen den Raum Fajti Hrib-Kostanjevica, wo die seit Sommer 1915 am Karst fechtenden ungarischen Heeresregimenter 39 und 46 neuen Heldenruhm ernteten, und gegen Medeazza und San Giovanni. Das Ergebnis des Tages entsprach der glänzenden Haltung der Truppe und ihres Führers: mochte es auch zu kleinen, im Abwehrverfahren gelegenen Schwankungen gekommen sein — der Erfolg blieb unbestritten auf unserer Seite. Heute seit Tagesanbruch stürmen italienische Massen aufs neue gegen unsere Karststellung an.

Bei der Heeresgruppe des Feldmarschalls Freiherrn von Conrad kam es vielfach zu erhöhter Gefechtstätigkeit. Im Suganatal wurden von unseren Erkundungsabteilungen 70 Gefangene eingebracht. Bei dem gestern gemeldeten Unternehmen nordwestlich von Arsiero blieben 2 Offiziere, 150 Mann und 3 Maschinengewehre in unserer Hand. Westlich des Garda-Sees überwältigten unsere Truppen nach heftigen Kämpfen einen feindlichen Stützpunkt."

Über den 22. August:

„Die Angriffe der italienischen zweiten und dritten Armee am Isonzo gehen mit größter Heftigkeit fort. Mindestens vierzig feindliche Divisionen sind in vier Tagen zwischen Auzza und der Küste gegen unsere Linien angerannt. Während gestern zwischen Vodice und Vertojba in der Mitte der Kampffront meist nur die Artillerie zum Worte kam, wurde die Schlacht an den Flügelabschnitten um so erbitterter fortgeführt. Bei Auzza stürmte der Feind zu wiederholten Malen vergeblich gegen unsere Truppen an. Er wurde stets zurückgeworfen. Dagegen gelang es ihm auf der Hochfläche von Vrh, seine große Überlegenheit an Zahl zur Geltung zu bringen und in südlicher Richtung Raumgewinn zu erzielen. Um jeden Schritt Boden wurde schwer und hartnäckig Mann gegen Mann gekämpft.

Ebenso zähe wurde beiderseits der unteren Wippach gestritten, namentlich auf der Karsthochfläche, wo Seine Majestät der Kaiser und König inmitten seiner tapferen Truppen verweilte. Immer wieder stürzten sich neue italienische Angriffskolonnen auf den ehernen Wall der Verteidiger. Mehrmals schlug bereits unsere wachsame Artillerie den Ansturm nieder. Glückte es dem Feinde, irgendwo in unsere Gräben einzudringen, so warfen ihn unsere Reserven mit dem Bajonett wieder heraus. Dauernden Ruhm haben bei unseren Gegenstößen u. a. das Wiener Feldjäger-Bataillon 21 und Abteilungen der Regimenter 93 (Olmütz) und 100 (Krakau) erworben. Alle Stellungen auf dem Karst sind fest in unserer Hand geblieben. Die Opfer der Italiener reichen an die der blutigsten Isonzokämpfe heran."

Über den 23. August:

„Die elfte Isonzo-Schlacht dauert an. Nach einem verhältnismäßig ruhigen Vormittage entbrannten bald nach Mittag neuerliche heftige Kämpfe. Auf der Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist richteten die Italiener, ununterbrochen Verstärkungen heranziehend, wieder schwere Angriffe gegen unsere Linien südlich von Vrh. Sie vermochten nirgends Erfolge zu erringen. Unsere tapferen Truppen, unter ihnen die seit Tagen im schwersten Kampfe stehenden Braven der 106. Landsturm-Division und des Infanterie-Regiments 41, behaupteten sich in allen Gräben. Mit besonderer Wucht griff die italienische dritte Armee abermals zwischen der Wippach und dem Meere an. Nach mehrstündigem Artilleriefeuer ging um 4 Uhr nachmittags die feindliche Infanterie zu einheitlichem Massensturm über. Während die feindlichen Kolonnen am Nordflügel stellenweise schon durch unsere Batterien niedergeschmettert wurden, kam es anderenorts, namentlich zwischen Kostanjevica und der Küste, fast überall zu stundenlang währendem Nahkampf. Dank ihrer über jedes Lob erhabenen Tapferkeit und Ausdauer schlugen unsere Karstverteidiger alle an Kraftaufgebot vielfach überlegenen Angriffe des Gegners siegreich zurück. In unvergleichlicher Einigkeit haben Söhne aller Gaue beider Staaten der Monarchie und Bosniens Anteil an den stolzen Erfolgen. Waren es gestern die Infanterie-Regimenter 11, 47, 51, 62 und 63, die besonderen Ruhm ernteten, so werden morgen andere mit gleichem Opfermut an ihre Stelle treten. Das Vorfeld unserer Karstlinien ist mit ungezählten italienischen Leichen bedeckt."

Der 24. August verlief auf der Karsthochfläche und bei Görz verhältnismäßig ruhig. Die italienischen Angriffe richteten sich vor allem gegen den Monte San Gabriele. Die Brigade Palermo ließ mit anderen italienischen Truppenteilen an seinen Hängen unzählige Kämpfer tot und verwundet liegen, ohne daß sie es erreichten, die Widerstandskraft der Verteidiger zu erschüttern. Auf der Hochebene von Bainsizza-Heiligengeist gingen die österreichisch-ungarischen Truppen zurück, da diese Stellungen nach dem Ausgang der Kämpfe bei Vrh nicht zu halten waren. Die Italiener beschossen die geräumten Stellungen heftig und stießen dann ins Leere. Erst gegen Abend wurde an einzelnen Punkten die Gefechtsfühlung wieder aufgenommen. Die Zahl der bis zum 23. August eingebrachten italienischen Gefangenen betrug 250 Offiziere und 8000 Mann. Am 25. trat eine Art von Kampfpause ein. Schwächere italienische Angriffe erfolgten südlich des Wippachtales, bei Biglia und im Gebiete des Monte San Gabriele. Als einen großen Erfolg betrachteten es die Italiener, daß sie an diesem Tage den von den Österreichern geräumten Monte Santo besetzen konnten. Am 26. richteten sich die Angriffe der Italiener abermals gegen die Linien auf der Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist und nördlich von Görz. Der Kampf wurde besonders östlich von Auzza und auf dem heißumstrittenen Monte San Gabriele mit großer Erbitterung geführt, doch behaupteten sich die Verteidiger überall. Die österreichisch-ungarischen Generalstabsberichte der folgenden Tage lauteten:

Über den 27. August:

„Durch Zuschub neuer Kräfte verstärkt, setzt der Italiener auf der Hochfläche Bainsizza-Heiligengeist alles daran, seinen zu Beginn der 11. Isonzoschlacht unter großen Opfern errungenen Raumgewinn zu erweitern. Fast in allen Teilen dieser Front stürmte der Feind gegen unsere Truppen an. In erbitterten Handgranaten- und Bajonettkämpfen maß sich die in zehntägiger Schlacht ungebrochen gebliebene Widerstandskraft unserer Streiter mit der italienischen Übermacht. Die braven Verteidiger gingen auf der ganzen Linie als Sieger hervor. Der Gegner wurde überall geworfen; er flüchtete stellenweise völlig aufgelöst.

Auch östlich von Görz mißglückte dem Italiener ein mit beträchtlichen Kräften unternommener Vorstoß."

Über den 28. August:

„Das Ringen der 11. Isonzoschlacht wuchs gestern zu besonderer Höhe an. Die Wucht des italienischen Angriffs war noch stärker als an den vorangegangenen Tagen. Der Erfolg blieb unbestritten unseren Waffen.

Auf der Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist richtete sich — von verschwenderisch schießenden Batterien aller Kaliber unterstützt — die Gewalt des feindlichen Stoßes vor allem gegen die Räume von Kal und Podlesce. In stundenlang andauernden schweren Kämpfen gewannen unsere Tapfern vollends die Oberhand über die durch Verstärkungen ununterbrochen genährten Massen des Gegners. Spät in der Nacht wurde der letzte italienische Ansturm abgewiesen. Außergewöhnlich heftig brandete der Kampf wiederum um den Besitz des seit Tagen heißumstrittenen Monte San Gabriele. Als es in den Abendstunden am Nordhang einer italienischen Kampfgruppe gelungen war, in unsere Stellung einzudringen, wurde sie durch Abteilungen der Regimenter 20 (Neu-Sandec), 34 (Kassa) und 87 (Cilli) im Gegenstoß gefaßt und aufgerieben.



Leutnant Lothar Freiherr v. Richthofen, der jüngere Bruder des Rittmeisters Manfred Freiherr v. Richthofen. (Phot. C. J. v. Dühren, Berlin.)



Oberleutnant Adolf Ritter v. Tutschek. (Phot. Erna M. Kollstede, München.)



Hauptmann Kleine.



Leutnant Hans Klein.



Leutnant Horn.



Leutnant Gontermann. (Phot. Nicola Perscheid, Berlin.)



Oberleutnant v. Cossel (×) und sein Flugzeugführer Vizefeldwebel Windisch.



Leutnant Bongartz.



Leutnant Buckler.



Kapitänleutnant d. R. Franz Georg Eichler †, Kommandant eines Marineluftschiffs. (Phot. Adolph Richter, Leipzig.)



Leutnant Dossenbach †. (Hofphot. Prof. H. Krauth, Frankfurt a. M.)



Leutnant Allmenröder.



Leutnant Max Müller.



Oberleutnant Frhr. Paul v. Pechmann.



Hauptmann Brandenburg. (Hofphot. Prof. Krauth, Frankfurt a. M.)



Korvettenkapitän Strasser †. (Hofphot. E. Bieber, Hamburg).



Oberleutnant Dostler.

## Deutsche Flieger.

Ein italienischer Stabsoffizier und 200 Mann blieben in unserer Hand. Ein weiterer Angriff kurz vor Mitternacht nordöstlich des Gabriele, ohne Artillerie-Einleitung angesetzt, wurde durch unser Feuer niedergestreckt. Eine mächtige italienische Angriffswelle sollte östlich von Görz und nördlich des Wippach-Tales Bahn schaffen. Nach sechsstündiger Artillerievorbereitung brach zu Mittag die feindliche Infanterie gegen unsere Linien vor.

Am Friedhof von Görz und bei Grazigna wurde der Gegner durch die hervorragende Wirkung unserer Batterien, denen überhaupt reichlicher Anteil an den gestrigen Erfolgen gebührt, zum Weichen gezwungen. Bei San Marco hingegen konnte der Feind erst in erbittertem Ringen von Mann gegen Mann zurückgeworfen werden, wobei sich namentlich die bewährten Kämpfer des nordböhmischen 2. Jägerbataillons und des kroatischen Infanterie-Regiments Nr. 96 hervortaten. In engem Kampfraume brachten wir hier Gefangene von sieben italienischen Regimentern ein. Auf der Karsthochfläche kam es zu keinen größeren Kampfhandlungen. Triest wurde neuerlich von feindlichen Fliegern heimgesucht. Die in die Stadt geworfenen Bomben richteten keinen nennenswerten Schaden an."

Über den 29. August:

„Der große Waffengang am Isonzo wurde auch gestern mit höchster Erbitterung fortgeführt. Der Wall der Verteidiger widerstand siegreich den schwersten Anstürmen. Im Raume von Kal brachen in den Morgenstunden zwei starke italienische Angriffe zusammen. Bei Podlesce, Madoni und Britof warf der Feind den ganzen Tag über bis in die späte Nacht ununterbrochen neue Massen gegen unsere Stellungen. Alle Angriffe prallten an der zähen Standhaftigkeit unserer Braven ab. Zu den vielen Kampfmitteln, mit deren Hilfe der Feind unseren Widerstand niederzuzwingen versucht, trat gestern ein neues, in diesem Gelände kaum erwartetes. Östlich von Britof ritt italienische Kavallerie gegen unsere Verschanzungen an. Sie wurde von Maschinengewehren empfangen und vernichtet. Für die heldenhaften Kämpfer auf dem Monte San Gabriele brachte der 29. August abermals heiße Stunden. Immer wieder lief der Feind gegen das Bollwerk Sturm. Gegen Abend gelang es ihm, am Nordhang in unsere Gräben einzudringen. Nach Einbruch der Dunkelheit schritten in schwerem Unwetter unsere Truppen zum Gegenstoß. Neues Ringen endete mit regelloser Flucht der Italiener.

Auch östlich von Görz ließ der Druck des feindlichen Heeres noch nicht nach. Waren am Vormittag nur Einzelangriffe abgeschlagen, so ging der Gegner nachmittags nach mehrstündigem Trommelfeuer neuerlich zu einem allgemeinen, breit angelegten Massenstoß über. Wieder fand sich das Gelände von San Marco im Brennpunkt der Kämpfe. Mit Bajonett und Handgranaten wurde hier wie überall zwischen St. Caterina und Vertojba die erste Linie behauptet. Bei Kostanjevica schob sich unsere Front nach einem erfolgreichen Überfall auf den Gegner etwas vor.

Neben anderen Truppen fanden in den jüngsten Kämpfen noch Abteilungen der Regimenter 10 (Przemysl) und 48 (Nagy-Kanisza) Gelegenheit, sich besonders hervorzutun. Die blutigen Verluste des Feindes sind außergewöhnlich schwer. Die Zahl der seit Beginn der elften Schlacht eingebrachten Gefangenen ist auf mehr als 10000 gestiegen.

Triest wurde vormittags zum zweiten Male, heute früh zum dritten Male innerhalb 48 Stunden, von feindlichen Fliegern bombardiert. Den Angriffen fielen mehrere Einwohner zum Opfer; mehrere Privatgebäude wurden beschädigt."

Über den 30. August:

„Triest wurde gestern mittag zum vierten Male von feindlichen Fliegern angegriffen, ohne daß nennenswerter Schaden entstanden wäre. Auf der Karsthochfläche war es verhältnismäßig ruhig.

Im Raume von Görz zwang den Italienern der opferreiche Niederbruch ihrer letzten Angriffe eine Kampfpause auf, die von uns dazu benutzt wurde, einige noch verbliebene Feindnester auszuheben.

Ebenso kam es nördlich von Kal, nachdem am Morgen noch einige Einzelstöße des Feindes gescheitert waren, tagsüber zu keiner größeren Kampfhandlung mehr.

Um so ungestümer warfen sich die italienischen Divisionen neuerlich auf die zwischen den eben genannnten Abschnitten sich ausdehnende Front, auf unsere Stellungen bei Podlesce, Madoni, Britof und auf den seit sieben Tagen im Mittelpunkt des Isonzoringens stehenden Monte San Gabriele. Mit außerordentlicher Zähigkeit ließ der Feind Angriff auf Angriff folgen. Wieder war es der Tapferkeit und Ausdauer von Truppenverbänden aus allen Teilen Österreichs und Ungarns zu danken, daß in hin- und herwogender Schlacht sämtliche Stellungen siegreich behauptet wurden.

In stundenlang währenden Nahkämpfen fanden Manneszucht, Gefechtsmoral und auf gründlicher Ausbildung fußende Kampftüchtigkeit wieder einen untrüglichen Wertmesser. Voll frisch fortlebenden Angriffsgeistes holten abends bei Britof, als der Italiener von seinen Anstürmen etwas abließ, unsere Abteilungen drei italienische Offiziere, 110 Mann und zwei Maschinengewehre aus den feindlichen Gräben."

Über den 31. August:

„Gestern vormittag kam es am Isonzo zu keinen größeren Kampfhandlungen. Am Nachmittag flammte zwischen Tolmein und der Wippach die Schlacht an zahlreichen Stellen aufs neue empor. Nördlich von Kal, bei Madoni und bei Britof wurden stärkere italienische Angriffe abgeschlagen. Wie an den vorangehenden Tagen war der Monte San Gabriele abermals der Schauplatz erbitterten Ringens. Von Norden und Westen her drangen die an Zahl weit überlegenen Angreifer auf unsere tapfere Besatzung ein. Auf dem Nordteil des Berges lag das Schwergewicht des Kampfes. Unsere über alles Lob erhabene Infanterie fing, wiederholt zum Gegenstoß übergehend, alle Anstürme auf. Bei Görz und im Wippachtal ließ der Feind heftigen Artillerieüberfällen mehrere Einzelstöße folgen, die alle glatt abgewiesen wurden. Östlich von Görz, ein italienisches Grabenstück nehmend, brachten unsere Stoßtrupps 6 italienische Offiziere, 140 Mann und 4 Maschinengewehre ein. Triest war wieder das Angriffsziel italienischer Flieger. Das bischöfliche Palais wurde beschädigt."

Die ersten Septembertage bedeuteten eine Kampfpause. Am Isonzo unterblieben am 1. größere Kämpfe. Italienische Teilangriffe auf der Hochfläche Bainsizza-Heiligengeist, bei Görz und Jamiano scheiterten und wurden von den österreichisch-ungarischen Sturmtruppen durch erfolgreiche Gegenunternehmungen beantwortet. Im Bereiche des Monte San Gabriele wurden die italienischen Massen von dem österreichisch-ungarischen Geschützfeuer niedergehalten. 10 italienische Offiziere und 315 Mann fielen als Gefangene in die Hände der Österreicher. Am 2. September mühten sich die Italiener von neuem heftig um die Eroberung des Monte San Gabriele, aber die den ganzen Tag über geführten Kämpfe endeten hier mit einem vollen italienischen Mißerfolge. Auch östlich von Görz und bei Jamiano blieben italienische Vorstöße ergebnislos. Der 3. September verlief ohne größere Infanteriekämpfe, doch mußten die Österreicher bei Kal und Madoni italienische Angriffe abweisen, und von früh an standen sie am Nordhange des Monte San Gabriele in heftigen Kämpfen mit den Italienern, die sich darauf versteift hatten, den Berg auf alle Fälle und um jeden Preis in ihre Hände zu bekommen. Über die Ereignisse des 4. September meldete der österreichisch-ungarische Heeresbericht:

„Der neunzehnte Tag der elften Isonzoschlacht war von schweren blutigen Kämpfen erfüllt. Bei Madoni stießen unsere Sturmtruppen im Vorgehen auf einen tiefgegliederten italienischen Angriff und geboten ihm Halt. Vier weitere Angriffe wurden abgeschlagen.

Der Monte San Gabriele steht seit gestern früh erneut im Mittelpunkt eines zu größter Heftigkeit gesteigerten Ringens. Der Feind stürmt immer wieder gegen den Felsgipfel an, der wiederholt in seine Hand fiel, um kurz darauf von unserer ruhmreichen Infanterie zurückerobert zu werden. Der auf beiden Seiten mit größter Zähigkeit geführte Kampf dauert bis zur Stunde in unverminderter Stärke an. Bei Görz machte der Italiener einige vergebliche Vorstöße.

Ein bei Selo und Medeazza zu Stellungsberichtigungen angesetztes Unternehmen unserer Truppen löste auf der ganzen Karsthochfläche heftige Zusammenstöße aus. Alle vom Gegner unternommenen Angriffe brachen dank der standhaften Haltung unserer kriegserprobten Karstverteidiger zusammen. Hundert italienische Offiziere und über 4000 Mann fielen als Gefangene in unsere Hand. — Die Gesamtzahl der seit Beginn der Schlacht eingebrachten Gefangenen beläuft sich auf 15000 Mann.

Triest wurde wieder zweimal von italienischen Fliegern angegriffen."



Gr. Flugzeug vor dem Bombengeschwaderflug.

Der Bericht über den 5. September lautete:

„Gestern vor 12 Tagen begannen die Italiener mit ihrem großen planmäßigen Angriff gegen den Monte San Gabriele. Mächtige Geschütz- und Minenwerfermassen vereinigten durch viele Stunden ihr Feuer gegen unsere Höhenstellungen. Auf engem Raum lief Tag und Nacht die Infanterie von mindestens acht italienischen Brigaden Sturm. Vorgestern erreichte das Ringen seinen Höhepunkt. Der Berggipfel wechselte in hin und her wogendem Kampf mehrmals den Besitzer. Aber der Jubel des nach einem Sensationserfolg dürstenden Feindes war verfrüht. Die opferfreudige Zähigkeit unserer Truppen gewann die Oberhand. Scharfe Gegenstöße faßten den Angreifer und entrissen ihm den vorübergehend gewonnenen Boden. Gestern mittag war der Monte San Gabriele wieder voll in unserer Hand! Abends wurde ein starker Angriff blutig abgeschlagen. Italienische Truppenansammlungen im Tale stellen weitere Kämpfe in Aussicht. Östlich von Görz wiesen wir Teilangriffe zurück. Auf dem Südteil der Karsthochfläche dauerte die Schlacht den ganzen Tag an. Der Italiener wurde aus seinen vordersten Gräben geworfen. Unsere brave Infanterie behauptete sich in den eroberten Linien siegreich gegen alle Versuche des Feindes, seinen Mißerfolg durch starke Gegenangriffe wettzumachen. Die Zahl der am 4. und 5. September in diesem Kampfraum eingebrachten Gefangenen ist auf 160 Offiziere und über 6300 Mann gestiegen. Triest war abermals das Ziel zweier italienischer Luftangriffe."



Kampfflugzeug mit zwei Motoren.

Am 6. währten die Kämpfe auf der Karsthochfläche fort. Vergebens versuchten die Italiener, den Österreichern und Ungarn ihre in den letzten Tagen errungenen Erfolge zu entreißen. Alle ihre Angriffe scheiterten. Außerordentlich heftig wurde um den Monte San Gabriele weiter gerungen. Kein Opfer schien den Italienern zu groß, den Berg in ihren Besitz zu bringen, aber trotzdem gewannen sie ihn nicht. Den 7. über hielten sie ihn unter schwerem Geschützfeuer und unternahmen nachts auf ihn einen mißglückenden Angriff. Den 8. dauerte das Feuer an. Die italienische Infanterie wurde durch die Kanonen der Österreicher am Sturm verhindert. Den 9. herrschte an der Isonzofront ziemliche Ruhe. Die große Schlacht war mit diesem Tage beendet, und am 11. September faßte der österreichisch-ungariiche Generalstab ihren Verlauf und ihr Ergebnis folgendermaßen zusammen:

„Die Kampfpause am Isonzo dauert an. Mögen die Italiener immerhin noch weitere Angriffe beabsichtigen, so kann das bisherige Ergebnis der am 17. August entbrannten 11. Isonzoschlacht doch dahin festgestellt werden, daß auch diese neue Kraftprobe des Feindes keinerlei Änderung in der Kriegslage im Südwesten herbeizuführen vermochte, und daß die Schlacht bis zur Stunde zweifellos einen neuen Mißerfolg der Italiener bedeutet.

Auf der Karsthochfläche bildet die Einnahme des Dorfes Selo, das zu Beginn der Kämpfe in unserer vordersten Linie lag, den einzigen Vorteil, der dem Gegner zufiel. Was wir am Südflügel der Karststellung an einzelnen Gräben vorübergehend verloren hatten, ist durch Gegenstoß zurückgewonnen worden. Hatten unsere Führer und ihr Generalstab in rastloser, gründlicher Anwendung der Kriegserfahrungen für die siegreiche Abwehr die Bedingung geschaffen, so errangen unsere braven Truppen — ihnen wie immer voran die Infanterie als ruhmreiche Trägerin schwersten Kampfes — in Beispiel gebendem Heldenmut neuerlichst dauernden Ruhm.



III

Gleich Erfolg bringend verliefen für unsere Tapferen Kämpfe im Wippachtale und bei Görz, wo nicht ein einziger schmaler Graben in Feindeshand verblieb.

Auf der Hochfläche von Bainsizza—Heiligengeist war den Italienern ein Anfangserfolg vergönnt, der unsere Führung veranlaßte, 15 km der Frontlinie auf zwei bis sieben Kilometer zurückzunehmen. Von da an scheiterten alle Versuche des Feindes durch mächtige Angriffe auf den Monte San Gabriele und gegen den Abschnitt nordöstlich davon, den unter großen Opfern errungenen ersten Raumgewinn zu einem operativen Erfolg auszubauen. Die Kriegslage am Isonzo ist durch die Ereignisse bei Vrh und Bainsizza in keiner Weise beeinflußt worden. Das Ringen um den Monte San Gabriele im Besonderen wird stets dann anzuführen sein, wenn es Beispiele zähen, ruhmvollsten Verteidigungskampfes hervorzuheben gilt. Das italienische Kraftaufgebot in der 11. Isonzoschlacht — 48 Divisionen auf kaum ebensoviel Kilometer angesetzt — sucht an Masseneinsatz in allen Angriffsschlachten des Weltkrieges seinesgleichen. Die italienischen Verluste entsprechen dieser Gefechtsführung. Sie betragen — 20000 Gefangene mitgezählt — nach strengster Berechnung 230000 Mann, also fast ein Viertel einer Million. Die Heeresgruppe des Generalobersten von Boroevic darf auf den jüngsten Erfolg die beste Zuversicht setzen, daß an ihrem siegreichen Widerstand auch fernerhin alle Anstürme des um Länderraub kriegführenden Feindes zerschellen werden."

## Beginn der russischen Revolution.

Nicht nur die ungünstigen Witterungsverhältnisse lähmten im März die Angriffskraft des russischen Heeres, sondern noch etwas ganz anderes. Am 12. März brach in Petersburg die Revolution aus, die den Zarenthron umstürzte, in Rußland das Unterste zu oberst kehrte, einen ungeheueren Wirrwarr in dem ganzen Riesenreiche hervorrief, seine Widerstandskraft untergrub und durch das alles für den Weltkrieg von der allergrößten Bedeutung wurde.

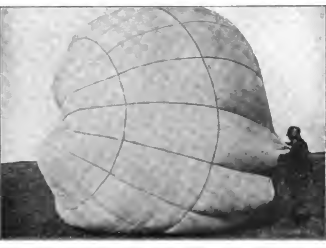
Das alte Rußland, das jetzt in Trümmer fiel, war ein Beamten- und Polizeistaat, an dessen Spitze der Zar mit unumschränkter Gewalt stand. Seit einigen Jahren war auch eine sogenannte Volksvertretung vorhanden, die Duma. Sie war eingeführt worden, weil die Staaten, von denen Rußland sein Geld zu borgen pflegte, einem selbstherrlich regierten Staate nicht den Kredit gewähren wollten wie einem, der über eine Volksvertretung verfügte. Auch hatte es die Revolution von 1905 den leitenden Männern in Rußland wünschenswert erscheinen lassen, dem Volke das Gaukelspiel einer Verfassung vorzutäuschen. Der Ausdruck des Volkswillens war die Duma keineswegs, denn die Beamten wußten die Wahlen schon so zu beeinflussen, daß stets eine Mehrheit vorhanden war, die die Staatskredite bewilligte. War das geschehen, so hatte die Versammlung ihren Zweck erfüllt und konnte wieder nach Hause gehen. Es wurde den Abgeordneten nicht verwehrt, gewaltige Reden zu halten über die Mißstände im Staate, über Judenverfolgung und dergleichen, aber die Reden kamen entweder gar nicht oder nur durch die Zensur entstellt oder verstümmelt zur Kenntnis des Volkes und hatten somit auch nichts zu bedeuten. Die Redefreiheit der Abgeordneten war zwar auf dem Papier zugestanden, es war ihnen auch Straffreiheit zugesichert für alle Äußerungen, die sie in ihrer Eigenschaft als Volksvertreter tun würden, wie es aber damit stand, zeigte das Beispiel der sozialistischen Abgeordneten, die wegen ihres politischen Verhaltens während des Krieges nach Sibirien abgeschoben wurden. In Wahrheit hatte die Duma gar nichts oder nur sehr wenig zu bedeuten. Nach wie vor herrschte im heiligen Rußland die nach Rangklassen abgestufte Beamtenschaft, neben ihr der Adel, die höhere Geistlichkeit, die hohen Offiziere der Garderegimenter, die Hofleute, die den Zaren beeinflußten und ihn zu den Maßnahmen beredeten, die ihnen nützlich und angenehm waren. Diese ganze herrschende Schicht, vor allem die auch der Krone am nächsten Stehenden, die Verwandten des regierenden Hauses, war eine zum großen Teil höchst verderbte und verrottete Gesellschaft, bestechlich, faul, beschränkt, kriechend nach oben, von verletzendem Hochmut nach unten, sitten- und gewissenlos, von jeher gewöhnt, vom Staatsgut so viel an sich zu bringen, wie es irgend möglich war. Ein früherer Zar hatte einmal die Äußerung getan, er sei in seinem Reiche der einzige Mann, der nicht stehle. Ganz so schlimm stand es ja nicht mehr in Rußland, es gab auch ehrliche Beamte, aber sie waren noch immer durchaus die Ausnahme. Es verstand sich von selbst, daß der regierende Klüngel der Todfeind jeden Fortschrittes war und jede freiheitliche Regung im Volke mit Grausamkeit unterdrückte. In früheren Zeiten war ihnen das vorzüglich gelungen in den letzten Jahrzehnten aber war es ihnen immer schwerer geworden, obwohl sie vor den schärfsten Maßregeln nicht zurückschreckten und die Verdächtigen zu Hunderten, ja zu Tausenden nach Sibirien oder in die Zuchthäuser und Festungen bringen ließen. Aber sie hatten es zulassen müssen, daß sich eine russische Industrie entwickelte, denn hätten sie es nicht zugelassen, so wäre Rußland bald völlig verarmt und hätte in der Welt nichts mehr bedeutet. So hatte sich ein wohlhabendes und verhältnismäßig gebildetes Bürgertum entwickelt, und ungeheure Menschenmassen hatten sich in den großen Industrie-Mittelpunkten zusammengeballt. Die Schicht des gebildeten Bürgertums strebte danach, Einfluß, und zwar wirklichen Einfluß, auf die Gesetzgebung des Staates zu gewinnen, die Mißwirtschaft, die mit den öffentlichen Geldern getrieben wurde, zu beseitigen und ihrem Vaterlande die bürgerliche Freiheit zu verschaffen, die alle übrigen Staaten Europas besaßen. Die Herrschaft des Zaren wollten ihre Vertreter nicht beseitigen, aber sie wollten sie in eine verfassungsmäßige Monarchie umbilden. Dazu kamen ihnen die Niederlagen, die Rußland im Krieg erlitt, ganz gelegen. Sie waren Niederlagen derer, die zur Zeit den Staat beherrschten, und schwächten ihr Ansehen. Sie hofften, daß der Zusammenbruch Rußlands dem Zaren und den Großfürsten die Augen darüber öffnen würde, daß es so nicht weitergehen könne,

und daß der Krieg nur gewonnen werden könne, wenn das Volk die Stütze des Thrones würde und die Sache in die Hand nähme. Unter „Volk“ verstanden sie natürlich ihre Schicht, wie ja auch die Parteiführer anderer Länder allesamt „das Volk“ vertreten wollen, während sie doch immer nur eine Klasse des Volkes vertreten. Für die Hilfeleistung des Volkes und die Rettung des Staates sollte der Zar ihnen eine wirkliche Verfassung verleihen und die Duma mit Rechten ausstatten, wie sie etwa das englische Parlament besaß. Deshalb waren sie nicht Gegner, sondern Anhänger des Krieges, und wenn von den Zielen des Krieges, den Eroberungen, die Rußland machen wollte, die Rede war, so gebärdeten sie sich ebenso unsinnig wie die Großfürstenpartei und ihr Führer Miljukow, redeten von der Zerschmetterung Deutschlands, der Aufteilung Österreich-Ungarns, der Eroberung Konstantinopels, ebenso wie Protopopow oder die anderen Minister des Zaren, die von den sozialistischen Parteien, den Gardisten, Oktobristen und wie sie sonst heißen, um ihrer rückschrittlichen und volksfeindlichen Gesinnung willen glühend gehaßt wurden.



Bei den Feldluftschiffern: Einholen des Ballons.

Ganz andere Ziele verfolgten die Führer der großen Arbeitermassen. Sie waren schlechthin umstürzlerisch gesinnt, wollten ein Strafgericht an ihren bisherigen Unterdrückern vollziehen, den Zaren mit seinem Anhang verjagen und die Republik Rußland aufrichten. Die höchste Macht im Staate sollte den Massen, das heißt ihnen selbst, gehören. Es war ihnen schon vor dem Kriege gelungen, so ziemlich die ganze Arbeiterschaft der russischen Großstädte mit den Gedanken des Umsturzes zu erfüllen, und schwer war ihnen das nicht geworden, denn die Arbeiter lebten in elenden Verhältnissen und unter einem schweren Druck dahin. Von sozialen Rechten der Arbeiterklassen war in Rußland ebenso wenig die Rede, wie von einer sozialen Fürsorge, die in Deutschland Wilhelm I. und Bismarck angefangen, Wilhelm II. fortgesetzt hatte. So befand sich schon im Jahre 1914 die russische Industrie-Arbeiterschaft in dumpfer Gärung, und wie die englischen Staatsmänner Grey, Asquith und Konsorten den Weltkrieg auch deshalb mit entfesselten, um dadurch den irischen Bürgerkrieg zu vermeiden, so war in Rußland die Furcht vor der Revolution einer der Gründe, die seine führenden Männer zum Losschlagen bestimmten. Die Gedanken des städtischen Arbeitervolkes sollten abgelenkt und seine Kräfte anderweitig beschäftigt werden, und durch die Eroberung deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen Bodens, die man ja schon so gut wie sicher in der Tasche zu haben glaubte, sollte zugleich der Landhunger der Bauern befriedigt werden.



Bei den Feldluftschiffern: Ein Fallschirm, der bei Fliegergefahr vom Ballonbeobachter zum Absprung aus dem Fesselballon benutzt wird, entfaltet.

Der unglückliche Verlauf des Krieges machte aber all diese Pläne der russischen Gewalthaber zunichte und brachte sie in eine furchtbare Gefahr. Zwar von der Bauernschaft war nicht viel zu befürchten, obwohl die Apostel des Umsturzes auch die Dörfer durchzogen und ihre Lehren hier und da Anklang fanden. Im ganzen waren die Bauernmassen viel zu stumpf, und sie verdienten auch durch den Krieg vielzuviel Geld, als daß sie sich gegen den Zaren hätten aufreizen lassen. Viele wurden zu wohlhabenden Leuten, und da das Geldverdienen das A und O des bäuerlichen Denkens

ist, so waren diese Leute troß des Verlustes ihrer Söhne und Brüder in eine revolutionäre Stimmung nicht hineinzubringen.

Ganz anders standen die Dinge in den Städten. Die Arbeiter verdienten hier zwar auch viel Geld, jedenfalls vielmehr als jemals vorher, aber es half ihnen nichts, denn sie konnten sich dafür nichts kaufen. Die Lebensmittelknappheit wuchs von Monat zu Monat und nahm schon 1916 in Petersburg und Moskau zeitweilig die Form einer Hungersnot an. Als dann der Winter kam, ein ganz besonders strenger Winter, zeigte sich's, daß es auch keine Kohlen und kein Holz gab, denn das russische Eisenbahnwesen versagte mehr und mehr. Die russischen Eisenbahnen hatten im Anfang des Krieges mehr geleistet, als man in Deutschland erwartet hatte, aber ihre Leistungen hatten sich beständig verschlechtert. Die Wagen, Schienen und sonstiges Material waren abgenutzt und konnten nicht erneuert werden. Zum Teil war es auch bei den großen Niederlagen im Westen verloren gegangen, und bei der Bahnbeamtenschaft traten, je länger der Krieg dauerte, um so mehr die häßlichen Züge hervor, die überhaupt die russische Beamtenschaft kennzeichneten und im russischen Wesen lagen: Bestechlichkeit, Faulheit, Zerfahrenheit, Unfähigkeit zur Ordnung. So traten Verkehrsschwierigkeiten ein, die jeder Beschreibung spotteten. In dem einen Bezirk des weiten Reiches herrschte Überfluß an Nahrungsmitteln, in anderen der bitterste Mangel, weil es unmöglich war, die Güter rechtzeitig dahin zu bringen, wo sie gebraucht wurden. Weder mit Lebensmitteln, noch mit Kohlen und Holz wurden die großen Städte versorgt, und so bemächtigte sich des arbeitenden Volkes, das hungerte und fror, eine entsetzliche Erbitterung, die in der zweiten Märzwoche zum Ausbruch kam. Aus den Krawallen und Hungerrevolten, die in Petersburg, Moskau, Kiew und anderen Großstädten schon häufig vorgekommen, aber bisher immer mit blutiger Strenge unterdrückt worden waren, entwickelte sich eine Revolution, die nicht mehr unterdrückt werden konnte, denn die Truppen, die bisher das Volk auseinandergetrieben hatten, machten auf einmal gemeinsame Sache mit ihm und wendeten sich gegen ihre bisherigen Herren. Auch die Kosaken, sogar die Garde-Kosaken, das sogenannte kaiserliche Konvoi, fielen vom Zaren ab und schlossen sich den Aufrührern an, und das entschied den Sieg der Revolution in Petersburg. — Miljukow und die übrigen Führer der Bürgerparteien hatten das ebenso wenig gewollt, wie der englische Botschafter Buchanan und seine Leute, denen von vielen deutschen Zeitungen die Anstiftung der Petersburger Revolution zugeschrieben wurde. Eine Entfesselung der Arbeitermassen konnte England nicht wollen, denn der kluge und gut unterrichtete Botschafter wußte sehr wohl, daß die Massen kriegsmüde waren und auf sofortigen Friedensschluß um jeden Preis hindrängten.


Bei den Feldluftschiffern: Flicken der verletzten Ballonhülle.

Buchanan, Rodziankow und Miljukow wollten eine ganz andere Art von Revolution. Sie wollten den Zaren beseitigen, ihn zur Abdankung zwingen und einen anderen an seine Stelle setzen und wären wohl auch nicht davor zurückgeschreckt, wenn sie über seine Leiche hätten gehen müssen. Solche Dinge waren ja im heiligen Rußland schon mehrmals vorgekommen. Der schwächliche Nikolaus war ihnen verdächtig geworden, denn er dachte an einen Friedensschluß, weil er den Mut zur Fortsetzung des Krieges verloren hatte oder zu haben schien. Wäre er beseitigt, und hätte sein Nachfolger den Russen die „Konstitution" gegeben, so, meinten die Führer des liberalen Bürgertums, würde sich das russische Volk mit Begeisterung erheben und die Deutschen mit gesammelter Kraft vom Boden Rußlands hinwegfegen. Als aber die Revolution der Massen ohne ihr Zutun ausbrach, erkannten Rodziankow und Miljukow sofort, daß sie sich an ihre Spitze stellen müßten oder mit ihrer ganzen Gefolgschaft unter die Walze geraten würden. Natürlich zogen sie es vor, die Führung der Revolution zu übernehmen, und

England leistete ihnen jeden Dienst, den es ihnen leisten konnte, denn es war für die Engländer von der größten Wichtigkeit, daß nicht ein Arbeiterführer an die Spitze der russischen Regierung kam.

In der ersten Märzwoche bereitete sich die Revolution durch Arbeiterversammlungen, Stürme auf Bäckerläden, Straßenumzüge und Arbeitseinstellungen vor. General Chabalow, der Kommandant von Petersburg, wandte sich an den Chef des Generalstabes, Alexejew, und bat, die Petersburger Garnison sofort durch Truppen aus der Front zu ersetzen. Er wußte, daß die Kaisertreue der Petersburger Regimenter von den Sendlingen der Revolution, die überallhin, auch in die Kasernen gelangten, gründlich unterwühlt war und daß er sich auf diese Truppen nicht mehr verlassen könne. Hatten doch schon revolutionäre Versammlungen in den Kasernen selbst stattgefunden, bei denen auch Arbeiter zugegen gewesen waren. Alexejew schlug das ab und machte militärische Gründe dagegen geltend. Er stand jedoch, wenn auch nicht mit den Arbeiterführern, so doch mit den bürgerlichen Gegnern des Zarenregiments im Einverständnis. Er hatte also, obwohl er die Arbeiterrevolution nicht wollte, keine Lust, dem Zaren eine ergebene Truppe zur Verfügung zu stellen. Der ganz besonders wegen seiner rückschrittlichen Gesinnung verhaßte Minister des Innern Protopopow versuchte am 7. März den Sturm zu beschwören, indem er die Rationierung des Getreides durchzuführen befahl. Aber dadurch ließ sich die Erbitterung des hungernden Volkes um so weniger beschwichtigen, als die Brotmenge, die jedem zugesagt wurde, gar nicht vorhanden war.



Angriff deutscher Flieger auf feindliche Fesselballone. Nach einer farbigen Zeichnung des Kriegsteilnehmers C. Rüschhoff.

Am 8. März begann infolgedessen ein Ausstand verschiedener Arbeiterklassen in Petersburg, der am 9. bedenkliche Formen annahm. Die Straßenbahnen konnten nicht mehr verkehren, die Zeitungen nicht mehr erscheinen. Am 9. erklärte der Duma-Präsident Rodzjankow im Einverständnis mit dem Ministerpräsidenten Fürsten Galitzin:

„Die Unruhen, die infolge der Hungersnot in Petersburg und vielen anderen Städten Mittelrußlands ausgebrochen sind, haben allmählich einen solchen Umfang angenommen, daß sie nicht mehr geduldet werden können. Sie sind ganz besonders zu beklagen in den schweren Kriegszeiten, die Rußland gegenwärtig durchlebt. Die Ursachen der Ereignisse liegen vorzugsweise in dem Mangel zweckmäßiger Organisation. Die gegenwärtige Lage erfordert dringend die baldige Durchführung von Maßregeln, die geeignet sind, die Bevölkerung zu beruhigen. Aus diesem Anlaß tritt heute auf mein Ersuchen unter dem Vorsitz des Ministerpräsidenten ein außerordentlicher Rat zusammen, woran die Minister, die in den verschiedenen außerordentlichen Verteidigungsausschüssen den Vorsitz führen, teilnehmen, ferner der Präsident, der Vizepräsident des Reichsrates und der Reichssekretär, der Präsident, der Vizepräsident und der Sekretär der Reichsduma, außerdem Vertreter der Reichshauptstadt und der Gouvernements-Semstwos-Verwaltungen."

Hier war das Bestehen einer Hungersnot offen zugegeben, die Unterdrückung der Unruhen als Ziel bezeichnet, und als Weg zu diesem Ziel die Bildung

eines Ausschusses versprochen, der über die Abstellung der Not beraten sollte. Alles viel zu spät. Der Stein war ins Rollen gekommen und nicht mehr aufzuhalten. Am 10. März ließ die Regierung an verschiedenen Stellen auf die Volksmassen schießen, die sich in den Straßen zusammenrotteten, und erbitterte dadurch das Volk aufs höchste. Am Abend traten Ausschüsse von Arbeitern, wie es scheint auch von Vertretern der Bürgerschaft, zusammen und beschlossen, am andern Tage einen allgemeinen Ausstand zu beginnen und der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen, mit anderen Worten: die Revolution zu entfesseln. So wurden denn am 11. März an verschiedenen Stellen der Stadt Barrikaden gebaut, und es kam zu regelrechten Straßenkämpfen, bei denen viel Blut floß. Aber am Abend war die Regierung Herrin der Lage und fühlte sich als solche. Sie erbat und erhielt telegraphisch vom Zaren die Erlaubnis, die Duma zu vertagen, und der Ministerrat, der abends zusammentrat, beschloß, den Aufstand ohne jede Nachsicht und Nachgiebigkeit niederzuschlagen. An den Straßenecken wurde ein Befehl des Kommandanten Chabalow angeschlagen, der den Truppen einschärfte, gegen die Zusammenrottungen rücksichtslos mit der Waffe Gebrauch zu machen.

Nach englischen Berichten war aber schon an demselben Tage ein Teil der Truppen zu den Aufständischen übergegangen. Einige Garderegimenter hatten ihre Offiziere ermordet. Das Preobraschensky-Regiment hatte sich der Duma zur Verfügung gestellt mitsamt seinen Offizieren. Am 12. drahtete Rodziankow dem Zaren, der sich an der Front befand:

„Die Lage ist ernst. In der Hauptstadt ist Anarchie. Die Regierung ist gelähmt. Verkehr, Versorgung und Heizung sind in voller Verwirrung, die allgemeine Unzufriedenheit wächst. Auf den Straßen wird ordnungslos geschossen, Truppenteile beschießen sich gegenseitig. Es ist unumgänglich nötig, sofort einer Persönlichkeit, die das Vertrauen des Landes genießt, die Bildung einer neuen Regierung anzuvertrauen. Eine Verzögerung ist unmöglich, jedes Zaudern wäre der Tod. Ich bete zu Gott, daß in dieser Stunde keine Verantwortung auf den Träger der Krone falle."

Rodzianków erhielt keine Antwort darauf. Er wandte sich am 13. früh noch einmal an den Zaren mit folgender Depesche:

„Die Lage verschlechtert sich. Es müssen sofort Maßregeln getroffen werden, denn morgen wird es zu spät sein. Die letzte Stunde ist angebrochen, in der das Schicksal des Vaterlandes und der Dynastie sich entscheidet."

Auch hierauf kam keine Antwort. In dumpfem Schweigen sah Nikolaus II. zu, wie sich sein und seines Hauses und Rußlands Schicksal erfüllte. Er verweilte am 13. im Hauptquartier Mohilew und erhielt dort noch eine drohende Warnung und Mahnung, nämlich einen Brief des Großfürsten Nikolai Michailowitsch, der ihm von seinem Standpunkt aus schonungslos die Wahrheit sagte.

Es lautete:

„Du hast oft den Wunsch ausgesprochen, den Krieg bis zum Siege durchzuführen. Bist Du aber überzeugt, daß der Sieg bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge möglich ist? Kennst Du die Lage des Reiches, sagt man Dir die Wahrheit, hat man Dir gezeigt, wo die Wurzel des Übels liegt? Du hast mir oft gesagt, daß man Dich betrüge und daß Du nur Vertrauen in die Gesinnung Deiner Gattin hast. Was nun aber die Kaiserin sagt, ist nicht der Ausdruck der Wahrheit. Wenn Du unfähig bist, sie den verderblichen Einflüssen, die sie umgeben, zu entziehen, so verteidige Dich wenigstens gegen jene, die ihr vorschreiben, wie sie zu sprechen habe. Wenn Du diese dunkeln Kräfte entfernen könntest, dann würde die Wiedergeburt Rußlands ermöglicht und das Vertrauen des Volkes, das Dir zur Hälfte verlorengegangen ist, würde Dir erneut zuteil werden. Ich habe lange gezögert, Dir die Wahrheit vor den Kopf zu sagen, aber ich habe mich entschlossen, weil mich Deine Mutter und Deine Schwester dazu ermunterten. Du stehst am Vorabend einer Bewegung, ja ich sage mehr, am Vorabend eines Attentates auf Dich. Ich spreche für das Wohl Deiner Person, Deinen Thron und Dein Vaterland."

Beide Warnungen kamen zu spät. Der 12. März hatte über das Schicksal des Zaren, seiner Familie und seines Reiches bereits entschieden. Am Morgen des 12. März kam die Revolution in Petersburg zum vollen Ausbruch und errang im Laufe des Tages einen vollständigen Sieg, weil auch die Truppen, zum Teil freiwillig, zum Teil gezwungen, sich der Bewegung anschlossen. Das Garderegiment Wolhynien machte in der Morgenfrühe den Anfang mit dem Abfall von dem Zaren, das Preobraschensky-Garderegiment und ein Teil des Garderegiments Litauen ließen sich gleichfalls dazu bereden. Unter denen, die beide Regimenter zum Bruche ihres Fahneneides aufforderten, befanden sich sogar Offiziere. Die meuternden Truppen erstürmten das Arsenal des Litauenschen Garderegiments und bemächtigten sich der Maschinengewehre. Mit ihnen vereinigte sich eine große bewaffnete Volksmasse, und Arbeiter und Soldaten erstürmten miteinander das Gebäude der Gendarmerie-Verwaltung und metzelten alles nieder, was ihnen vor die Klinge kam. Von dort wälzte sich der immer mehr anschwellende Strom nach der Wyborger Vorstadt und nahm die Brücke, die dorthin führte, im Sturm, obwohl sie von Truppen mit Maschinengewehren verteidigt wurde. Dann eilten diese Haufen den Arbeitermassen zu Hilfe, die das Moskauer Regiment in seiner Kaserne angegriffen hatten. Nach erbittertem Widerstand wurde das Regiment gezwungen, sich zu ergeben, und schloß sich den Siegern an. Dieses Regiment war das einzige, soviel man weiß, das wirklich ein paar Stunden lang der Revolution blutigen Widerstand leistete. Die übrigen Truppen Petersburgs gingen sofort zu den Arbeitern über, als die Kunde vom Verrat der Garderegimenter zu ihnen drang. Im Verein mit Arbeitermassen erstürmten sie das Gebäude der Ochrana (der Geheimpolizei), das Bezirksgericht, befreiten die Polizeigefangenen des Gefängnisses Kresti und der Peter-Pauls-Festung. Diese alte Zwingburg des Zarentums, die sich, wie es scheint, ohne Kanonenschuß den Volksführern ergab, wurde nun der Ort, wo der Revolutions-Ausschuß zusammentrat und von wo er seine Befehle ausgehen ließ. Kräftigen Widerstand fand die Revolution nur bei der Gendarmerie und der Polizei. Vergebens rief der Kommandant der Hauptstadt, General Chabalow, die Truppen vor dem Winterpalais zur Verteidigung des Thrones auf und befahl ihnen, gegen die Aufständischen vorzugehen. Er wurde



Auf dem Flugplatz einer Fliegerabteilung im Felde: Rückkehr einer Jagdstaffel nach erfolgreichem Luftkampf. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

verhöhnt und mußte flüchten. Gegen Abend waren alle Truppen Petersburgs von ihrem obersten Kriegsherrn abgefallen, und viele Regimenter hatten ihre Offiziere entweder verjagt oder ermordet. Von einer unblutigen Revolution, von der die Zeitungen der Verbündeten Rußlands bald zu fabeln anfingen, kann demnach nicht die Rede sein. Viele hundert Menschen haben, das steht schon jetzt fest, allein in Petersburg dabei ihr Leben verloren, und wenn erst einmal der Schleier gelüftet ist, den die russische Zensur jetzt noch über diese Vorgänge zu breiten vermag, so werden diese Hunderte wohl zu Tausenden werden. Mit den Greueln der großen französischen Revolution können die Petersburger Metzeleien freilich kaum verglichen werden. Dafür sind aber auch die Franzosen das Volk der höchsten Kultur, das Volk des Marquis de Sade, das Volk, in dessen Seele die Verbindung von Wollust und Grausamkeit, die sich auch sonst findet, am innigsten vollzogen ist.

Am Nachmittag trat die Duma zusammen, wobei aber sämtliche Mitglieder der Rechten fehlten, und wählte einen Vollziehungsausschuß (Exekutivkomitee). An seine Spitze trat Rodziankow. Seine wichtigsten Mitglieder waren der Kadettenführer Miljukow, der Führer der gemäßigten Oktobristen Fürst Lwow, der Führer der Sozialen Tscheidse und der Führer der Trudowiki, der sich nachher über alle erhob, Kerenski. Die Herrschaft in Petersburg lag in den Händen zweier Ausschüsse, des bürgerlichen Ausschusses, an dessen Spitze Rodziankow stand, und eines anderen Ausschusses, dessen Führer der Sozialist Tscheidse war, des Arbeiter- und Soldatenrates. In wessen Händen die eigentliche Macht war, zeigte sich am 13. März, als Rodziankow noch einmal mit dem Zaren verhandeln wollte. Als daraufhin Tscheidse und Kerenski ihren Austritt aus dem Vollziehungsausschuß erklärten, gaben die bürgerlichen Abgeordneten auf der Stelle nach, und die beiden Revolutionäre traten wieder ein. In der „Vorläufigen Regierung", deren Errichtung noch am 13. besprochen wurde, waren die beiden schon durchaus die ausschlaggebenden Männer. Sie setzten in einer gemeinsamen Sitzung des Vollziehungsausschusses der Duma und des Arbeiter- und Soldatenrates durch, daß sämtliche Minister verhaftet wurden und daß die Duma aufgelöst wurde. Sie erwirkten ferner den Beschluß, daß der Zar zur Abdankung aufgefordert, daß eine politische Amnestie erlassen, daß alle nationalen und religiösen Beschränkungen aufgehoben werden sollten. Zur Ausrufung der Republik Rußland dagegen ließen sich die bürgerlichen Abgeordneten nicht bereit finden, ebensowenig zur Einführung der Selbstverwaltung beim Heere und bei der Flotte. Diese Fragen sollten gelöst werden durch eine „konstituierende Versammlung", die, gewählt auf Grund des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts, möglichst bald zusammentreten sollte. Kerenski mußte diese Abmachung gegen heftigen Widerstand im Arbeiter- und Soldatenrat durchdrücken.

Am 14. März erließ die vorläufige Regierung folgenden Aufruf:

„Mitbürger! Das provisorische Komitee der Dumamitglieder hat unter Mitwirkung und Zustimmung der Truppenteile in der Hauptstadt und der Bevölkerung gegenwärtig eine Stufe des Erfolges über die dunkeln Mächte des alten Regimes erreicht, die ihm gestattet, zu einer noch festeren Gestaltung der ausführenden Gewalt zu schreiten. Zu diesem Zwecke ernennt das provisorische Komitee der Reichsduma zu Ministern des ersten Kabinettes aus der Gesellschaft folgende Männer, die wegen ihrer früheren politischen und sozialen Tätigkeit das Vertrauen des Landes besitzen:

Fürst G. E. Lwow (Präsident des Semstwoverbandes) wird zum Ministerpräsidenten und Minister des Innern ernannt, Miljukow (Abgeordneter für Petersburg) zum Minister des Äußern, Kerenski (Abgeordneter für Saratow) zum Justizminister, Nekrasow (Vizepräsident der Reichsduma) zum Verkehrsminister, Konowalow (Abgeordneter für Kostroma) zum Minister für Handel und Industrie, Manuilow (Professor an der Universität Moskau) zum Minister für öffentlichen Unterricht, Gutschkow (Mitglied des Reichsrats und früherer Präsident der dritten Reichsduma, sowie Präsident der vereinigten Ausschüsse der mobilisierten Industrie) wird Kriegs- und interimistisch Marineminister, Schingarew (Abgeordneter von Petersburg) Ackerbauminister, Tereschtschenko, Großindustrieller, Finanzminister, Godnew (Abgeordneter von Kasan) Staatskontrolleur, Fürst W. N. Lwow Oberprokurator des Hl. Synods.

Die neue Regierung will ihre Politik auf folgenden Grundsätzen aufbauen:

1. Völlige sofortige Amnestie in allen politischen und religiösen Angelegenheiten, insbesondere für terroristische Handlungen, Meutereien, Agrarverbrechen usw.;

2. Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit, sowie Streikrecht mit Ausdehnung der politischen Freiheit auf die Militärpersonen innerhalb der Grenzen, die die militärischen und technischen Verhältnisse gestatten;

3. Aufhebung aller Standes-, konfessionellen und nationalen Beschränkungen;

4. unmittelbare Vorbereitungen zur Einberufung einer konstituierenden Versammlung, die, auf dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Stimmrecht beruhend, die Regierungsform und die Verfassung des Landes festsetzen wird;

5. die Polizei wird durch eine Nationalmiliz mit gewähltem Chef, die den Organen der örtlichen Selbstverwaltung unterstellt ist, ersetzt;

6. die Kommunalwahlen finden auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts statt;

7. die Truppen, die an der revolutionären Bewegung beteiligt waren sollen nicht entwaffnet und nicht aus Petersburg verlegt werden;

8. Abschaffung aller Einschränkungen für die Soldaten hinsichtlich der sozialen Rechte, die andere Mitbürger besitzen, doch nur unter der Bedingung der strengen militärischen Disziplin an der Front.

Die vorläufige Regierung legt Gewicht darauf, hinzuzufügen, daß sie nicht beabsichtigt, den Kriegszustand zu benutzen, um die Durchführung der obengenannten Reformen aufzuschieben."

Unter die Männer, die das Vertrauen des Landes besaßen, gehörte demnach Rodziankow nicht. Er war erledigt und trat vorderhand im öffentlichen Leben nicht mehr hervor.

An demselben Tage war eine Abordnung von zwei Männern, Schulgin und Gutschkow, zum Zaren entsandt, die ihn zur Abdankung auffordern sollten. Nikolaus II. war am 13. abends aus dem Hauptquartier Mohilew abgefahren. Die Kaiserin hatte ihn benachrichtigen lassen, daß ein großer Teil der Truppen zu den Aufständischen übergegangen sei. Deshalb sollte er nach Zarskoje Selo fahren, um mit Rodzianko nun doch zu unterhandeln. Als ihm aber gemeldet wurde, die Bahnstrecke nach dort sei nicht mehr sicher, fuhr er nach Peskow. Dort traf er den General Ruski, der ihm zur Abdankung riet.

Auch der Großfürst Nikolai Michailowitsch riet dazu, ebenso verschiedene andere Generäle. Nikolaus, der sich von aller Welt verlassen sah, entschloß sich nach einigem Zaudern, den Rat zu befolgen, und nachdem die beiden Abgeordneten von Petersburg eingetroffen waren und ihm über den Verrat seiner Garde und die Vorgänge in seiner Hauptstadt reinen Wein eingeschenkt hatten, unterzeichnete er die Abdankungsurkunde. Sie lautete:

„Wir von Gottes Gnaden Nikolaus II., Kaiser aller Reußen, Zar von Polen, Großfürst von Finnland usw., tun unseren getreuen Untertanen hierdurch folgendes kund:

In den Tagen des großen Kampfes gegen den äußeren Feind, der sich seit drei Jahren bemüht, unser Vaterland zu unterjochen, hat Gott Rußland eine neue Prüfung geschickt. Innere Schwierigkeiten drohen eine verhängnisvolle Rückwirkung auf die weitere Führung des hartnäckigen Krieges auszuüben. Das Geschick Rußlands, die Ehre unserer Armee, das Glück des Volkes und die ganze Zukunft unseres teueren Vaterlandes verlangen, daß der Krieg um jeden Preis bis zum siegreichen Ende durchgeführt werde. Der grausame Feind macht seine letzten Anstrengungen, und der Augenblick ist nahe, wo unser tapferes Heer gemeinsam mit unseren glorreichen Verbündeten den Feind endgültig zu Boden strecken wird. In diesen für das Leben Rußlands entscheidenden Tagen hielten wir es für eine Gewissenspflicht, unserem Volke die enge Vereinigung und die Organisation aller nationalen Kräfte, um einen schnellen Sieg zu verwirklichen, erleichtern zu müssen, und haben in Übereinstimmung mit der Duma des Reiches für gut erkannt, auf den Thron des russischen Staates zu verzichten und die oberste Gewalt niederzulegen.

Da wir uns nicht von unserem geliebten Sohne trennen wollen, übertragen wir unsere Erbfolge auf unseren Bruder, den Großfürsten Michael Alexandrowitsch, den wir bei seiner Besteigung des Thrones des russischen Staates segnen. Wir beauftragen unseren Bruder, in voller und unerschütterlicher Übereinstimmung mit den Volksvertretern und den gesetzgebenden Kammern zu regieren auf den Grundlagen, die von ihnen festgesetzt werden, wobei er hierauf im Namen des vielgeliebten Vaterlandes einen unverletzlichen Eid leistet.

Wir fordern alle treuen Söhne des Vaterlandes auf, ihre heilige Vaterlandspflicht zu erfüllen, dem Zaren im schweren Augenblick nationaler Prüfungen zu gehorchen und ihm mit den Vertretern des Volkes behilflich zu sein, zusammen mit den Volksvertretern den russischen Staat den Weg des Glückes und des Ruhmes zu führen. Gott helfe Rußland!"



Reichskanzler Dr. Georg Michaelis.

Am 16. März wurde Nikolaus nach dem Hauptquartier zurückgebracht, am 20. März verhaftet und am 22. nach Zarskoje Selo überführt, wo er mit seiner ganzen Familie als Oberst Romanow für die nächste Zeit in Gefangenschaft gehalten und stark bewacht wurde.

So endete die Regierung eines Mannes, der bei weitem nicht der schlechteste und bösartigste, aber wohl ohne Zweifel der schwächste und charakterloseste der russischen Zaren gewesen war. Einen eigenen Willen hatte er vom ersten bis zum letzten Tage seiner Regierung nie gehabt, war immer nur das Werkzeug anderer gewesen. Im Anfang hatte ihn der unheilvolle Einfluß seiner Mutter in die Feindschaft mit Deutschland hineingehetzt. Dann scheint der Einfluß seiner Gemahlin alle anderen Einflüsse auf seine schwache Seele überwogen zu haben. Auch die Zarin scheint ihn übel beraten zu haben, indem sie dem Frieden entgegenarbeitete — wohl aus der Ansicht heraus, daß ein siegloser Friede ihm unfehlbar die Krone kosten würde. Man kann indessen nur sagen, es scheint so, denn die Nachrichten über das Verhalten der Zarin widersprechen einander manchmal geradezu, und erst später wird sich ein sicheres Urteil darüber gewinnen lassen. Dazwischen war Nikolaus II. auch manchmal von Männern beraten worden, und zwar von den verschiedenartigsten Leuten, wie dem ausgezeichneten Staatsmann Graf Witte und dem Wundermönch Rasputin. Dieser geriebene Gauner hatte das abergläubische Gemüt des Zaren durch seinen spiritistischen Hokuspokus so einzunehmen gewußt, daß ihn die Großfürstenpartei in der Nacht vom 30. zum 31. Dezember 1916 hatte ermorden lassen, denn der Mönch, im übrigen ein lasterhafter und gemeiner Mensch, scheint stark für den Friedensschluß gearbeitet zu haben. Möglich aber ist auch, daß er der Rache eines betrogenen Ehemannes verfiel. Der unheilvollste Einfluß, dem Nikolaus unterlegen ist, war der seines Oheims Nikolai Nikolajewitsch, den er haßte, aber noch mehr fürchtete, und der ihn durch seinen überlegenen Willen dazu bestimmte, den Krieg mit Deutschland und Österreich-Ungarn zu beginnen.

In Deutschland gab es natürlich Leute, die dem gestürzten Zaren und noch mehr seiner Gemahlin ihr Mitleid widmeten. In den übrigen Ländern gab es solche Leute nicht, am wenigsten in England und Frankreich. Auch nicht eine englische Zeitung trat für ihn ein. Die meisten sahen in der russischen Revolution „eins der großartigsten Ereignisse der Weltgeschichte" und sangen dem russischen Volk, das sich von einer unwürdigen Herrschaft befreit habe, die begeistertsten Lobeshymnen. Die Regierungen der bisherigen Bundesgenossen des Zaren erkannten sogleich die neue Regierung an. Am 24. März erschien Buchanan mit den übrigen Botschaftern der Ententemächte vor der vorläufigen Regierung und begrüßte die „neue Ära des Glückes und Fortschrittes und der

Ehre, die für Rußland begonnen habe". Die anderen Botschafter redeten im gleichen Sinne. Alle drei sprachen die Erwartung aus, das neugeborene Rußland werde sich als treuer und opferbereiter Bundesgenosse erweisen, damit der Sieg über Deutschland, ein Sieg der großen Grundsätze der Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit und des Rechtes errungen werden könne. Das versprach Miljukow im Namen der neuen russischen Regierung.

Wie wenig einheitlich und fest aber diese Regierung war und wie schwankend der Grund, auf dem sie stand, hatte sich inzwischen schon gezeigt. Miljukow und Genossen wollten ein verfassungsmäßiges Zarentum, Kerenski und Genossen wollten die Republik. Deshalb drangen sie darauf und setzten es auch durch, daß die Übertragung der Krone an den Großfürsten Michael Alexandrowitsch, zu dessen Gunsten Nikolaus abgedankt hatte, nicht stattfand. Der Großfürst wurde vielmehr gezwungen, am 19. März folgende Kundgebung zu erlassen:

„Durch meines Bruders Willen wurde mir eine schwere Aufgabe auferlegt, indem mir während eines Krieges ohne Beispiel und unter inneren Unruhen der kaiserliche Thron übertragen wurde.

Beseelt von dem gleichen Gedanken, der das ganze Volk erfüllt, daß das Wohl des Vaterlandes allem vorangehe, habe ich den festen Entschluß gefaßt, die höchste Macht nur unter der Bedingung anzunehmen, daß dies der Wille des Volkes ist, indem das Volk durch ein Plebiszit, ausgedrückt durch seine Repräsentanten in einer konstituierenden Versammlung, die Regierungsform und die neue Verfassung des russischen Staates festsetzen muß.

Indem ich den Segen des Höchsten herabflehe, stelle ich also allen russischen Mitbürgern anheim, sich der Regierung unterzuordnen, die auf Initiative der Duma gebildet worden und mit aller Macht und Autorität ausgerüstet ist, bis die durch eine allgemeine, direkte, gleiche und geheime Abstimmung gewählte konstituierende Versammlung durch ihren Beschluß über die Regierungsform den Volkswillen ausgedrückt hat."

Dieser Vorgang zeigte zur Genüge, daß die neue Regierung einander widerstrebende Kräfte in sich barg, und es war vorauszusehen, daß der linke Flügel allmählich die Herrschaft an sich reißen werde, wie es bisher bei allen Revolutionen der Fall gewesen war. Er stützte sich auf die Arbeitermassen Petersburgs und der anderen großen Städte. In ihnen allen war die Revolution entweder, wie in Moskau, gleichzeitig mit den Petersburger Unruhen oder sofort nach der großen Nachricht aus der Hauptstadt ausgebrochen, und überall hatte sich das Militär der Bewegung angeschlossen. Die Bauernschaft des weiten Reiches, an Zahl den städtischen Arbeitern ungeheuer überlegen, verharrte in dumpfem Schweigen. Sie war ohne Einigung, ohne Führer, ohne rechtes Begreifen der Dinge, die in den Städten vor sich gingen. Auf sie brauchte vorderhand die wenigste Rücksicht genommen zu werden. Alles aber kam auf die Haltung des Feldheeres an. Noch vor seiner Abdankung hatte der Zar den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch zum Höchstkommandierenden des russischen Heeres ernannt. Der Großfürst hatte sich sofort der vorläufigen Regierung angeschlossen und war ihrer Weisung gefolgt. Da aber Kerenski drohte, er werde aus der Regierung austreten, wenn der Großfürst die Kommandogewalt behalte, so wurde er am 24. März schon wieder abgesetzt. Er fügte sich. Am 27. März sandte er der Regierung ein Telegramm, worin er beteuerte, er stehe ganz auf dem Grundsatz, der in der Abdankungsurkunde des Großfürsten Michael Alexandrowitsch ausgesprochen sei, nach der eine konstituierende Versammlung die Regierungsform Rußlands zu bestimmen habe. Gleichzeitig erklärte er, daß er fest entschlossen sei, die vorläufige Regierung in jeder Weise zu unterstützen. Das Telegramm war mitunterzeichnet von den Großfürsten Nikolai Michailowitsch, Alexander Michailowitsch, Boris Wladimirowitsch, Serius Michailowitsch, Georg Michailowitsch, Demetrius Konstantinowitsch, den Prinzen Gabriel Konstantinowitsch und Gregor Konstantinowitsch und dem Herzog Alexander von Oldenburg. Sogar auf ihre Apanagegüter verzichteten sie und erklärten sie für Staatseigentum. Das war echt russisch. An Stelle des früheren unermeßlichen Hochmutes war mit einem Male hündische Unterwürfigkeit getreten, die allerdings bei einigen der Unterzeichner ganz sicher nicht echt war, sondern nur der augenblicklichen Notlage entsprang. Am 28. März leisteten alle Mitglieder des genannten Hauses Romanow der Regierung den Treueid. Auch die hohe Geistlichkeit zeigte weder Charakterstärke, noch Anhänglichkeit an ihr vorher sklavisch angebetetes Oberhaupt. Am 27. März erließ der Heilige Synod folgenden Aufruf:

„Im Namen von Millionen auf den Schlachtfeldern geopferten Leben, im Namen von gleichen Opfern, die das Vaterland ohne Wanken gebracht hat, um sich eingedenk dieser Schlachtopfer bis aufs äußerste gegen unsere Feinde zu verteidigen, deren Tod wir unsere Freiheit danken, erklären wir, daß das Interesse an dem Wohl unseres Vaterlandes und unserer Familien uns verpflichtet, allen Widerspruch und Gegensatz in unserem Vaterlande außer acht zu lassen. Vereinigt Euch in brüderlicher Liebe für das große Rußland! Gebt Euer völliges Vertrauen der vorläufigen Regierung! Weiht alle zusammen und jeder für sich alle Eure Kräfte, um das ewige Rußland auf den Weg der Freiheit, des Glückes und des Ruhmes zu führen."

Nicht ganz so glatt ging die Sache bei den hohen militärischen Würdenträgern. Nur der General Alexjew schloß sich ohne weiteres der Revolution an, Ruski und Brussilow sprachen den Willen aus, ihren Fahneneid nicht zu brechen. Gurkow, Leschitzki und Scherbatoff wollten gleichfalls dem Zaren treu bleiben. Everth wollte dasselbe, erklärte aber zugleich, er begrüße den Willen des Volkes und der Gesellschaft zu einem durchgreifenden Siege. Zunächst wurden Everth und Gurkow zur Verantwortung nach Petersburg befohlen. Die Sache scheint aber bis Ende März nicht zum Austrag gekommen zu sein. Ein Versuch, den Zaren zu befreien oder gegen die vorläufige Regierung vorzugehen, wurde von keinem der Heerführer unternommen, konnte auch nicht unternommen werden, denn keiner war seiner Soldaten sicher und seiner Offiziere ebensowenig, denn sie fürchteten, das Schicksal ihrer Standesgenossen in Petersburg, Moskau und den anderen Großstädten zu erleiden, wenn sie sich gegen die vorläufige Regierung wendeten.

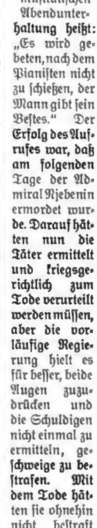
Der Ungehorsam, die Disziplinlosigkeit der Truppen wurden bald so bedenklich, daß schon am 20. März die Regierung einen Aufruf an das Heer richten mußte, worin sie mahnte, die Armee müsse sich das Gefühl der Disziplin und Solidarität (nämlich zwischen Soldaten und Offizieren) ungeschmälert erhalten, denn sonst könne der Krieg nicht gewonnen werden, auch sei die Neuordnung im Innern von der Verteidigung gegen den äußeren Feind abhängig. Einen ähnlichen Aufruf hatte Kerenski schon ein paar Tage vorher an die Ostseeflotte gerichtet. In Helsingfors und Sweaborg waren viele Offiziere ermordet worden, die Matrosen hatten gemeutert und schwere Ausschreitungen begangen. Die Vorgänge sind noch nicht ganz aufgeklärt, aber aus dem Aufruf ist ungefähr zu ersehen, was geschehen war. Es hieß da:



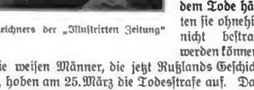
Im Ruhequartier. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

„Ihr sollt nicht den Agenten gehorchen, sondern Euern Kameraden und Offizieren. Ich bin überzeugt, daß Ihr meiner Bitte Gehör schenkt und unverzüglich die Zerstörung der russischen Ostseeflotte abbrecht. Schützt Eure Schiffe und Vorräte zum Schutze für Rußlands Freiheit, damit unsere Flotte schlagfertig alle feindlichen Angriffe abwehren kann. Ich bitte dringlichst, mit dem Blutvergießen aufzuhören, das Schießen aufzugeben und Weiber und Kinder zu beschützen. Befleckt nicht den Namen der Sozialisten, nur Schurken greifen Wehrlose an. Ihr aber, Kameraden, seid Helden, die zusammen mit den Bauern und Arbeitern Rußlands Freiheit geschaffen haben. Bald werden die Offiziere aufhören, zu Euch Du zu sagen. So wünscht es die Interims-Regierung. Teilt Euern Kameraden mit, daß Euer Chef, Admiral Njebenin, sich völlig der neuen Regierung gefügt und uns anerkannt hat. Daher sollt Ihr seinen Tagesbefehlen gehorchen. Dies teile ich im Namen der Interims-Regierung mit, noch mehr bitte ich Euch in meiner Eigenschaft als Euer Genosse, dem Ehre teurer ist als die Freiheit des Lebens."

Man fühlt sich beim Lesen des hervorragend komischen Schriftstückes unwillkürlich an die



Anzeigen im „Arizona Kikker" erinnert, wo es z. B. bei der Ankündigung einer musikalischen Abendunterhaltung heißt: „Es wird gebeten, nach dem Pianisten nicht zu schießen, der Mann gibt sein Bestes." Der Erfolg des Aufrufes war, daß am folgenden Tage der Admiral Njebenin ermordet wurde. Darauf hätten nun die Täter ermittelt und kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt werden müssen, aber die vorläufige Regierung hielt es für besser, beide Augen zuzudrücken und die Schuldigen nicht einmal zu ermitteln, geschweige zu bestrafen. Mit dem Tode hätten sie ohnehin nicht bestraft werden können,



denn die weisen Männer, die jetzt Rußlands Geschicke leiteten, hoben am 25. März die Todesstrafe auf. Das einzige Mittel, die entfesselte Bestie zu zähmen, wurde kurzerhand beseitigt in einem Lande, wo alle Bande der Ordnung gelockert oder zerrissen waren, wo der politische Mord an der Tagesordnung war, wo die Gefängnisse und Zuchthäuser geöffnet worden waren und neben dem politischen Verbrecher auch die Mörder und

Diebe in Freiheit gesetzt worden waren, wo Bauernhaufen tagtäglich Gutsbesitzer ermordeten um sich ihres Landes zu bemächtigen.

Auch sonst schritt die vorläufige Regierung zu Maßregeln, die zwar von einem humanen Sinne und lebhaften Gerechtigkeitsgefühl ihrer Urheber zeugten, aber im Augenblick so wenig wie möglich geeignet waren, die russische Macht zu stärken, vielmehr zur Ohnmacht und zum Verfall Rußlands führen mußten. Am 21. Mai erschien ein Aufruf, der die Selbständigkeit Finnlands wiederherstellte und alle Gesetze aufhob, die ohne Zustimmung des finnischen Landtages vom Zaren erlassen worden waren. Ferner hieß es darin:

„Wir verordnen, daß nach dem Kriege der Ukas vom 2. Juni 1904, der sich auf Verordnungen, betreffend die Feld- und Festungstruppen in Finnland, erstreckt, sowie im allgemeinen alle Verordnungen aufzuheben sind, die im Weltkriege erlassen sind und im Widerspruche mit finnischen Gesetzen stehen.

Wir verordnen ferner die Aufhebung des Manifestes vom 13. Juni 1890, betreffend die finnische Post, und der provisorischen Verordnung vom 30. September 1909, betreffend die Kontrolle des Eisenbahnministeriums über die finnischen Bahnen.

Wir ordnen eine sofortige politische und religiöse Amnestie an, Freilassung der politischen Gefangenen und freie Rückkehr der Landesflüchtigen in die Heimat.

Wir befehlen tunlichst baldige Einberufung des Landtags, dem ein Entwurf eines neuen politischen Regimes für Finnland vorgelegt werden soll. Auch soll er, falls die Verhältnisse es erheischen, verschiedene Grundgesetze, welche die Entwicklung der finnischen Verfassung betreffen, vorbereitender Prüfung unterziehen. Diese Vorschläge werden die Rechte des Landtags, betreffend Einnahmen und Ausgaben der Staatskasse sowie das alte Recht des finnischen Volkes, die Zölle festzustellen, klarstellen und erweitern. Schließlich ist unser Wunsch, daß die Gesetze, die der Landtag angenommen hat, baldigst in Kraft treten. Der Landtag soll auch den Entwurf zu einem Gesetz beraten, das ihm das Recht gibt, die von den finnischen Regierungsmitgliedern getroffenen Verordnungen zu kontrollieren, sowie ferner Gesetze, betreffend das höchste Gericht, Unabhängigkeit und Freiheit der Presse samt Vereinsfreiheit."

Auch an die Polen erging ein Aufruf. Er lautete:

„Polen! Die alte staatliche Ordnung Rußlands, die Quelle unserer und Eurer Knechtschaft und Uneinigkeit, ist nun für immer gestürzt. Das befreite Rußland, personifiziert durch seine mit allen Vollmachten ausgestattete provisorische Regierung, beeilt sich, Euch seinen brüderlichen Gruß zu entbieten und ruft Euch zu neuem Leben und zur Freiheit auf. Das alte Regime hatte Euch heuchlerische Versprechungen gemacht, die es wohl halten konnte, aber nicht halten wollte. Die Zentralmächte haben seine Fehler benutzt, um Euer Land zu besetzen und zu verheeren. In der ausschließlichen Absicht, gegen Rußland und seine Verbündeten zu kämpfen, haben sie Euch illusorische politische Rechte verliehen, die sie nicht auf das ganze polnische Volk, sondern bloß auf den einen vorübergehend von ihnen besetzten Teil Polens ausgedehnt haben. Und um diesen Preis wollten sie das Blut eines Volkes erkaufen, das noch nie für die Erhaltung des Despotismus gekämpft hat. Auch jetzt wird die polnische Armee nicht kämpfen wollen für die Sache der Unterdrückung der Freiheit und für die Zerstückelung ihres Vaterlandes unter dem Oberbefehl ihres Erbfeindes.

Polnische Brüder! Auch für Euch schlägt die Stunde der großen Entscheidung. Das freie Rußland ruft Euch in die Reihen seiner Kämpfer für die Freiheit des Volkes. Das russische Volk, welches das Joch abgeworfen hat, erkennt auch für sein polnisches Brudervolk dessen volles Recht an, sein Los aus eigenem Willen zu bestimmen. Getreu dem Abkommen mit den Alliierten, getreu dem gemeinsamen Plan des Kampfes gegen das streitsüchtige Germanentum, hält die provisorische Regierung die Schaffung eines unabhängigen polnischen Staates, gebildet aus allen jenen Gebieten, deren Bevölkerung in der Mehrheit aus Polen besteht, für das Pfand eines dauerhaften Friedens in dem künftigen neuerstandenen Europa.

Mit Rußland durch eine freie Militärunion verbunden, wird der polnische Staat einen festen Wall bilden gegen den Druck der Zentralmächte auf die slawischen Nationen. Das befreite und vereinigte Polenvolk wird sich seine Regierungsform selber bestimmen, indem es seinen Willen in einer konstituierenden Versammlung zum Ausdruck bringt, die auf der Grundlage des allgemeinen Wahlrechtes in der polnischen Hauptstadt zusammenberufen werden wird. Rußland ist der Meinung, daß die durch Jahrhunderte gemeinsamen Lebens mit Polen verbundenen Völkerschaften auf solche Weise eine sichere Gewähr ihrer bürgerlichen und nationalen Existenz erhalten werden.

Die konstituierende russische Versammlung (Sobranje) wird die neue brüderliche Union endgültig zu befestigen haben. Sie wird ferner ihre Zustimmung zu den Gebietsveränderungen des russischen Staates erteilen müssen, die unerläßlich sind für die Bildung eines freien Polen, aus allen seinen drei noch getrennten Teilstücken.

Polnische Brüder! Ergreift die Bruderhand, die das freie Rußland Euch darreicht. Als treue Wächter der großen Traditionen der Vergangenheit strebt Ihr jetzt dem neuen, hellen Tag Eurer Geschichte, dem Tag der Wiederaufrichtung Polens entgegen. Möge dem künftigen Bündnis unserer Staaten der Bund unserer Gefühle und unserer Herzen vorangehen. Möge der Appell der glorreichen Vorläufer unserer Befreiung mit erneuter Kraft bei Euch widerhallen: Vorwärts zum Kampf, Schulter an Schulter und Hand in Hand für Eure wie für unsere Freiheit!"

Daraufhin legten die polnischen Abgeordneten zur Duma und zum Reichsrate ihre Ämter nieder, da sie nach der Proklamierung eines selbständigen Polen in Rußland nicht mehr mitzureden hätten.

Nun verlangten die Esten, die Letten, die Armenier und auch die Ukrainer, daß ihnen Selbständigkeit zugebilligt werde. Das war nicht mehr als recht und billig, denn warum sollten sie nicht dasselbe verlangen, was den Finnen und Polen zugesprochen war! Ihre Ablösung von dem einheitlichen Reiche mußte aber die vollständige Auflösung Rußlands bedeuten, denn das ungeheuere Reich bestand ja zu seinem allergrößten Teil aus unterworfenen Fremdvölkern. Da nun die Petersburger Führer den Zerfall Rußlands nicht wollten, so mußten sie bald zu demselben Mittel greifen, durch das die Zaren das Reich zusammmengehalten hatten, zur nackten, brutalen Gewalt.

## Der Vatikan im Weltkrieg.

Von Anfang des Krieges an, der ja fast mit dem Anfang seiner Regierung zusammenfiel, hat Papst Benedikt XV. sich die größte Mühe gegeben, den Frieden herbeizuführen. Verschiedene Beweggründe trieben ihn dazu an, kirchenpolitische und rein menschliche. Er, der Schüler und Geistesverwandte Rampollas und Leos XIII., war durchdrungen von der Überzeugung, daß dem römischen Papst die Rolle des Weltrichters gebühre, daß ihm der Schiedsspruch zustehe über die christlichen Völker der Erde, so wie einst Innocenz III. die Streitigkeiten unter den Völkern des Abendlandes durch sein Machtwort geschlichtet hatte. Nicht persönlicher Ehrgeiz veranlaßte ihn, diese Rolle spielen zu wollen, sondern

der große ehrliche Glaube, daß sie ihm von Gottes und Rechts wegen zukomme, und zugleich die Ansicht, daß die katholische Sache in der Welt durch nichts so gefördert werden könne, als dadurch, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche der Menschheit den Frieden wiedergebe. Wie mußte es auf die Völker des Erdkreises wirken, wenn das gelang! Aber auch das Mitleid mit den entsetzlichen Leiden, die der Krieg über die Menschheit heraufführte, bewog ihn immer wieder, seine Stimme für den Frieden zu erheben.

Flammenwerfer bei der Arbeit.

Die einzelnen Kundgebungen, die Benedikt XV. bis zum Ende des dritten Kriegsjahres zugunsten des Friedens erließ, mögen hier aufgezählt und kurz beleuchtet werden.

Gleich nach seinem Regierungsantritt erließ er eine Ermahnung an alle Katholiken des Erdkreises (ad universos orbis catholicos hortatio, 8. September 1914). Darin sprach er sein Entsetzen aus über das Schauspiel, das die Welt jetzt biete, mahnte alle Gläubigen, Gott zu bitten, die Geißel seines Zornes niederzulegen und wandte sich endlich an die Regierenden der kriegführenden Völker. Er beschwor sie um des Wohles der menschlichen Gesellschaft willen, die Zwietracht beiseite zu setzen und sich die Hand zu reichen. Sehr merkwürdig mutet der Schluß des Schreibens an:



Ein von unseren Fliegern und unserer Artillerie zerstörter feindlicher Munitionszug in der Nähe eines Munitionslagers, das bei dem Angriff ebenfalls vernichtet wurde. (Die drei mit Wasser gefüllten Sprengtrichter kennzeichnen den Ort der bisherigen Munitionsdepots.)

„Dann werden Sie (die Regierenden) für sich und Ihre Völker Gottes reichen Lohn ernten, sich hohe Verdienste um die Zivilisation erwerben und Uns das erweisen, was Uns am genehmsten und erwünschtesten ist, die Wir durch so schwere Verwicklungen der Verhältnisse von Anfang an Unser apostolisches Amt nicht wenig gestört sehen."

Dieser Kundgebung folgte bald darauf (1. November 1914) eine zweite in Gestalt einer Enzyklika (ad Beatissimi apostolorum principis). Darin schlägt der Papst zum ersten Male einen Waffenstillstand vor, denn „es stehen ja andere Wege offen, es gibt andere Mittel, verletzte Rechte wiederherzustellen. Mit diesen also mögen sie es einmal aufrichtigen Sinnes und guten Willens versuchen und unterdessen die Waffen ruhen lassen."

Die Anregung war bekanntlich vergeblich. Auch als der Papst die Kriegführenden bat, wenigstens zum Geburtsfeste Christi einmal die Waffen ruhen zu lassen, erhielt er eine ablehnende Antwort. Die Russen, die ihr Weihnachten 10 Tage später feierten als die westeuropäischen Völker, lehnten die päpstliche Anregung von vornherein ab, und daran scheiterte die Sache.

Anfang 1915 verfaßte der Papst selbst ein Friedensgebet, das an einem „Weltgebetstag" in allen katholischen Kirchen gesprochen werden sollte.

Zum Weltgebetstag war für Europa der 7. Februar, für die außereuropäischen Länder der 21. März bestimmt. Hierbei machte er eine eigenartige Erfahrung. Die deutschen Bischöfe gehorchten ohne weiteres, die französischen dagegen weigerten sich einmütig, das päpstliche Friedensgebet, so wie es ihnen zuging, zu verlesen und von ihren Priestern verlesen zu lassen, denn die darin vorkommenden Worte: „Mache, daß die Menschen sich wieder in Liebe zusammenfinden", könne kein französischer



**Nachrichtenübermittelung bei Abwehr eines feindlichen Nachtan**

Die Szene ist von der Stellung einer Sperrfeuerbatterie aus gesehen; Leuchtraketen und Fackeln in der



**Nach einem Temperagemälde von Professor Hans W. Schmidt.**

e geben Zeichen für Artillerie, Flieger und Stäbe. Rechts ist ein Blinkertrupp für die Batterie tätig.

Bischof in bezug auf die Deutschen über seine Lippen bringen, das sei ganz unmöglich. Auch enthalte das Gebet kein Wort, das die Taten der Deutschen und ihrer Verbündeten verdamme. Daraufhin gestattete der Papst, daß dem Gebet in Frankreich „eine Auslegung im französischen Sinne" vorausgeschickt werden dürfe, und die französischen Bischöfe ließen sich nunmehr herbei, das Gebet des Statthalters Christi, nachdem sie es unwirksam gemacht hatten, in ihren Sprengeln zu erlauben.

Derselbe Wahnsinn des französischen Hasses, der hier zutage trat, verhinderte kurz darauf ein anderes Friedenswerk des Papstes. Ostern 1915 schlug Benedikt den Kriegführenden im Westen vor, auf eine kurze Zeit die Waffen ruhen zu lassen, damit die Leichen der Gefallenen, die massenhaft unbeerdigt vor den Schützengräben lagen, bestattet werden könnten. Aber selbst dazu verstanden sich die Franzosen nicht, und die Engländer traten ihnen bei. Hier zeigte sich nicht nur der alles Maß übersteigende Haß, sondern auch die merkwürdige Entartung jedes höheren menschlichen Gefühls bei den Franzosen, die schon häufig und auf mancherlei Weise in dem Kriege an den Tag getreten war. Sie machte sich nicht nur durch Roheiten gegen den Feind, sondern auch durch einen erschrecklichen Mangel an Menschlichkeit gegen die eigenen Leute bemerkbar. Sie ließen ihre Verwundeten tagelang vor den Linien stöhnen und endlich sterben, ehe sie beim Feinde einen Waffenstillstand zu ihrer Bergung beantragten, und an einem ehrenvollen Begräbnis ihrer Toten schien ihnen überhaupt nichts zu liegen. Ausnahmen gab es freilich auch hier, aber sie waren dünn gesät.

Der Papst ging indessen weiter in seinen Friedensbemühungen. Als Italien in den Krieg eingetreten war, sprach er seinen Schmerz darüber in einem Schreiben aus, das er dem Dekan des Kardinal-Kollegiums zugehen ließ. Er wählte öfter einen solchen Weg, um der Welt seine Gedanken mitzuteilen, wendete sich nicht an die Kriegführenden selbst, sondern an irgendeine Person oder eine Gesellschaft und sagte ihnen, was die ganze Menschheit hören sollte. Sie hörte es auch, denn die Worte des Papstes gelangten selbstverständlich in die Presse aller Länder. Wilson hat ihm das später häufig nachgemacht. Benedikt erklärte in jenem Schreiben, er werde sich von neuem bemühen, die Leiden des Krieges zu lindern und einen Weltfrieden herbeizuführen. Diese Absicht führte er auch aus. Am ersten Jahrestage des Kriegsanfanges richtete er eine Kundgebung „An die kriegführenden Völker und ihre Regierungen". Wieder forderte er darin die Regierenden auf, dem Blutvergießen und der Zerstörung ein Ende zu machen: „Ihr, die Ihr vor Gott und vor den Menschen die furchtbare Verantwortung über Frieden und Krieg habt, hört auf Unsere Bitte, auf die väterliche Stimme des Statthalters des ewigen Reiches, dem Ihr Rechenschaft schuldet über Eure öffentlichen Unternehmungen wie über Euer privates Leben". Dann warnte er davor, eine Entscheidung durch Waffengewalt herbeiführen zu wollen, denn wozu könne das führen. Gelänge es, eine Nation zu demütigen und zu unterdrücken, so würde sie nur knirschend ihr Joch tragen und auf Erlösung hinarbeiten und von Geschlecht zu Geschlecht einen traurigen Rest von Haß und Rachsucht vererben. — Warum nicht von jetzt an reinen Gewissens die Rechte und gerechten Aspirationen der Völker abwägen? Warum nicht mit kräftigem Willen einen direkten oder indirekten Gedankenaustausch unternehmen über das Maß der Möglichkeit, jene Rechte, jene Aspirationen abzuwägen, um so den furchtbaren Krieg zu beenden, wie es bei anderen ähnlichen Gelegenheiten geschehen? — Gesegnet sei, wer zuerst den Ölzweig erhebt, dem Feinde die Rechte bietet und ihm vernünftige Friedensbedingungen vorschlägt.

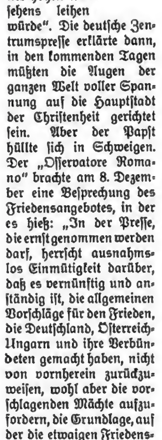
Am Schluß erteilte der Papst „den apostolischen Segen allen, die Unserer mystischen Herde anvertraut sind. Und auch für diejenigen, die noch nicht zur römischen Kirche gehören, bitten wir den Herrn, daß er sie Uns durch die Bande der christlichen Liebe verbinden möge."

Am 6. Dezember 1915 mußte der Papst in einer Konsistoriumsansprache feststellen, daß dieses Schreiben zwar überall eine durchaus achtungsvolle Aufnahme gefunden, aber doch keine Wirkung erzielt habe. Er mahnte darum aufs neue zum Frieden und zu einem Gedankenaustausch, in dem die Ansprüche eines jeden klar dargelegt und geprüft werden möchten, unter Beseitigung der ungerechten und unmöglichen Forderungen und in dem man nötigenfalls durch billige Kompensationen und Abmachungen dem Rechnung trüge, was gerecht und möglich sei. „Es ist unbedingt notwendig, daß man von der einen wie von der anderen Seite in einigen Punkten nachgibt, daß man auf einige der erhofften Vorteile verzichtet, selbst um den Preis gewisser Opfer, um nicht vor Gott und den Menschen die ungeheure Verantwortung für die Fortsetzung dieser beispiellosen Schlächterei auf sich zu nehmen."

Auch dieser Aufruf fand überall taube Ohren, und bekümmert erklärte der Papst den Kardinälen in seiner Weihnachtsansprache vom 25. Dezember 1915: „Leider war dies alles vergeblich. — Wir müssen erkennen, daß Wir wenig oder nichts vermocht haben." Doch hörte er deshalb nicht auf, zum Frieden und zu einer gegenseitigen Aussprache und Auseinandersetzung zu mahnen.

Um so sonderbarer war es, daß das bekannte Friedensangebot der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916 die Unterstützung des Päpstlichen Stuhles nicht fand, obwohl er ausdrücklich darum gebeten wurde. In dieser Note schlugen ja die Mittelmächte vor, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten und dem Kampfe ein Ende zu machen. Sie erklärten sich also zu dem bereit, was der Papst gefordert hatte, und Deutschland wie Österreich-Ungarn sprachen ihm ihre besondere Hoffnung und Erwartung auf seine Beihilfe

aus. In der deutschen Note hieß es: „Die Kaiserliche Regierung glaubt sich daher der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß die Initiative der Viermächte einen wohlwollenden Widerhall bei Seiner Heiligkeit finden werde und daß ihr Friedenswerk auf die wertvolle Unterstützung des Apostolischen Stuhles rechnen darf. Österreich-Ungarn sprach sogar aus, die k. u. k. Regierung wäre dem Apostolischen Stuhl zu Dank verpflichtet, „wenn er die Initiative ergriffe und dadurch dem Friedenswerk die mächtige Stütze seines hohen Ansehens leihen würde". Die deutsche Zentrumspresse erklärte dann, in den kommenden Tagen müßten die Augen der ganzen Welt voller Spannung auf die Hauptstadt der Christenheit gerichtet sein. Aber der Papst hüllte sich in Schweigen. Der „Osservatore Romano" brachte am 8. Dezember eine Besprechung des Friedensangebotes, in der es hieß: „In der Presse, die ernst genommen werden darf, herrscht ausnahmslos Einmütigkeit darüber, daß es vernünftig und anständig ist, die allgemeinen Vorschläge für den Frieden, die Deutschland, Österreich-Ungarn und ihre Verbündeten gemacht haben, nicht von vornherein zurückzuweisen, wohl aber die vorschlagenden Mächte aufzufordern, die Grundlage, auf der die etwaigen Friedensverhandlungen erfolgen sollen, vorher zu umschreiben." Es wurde also den Mittelmächten der Vorschlag gemacht, noch ehe die Friedensverhandlungen begonnen hatten, ihre Bedingungen der Welt kundzugeben, worauf sie natürlich nicht einzugehen vermochten und worüber kein Wort zu verlieren war.





Alarm in einem flandrischen Küstenort.



Minenwerfer bei der Arbeit in den flandrischen Dünen.



Ein Maschinengewehr wird von den Sturmtrupps in Stellung gezogen.

Nun hoffte die Zentrumspresse auf die Weihnachtsansprache des Papstes, aber die war eine große Enttäuschung. Von dem Friedensangebote enthielt sie kein Wort, dagegen einige Sätze, die, sie mochten gemeint sein, wie sie wollten, der Presse der mit Deutschland kriegführenden Länder Gelegenheit boten zu der Erklärung, der Papst nähme für sie Partei. So u. a. der Satz: „Wie könnten Unsere Söhne mit Uns nach Frieden trachten, nach jenem gerechten, dauerhaften Frieden, der den Schrecken des gegenwärtigen Krieges ein Ende setzen soll, wenn sie sich nicht dazu verstehen wollen, daß unbedingt Gutes ohne die Beobachtung der Verträge nicht erzielt werden könne." Triumphierend erklärten die englischen und französischen Zeitungen, das bezöge sich natürlich auf die Verletzung der Verträge, die Deutschland mit dem Überfall Belgiens begangen habe.

Ob überhaupt eine amtliche Antwort des Römischen Stuhles auf das Friedensangebot der Mittelmächte erfolgt ist, steht nicht fest. Die Öffentlichkeit erfuhr jedenfalls nichts darüber.

Die „Kölnische Volkszeitung" vom 17. Februar 1917 erklärte das völlige Versagen des Papstes mit folgenden merkwürdigen Sätzen: „Der Papst ist der Oberhirt der ganzen katholischen Kirche, die sich über alle Länder und Erdteile ausdehnt. Seine Aufgabe ist religiöser Art und hat direkt nichts zu tun mit den Händeln dieser Welt. Alle Mitglieder der katholischen Kirche stehen dem Herzen des Papstes gleich nahe. In die weltlichen Händel einzugreifen, gehört nicht zu den Aufgaben des Papsttums." Das entsprach nun freilich ziemlich genau den Gedanken, die weiland Martin Luther in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" über die Aufgaben des Papsttums ausgesprochen hatte. Aber

was hätte wohl der hochselige Leo XIII. dazu gesagt, der mehrmals, zum Beispiel bei der Schlichtung des Karolinen-Streites zwischen Deutschland und Spanien, in die Händel dieser Welt sehr direkt eingegriffen hatte? Von früheren Päpsten ganz zu schweigen.

Scharf und klar schrieb die „Kölnische Zeitung" vom 4. Februar 1917: „Heute kann man infolge der unablässigen Wühlarbeit der Verbandsmächte die Mehrheit der im Vatikan maßgebenden Personen als völlig eins mit der italienischen Kriegspolitik bezeichnen. Eine Tatsache, die in schreiendstem Widerspruch steht mit dem weltumfassenden internationalen Charakter der katholischen Kirche, aber sich ganz einfach dadurch erklärt, daß die römische Kurie in ihrer persönlichen Zusammensetzung eben nicht international, sondern national-italienisch ist."

In der Tat wurde dem Papst eine wirklich unparteiische Haltung äußerst erschwert. Abgesehen davon, daß er selbst Italiener war, wie übrigens alle Päpste seit fast vierhundert Jahren, so war auch seine Umgebung vorwiegend italienisch. Unter den 67 Kardinälen, die es Ende 1916 gab, waren 35 Italiener, 8 Franzosen, 4 Engländer, 2 Portugiesen. Dagegen gab es nur 2 deutsche und 5 österreichische Kardinäle. Ebenso bestanden alle die Kommissionen und Kongregationen, die unter dem Papst die Regierung der Kirche ausübten, ganz überwiegend aus Italienern. Zum Beispiel die Kongregation des Heiligen Offiziums hatte unter 32 Mitgliedern nur 6, die nicht Italiener waren, darunter nicht einen Deutschen. Übrigens hätte es auch gar nichts genutzt, wenn zur Zeit 40 oder mehr Deutsche den Kardinalshut getragen hätten, denn sie wären von der italienischen Regierung gar nicht zum Oberhaupt ihrer Kirche gelassen worden, oder die deutschfeindliche Umgebung des Papstes hätte sie aus dem Vatikan zu entfernen gewußt. Was in dieser Hinsicht möglich war, beweist das Schicksal des deutschen Monsignore v. Gerlach. Der gehörte zur nächsten Umgebung Benedikts XV., denn er war sein Geheimkämmerer. Im Auftrage des Papstes hatte er dem Erzbischof von Rouen, der sich in Rom befand, den Kardinalshut zu überbringen. Der Franzose erklärte, als er bei ihm erschien, er werde das Abzeichen der Kardinalswürde nicht aus den Händen eines Deutschen entgegennehmen. Und als Gerlach sich auf den Befehl des Papstes berief, fügte sich der Erzbischof zwar, erhob jedoch beim Papst scharfen Protest. Benedikt XV. beurlaubte daraufhin seinen Geheimen Kämmerer auf unbestimmte Zeit in seine Heimat, und Gerlach reiste nach Deutschland. Mit ihm verließ der letzte Deutsche den Vatikan. Kaum war er fort, so erhob die italienische Regierung gegen ihn die Anschuldigung, er habe Spionage getrieben, und auf die Aussage höchst zweifelhafter oder vielmehr ganz unzweifelhafter Personen hin wurde er in seiner Abwesenheit zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Wunderlich, wie dem Vatikan in dieser Angelegenheit die italienische Regierung in die Hände arbeitete. Man könnte immerhin versucht sein, das nicht als reinen Zufall aufzufassen. Man könnte es noch weniger, wenn das wahr sein sollte, was die „Kölnische Volkszeitung" am 12. Januar 1917 als eine Nachricht aus der Schweiz brachte: „Nach der „Idea Nazionale" hat der Heilige Stuhl dem Klerus der neutralen Staaten den Ausdruck seines lebhaften Wunsches übermittelt, sich jeglicher Erörterung über die Friedensvorschläge der Mittelmächte zu enthalten, um nicht den Glauben zu erwecken, der Vatikan unternehme vermittels des Klerus eine Propaganda lediglich zugunsten des einen kriegführenden Teiles, und um zu verhindern, daß die Meinungen und die Urteile Einzelner als Ausdruck autorisierter Erklärungen gelten."

Die Anfrage der deutschen Zentrumspresse, ob der Kardinal-Staatssekretär — beileibe nicht etwa der Papst selbst — in der Tat einen solchen kaum noch neutral zu nennenden Wunsch oder Befehl ausgesprochen habe, ist von Rom aus nie beantwortet worden. Aber die Presse des Zentrums gab sich nun alle Mühe, die Stellung, die der Römische Stuhl in der ganzen Angelegenheit einzunehmen für gut befunden hatte, zu erklären und zu rechtfertigen. Wie sie das tat, das auszuführen, gehört nicht hierher. Aber festgestellt muß hier werden, daß von einer Erbitterung über die eigentliche Haltung der Kurie oder gar von einem Aufschäumen völkischer Erregung über diese Dinge in der Zentrumspresse gar nicht die Rede war. Wieder einmal hatte Rom seine Leute ganz richtig eingeschätzt.

Ohne jede Bezugnahme auf das Friedensangebot der Mittelmächte setzten im Jahre 1917 neue päpstliche Bemühungen ein, die den Frieden herbeiführen sollten. Der Papst richtete zunächst am 5. Mai ein Schreiben an den Kardinal-Staatssekretär Gasparri, das am 6. Mai im „Osservatore Romano" veröffentlicht wurde und sogleich die ganze katholische Presse beschäftigte. Er erinnerte darin an die Friedensmahnungen, die er am ersten Jahrestage des großen Krieges an die kriegführenden Völker und ihre Regierungen gerichtet habe. „Wir haben damals", hieß es in seinem Briefe, „den Völkern den einzigen Weg gezeigt, um mit Ehren und zum Vorteil eines jeden ihre Streitigkeiten beizulegen, und indem wir ihnen die Linien angaben, nach denen, um dauerhaft zu sein, das zukünftige Gleichgewicht der Mächte gestaltet werden soll, beschwören Wir sie im Namen Gottes und der Menschheit, ihre gegenseitigen Vernichtungspläne aufzugeben und zu einem billigen Vergleich zu kommen." Dann beklagt der Papst, daß seine Stimme nicht gehört worden wäre, sprach aber auch seine Zuversicht darauf aus, daß die unerträglich gewordenen Leiden der Völker den allgemeinen Wunsch nach Frieden lebhafter und machtvoller gestaltet hätten. Er fordert endlich zu eifrigem Gebet auf zu Maria, „die die Mutter der Barmherzigkeit ist und durch Gottes Gnade alles vermag" und sprach seinen Wunsch aus, „die fromme und kindliche Anrufung möge Maria ver-



Von den Kämpfen im Westen: Ein im Dachgeschoß eines Hauses angelegtes Maschinengewehrnest wird von den deutschen Truppen gesäubert. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Kurd Albrecht.

anlassen, daß sie in ihrer liebevollen und mütterlichen Sorge der zerrütteten Welt den erbetenen Frieden verschaffe", und möge sie den kommenden Geschlechtern die Wirksamkeit ihrer Errettung in Erinnerung rufen. Von protestantischer Seite wurde an diesem Schreiben, das allerdings protestantisches Denken völlig fremdartig berührte, mit Erstaunen wahrgenommen, daß der Papst ebenso wie Wilson eine Unterscheidung machte zwischen den nach Frieden verlangenden Völkern und ihren Regierungen. Aber gerade die deutsche Regierung wurde dadurch nicht getroffen, denn sie hatte sich ja bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit bereit erklärt, in Friedensverhandlungen einzutreten. Dagegen, wer verhinderte denn bei den Völkern, die gegen die Deutschen fochten, den Frieden? Doch nur die Regierenden, denen es vor der großen Abrechnung mit ihren eigenen Völkern nach einem sieglosen Frieden graute.

Das Schreiben war nur ein Fühler, den der Papst ausstreckte, das Vorspiel zu einer Friedensnote, die er an die Kriegführenden selbst richten wollte. Sie erschien am 17. August 1917 im „Osservatore Romano", war vom 1. August datiert und hatte folgenden Wortlaut:

An die Staatsoberhäupter der kriegführenden Völker.

„Von Anbeginn Unseres Pontifikates, inmitten der Schrecken des furchtbaren über Europa entfesselten Krieges, haben Wir Uns vor allem drei Dinge vorgenommen: vollkommene Unparteilichkeit zu wahren gegenüber allen Kriegführenden, wie es demjenigen gebührt, welcher der Vater Aller ist und welcher alle seine Kinder mit gleicher Zuneigung liebt; ununterbrochen bestrebt zu sein, Allen möglichst viel Gutes zu erweisen, ohne Ansehung der Person, ohne Unterscheidung der Nationalität oder der Religion, wie es Uns sowohl das allgemeine Gesetz der Nächstenliebe als die Uns von Christus übertragene höchste geistliche Wirkung vorschreibt; endlich — wie es in gleicher Weise Unsere friedensstiftende Sendung erheischt — nichts von dem zu unterlassen, — soweit es in Unserer Macht steht — was dazu beitragen könnte, das Ende dieser Not zu beschleunigen, indem Wir den Versuch unternehmen, die Völker und ihre Staatsoberhäupter zu Entschlüssen der Mäßigung und zu ruhiger Erwägung des Friedens, eines „gerechten und dauerhaften" Friedens zu führen.

Jeder, der während der drei eben abgelaufenen schmerzvollen Jahre Unserem Werke gefolgt ist, hat leicht erkennen können, daß Wir zwar Unserem Entschluß vollkommener Unparteilichkeit und Unserem Bestreben wohlzutun immerdar treu geblieben sind, aber ebenso unablässig die kriegführenden Völker und Regierungen ermahnt haben, wieder Brüder zu werden, obwohl nicht alles bekannt gegeben ist, was Wir getan haben, um dieses edle Ziel zu erreichen.

Gegen Ende des ersten Kriegsjahres richteten Wir an die im Streite befindlichen Nationen die lebhaftesten Ermahnungen und gaben überdies den Weg an, dem man folgen müsse, um zu einem beständigen und für alle ehrenvollen Frieden zu kommen. Leider wurde Unser Ruf nicht gehört, und der Krieg ging noch während zweier Jahre mit allen seinen Schrecken erbittert weiter; er wurde sogar grausamer und breitete sich zu Lande und zu Wasser aus, ja bis in die Lüfte; Verheerungen und Tod sah man hereinbrechen über unverteidigte Städte, über ruhige Dörfer, über ihre unschuldige Bevölkerung. Und jetzt kann niemand sich vorstellen, um wieviel sich die Leiden Aller vermehren und erschweren würden, wenn weitere Monate, oder schlimmer noch, weitere Jahre sich diesen blutigen Jahren anreihten. Soll die zivilisierte Welt denn ganz zu einem Feld des Todes werden? Will das so ruhmvolle und blühende Europa, wie von einem allgemeinen Wahnsinn hingerissen, dem Abgrund entgegeneilen und zu seiner Selbstvernichtung die Hand bieten?

Wir, die Wir keine besondere politische Absicht verfolgen, die Wir weder auf Einflüsterungen noch auf die eigennützigen Bestrebungen irgendeiner der kriegführenden Parteien horchen,

sondern als gemeinsamer Vater aller Gläubigen einzig getrieben sind von dem höchsten Pflichtgefühl, von den inständigen Bitten Unserer Kinder, welche Unsere Vermittlung und Unser friedenstiftendes Wort erflehen, von der Stimme der Menschlichkeit und der Vernunft selbst, Wir lassen in einer so beängstigenden Lage, angesichts einer so schweren Bedrohung von neuem einen Friedensruf ertönen und richten abermals eine dringende Mahnung an diejenigen, welche die Geschicke der Nationen in ihren Händen halten. Um Uns aber nicht mehr auf allgemeine Ausdrücke zu beschränken, wie es Uns bisher die Umstände ratsam erscheinen ließen, wollen Wir nunmehr zu Vorschlägen übergehen, die in höherem Maße anschaulich und ausführbar sind, und die Regierungen der kriegführenden Völker auffordern, sich über die folgenden Punkte, welche als die notwendige Grundlage für einen gerechten und dauerhaften Frieden erscheinen, ins Einvernehmen zu setzen, wobei ihnen überlassen bleibt, die Punkte im einzelnen festzulegen und zu ergänzen.

Vor allem muß der Grundgedanke sein, daß an die Stelle der materiellen Kraft der Waffen die moralische Kraft des Rechts tritt; hieraus folgt ein billiges Einvernehmen aller zum Zwecke gleichzeitiger und gegenseitiger Verminderung der Rüstungen nach bestimmten Regeln und unter gewissen Sicherheiten bis zu dem Maße, das zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in jedem Staate notwendig und ausreichend ist; sodann an Stelle der Streitkräfte die Einführung der Schiedsgerichtsbarkeit mit ihrer hohen friedenstiftenden Wirkung gemäß vereinbarter Normen unter Androhung bestimmter Nachteile gegenüber dem Staate, der sich weigern sollte, entweder die internationalen Streitfragen der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen oder deren Entscheidungen anzunehmen.

Wenn einmal auf diese Weise die Vorherrschaft des Rechts hergestellt ist, möge man jedes Hindernis beseitigen, das dem Verkehr der Völker im Wege steht, indem man in gleicher Weise durch feste Regeln die wahre Freiheit und Gemeinsamkeit der Meere sichert; dies würde einesteils vielfache Konfliktsgründe ausschalten, anderenteils allen neue Quellen des Wohlstandes und Fortschritts öffnen.

Was den Ersatz der Schäden und der Kriegskosten betrifft, so sehen Wir kein anderes Mittel, die Frage zu lösen, als daß Wir den allgemeinen Grundsatz eines vollständigen und gegenseitigen Verzichts aufstellen, der im übrigen durch die unendlichen aus der Abrüstung sich ergebenden Wohltaten gerechtfertigt ist: dies umsomehr, als die Fortsetzung eines solchen Blutvergießens einzig und allein aus wirtschaftlichen Gründen nicht zu verstehen wäre. Wenn es andererseits noch besondere Gründe für gewisse Fälle geben sollte, möge man sie mit Gerechtigkeit und Billigkeit abwägen.

Aber diese friedlichen Vereinbarungen mit ihren unermeßlichen Vorteilen, die sich aus ihnen ergeben, sind nicht möglich ohne die beiderseitige Herausgabe der gegenwärtig besetzten Gebiete: Folglich seitens Deutschlands: Vollständige Räumung Belgiens mit Garantie seiner vollen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit gegenüber gleichviel welcher Macht. Gleichfalls Räumung des französischen Gebiets; seitens der anderen kriegführenden Parteien eine ähnliche Herausgabe der deutschen Kolonien.

Was die strittigen territorialen Fragen betrifft, beispielsweise die zwischen Italien und Österreich, zwischen Deutschland und Frankreich, so kann man hoffen, daß die streitenden Parteien in Anbetracht der unermeßlichen Vorteile, die ein mit Abrüstung verbundener dauerhafter Frieden bringt, gewillt sind, sie aus einer versöhnlichen Gesinnung heraus zu prüfen, dabei den Bestrebungen der Völker nach Maßgabe des Gerechten und Möglichen, wie Wir es bei früherer Gelegenheit gesagt haben, Rechnung zu tragen und gelegentlich die Sonderinteressen dem Allgemeinwohl der großen menschlichen Gemeinschaft einzuordnen.

Derselbe Geist der Billigkeit und Gerechtigkeit wird die Prüfung der anderen territorialen und politischen Fragen leiten müssen, besonders derjenigen, welche sich auf Armenien, auf die Balkanstaaten und auf Gebiete beziehen, welche zum ehemaligen Königreich Polen gehörten, dem seine edlen geschichtlichen Überlieferungen und die von ihm insonderheit während des gegenwärtigen Krieges erduldeten Leiden gerechterweise das Mitgefühl der Nationen gewinnen müssen.



Von den Kämpfen an der Westfront: Sturmtrupp beim Einbruch in die feindliche Stellung. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Leutnant d. R. Willy Müller-Gera.

Dies sind die hauptsächlichen Grundlagen, auf denen, wie Wir glauben, sich die kommende Neuordnung der Völker stützen muß. Sie sind so beschaffen, daß sie die Wiederkehr ähnlicher Konflikte unmöglich machen und die Lösung der für die Zukunft und das materielle Wohlbefinden aller kriegführenden Staaten so wichtigen wirtschaftlichen Frage vorbereiten. Indem Wir sie Ihnen überreichen, Ihnen, die Sie zu dieser tragischen Stunde die Geschicke der kriegführenden Nationen lenken, sind Wir daher von einer beglückenden Hoffnung beseelt, nämlich sie angenommen zu sehen und so zu erleben, daß der schreckliche Kampf, der immer mehr und mehr als unnötige Metzelei erscheint, ein Ende nimmt. Alle Welt erkennt ja an, daß die Waffenehre sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite unverletzt ist. Leihen Sie also Unserer Bitte Ihr Ohr, nehmen Sie die väterliche Aufforderung an, welche Wir im Namen des göttlichen Erlösers, des Friedensfürsten, an Sie richten. Denken Sie über Ihre sehr große Verantwortung vor Gott und vor den Menschen nach; von Ihren Entschlüssen hängen Ruhe und Freude unzähliger Familien ab, das Leben Tausender junger Leute, mit einem Wort, das Glück der Völker, denen diese Wohltat zu verschaffen Ihre unbedingte Pflicht ist. Möge der Herr Ihnen Entschlüsse eingeben, entsprechend Seinem Heiligsten Willen, möge es der Himmel fügen, daß Sie sich nicht nur den Beifall Ihrer Zeitgenossen verdienen, sondern auch bei den künftigen Geschlechtern den schönen Namen von Friedensstiftern sichern.

Was Uns betrifft, die Wir im Gebet und in der Buße mit allen gläubigen Seelen, die nach Frieden seufzen, eng verbunden sind, erflehen Wir für Sie vom Heiligen Geiste Licht und Rat."

Vom Vatikan, am 1. August 1917.

gez. Benedictus P. P. XV.

Ein Stück dieser Note ging an jedes der kriegführenden Staatsoberhäupter. Der König von England erhielt 18 Stück. Auch der König von Italien, der ja eigentlich für die Kurie nicht da war, erhielt eins, ebenso der Sultan durch Vermittlung des deutschen Kaisers.

Die Note befriedigte niemand. Die Entente schrieb, sie verdanke ihr Dasein der Anregung der Mittelmächte, und diese kämen bei den päpstlichen Vorschlägen viel zu gut weg. Dagegen sagte der „Osservatore Romano" vom 19. August sehr richtig, man brauche die Note des Papstes nur wirklich zu lesen, um zu erkennen, daß der von ihm vorgeschlagene Friede kein deutscher Friede sei. Das wurde merkwürdigerweise noch amtlich von der Kurie bestätigt durch ein Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs an den Erzbischof von Valence vom 10. September 1917. Dieses Schriftstück lautete nach der „Kölnischen Volkszeitung" vom 8. Oktober:



Von den Kämpfen an der Westfront: Vorgehende Sturmbatterie. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Leutnant d. R. Willy Müller-Gera.

„Die Gesinnung, die Eure Gnaden und anderen Mitglieder des französischen Episkopats hinsichtlich des letzten päpstlichen Appells für den Frieden bekundet haben, war dem Heiligen Vater um so angenehmer, je unerklärlicher die gegenteilige Haltung der französischen Zeitungen im allgemeinen ist. Denn wenn in dem päpstlichen Schreiben eine Nation besonders begünstigt ist, so ist das Belgien und Frankreich.

In der Tat, wenn man die verschiedenen Punkte durchgeht, die der Papst als grundlegende Bedingungen für den von ihm gewollten gerechten und dauerhaften Frieden betrachtet, so kann sich gewiß Frankreich nicht beleidigt fühlen durch den ersten und zweiten Punkt, welche die gegenseitige und gleichmäßige Abrüstung betreffen und folgerichtig das Institut der obligatorischen Schiedsgerichte und die Freiheit der Meere. Was die wiedergutzumachenden Schäden und die Kriegskosten betrifft, so schlägt der Heilige Vater im dritten Punkt einen gegenseitigen Verzicht vor, indem er immerhin beifügt, daß

man, wenn in einem Falle bestimmte Gründe sich entgegenstellen (was für Belgien zutrifft), sie mit Gerechtigkeit und Billigkeit abwäge.

Euer Gnaden erinnern sich gewiß, daß Herr Ribot eine Übereinstimmung mit der provisorischen russischen Regierung zugegeben hat, daß man bei den eventuellen Friedensverhandlungen keine Kriegsentschädigungen verlangen solle. Aber er beanspruchte für Frankreich das Recht, Wiedergutmachung der durch Übelwollen von militärischen Kommandanten ohne Kriegsnotwendigkeit verursachten Schäden zu verlangen. Das in allgemeiner Form gehaltene päpstliche Schreiben hindert nicht daran, daß die Vergütung dieser Schäden in den obenerwähnten Vorbehalt eingeschlossen werden kann. Aber selbst abgesehen von der ungeheuren Schwierigkeit, auf allen Kriegsschauplätzen die ohne Kriegsnotwendigkeit durch Verschulden der militärischen Kommandanten verursachten Schäden festzustellen, so bleibt es Frankreich überlassen, zu urteilen, ob es ihm zweckdienlich ist, selbst unter Voraussetzung des Sieges, den Krieg auch nur ein Jahr zu verlängern, um vom Feinde die Wiederherstellung dieser Schäden zu erlangen, indem es dem Verlust an Geld und dem noch größeren an Menschen, die der Krieg fordert, Rechnung trägt und den Ruinen, in denen derselbe Belgien und das gegenwärtige Gebiet Frankreich zurückließ. Im vierten Punkt will der Heilige Vater die sofortige Räumung des gegenwärtig von der deutschen Armee besetzten französischen Gebietes; das kann sicherlich Frankreich nicht mißfallen, das seit mehr als drei Jahren das beste Blut seiner Söhne vergießt, ohne die Befreiung dieser Gebiete erreicht zu haben.

Endlich im fünften Punkt hat der Heilige Vater keine Lösung der elsaß-lothringischen Frage vorgeschlagen und konnte auch keine vorschlagen, aber er äußert den Wunsch, daß Frankreich und Deutschland die Frage in versöhnlicher Weise prüfen, indem sie nach Billigkeit und Möglichkeit den Wünschen der Völker Rechnung tragen. Man versteht wirklich nicht, wie diese Wünsche den französischen Patriotismus beleidigen konnten. Im Gegenteil, wenn diese Frage, die der Zankapfel zwischen zwei großen Nationen ist, in befriedigender Weise gelöst werden könnte (und niemand wird behaupten, daß diese Lösung unmöglich sei), wäre das vielleicht nicht besser, nicht nur für Deutschland und Frankreich, sondern für die ganze Menschheit.

Es ist somit klar, daß, wenn der päpstliche Aufruf in verschiedenen Punkten die Franzosen begünstigt, er es in keinem verletzt, was darauf hoffen läßt, daß Frankreich, nachdem der erste wenig überlegte Eindruck vorüber sein wird, der päpstlichen Note eine gerechtere und günstigere Beurteilung zuteil werden lassen wird. Kardinal Gasparri."

Ganz ähnliche Gedankengänge enthält ein Schreiben, das der Kardinal-Staatssekretär an den Erzbischof von Sens richtete und das die „Germania" am 31. Oktober 1917 veröffentlichte. Der höchste Beamte des päpstlichen Stuhles stellt es demnach gar nicht in Abrede, daß der päpstliche Vermittlungsvorschlag den Franzosen und Belgiern, folglich auch deren Verbündeten, sehr entgegenkäme und ihnen günstiger sei, als den Mittelmächten. Er wehrte sich in seinem Briefe an den Erzbischof von Sens auch ganz ausdrücklich gegen die Unterstellung, das päpstliche Friedensangebot sei von den Mittelmächten veranlaßt worden.

Was die konfessionelle Seite der Papstnote betrifft, der Anspruch, als Vater aller getauften Christen das Recht und die Pflicht zu haben, die Staatsoberhäupter der Welt zum Frieden zu mahnen, so ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen. Für Benedikt XV. waren die Evangelischen eine Sekte, und zwar eine verwerfliche, das hatte er scharf und klar in der Rede ausgesprochen, die er am 21. November 1915 an die Kardinals-Kommission und die Mitglieder des „Werkes zur Erhaltung des Glaubens" gehalten hatte. Da sprach er von Sendboten des Satans, die mitten in der heiligen Stadt Tempel errichten, in denen Gott die wahre Ehre verweigert werde, die Pestkanzeln errichten, um unter dem Volke Irrtum zu verbreiten. Und wen er mit diesen Sendboten meinte, konnte nicht zweifelhaft sein, denn er redete von dem „Skandal, der in der katholischen Welt erregt würde, wenn Luther und Calvin es erreichten, ihre Zelte in der Stadt der Päpste dauernd zu errichten." Er lebte also ganz und gar in den Vorstellungen eines Pius IX. und Leo XIII., und das kann niemand wunder nehmen, der den Entwicklungsgang des früheren Kardinals della Chiesa kennt.

Die führenden Zeitungen der deutschen Katholiken gaben sich alle Mühe, die Papstnote als unparteiisch hinzustellen, trotzdem der päpstliche Staatssekretär selbst erklärt hatte, sie sei für Belgien und Frankreich vorwiegend günstig. Außerdem erhob sich ein Streit unter ihnen, ob der Papst hier als Politiker gesprochen habe oder als Haupt der Kirche. Es siegte die Meinung, der Papst habe als Kirchenhaupt gesprochen, was er ja auch ganz sicher getan hatte. Und das hatte für Deutschland die bedenklichsten Folgen, denn mit einem Male wurde die Haltung des Zentrums in der Friedensfrage eine völlig andere als bisher. Die Partei war bisher stets für einen Frieden eingetreten, der dem deutschen Vaterlande starke Sicherheiten in jeder Hinsicht bringen sollte, für einen „Hindenburgfrieden", wie die „Kölnische Volkszeitung" sich ausdrückte. Jetzt mit einem Male, noch nicht zwei Wochen vor der Veröffentlichung der Papstnote, fiel die ganze Partei um und stimmte für einen Verzichts- und Verständigungsfrieden. Führer zu dieser neuen Politik war, wie schon früher berichtet, der Abgeordnete Erzberger, der es übrigens selbstverständlich in Abrede stellte, daß ihm die Absichten des Heiligen Stuhles vor ihrer öffentlichen Bekanntmachung mitgeteilt worden seien. Klar und deutlich hatte derselbe Mann 1914 und 1915 gefordert, daß Deutschland feste Bürgschaften gegen ähnliche Überfälle brauche und Kriegsentschädigungen fordern müsse. Jede ‚alldeutsche' Zeitung hätte damals seine Reden und Aufsätze mit Vergnügen in ihre Spalten aufgenommen. Jetzt zeigten er und seine Partei, daß sie auch anders tanzen konnten, wenn ihnen anders gepfiffen wurde.

Was nun die Aufnahme der päpstlichen Friedensnote bei den kriegführenden Regierungen betrifft, so darf man wohl sagen, daß sie nirgendwo Befriedigung hervorrief. Deutschland und seine Verbündeten gaben eine höfliche, aber ausweichende Antwort. Sie betonten die hohe Achtung, die sie für die Person des Papstes hegten, und ihre eigene Friedensliebe, erklärten, daß sie allen Vorschlägen des Papstes zur Herbeiführung des Friedens und zur Vermeidung künftiger Kriege mit dem größten Wohlwollen gegenüberständen und sprachen die Hoffnung aus, daß auch ihre Feinde in den Gedanken Seiner Heiligkeit eine geeignete Unterlage sehen möchten, in Verhandlung eines günstigen Friedens einzutreten. Sogar der Sultan sandte ein Handschreiben mit solcher Ver-

sicherung nach Rom. Aber ein neues Friedensangebot an ihre Feinde abzusenden, fiel ihnen denn doch nicht ein. Sie hatten noch genug vom vorigen Male. Das war schon an sich verständlich und erhielt außerdem die vollkommenste Rechtfertigung durch die Art, wie die Feinde Deutschlands die Papstnote aufnahmen. England antwortete überhaupt nicht darauf. In der französischen Kammer erklärte der Minister des Auswärtigen Ribot am 14. September 1917, man könne den päpstlichen Vorschlägen nicht nähertreten, ehe nicht die Mittelmächte bindende Sicherheiten, besonders in bezug auf Belgien und Elsaß-Lothringen, gegeben hätten. Sonnino sprach sich in der italienischen Kammer am 25. Oktober 1917 dahin aus, daß die päpstliche Note keine Unterlage für praktische Friedenserörterungen gäbe. Nur Amerika antwortete dem Papste in einer der langatmigen Noten, die ihren Ursprung im Hirne Wilsons durch ihren ganzen Stil auf der Stelle verrieten, obwohl sie nicht von ihm, sondern vom Staatssekretär Lansing unterzeichnet war. Er suchte darin wieder den Gegensatz zwischen der Regierung und dem deutschen Volke zu erklügeln und lehnte die Papstnote ab, weil mit der „augenblicklichen deutschen Regierung" auf einer sicheren Grundlage über den Frieden nicht verhandelt werden könne. Diese kühle und respektlose Haltung der Mächte des Vierverbandes gegen den Statthalter Christi muß um so mehr wundernehmen, als er eben diese Mächte nicht nur in seinem Friedensangebot, sondern auch anderweitig besonders begünstigt hatte.



Unsere Pioniere bei der Arbeit: Brettertrupp beim Überbrücken genommener feindlicher Gräben. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Willy Loeper.

Sicherlich hat sich der Papst mancherlei Verdienste um die Menschlichkeit erworben, indem er seinen Einfluß in die Wagschale warf, um die Kriegführung weniger unmenschlich zu gestalten. Nach der schweizerischen Regierung ist er zum Beispiel der erste gewesen, der den Austausch kriegsuntauglicher Gefangener anregte, und er hat dieses Liebeswerk immer wieder eifrig gefördert. Das ist den Angehörigen aller Völker, auch den Deutschen und ihren Verbündeten, zugute gekommen. Aber in mancher Hinsicht war es auffallend, wie sehr sich der Vatikan um die Angehörigen der Ententevölker, wie wenig um die der Mittelmächte kümmerte. Wurden Belgier oder Franzosen oder Italiener wegen Spionage oder Kriegsverrats zum Tode verurteilt, so war der Vatikan sogleich zur Stelle und wußte ihre Begnadigung zu erwirken, und von solchen Begnadigungen könnte eine lange Liste aufgestellt werden. Dagegen war bis zum Ende des dritten Kriegsjahres kein Fall bekannt geworden, daß sich die Kurie für einen verurteilten Deutschen verwendet hätte. Und von ihrer Verwendung für Österreicher und Ungarn erfuhr die Welt auch nur wenige Fälle. Nicht anders verhielt es sich mit den Unterstützungen und Geldspenden, die der Heilige Stuhl den durch den Krieg geschädigten Ländern zuwendete. Im August 1915 stellte der päpstliche Nuntius Frühwirth in München dem Bischof von Frauenstadt 10000 Mark für das verwüstete Ostpreußen zur Verfügung. Das hatte auf ausführliche Mitteilung des Nuntius über die schwere Heimsuchung, die der Krieg den Ostseeprovinzen brachte,

der Papst verwilligt, so verkündigte es Wolffs Telegraphisches Büro. Von einer weiteren päpstlichen Spende für kriegsbeschädigte Gegenden der Mittelmächte verlautete seitdem nichts, obwohl in Galizien weite Strecken durch die Russen barbarisch verwüstet worden waren. Dagegen wurden Belgien und Polen so mit Gaben überschüttet, wie es die Mittel des Heiligen Stuhles nur irgendwie zuließen. Verwunderlich war das nicht, denn Belgien war ja das klerikalste Land Europas, und in dem befreiten und wiederhergestellten Polen begrüßte Rom die Aufrichtung einer katholischen Macht im Osten Europas. Den Belgiern überwies daher der Papst am 8. September 1914 den dort gesammelten Peterspfennig. Er wurde dem Kardinal Mercier ausgehändigt, einem wütenden Deutschenfeind, der sich bald durch seine deutsch-feindliche Haltung bemerklich machte. Er sollte ihn an die „unglückliche Bevölkerung" verteilen. Ihm folgten noch sechs weitere päpstliche Spenden, deren höchste 40000 und deren niedrigste 1000 Franken betrug. Außerdem, und das war vor Weihnachten 1915, veranlaßte Benedikt unter den Katholiken der ganzen Welt Sammlungen für Belgien. Die erste dieser Sammlungen betrug über eine Million Mark. Noch weit reicher wurde Polen bedacht. Nicht nur übersandte der Papst selbst im April 1915 dem Erzbischof von Krakau 50000 Kronen, sondern er eröffnete auch im November desselben Jahres eine Sammlung für Polen in der ganzen Welt. Sie wurde im Oktober 1916 abgeschlossen und hat annähernd 3800000 Mark ergeben. Die für Litauen ausgeschriebenen päpstlichen Sammlungen brachten in dem gleichen Zeitraum über einundeinhalb Millionen Franken ein. Der Papst selbst sandte dem Bischof von Samogitien 20000 Lire. Daß Frankreich nicht vergessen wurde, versteht sich von selbst. Der Kardinal Annette erhielt vom Papst 60000 Franken. Auch die kleinen Balkanstaaten Serbien und Montenegro bekamen päpstliche Unterstützung. Einzelne italienische und französische Städte, die von den deutschen oder österreichisch-ungarischen Fliegern schwer heimgesucht worden waren, wurden gleichfalls vom Papst mit Geld unterstützt, so z. B. Chalons, Padua, Vicenza. Das war eigentlich gar nicht verwunderlich, ebensowenig verwunderlich wie das Eintreten des Papstes für italienische Spione, die besonders starke Tätigkeit, die der Heilige Stuhl für italienische Vermißte und italienische Verwundete entfaltete. Es wäre sogar höchst unnatürlich gewesen, wenn der italienische Papst und seine vorwiegend italienischen Kardinäle sich nicht ihrer italienischen Landsleute angenommen hätten. Aber sonderbar und zum Widerspruch herausfordernd wirkte dann die in allen päpstlichen Ansprachen und Noten wiederkehrende Behauptung der vollkommensten Unparteilichkeit, denn sie entsprach nicht den Tatsachen.



Beobachtungsposten von Minenwerfertruppen im vordersten Sappenkopf. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Fritz Grotemeyer.

Seltsam war es übrigens, daß die Anregungen des Statthalters Christi in Rom gerade bei denen auf den fruchtbarsten Boden fielen, die ihn als solchen nicht anerkannten. Niemand kam ihm so bereitwillig entgegen wie die Regierung des protestantischen Kaisers in Berlin. Niemand nahm so viel Rücksicht auf die Wünsche der katholischen Kirche wie sie. Nach den kirchlichen Gesetzen ist es den katholischen Geistlichen untersagt, Kriegsdienste mit der Waffe zu leisten. Die Italiener und Franzosen kümmerten sich darum nicht im mindesten. Sie riefen ihre Priester ohne weiteres zum Heeresdienst ein, und nach französischen Nachrichten waren schon bis Ende 1916 nicht weniger als 3500 Priester vor dem Feinde gefallen und 800 befanden sich in deutscher Gefangenschaft. Sie wurden von den Deutschen wie Offiziere untergebracht und behandelt, und Deutschland befreite alle seine Priester vom Dienste mit der Waffe. Ja, das Entgegenkommen ging noch weiter. Obwohl kaum zwei Dutzend deutscher Priester als Krankenträger in französische Hände gefallen waren, schlug die deutsche Regierung der französischen vor, die Priester sämtlich, ohne Rücksicht auf ihre Zahl, auszutauschen. Nur sollten die Ausgetauschten nicht weiterhin mit der Waffe kämpfen. Die französische Regierung ging darauf nicht ein, ebensowenig wie auf andere Maßregeln, die der Papst entweder geradezu vorgeschlagen hatte oder die ihm lieb sein mußten. Solange Bethmann-Hollweg am Ruder war, durfte die deutsche Presse solche Dinge nicht besprechen, ebensowenig wie

eine deutsche Zeitung sagen durfte, daß den Belgiern ihre Kirchenglocken gelassen worden waren, während man sie in Deutschland von den Türmen nahm, um sie in Torpedos umzuschmelzen. Auch über die Reden und Erlasse des Papstes, die das protestantische Gefühl verletzen mußten, durfte kein Urteil gefällt werden. Zum Teil durften sie nicht einmal mitgeteilt werden. Die französische und italienische Presse dagegen hatte und behielt die vollkommenste Freiheit, über die päpstliche Haltung zu schreiben und zu urteilen, wie es ihr gefiel, und ihre Urteile waren oft keineswegs schmeichelhaft für das Oberhaupt der Kirche. Die englische Presse nahm mit der Zeit eine immer unfreundlichere Stellung zu Rom ein, nachdem sie anfangs das, was der Papst sagte und tat, wohlwollend, aber ziemlich gleichgültig mitgeteilt hatte. England hatte kurz nach dem Ausbruch des Krieges eine diplomatische Vertretung beim Vatikan eingerichtet. Damit war es einem alten Wunsche der Kurie entgegengekommen. Nun verlangte es aber auch, eine Frucht davon zu sehen. Der Papst sollte seinen Einfluß für England geltend machen. In Kanada und Australien sollte er die Bischöfe anhalten, daß sie die Jungmannschaft des Landes für den Krieg gegen Deutschland begeistern. Vor allem aber sollte er dahin wirken, daß Irland ruhig werde, denn die Stimmung wurde dort für die Herren im Lande immer gefährlicher, und gerade die katholische Geistlichkeit nahm eine Haltung ein, die ganz England mit schweren Besorgnissen erfüllte. Aber dazu war Benedikt XV. denn doch nicht zu haben, denn man kannte in Rom den furchtbaren Haß der Irländer gegen England ganz genau und war nicht geneigt, das kirchliche Ansehen durch Eintreten für die Engländer einer Belastungsprobe auszusetzen, die es wohl sicherlich nicht ausgehalten hätte.



Wiederaufbau der nach Stellungswechsel zerlegt beförderten Minenwerfer. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Fritz Grotemeyer.

## Die Kämpfe an der deutschen Westfront im Juni und Juli 1917.

Am 1. Juni sandte der deutsche Kaiser folgendes Handschreiben an Ludendorff:

„Die deutschen Heere haben im Westen den in diesem Frühjahr von den Franzosen und Engländern mit starker Übermacht und allen Mitteln der Kriegführung unternommenen gewaltigen Ansturm siegreich abgewiesen und die Erreichung der weitgesteckten Ziele des Feindes verhindert. Dieser großartige Erfolg ist neben der unvergleichlichen Tapferkeit und der beispiellos zähen Ausdauer der beteiligten, aus allen deutschen Gauen stammenden Truppen und ihrer umsichtigen und tatkräftigen Führung durch die Generäle und Offiziere aller Dienstgrade den vom Generalstabe vorgeschlagenen und von allen mitwirkenden Stellen im eindringlichen Verständnis und freudiger Hingebung durchgeführten weit vorausschauenden, vorbereitenden Maßnahmen, die hauptsächlich in Ihrer Hand lagen, zu verdanken. Als Zeichen meiner besonderen Anerkennung Ihrer hierdurch erworbenen neuen Verdienste und als Ausdruck meiner fortdauernden besonderen Zufriedenheit mit Ihren vortrefflichen Leistungen stelle ich Sie hierdurch à la suite des Niederrheinischen Füsilier-Regiments Nr. 39. Sie treten in dieser Ehrenstelle wieder in enge Beziehungen zu dem Regiment, dessen hervorragender Kommandeur Sie gewesen sind, und das sich auch dank Ihrer zielbewußten Ausbildung in dem jetzigen Kriege überall aufs beste bewährt hat.

Großes Hauptquartier, 1. Juni 1917. Wilhelm."

Dieselbe gehobene Stimmung und dieselbe Auffassung der Lage kam zum Ausdruck in den Depeschen, die der Kaiser am 2. Juni an seinen Sohn und den Kronprinzen Rupprecht von Bayern richtete:

„Der Kaiser sandte am 2. Juni an den Kronprinzen des Deutschen Reiches und den Kronprinzen von Bayern folgende Depeschen:

Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen des Deutschen Reiches! Auf meiner Frontreise konnte ich nur Abordnungen der Armeen sprechen, die unter Deiner Führung in den letzten beiden Monaten den großen Durchbruchsversuch der Franzosen an der Aisne und in der Champagne zum Scheitern brachten. Ich beauftrage Dich, allen Führern der Truppen, die in schweren Wochen ihr ganzes Wollen und Können, ihr Blut und Leben einsetzten, an deren stahlhartem Willen des Gegners Ansturm zerschellte, meinen und des Vaterlandes Dank zu übermitteln. Die deutsche Heimat ist stolz auf ihre tapferen Söhne und voll Vertrauen, daß neue Kämpfe auch neue Siege bringen werden. Das walte Gott! Wilhelm."

„Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Bayern! Auf den Schlachtfeldern von Arras haben die unter Deiner Führung fechtenden Truppen aus allen deutschen Gauen in den schweren Kämpfen der letzten beiden Monate Englands kriegerische Absichten an dieser Stelle zum Scheitern gebracht. Stahlharter Wille und feste Siegeszuversicht sprach aus den Augen derer, die ich während meiner Reise sah. Das gleiche Gefühl beseelt die ganze Armee. Mit mir dankt das deutsche Vaterland seinen tapferen Söhnen für ihre opferfreudige Hingabe an unsere große deutsche Sache. Überbringe allen Führern der Truppen diesen Dank, der gepaart ist mit dem Vertrauen, daß wir mit Gottes Hilfe auch die weiteren Kämpfe siegreich bestehen werden. Wilhelm."

Die deutsche Heeresleitung hielt, das geht aus diesen Schreiben hervor, die englisch-französische Frühjahrsoffensive für gescheitert und beendet. Gescheitert war in der Tat der mit ungeheuren Mitteln und unter Einsetzung gewaltigster Kräfte erfolgte Angriff. Das heißt die Engländer hatten nur örtlichen Gewinn davongetragen, dagegen keins ihrer weitgesteckten Kriegsziele erreicht, aber beendet war sie doch keineswegs, sondern nach einer Kampfpause von etwa einer Woche folgten neue riesenhafte Anstrengungen, die deutsche Front zu durchbrechen, womöglich aufzurollen und die Deutschen aus Flandern zu vertreiben, denn die Eroberung Flanderns war das Ziel der neuen Offensive. Besonders war ihr Ziel die Vertreibung der Deutschen aus den „Piratennestern" Zeebrügge und Ostende, den beiden Stützpunkten des deutschen Unterseekrieges, der den Engländern immer unbehaglicher und gefahrdrohender wurde.

So lag denn vom 1. Juni an ein furchtbares Vernichtungsfeuer auf den deutschen Stellungen im Wytschaetebogen, das sechs Tage lang anhielt. Am 7. Juni sollte der Großangriff stattfinden. Dazwischen aber erfolgten einzelne Angriffe, die zum Teil schon sehr bedeutend waren. So besonders der am 5. Juni. Mit starken, tiefgestaffelten Kräften griffen die Engländer auf dem Norduser der Scarpe an. Nur bei dem Bahnhof Roeux konnten ihre Sturmtruppen in die deutschen Stellungen eindringen. Zwischen Gavrelle und Fampoux wurden sie unter schweren Verlusten durch bayrische Regimenter zurückgeworfen Über die große Schlacht am 7. Juni meldete der deutsche Heeresbericht:

„Die nach tagelangem, starkem Zerstörungsfeuer zwischen Ypern und dem Ploegsteert-Wald, nördlich von Armentières, einsetzenden Angriffe der Engländer sind südöstlich von Ypern von niederschlesischen und württembergischen Regimentern abgewiesen worden; auch auf dem Südflügel des Schlachtfeldes kämpften wir erfolgreich, dagegen gelang es den Gegnern bei St. Eloi, Wytschaete und Messines unter der Wirkung zahlreicher Sprengungen in unsere Stellung einzubrechen und nach hartnäckigen, wechselvollen Kämpfen über Wytschaete und Messines vorzudringen. Ein kraftvoller Gegenangriff von Garde- und bayrischen Truppen warf den Feind auf Messines zurück, weiter nördlich wurde ihm durch frische Reserven Halt geboten. Später wurden unsere tapfer kämpfenden Regimenter aus dem westwärts vorspringenden Bogen auf eine vorbereitete Sehnenstellung zwischen dem Kanal-Knie nördlich von Hollebeke und dem Douve-Grund, zwei Kilometer westlich von Warneton, zurückgenommen."

Englische Gefangene berichteten, der Angriff habe entsetzliche Opfer gefordert. Das wurde dadurch bestätigt, daß die Engländer am folgenden Tage nicht in der Lage waren, ihn zu erneuern. Sie richteten zwar ein starkes Zerstörungsfeuer auf die deutschen Stellungen östlich von Wytschaete und Messines, schickten aber nur australische Truppen östlich von Messines ins Feuer. Ihr Vorstoß war vergeblich. In den Abendstunden entwickelten sich auf beiden Ufern des Kanals Ypern-Comines und in der Douve-Niederung neue Kämpfe, bei denen die Engländer keine Vorteile zu erringen vermochten. Vom La Bassée-Kanal bis zum Sensée-Bach war die Kampftätigkeit abends gleichfalls gesteigert. Nächtliche Vorstöße der Engländer nordöstlich von Vermelles, südlich von Loos und östlich von Croisilles wurden von den Deutschen zurückgeschlagen. Starke Kräfte setzten die Engländer zu wiederholten Angriffen südlich und südwestlich von Lens ein. In erbitterten Kämpfen schlugen dort auf beiden Ufern des Souchez-Baches sowie zwischen den von Givenchy auf Avion und von Vimy auf Mericourt führenden Wegen hessische und schlesische Regimenter die stellenweise in die deutschen Gräben gedrungenen Engländer wieder hinaus. Die Stellungen blieben in den Händen der Deutschen.

Der 9. verlief ruhig, nur gesteigerter Geschützkampf und abgewiesene englische Angriffe wurden gemeldet. Am 10. dauerte die erhöhte Feuertätigkeit an. Nachts gingen nach heftigem Feuerüberfall englische Kompagnien gegen die deutschen Linien westlich von Hollebeke und Wambeke vor, wurden aber zurückgeschlagen. Südlich der Douve scheiterten abends englische Angriffe westlich von Warneton. Beiderseits des Kanals von La Bassée und auf dem südlichen Scarpeufer unterband das deutsche Vernichtungsfeuer die sich vorbereitenden englischen Angriffe. Am 11. beging der englische Oberbefehlshaber wieder einmal eine der Unbegreiflichkeiten, die er schon mehrmals begangen hatte. „Nachmittags", so hieß es im deutschen Heeresbericht, „ritt englische Kavallerie gegen unsere Linien östlich von Messines an." Selbstverständlich kehrten nur Trümmer zurück. Südlich davon bei dem Gute Kruis angreifende englische Infanterie wurde durch Gegenstoß geworfen. Westlich von Warneton kam am 12. mittags ein englischer Angriff im deutschen Vernichtungsfeuer nur an wenigen Stellen aus den Gräben heraus. Abends scheiterte ein zweiter Vorstoß der Engländer an derselben Stelle. Westlich der Straße Arras-Lens lag morgens heftiges Vernichtungsfeuer auf den deutschen Stellungen. Starke englische Kräfte, die auf dem Norduser des Souchez-Baches in die deutschen Gräben drangen, wurden in kraftvollem Gegenstoß geworfen. Der 14. brachte einen erneuten englischen Großangriff. Die deutsche Heeresleitung meldete darüber:

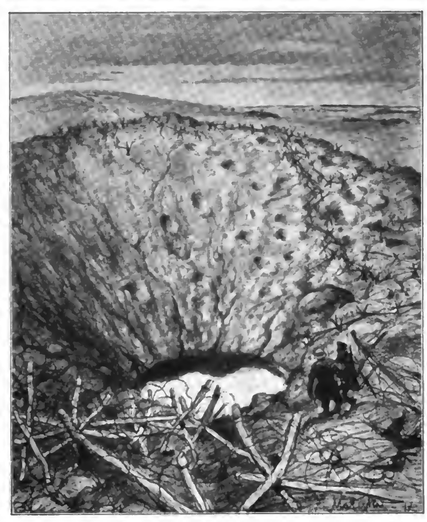
„In Flandern setzte nach verhältnismäßig ruhigem Tage zwischen Ypern und Armentières gestern 8.30 abends starkes Trommelfeuer ein, dem an der ganzen Front englische Angriffe folgten. Sie drückten nach Kämpfen, die an einzelnen Stellen bis zum Morgen andauerten, die Sicherungen zurück, die unsere weiter östlich liegende Kampflinie zwischen Hollebeke, Douve-Grund und südwestlich von Warneton seit dem 10. 5. erfolgreich gegen alle Erkundungsvorstöße der Engländer verschleiert haben.

Nördlich des Kampffeldes bis zur Küste nur geringe Artillerietätigkeit. Im Handstreich hoben Stoßtrupps eines niederrheinischen Regiments am Yser-Kanal einen belgischen Posten von 25 Mann auf.

An der Artois-Front griffen die Engländer morgens nach heftigen Feuerwellen unsere Gräben östlich von Monchy an. Sie brachen an einigen Punkten ein, wurden jedoch durch Gegenstoß der Bereitschaften sofort hinausgeworfen. Ein Grabenstück westlich des Bois du Sart ist noch in Feindeshand.

Abends stießen mehrere englische Bataillone östlich von Loos vor. Auch hier wurde unsere Stellung durch kräftigen Gegenangriff gehalten."

Von nun an richteten die Engländer den ganzen Monat hindurch ihr Bestreben darauf, den Lens-Bogen einzudrücken. Am 15. Juni wurde ein englischer Angriff durch die zusammengefaßte Wirkung der deutschen Batterien niedergehalten. An verschiedenen Stellen des Artois kam es zu heftigen Kämpfen. Am Morgen griffen die Engländer östlich von Loos an, aber anhaltische und altenburgische Bataillone wiesen sie ab und warfen sie im Nahkampf zurück, wo sie eingedrungen waren. Auch nordwestlich von Bullecourt wurden die Engländer die am frühen Morgen bis in die zweiten deutschen Gräben vorstießen, durch einen kräftigen Gegenangriff von dort wieder verdrängt. Der 16. Juni brachte einen doppelten Vorstoß der Engländer südwestlich von Warneton, der keinen Erfolg hatte, und Vorstöße bei Monchy und Croisilles, wobei die Engländer vorübergehend in die deutschen Gräben eindrangen, schließlich aber auch weichen mußten. Die Gefechte vom 17. bis 23. Juni waren unbedeutend. Zu erwähnen ist nur ein stärkerer englischer Vorstoß südwestlich von Lens auf dem Norduser des Souchez-Baches. Auf den Flügeln wurden sie abgewiesen. In der Mitte drangen sie ein und zogen rasch größere Kräfte nach, um ihren Erfolg zu erweitern, wurden aber durch einen kräftigen Gegenstoß daran verhindert. Am 24. Juni scheiterten englische Vorstöße nördlich des Souchez-Baches und östlich der Straße von Lens nach Arras. Abends wiederholten sie ihre Angriffe auf beiden Souchez-Ufern, mußten aber auch dieses Mal zurückweichen. Etwa gleichzeitig stürmten starke englische Kräfte bei Hulluch gegen die deutschen Stellungen vor, wurden aber durch Nahkämpfe und Feuerwirkung zurückgetrieben. Am 26. richteten die Engländer starke Angriffe gegen den Lens-Bogen, aber sie wurden nach schweren Verlusten ihrer stürmenden Abteilungen abgewiesen und konnten sich nur in einem Vorfeldgraben beiderseits der Straße Arras-Lens festsetzen. Auch bei Fontaines blieben englische Angriffe erfolglos. Die deutschen Heeresberichte der beiden folgenden Tage lauteten:



Der moderne Krieg: Minentrichter. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Theo Matejko. Dieser Minentrichter hat einen Umfang von 80 m; die Löcher im Krater sind Einschläge der Granaten, mit denen nach der Sprengung die am Rande entlang laufenden Gräben belegt wurden.

Über den 27. Juni:

„Schwere Fernfeuer-Batterien beschossen gestern mit beobachteter Wirkung die englisch-französische Hafenfestung Dünkirchen. Mehrere Schiffe liefen eiligst aus. Als Erwiderung wurde vom Feinde Ostende unter Feuer genommen; militärischer Schaden entstand nicht.

In den englischen Gräben an der Küste verursachte eine Beschießung durch unsere Artillerie und Minenwerfer starke Zerstörungen.

Nach ruhigem Vormittag nahm gegen Abend die Feuertätigkeit in einigen Abschnitten der flandrischen und der Artois-Front ziemliche Heftigkeit an.

Südöstlich von Nieuport wurde von unseren Stoßtrupps ein belgischer Posten aufgehoben; bei Hooge schlug ein Erkundungsvorstoß fehl.

Südlich der Straße Cambrai—Arras erlitten die Engländer bei Säuberung eines Grabens durch westfälische und rheinische Sturmtrupps erhebliche Verluste an Gefangenen und Toten.

Im Vorfeld unserer Stellungen nördlich von St. Quentin entspannen sich mehrfach kleine Gefechte unserer Posten mit englischen Abteilungen."

Über den 28. Juni:

„In Flandern war nur in wenigen Abschnitten die Feuertätigkeit lebhaft.

Heftige Kämpfe spielten sich gestern zwischen La Bassée-Kanal und der Scarpe ab.

In dem seit längerer Zeit von uns als Kampfgelände aufgegebenen, in den Feind vorspringenden Raum westlich und südwestlich von Lens wurde ein frühmorgens längs der Straße




Deutsche Truppen beim Eingraben vor der feindlichen Stellung in Westflandern und beim Aufziehen von Schnellhindernissen. Nach einer Zeichnung des zum westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

nach Arras vorbrechender Angriff starker englischer Kräfte zum Luftstoß.

Abends griffen mehrere Divisionen zwischen Hulluch und Méricourt und von Fresnoy bis Gavrelle nach Trommelfeuer an.

Bei Hulluch sowie zwischen Loos und der Straße Lens—Liévin wurde der Feind durch Feuer und im Gegenstoß zurückgetrieben. Westlich von Lens kam nach heftigen Kämpfen mit unseren Vorfeldtruppen ein neuer Angriff des Gegners nicht mehr zur Ausführung. Bei Avion scheiterte sein mit besonderem Nachdruck geführter erster Ansturm völlig. Hier griff er erneut nach Heranziehen von Verstärkungen an. Auch dieser Angriff wurde durch Feuer und im Gegenstoß zum Scheitern gebracht.

Zwischen Fresnoy und Gavrelle nährte der Feind seine anfangs verlustreich in unserer Artilleriewirkung zusammenbrechenden Sturmwellen dauernd durch Nachschub frischer Truppen. Nach erbitterten Nahkämpfen setzten sich die Engländer zwischen Oppy und der Windmühle von Gavrelle in unserer vordersten Linie fest.

Unsere Truppen haben sich vortrefflich geschlagen; der Feind hat in der gut zusammenwirkenden Abwehr und im Kampf Mann gegen Mann hohe blutige Verluste erlitten."

Die Kämpfe der letzten Junitage waren unbedeutend, und so hatte der ganze Monat den Engländern trotz mehrfachen Einsatzes starker Kräfte keinen Erfolg gebracht. Dagegen waren ihre blutigen Verluste sehr hoch gewesen. Noch ungünstiger war das Ergebnis des Monats für die Franzosen, die dem deutschen Kronprinzen gegenüberstanden. Angriffe von Bedeutung konnten sie mit ihren abgekämpften Truppen den ganzen Juni über nicht unternehmen. Sie waren durch die großen Kämpfe des Mai furchtbar erschöpft und geschwächt, was freilich die Engländer nicht hinderte, ihnen die Übernahme eines Frontstückes westlich und nordwestlich von St. Quentin in einer Länge von etwa 12 Kilometern zuzumuten. Wohl oder übel mußten sie sich die Verlängerung ihrer Kampffront gefallen lassen.

Die Deutschen eröffneten die Kämpfe des Juni mit einem kräftigen Vorstoß bei Allemant, nordöstlich von Soissons. Am 1. Juni führte dort ein westfälisches und ein hannoversches Regiment, wirksam unterstützt durch Teile einer bewährten Sturmtruppe, Artillerie, Minenwerfer und Flieger, einen Angriff mit vollem Erfolge durch. In überraschendem Ansturm wurde die französische Stellung in etwa einem Kilometer Breite genommen und gegen wiederholte Gegenangriffe gehalten. Am 3. Juni führten westfälische und rheinische Regimenter am Winterberg bei Craonne eine gewaltsame Erkundung durch. Die am Westhange des Berges in die deutschen Stellungen einbezogenen französischen Gräben wurden gegen starke Gegenangriffe gehalten. Nordwestlich von Braye drangen Stoßtrupps niederschlesischer Regimenter in die französischen Stellungen und nahmen mehr als 100 Mann gefangen. Bei den Erkundungsvorstößen brachten die Deutschen wertvolle Feststellungen über den französischen Kräfteeinsatz mit. In der Champagne, östlich des Poehlberges, wurden kleine französische Angriffe durch Gegenstöße zum Scheitern gebracht. Am 4. Juni unternahmen die Franzosen zwei nach sehr starker Vorbereitung durchgeführte Nachtangriffe bei Braye, denen sie am 5. in der Nacht noch einen dritten hinzufügten. Sie erlitten dabei die schwersten Verluste, ohne irgendeinen Gewinn zu erzielen. Der 6. Juni war für die Deutschen ein Tag größerer Erfolge. Der deutsche Heeresbericht meldete darüber:

„Bald nachdem niederrheinische Füsiliere an der Straße Pinon-Jouy in erbittertem Handgemenge eine Anzahl Gefangene aus den französischen Gräben geholt und die Aufmerksamkeit des Gegners dorthin gelenkt hatten, setzten sich frühmorgens südlich von Vargny—Filain Teile von meiningenschen, hannoverschen, schleswig-holsteinischen und brandenburgischen Regimentern in Besitz der feindlichen Stellungen am Chemin-des-Dames in fast zwei Kilometer Ausdehnung. Durch Artillerie, Minenwerfer und Flieger wirksam unterstützt, begleitet von Pionieren und Trupps des in den Kämpfen der letzten Wochen besonders bewährten Sturmbataillons 7, nahmen die Kompagnien trotz hartnäckigen Widerstandes des Gegners das befohlene Angriffsziel.

Gegen die gewonnene Linie richteten sich nach heftigen Feuerwellen starke feindliche Gegenangriffe bis in die Nacht hinein; sie sind sämtlich abgewiesen worden.

14 Offiziere, 543 Mann wurden als Gefangene, 1 Revolverkanone, 15 Maschinengewehre und mehrere Granatwerfer als Beute eingebracht."

Vom 8. bis 10. Juni ereigneten sich größere Angriffe nicht, nur Stoßtruppsunternehmungen an verschiedenen Stellen der Front, Handstreiche, bei denen die Deutschen, besonders Ostpreußen und Westfalen, viel Tapferkeit und Glück entwickelten. Dabei eroberten die Deutschen Gräben am Chemin-des-Dames westlich von Cerny, die ihnen am 11. die Franzosen durch Gegenangriff zu entreißen suchten. Aber durch Feuer und im Nahkampf wurden sie mit großen Verlusten zurückgetrieben. Auch ein französischer Angriff bei Vauxaillon, nordöstlich von Soissons, am 13. Juni blieb erfolglos. Vom 14. bis 17. Juni waren wieder nur unbedeutende Gefechte zu melden. Am 18. und 19. wurde um einen Teil der deutschen Stellungen südwestlich des Hochberges in der Champagne gerungen. Zunächst gelang es den Franzosen, einzudringen und sich festzusetzen, dann aber wurden sie durch einen kräftigen Gegenstoß eines märkischen Regimentes wieder hinausgeworfen. Am 20. begannen heftige Kämpfe bei Vauxaillon, die sich bis zum 25., mit Ausnahme des 23., täglich wiederholten. Ihren Anfang nahmen sie am 20. Juni, durch den Einbruch von Rheinländern, Hannoveranern und Braunschweigern in die französischen Stellungen, wobei die Franzosen starke blutige Verluste erlitten, Gefangene und Gräben verloren. Diese Gräben versuchten sie am folgenden Tage wiederzuerobern, was ihnen nach viermaligen, äußerst erbitterten Kämpfen nur teilweise gelang. Sie errangen dann noch einen kleinen örtlichen Erfolg am Sattel östlich des Cornillet, die Deutschen einen solchen am Poehlberge südöstlich von Moronvilliers, wo Thüringer und Altenburger Truppen die französischen Stellungen nach kurzem Feuerüberfall in 400 Meter Breite nahmen und das gewonnene Gelände gegen sieben heftige Gegenangriffe im wesentlichen behaupteten. Am 22. Juni nahmen Abteilungen niedersächsischer Regimenter am Chemin-des-Dames einen Teil der französischen Stellungen südöstlich von Filain im Sturm und hielten die in etwa $1\frac{1}{2}$ Kilometer Breite und 500 Meter Tiefe gewonnenen Gräben gegen drei heftige Angriffe. Die Franzosen erlitten

schwere Verluste, denn auch die flüchtende Grabenbesatzung wurde vom Vernichtungsfeuer gefaßt. Die Deutschen brachten 300 Gefangene zurück. Am 23. wurden die Franzosen durch starkes Wirkungsfeuer gezwungen, das am 18. und 21. Juni von ihnen gewonnene Gelände östlich des Cornillet-Berges zu räumen. Sie erlitten dabei sehr hohe Verluste. Am 22. und 24. wurde wieder um die von den Deutschen gewonnenen und gehaltenen Linien bei Vauxaillon gerungen. Die beiden französischen Angriffe blieben ergebnislos. Ihre über das freie Feld vorgehenden starken Wellen erlitten im deutschen Feuer die schwersten Verluste. Am 25. Juni lag starkes französisches Feuer auf den seit den Kämpfen des 20. und 21. Juni fest in deutscher Hand befindlichen Gräben bei Vauxaillon. Nach lebhaftem Feuerkampf griffen die Franzosen nordwestlich des Gehöftes Hurtebise die von den Deutschen gehaltenen Höhenstellungen an. Sie drangen trotz der Verluste, die ihre Sturmwellen im Feuer erlitten, in einigen Stellen bis in die deutschen Linien ein, aber ein sofort einsetzender Gegenangriff warf sie zum größten Teil wieder hinaus. In den letzten Tagen des Monats fanden noch mehrere Unternehmungen statt, die, ohne eine große Bedeutung beanspruchen zu können, doch immerhin keine geringen Erfolge brachten und zeigten, daß die überwiegende Angriffskraft auf Seite der Deutschen war. Vom 28. Juni meldete die deutsche Heeresleitung:



Im Hofe einer Reparaturwerkstätte für Geschütze hinter der Front im Westen.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

„Am Chemin-des-Dames hatten bei Fort de Malmaison, südlich von Courtecon und südöstlich von Ailles örtliche Vorstöße, östlich von Cerny ein größeres Unternehmen westfälischer Regimenter vollen Erfolg. Hier wurde die französische Stellung in über 1000 m Breite und ein zähe verteidigter Tunnel gestürmt und gegen heftige Gegenangriffe gehalten. Im ganzen sind bei diesen Kämpfen über 150 Gefangene und einige Maschinengewehre eingebracht worden.

Auf dem Westufer der Maas kam ein sorgfältig vorbereiteter Angriff am Westhang der Höhe 304 zur Durchführung. Nach kurzer Feuervorbereitung nahmen posensche Regimenter in kräftigem Anlauf die französische Stellung beiderseits der Straße Malancourt—Esnes in 2000 m Breite und 500 m Tiefe. Bald einsetzende feindliche Angriffe wurden vor den gewonnenen Linien zurückgeschlagen.

Heute früh stürmte ein württembergisches Regiment im Walde von Avocourt einen 300 m breiten Stellungsteil der französischen Befestigungen.

Bisher sind an beiden Einbruchsstellen über 550 Gefangene gezählt worden; die Beute steht noch nicht fest."

Der Heeresbericht über den 29. lautete:

„Gestern früh wurde von bayrischen Truppen nach wirkungsvoller Feuervorbereitung eine gewaltsame Erkundung südöstlich von Corbeny durchgeführt. Die Stoßtrupps drangen in 1200 m Breite bis zu den hinteren französischen Linien durch und sprengten trotz zäher Gegenwehr einige Unterstände. Mit einer größeren Zahl von Gefangenen kehrten sie unbelästigt vom Feinde in ihre Gräben zurück.

Abends erweiterten westfälische Regimenter den Erfolg vom Vortage östlich von Cerny. In überraschendem Sturm nahmen sie mehrere feindliche Grabenlinien südlich des Gehöftes La Bovelle. Die Gefangenenzahl hat sich bedeutend erhöht.

Gleichzeitig griffen die Franzosen zweimal mit starken Kräften bei Cerny an; sie wurden im Nahkampf zurückgeschlagen.

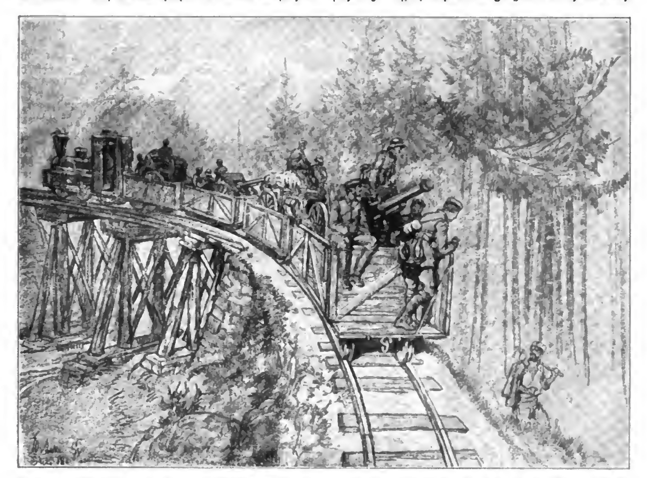


Granatenwerfer.

Auch auf dem Westufer der Maas wurde der Gewinn des 28. 6. vergrößert. Am Osthang der Höhe 304 stürmte ein posensches Regiment etwa 500 m der französischen Stellung und bemächtigten sich aus Brandenburgern und Berlinern bestehende Sturmabteilungen feindlicher Gräben in dem von Bethincourt auf Esnes streichenden Grunde. Am 28. und 29. 6. sind hier 825 Gefangene zurückgeführt worden. Der Feind leistete hartnäckigen Widerstand; seine blutigen Verluste sind erheblich. Er vergrößerte sie noch durch fruchtlose Gegenangriffe am Südostrande des Waldes von Avocourt und gegen den Südwesthang der Höhe 304."

Am 30. Juni versuchten die Franzosen vergeblich, die ihnen entrissenen Geländestücke am Chemin-des-

Dames und auf dem östlichen Maasufer zurückzugewinnen. Östlich von Cerny griffen sie nach kurzer Feuersteigerung dreimal die auf der Hochfläche südlich des Gehöftes La Bovelle eroberten Gräben an. Alle Angriffe wurden blutig abgewiesen. Die Verwirrung beim Gegner ausnutzend, stürmten lippische Bataillone weiter östlich die französische Linie bis zur Straße Ailles-Paissy. Durch diese Erfolge erhöhte sich die Zahl der von der oft bewährten westfälischen Division eingebrachten Gefangenen auf 10 Offiziere, 650 Mann. Auf dem Westufer der Maas versuchten die Franzosen in mehrfach wiederholten Angriffen die Deutschen aus den an der Höhe 304 und östlich davon gewonnenen Gräben hinauszuwerfen. Sie wurden aber im Sperrfeuer und in erbitterten Handgranatenkämpfen abgewiesen. So hatten denn auch die Franzosen im Juni nicht nur keine Lorbeeren zu erringen gewußt, sie hatten vielmehr eine Reihe von Schlappen erlitten. Man muß bei der Beurteilung der Vorgänge auf den französischen und flandrischen Kriegsschauplätzen immer das eine im Auge behalten: die deutschen Heere befanden sich in der Abwehr, sollten und mußten in der Abwehr bleiben, weil sie, solange die Russen noch nicht völlig besiegt und ausgeschaltet waren, dem vereinigten englisch-französischen Heere weder an Zahl, noch an Geschützen, noch an Schießbedarf gewachsen waren. Der Zusammenbruch der Russen stand aber nahe bevor. Das konnte man sich in Paris und London nicht verhehlen. Und wenn dann die noch im Osten gebundenen deutschen Kräfte für den Westen frei wurden, so wurde das Stärkeverhältnis der Heere ein völlig anderes. (Daß die Deutschen den Fehler machen würden, ihre Heere an zehn oder zwölf verschiedenen Stellen im Osten stehen zu lassen, anstatt den größten Teil ihrer Macht an die Westfront zu werfen, konnte damals niemand ahnen.) Darum mußte Haig und seinem französischen Amtsgenossen Petain, der nach Nivelles Abgang Generalissimus der französischen Heere geworden war, alles daran liegen, so rasch wie möglich den Durchbruch der deutschen Front zu erzielen. Ihr Werk hatte Eile. Und wenn sie also den ganzen Monat hindurch nichts Großes unternehmen konnten, so zeigte das schlagend, wie geschwächt sie waren.



Transport einer Batterie auf einer von unseren Truppen erbauten Kleinbahn in den Vogesen. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Leutnant d. R. Willy Müller-Gera.

Wie bedenklich die Stimmung des französischen Heeres damals war, läßt ein Aufruf des Generals Petain erkennen, den er Ende Juni „An die Soldaten Frankreichs" erließ. Darin hieß es:

„Man weiß zu wenig, oder man vergißt bisweilen zu sehr, warum wir uns schlagen. Wir schlagen uns, weil Deutschland gegen uns angestürmt ist. Wir schlagen uns, um den Feind von unserem Gebiet zu verjagen und um durch einen festen und vollständigen Frieden zu verhindern, daß jemals ein ähnlicher Angriff wiederholt werden kann. Wir schlagen uns, weil es ein Verbrechen wäre, durch einen schmachvollen Abfall unsere Toten und unsere Kinder zugleich zu verraten. Wir schlagen uns, damit der Friede wieder das Wohlbehagen in unser Land bringe und die Entbehrungen beschwöre, die im Falle eines schlechten Ausganges des Krieges viel schlimmer sein würden als das, was die unsrigen jetzt erleiden. Wir schlagen uns mit Hartnäckigkeit und Disziplin, weil dies die wesentlichen Bedingungen des Sieges sind. Einfach und herzlich, wie man zu Freunden und Männern spricht, werde ich euch die Wahrheit auseinandersetzen, wie sie uns vor Augen steht, und ich werde bei einigen Punkten verweilen, die eure besondere Sorge beanspruchen müssen. Ich bin überzeugt, daß ihr zur nämlichen Schlußfolgerung kommt wie ich, nämlich, daß jeder nach seinen Kräften und seinem Amte fortfahren muß, seine Pflicht zu tun, seine volle Pflicht."

In einem langen Aufsatz setzte dann der französische Feldherr seinen Soldaten auseinander, daß Deutschland den Krieg angefangen und Frankreich überfallen habe. Siege es, so werde ganz Europa der Sklave Deutschlands sein. Frankreich kämpfe demnach um seine Freiheit und um seine Existenz. Der Erlaß war sehr bemerkenswert und noch bemerkenswerter war es, daß die Franzosen nun auch den ganzen Juli über nichts Namhaftes zu tun vermochten. Diesen Monat hindurch mußten die Engländer ganz ersichtlich die Hauptlast des Krieges tragen, und wieder waren daher die Vorgänge an der Front des Kronprinzen Rupprecht von Bayern wichtiger als alles andere. An der Front im Süden, die der Herzog Albrecht von Württemberg befehligte, kamen, das sei hier gleich bemerkt, während des Juli ebensowenig der Erwähnung werte Dinge vor, wie es im Juni der Fall war.

Die Absicht der Engländer war, in der Nähe der Küste anzugreifen, und deshalb überschütteten sie von Anfang des Monats an die deutschen Stellungen vom Meere bis in den Wytschaete-Bogen mit starkem Geschützfeuer, unternahmen auch Tag für Tag Erkundungsvorstöße, die aber nirgendwo erfolgreich waren. Bis zum 9. Juli geschah von beiden Seiten nichts von Wichtigkeit, aber am 10. glückte den Deutschen ein größeres Unternehmen. Im Dünenabschnitt des Marinekorps stürmten Teile der kampfbewährten deutschen Marineinfanterie nach planmäßiger wirkungsvoller Feuervorbereitung die von den Franzosen stark ausgebauten, seit kurzem von den Engländern übernommenen Verteidigungsanlagen zwischen der Küste und Lombartzyde. Über 1250 Gefangene, darunter 27 Offiziere, blieben in deutscher Hand, und die blutigen Verluste der Geschlagenen waren sehr hoch. Die englischen Zeitungen schimpften weidlich — ein sicheres Zeichen, daß sich Old-England schwer getroffen fühlte. Dabei sagten sie ihren Lesern noch nicht einmal die Wahrheit, denn sie sprachen nur von einem Zurückweichen ihrer Truppen bis an den Fluß, während sie in Wirklichkeit bis über die Yser geworfen worden waren. Mit besonderem Ärger erfuhr das englische Volk, daß die deutsche Fliegertätigkeit und Artillerie sich der englischen überlegen gezeigt und daß die englische Flotte überhaupt nicht gewagt habe, in den Kampf einzugreifen.

Einen ganzen Tag ließen die Engländer vorübergehen, ohne eine Gegenhandlung einzuleiten. Am 11. Juli stürmten Hanseaten bei Monchy englische Gräben und machten dabei eine größere Anzahl Gefangene. Am 12. stießen dann die Engländer bei Nieuport südlich von Ypern, bei Hulluch und südlich der Scarpe vor, wurden aber zurückgeschlagen. Englische Vorstöße folgten in den nächsten Tagen noch bei Gavrelle am 14., bei Lombartzyde am 15. und 16., an der Straße Arras—Cambrai am 17., die fortwährenden Erkundungsvorstöße, die an zahlreichen Punkten der Front stattfanden, gar nicht gerechnet. Am 18. schlugen die Deutschen englische Truppen bei Fresnoy zurück und fügten den Franzosen, die auf diesem Kampfplatz ihnen gegenüberstanden, eine Schlappe zu. Hessen stürmten südöstlich von St. Quentin nach starker Feuervorbereitung die englische Höhenstellung in einem Kilometer Breite. Die Franzosen erhöhten ihre Verluste durch Gegenangriffe, die vor den genommenen Gräben ergebnislos zusammenbrachen. Vom 17. an beschossen die Engländer die deutschen Stellungen zwischen Dixmuiden und Ypern mit Geschützen von großem Ausmaß, und auch die immer zunehmende Fliegertätigkeit sowie die unablässigen Erkundungsvorstöße zeigten, daß etwas Bedeutendes am Werke war. In der Tat hatten die Engländer geplant, am 19. Juli einen großen Angriff zu unternehmen. Aber die Gegenwirkung der deutschen Geschütze war so stark, daß er unterbleiben mußte. Vom 17. bis 31. Juli lag nun das englische Geschützfeuer fast unaufhörlich auf der ganzen deutschen Stellung vom Meere bis in die Gegend von Armentières überall mit gleicher Stärke, damit die Deutschen nicht merken sollten, wo der Gewaltstoß geplant sei. Es war wieder eine „Materialschlacht". Denn auf die Überlegenheit des Kriegsmaterials, das ihnen die halbe Welt lieferte, setzten ja die Engländer ihre höchste Hoffnung. Die deutschen Geschütze antworteten kräftig und nicht ohne Erfolg, aber gegen die Eisenmassen, die England zu schleudern vermochte, konnten sie eben doch nicht aufkommen. Nach vierzehn Tagen war Haig der Ansicht, daß von den deutschen Gräben nicht viel mehr übrig sein könne und von ihrer Besatzung noch weniger, was ja nach menschlichem Ermessen auch zutreffen mußte. Somit hielt er die Stunde für gekommen, seine Massen zum großen Angriff vorzuschicken. Das geschah am 31. Juli, und der deutsche Heeresbericht meldete darüber:

„Die große Schlacht in Flandern hat begonnen; eine der gewaltigsten des heute erfolgverheißend zu Ende gehenden dritten Kriegsjahres.

Mit Massen, wie sie bisher an keiner Stelle dieses Krieges, auch nicht im Osten von Brussilow, eingesetzt wurden, griff der Engländer und in seinem Gefolge der Franzose gestern auf 25 km breiter Front zwischen Noordschoote und Warneton an. Ihr Ziel war ein hohes: es galt einen vernichtenden Schlag zu führen gegen die „U-Boot-Pest", die von der flandrischen Küste aus Englands Seeherrschaft untergräbt.



Von den Kämpfen in Südtirol: Die Wiedereroberung des Monte Ortigara und der Porta Lepozze am 25. Juni 1917; österreichisch-ungarische Sturmpatrouillen dringen überraschend in die italienischen Stellungen ein und besetzen die Grenzkämme Sumganatal. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.

Eng geballte Angriffswellen dicht aufgeschlossener Divisionen folgten einander, zahlreiche Panzerkraftwagen und Kavallerieverbände griffen ein. Mit ungeheurer Wucht drang der Feind nach dem 14tägigen Artilleriekampf, der sich am frühsten Morgen des 31. 7. zum Trommelfeuer gesteigert hatte, in unsere Abwehrzone ein. Er überrannte in einigen Abschnitten unsere in Trichterstellungen liegenden Linien und gewann an einzelnen Stellen vorübergehend beträchtlich an Boden.

In ungestümem Gegenangriff warfen sich unsere Reserven dem Feinde entgegen und drängten ihn in tagsüber währenden, erbitterten Nahkämpfen aus unserer Kampfzone wieder hinaus oder in das vorderste Trichterfeld zurück. Nördlich und nordöstlich von Ypern liegt das vom Gegner behauptete Trichterfeld tiefer; hier konnte Bixschote nicht dauernd gehalten werden.

Abends auf breiter Front von neuem vorbrechende Angriffe brachten keine Wendung zu des Feindes Gunsten; sie scheiterten vor unserer neu gegliederten Kampflinie.

Unsere Truppen melden hohe blutige Verluste der kein Opfer scheuenden Gegner.—

Die glänzende Tapferkeit und Stoßkraft unserer Infanterie und Pioniere, das todesmutige Ausharren und die vortreffliche Wirkung der Artillerie, Maschinengewehre und Minenwerfer, die Kühnheit der Flieger und treueste Pflichterfüllung der Nachrichtentruppen und anderen Hilfswaffen, in Sonderheit auch die zielbewußte, ruhige Führung boten für den uns günstigen Abschluß des Schlachttages sichere Gewähr.

Voll Stolz auf die eigene Leistung und den großen Erfolg, an dem jeder Staat und Stamm des Deutschen Reiches Anteil hat, sehen Führer und Truppen den zu erwartenden weiteren Kämpfen zuversichtlich entgegen."

Erreicht war also, mit einem Worte gesagt, nichts. Denn was wollte die Einnahme von Bixschote und Umgegend, im ganzen einige Quadratmeilen, besagen. Nicht weniger als 14 Infanterie- und 2 Kavallerie-Divisionen hatten die Engländer ins Feuer geführt. Sie hatten furchtbare Verluste erlitten und waren so abgekämpft, daß sie an eine weitere Fortsetzung der Schlacht nicht denken konnten. Erst nach zwei Tagen, nachdem neue Truppen herangezogen worden waren, konnte Haig den Angriff wieder aufnehmen.

Den Franzosen gelang im Juli auch nichts. Die gegen Deutschland verbündeten Mächte hatten ja den Plan gehabt, einen allgemeinen großen Angriff zu gleicher Zeit zu unternehmen. Aber die Franzosen waren im Juli dazu noch nicht fähig. Starke Angriffe unternahmen sie freilich an verschiedenen Stellen. Aber von dem, was sie unter einer großen Offensive verstanden, konnte den ganzen Monat hindurch nicht die Rede sein, und während die französischen Vorstöße fast überall erfolglos blieben, drangen die Deutschen mehrmals beträchtliche Strecken vorwärts und trugen sehr bedeutende örtliche Siege davon.

Im Einzelnen vollzogen sich die Kampfhandlungen an der Front des deutschen Kronprinzen folgendermaßen:

Am 1. Juli suchten die Franzosen ihre bei La Bovelle am Chemin-des-Dames verlorenen Gräben zurückzugewinnen und setzten dieses Beginnen auch am folgenden Tage fort. Beide Male hatten sie damit kein Glück. Auch ihre Angriffe südöstlich von



In einer Barackenküche auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Nach einer Z'




chnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Cerny am 2. brachen im deutschen Feuer zusammen. Der 3. Juli brachte neue Angriffe bei Cerny, bei deren Abweisung sich lippisch-westfälische Truppen besonders auszeichneten. Am 6. und 8. kämpften die Franzosen wieder erfolglos östlich von Cerny. Am 6. erfolgten starke französische Angriffe vom Cornillet bis zum Hochberg. Südöstlich von Nauroy wurden sie durch Gardetruppen am Hochberg durch Gegenstoß eines hannoverschen Regimentes zurückgeworfen. Am 7. scheiterten weiterhin französische Angriffe am Cornilletberg, an der Höhe 304 und am Toten Mann. Nun gingen am 8. Juli die Deutschen zu einem recht erfolgreichen Gegenangriff vor, über den der deutsche Heeresbericht mitteilte:

„Bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz wurde ein Angriff zur Verbesserung unserer Stellungen am Chemin-des-Dames mit vollem Erfolg durchgeführt. Nach einem Feuerüberfall von Minen- und Granatwerfern auf die Sturmziele brach die Infanterie, gedeckt durch das Riegelfeuer der Artillerie, zum Einbruch vor. Die aus Niedersachsen, Thüringern, Rheinländern und Westfalen bestehenden Sturmtruppen nahmen in kraftvollem Stoß die französischen Gräben südlich von Pargny—Filain in 3½ km Breite und hielten die gewonnenen Linien gegen fünf feindliche Angriffe.

Zur Ablenkung des Gegners waren kurz vorher an der Straße Laon—Soissons Sturmabteilungen hessisch-nassauischer und westfälischer Bataillone in die französischen Gräben gedrungen; sie kehrten nach Erfüllung ihres Auftrages mit einer größeren Zahl von Gefangenen befehlsgemäß in die eigenen Linien zurück.

Der überall heftigen Widerstand leistende Feind erlitt hohe blutige Verluste, die sich bei ergebnislosen Gegenangriffen auch während der Nacht noch steigerten. Es sind 30 Offiziere und über 800 Mann gefangen eingebracht worden; die Beute an Kriegsgerät ist sehr erheblich.

Auf dem Westufer der Maas haben die Franzosen aus den Kämpfen in der Nacht zum 8. 7. einige kleine Grabenstücke in der Hand behalten; heut vor Tagesgrauen nordöstlich von Esnes einsetzende Vorstöße sind zurückgewiesen worden."

Am 9. Juli nachts wurden Teilangriffe der Franzosen südlich von Courtecon und südöstlich von Cerny abgeschlagen. Am 12. nahmen deutsche Sturmtruppen die von den Franzosen am 8. Juli eroberten Gräben an der Höhe 304. Damit kam die ganze Stellung wieder in die Hand der Deutschen, die sie am 28. Juni gewonnen hatten. Über die Ereignisse des 14. Juli berichtete die deutsche Heeresleitung:

„Am Chemin-des-Dames wurden dem Feinde durch Angriff wichtige Stellungen südöstlich von Courtecon entrissen. Nach zusammengefaßter Wirkung von Artillerie und Minenwerfern stürmten Teile des Infanterie-Regiments Generalfeldmarschall von Hindenburg und anderer ostpreußischer Regimenter sowie des Sturmbataillons 7 die französische Stellung in 1500 m Breite und 300 m Tiefe. Der Gegner leistete erbitterten Widerstand, so daß es zu hartnäckigen Nahkämpfen kam. Die Sturmziele wurden überall erreicht und gegen drei starke Gegenangriffe gehalten. Die blutigen Verluste der Franzosen sind schwer; bisher sind über 360 Gefangene eingebracht worden. Die beträchtliche Beute ist noch nicht gezählt.

In der Westchampagne hat nach 4tägigem schwersten Feuer gestern 9 Uhr abends der französische Angriff gegen unsere Stellungen von südlich Nauroy bis südöstlich von Moronvilliers eingesetzt. Der Ansturm der starken feindlichen Kräfte wurde dank der tapferen Haltung unserer Infanterie und der gesteigerten Abwehr- und Gegenwirkung der Artillerie im wesentlichen abgeschlagen. Am Hochberg und Poehlberg entstanden nach Abweisen des ersten Ansturms durch erneuten Angriff des Gegners örtliche Eindruchstellen, an denen am Morgen noch gekämpft wurde.

Auch auf dem linken Maas-Ufer griffen die Franzosen nach Trommelfeuer an der Höhe 304 an. An keiner Stelle gelang es dem Feinde, unsere Gräben zu erreichen; seine Sturmwellen brachen in unserem Vernichtungs- und Sperrfeuer zusammen.

Im Grunde von Bacherauville am Ostufer der Maas hielt unsere Artilleriewirkung einen sich vorbereitenden Angriff nieder."

In häufigen, aber vergeblichen Angriffen bemühten sich die Franzosen am folgenden Tage, die ihnen südlich von Courtecon entrissenen Stellungen wiederzugewinnen. Hier, wie bei gescheiterten Angriffen südlich des Gehöftes La Bovelle, hatten sie schwere Verluste. Auch nordöstlich von Sillery im Vesletal schlug ihr Vorstoß fehl. In der West-Champagne waren einige deutsche Gräben beim Abschluß der nächtlichen Kämpfe in französischer Hand geblieben. Am Hochberg aber wurden sie von den Deutschen am Abend wiedererobert, konnten aber nicht dauernd von ihnen behauptet werden. Am Poehlberg dagegen erreichten die Deutschen nach erbitterten Kämpfen ihre alten Linien wieder. — Der deutsche Heeresbericht vom 16. lautete:

„Vormittags drangen an der Straße Laon—Soissons Stoßtrupps eines hannoverschen Regiments zusammen mit Pionieren nach Feuerüberfall in die französischen Linien, sprengten Unterstände und Grabengeschütze und kehrten mit zahlreichen Gefangenen und Maschinengewehren in die eigenen Gräben zurück.

Bei Courtecon war in der Nacht zu gestern ein weiteres Stück französischer Stellung durch Handstreich genommen worden; die Gefangenenzahl in diesem Abschnitt erhöhte sich dadurch auf über 450 Franzosen.

Kurz vor Dunkelheit eröffnete der Feind schlagartig stärkstes Feuer auf die Stellungen zwischen dem Gehöft Malval und Cerny. Darauf setzte gegen diese Front ein starker mit dichten Massen geführter Angriff ein, der im Feuer und im Nahkampf unter den schwersten Verlusten ergebnislos zusammenbrach. Alle kürzlich gewonnenen Stellungen sind fest in der Hand der bewährten ostpreußischen Division.

Nördlich von Reims schlug ein Vorstoß der Franzosen gegen die von uns eroberten Gräben südlich des Bois Soulains fehl, ein weiterer wurde durch unser Abwehrfeuer unterdrückt.

Am Poehlberg in der Westchampagne gelang es Thüringern, in erbitterten Handgranatenkämpfen die Franzosen aus dem letzten Stück unserer alten Stellung zu vertreiben und mehrere Gegenangriffe zurückzuschlagen.

Auf dem linken Maas-Ufer setzte mittags heftigste Artilleriewirkung gegen die Höhe 304 und die Anschlußlinien ein. Unser Vernichtungsfeuer auf die französischen Gräben und Bereitschaftsräume erstickte den feindlichen Angriff; nur wenige Leute kamen aus den Gräben. Heute morgen hat sich der Feuerkampf dort erneut gesteigert."

Am 17. Juli erfolgte auf dem linken Maasufer nach dreistündiger stärkster Artillerievorbereitung ein größerer französischer Angriff in 5 Kilometer Breite vom Avocourt-Walde bis zum Grund westlich des Toten Mannes. An der Südwestecke des Waldes von Malancourt und beiderseits der Straße Malancourt—Esnes drangen sie nach erbitterten Kämpfen in die deutschen Gräben ein, konnten aber ihren Gewinn nicht erweitern und mußten an allen anderen Punkten zurückgehen. Ein Teil der eroberten Stellungen ging ihnen am Tage darauf wieder verloren. Über die Kämpfe des 19. berichtete die deutsche Heeresleitung:

„Nordwestlich von Craonne nahmen märkische und Garde-Truppen nach kurzer, starker Feuerwirkung Teile der französischen Stellung auf dem Winterberg. Der Feind leistete erbitterten Widerstand und hatte schwere Verluste. Über 375 Mann sind gefangen, zahlreiche Grabenwaffen als Beute eingebracht worden. Erst am Abend setzten Gegenangriffe der Franzosen ein; sie führten zu schweren nächtlichen Kämpfen,

bei denen einige der von uns gewonnenen Gräben wieder aufgegeben wurden."

Der 20. und 21. Juli brachten nur unbedeutende Gefechte, die für die Deutschen günstig verliefen. Am 22. gelang es brandenburgischen und Gardetruppen, am Nordabhange des Winterberges die deutschen Stellungen in einem Kilometer Breite vorzulegen. Unternehmungen hessischer und badischer Truppen waren gleichfalls erfolgreich. Am Chemin-des-Dames griffen die Franzosen bei Cerny wieder die kampfbewährte 13. Infanterie-Division an, die wie nordwestlich des Gehöfts Hurtebise vor und entrissen dem Feinde beherrschende Teile des Höhenkammes.

In der Champagne führten schleswig-holsteinische und märkische Sturmtruppen einen schneidigen Vorstoß erfolgreich durch. Sie nahmen am Hochberg die Reste des am 14. 7. in der Hand der Franzosen gebliebenen Geländes wieder.

Der Gegner führte auf den drei Gefechtsfeldern fruchtlose Gegenangriffe, die seine blutigen Verluste erhöhten; im ganzen sind über 1150 Gefangene, dabei 46 Offiziere und zahlreiche Grabenwaffen eingebracht worden."

Über den 26. Juli:

„Am Chemin-des-Dames südlich von Ailles und beim Gehöft Hurtebise, ebenso am Hochberg in der Westchampagne führten die Franzosen verlustreiche, erfolglose Gegenangriffe.



1. Jeza (928). 2. Dorf Woltschach (Isonzo). 3. Kolowrat (mit Straße). 4. Kamenska-Schlucht. 5. Kamenska-Rücken. 6. Brückenkopf bei Tolmein. 7. Stol mit Isonzotal. 8. Tolmein. 9. Schloßberg. 10. Mt. Krusceuze (1069). 11. Dorf Jabce. 12. Triglaw Vrh.

Der Durchbruch bei Tolmein: Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen, voran das deutsche Alpenkorps, erstürmen die aufs stärkste ausgebauten Tal- und Höhenstellungen der Italiener am 25. Oktober 1917. Nach einem Aquarell des an den Ereignissen teilgenommenen Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.

bisher keinen Fuß breit der von ihr im Angriff gewonnenen Stellung verlor. „Das aus Westfalen und Lippern bestehende Infanterie-Regiment Nr. 55", so hieß es im deutschen Heeresbericht, „hat in der letzten Zeit 21 Angriffe der Franzosen zurückgeschlagen". Am 24. schlugen mehrere starke französische Angriffe gegen die deutschen Stellungen am Winterberg bei Craonne fehl. Die deutschen Berichte der beiden folgenden Tage lauteten:

Über den 25.:

„Nach ausgezeichneter Feuervorbereitung stürmten abends Teile westfälischer Regimenter die französische Stellung südlich von Ailles in 1800 m Breite und 400 m Tiefe. Heute morgen brachen in überraschendem Angriff niederrheinische Bataillone Gefangenenzahl und Beute haben sich sehr vermehrt; im Abschnitt von Ailles stieg sie auf über 1450 Mann, 16 Maschinen- und 70 Schnelladegewehre.

Östlich der Suippes fielen bei einem Überfall gegen feindliche Grabenstücke zahlreiche Franzosen gefangen in unsere Hand."

Am 27. wurden zwei neue Angriffe der Franzosen südlich von Ailles zurückgeschlagen. Deutsche Flugzeuge bewarfen den Bahnhof und militärische Anlagen von Paris nachts mit Bomben, erzielten Treffer und kehrten sämtlich trotz starker Abwehr unverletzt zurück. Am 28. wehrte ein kölnisches Regiment vier starke Angriffe der Franzosen bei Ailles in hartem Nahkampfe siegreich ab. — In den drei letzten Tagen des Monats rafften sich die Franzosen zu so starken

Angriffen auf, daß es fast schien, als wollten sie zu der großen Offensive übergehen, die schon lange angekündigt war. Die deutschen Heeresberichte darüber lauteten:

Über den 29. Juli:

„Am Chemin-des-Dames versuchte gestern die französische Führung in 9 km breiter Front mit mindestens drei neu eingesetzten Divisionen wieder einen großen Angriff!

Nach Trommelfeuer brach morgens der Feind von Cerny bis zum Winterberg bei Craonne mehrmals zum Sturm vor; unsere kampferprobten Divisionen wiesen ihn durch Feuer und im Gegenstoß überall ab. Ein oft bewährtes rheinisch-westfälisches Infanterie-Regiment schlug allein vier Angriffe zurück.

Abends erneuerte der Gegner südlich von Ailles nach tagsüber andauerndem Vorbereitungsfeuer seine Angriffe noch zweimal; auch diese Stöße scheiterten.

Schwere Verluste ohne jeden Erfolg sind die Kennzeichen des Kampftages für die Franzosen!



Auf der Piazza Palmanova vor der Porta Aquileja in Udine.

Über den 30. Juli:

„Am Chemin-des-Dames griffen die Franzosen südöstlich von Filain in 3 km Breite an. Der Stoß brach an den meisten Stellen in unserer Abwehrwirkung zusammen; zwei begrenzte Einbruchstellen sind noch in der Hand des Feindes."

Über den 31. Juli:

„Am Chemin-des-Dames erschöpften die Franzosen erneut ihre Kräfte in viermaligem, vergeblichem Ansturm gegen unsere voll behaupteten Stellungen südlich von Filain.

Weiter östlich brachte die kampfbewährte westfälische 13. Infanterie-Division dem Feinde wieder eine erhebliche Schlappe bei. In frischem Draufgehen entrissen die Regimenter nach kurzer verheerender Feuervorbereitung den Franzosen das Grabengewirr auf der Hochfläche südlich des Gehöfts La Bovelle. Über 1500 Gefangene, von denen eine große Zahl durch Sturmtrupps aus der Schlucht nordöstlich von Troyon geholt wurden, fielen in unsere Hand. Erst abends setzten feindliche Gegenangriffe ein, die in den erreichten Linien abgewiesen wurden.

Auf dem westlichen Maas-Ufer stürmten tapfere badische Bataillone die kürzlich an den Feind verlorene Stellung beiderseits der Straße Malancourt—Esnes wieder. In mehr als 2 km Breite und 700 m Tiefe wurden die Franzosen dort zurückgeworfen. Über 500 Gefangene konnten eingebracht werden."

Mit Schlappen und Niederlagen ging das dritte Kriegsjahr für die Franzosen und Engländer zu Ende. Der Kaiser aber erließ folgenden Aufruf an sein Volk und an sein Heer:

An das deutsche Volk!

Drei Jahre harten Kampfes liegen hinter uns. Mit Leid gedenken wir unserer Toten, mit Stolz unserer Kämpfer, mit Freude aller Schaffenden, schweren Herzens derer, die in Gefangenschaft schmachten. Über allen Gedanken aber steht der feste Wille, daß dieser Kampf gerechter Verteidigung zu gutem Ende geführt wird. Unsere Feinde strecken die Hand nach deutschem Lande aus. Sie werden es niemals erlangen. Sie treiben immer neue Völker in den Krieg gegen uns. Das schreckt uns nicht. Wir kennen unsere Kraft und sind entschlossen, sie zu gebrauchen. Sie wollen uns schwach und machtlos zu ihren Füßen sehen, aber sie zwingen uns nicht. Unsern Friedensworten sind sie mit Hohn begegnet. So haben sie wieder erfahren, wie Deutschland zu schlagen und zu siegen weiß. Sie verleumden überall in der Welt den deutschen Namen. Aber sie können den Ruhm der deutschen Taten nicht vertilgen.

So stehen wir unerschüttert, sieghaft und furchtlos am Ausgang dieses Jahres. Schwere Prüfungen können uns noch beschieden sein. Mit Ernst und Zuversicht gehen wir ihnen entgegen. In drei Jahren gewaltigen Vollbringens ist das deutsche Volk fest geworden gegen alles, was Feindesmacht ersinnen kann. Wollen die Feinde die Leiden des Krieges verlängern, so werden sie auf ihnen schwerer liegen als auf uns.

Was draußen die Front vollbringt, die Heimat dankt dafür durch unermüdliche Arbeit. Noch gilt es, weiter zu kämpfen und Waffen zu schmieden. Aber unser Volk sei gewiß: Nicht für den Schatten hohlen Ehrgeizes wird deutsches Blut und deutscher Fleiß eingesetzt, nicht für Pläne der Eroberung und Knechtung, sondern für ein starkes und freies Reich, in dem unsere Kinder sicher wohnen sollen. Diesem Kampfe sei all unser Handeln und Sinnen geweiht! Das sei das Gelöbnis dieses Tages!

Im Felde, den 1. August 1917.

gez. Wilhelm I. R.



Die Piazza Vittorio Emanuele in Udine am Tage der Einnahme der Stadt.

An das deutsche Heer, die Marine und die Schutztruppen.

Das dritte Kriegsjahr ist zu Ende. Die Zahl unserer Gegner ist gestiegen, nicht aber ihre Aussicht auf den Enderfolg.

Rumänien habt Ihr im Vorjahre niedergeworfen. Das russische Reich erbebt jetzt von neuem unter Euren Schlägen. Beide Staaten haben ihre Haut für fremde Interessen zu Markte getragen und sind am Verbluten. In Mazedonien habt Ihr den feindlichen Anstürmen machtvoll getrotzt. In gewaltigen Schlachten im Westen seid Ihr die Herren der Lage geblieben. Fest stehen Euere Linien, die die teure Heimat vor den Schrecken und den Verwüstungen des Krieges bewahren.

Auch Meine Marine hat große Erfolge errungen; sie hat den Feinden die Herrschaft zur See streitig gemacht und bedroht ihren Lebensnerv.

Fern der Heimat hält eine kleine deutsche Truppe deutsches Kolonialland gegen vielfache Übermacht.

Auf Euerer und unserer treuen Bundesgenossen Seite werden auch im nächsten Kriegsjahr die Erfolge sein. Unser wird der Endsieg bleiben.

Bewegten Herzens danke ich Euch in Meinem und des Vaterlandes Namen für das, was Ihr auch in dem letzten Kriegsjahr geleistet habt. In Ehrfurcht gedenken wir dabei der tapferen Gefallenen und Verstorbenen, die für des Vaterlandes Größe und Sicherheit dahingegangen sind.

Der Krieg geht weiter, er bleibt uns aufgezwungen. Wir kämpfen für unser Dasein und unsere Zukunft mit stahlharter Entschlossenheit und nie wankendem Mut. Mit wachsender Aufgabe wächst unsere Kraft. Wir sind nicht zu besiegen; wir wollen siegen! Gott der Herr wird mit uns sein.

Im Felde, den 1. August 1917. Wilhelm.

## Die italienischen Kämpfe vom 1. Juni bis Ende des Jahres 1917.

Die zehnte Isonzoschlacht war wieder mit einem Mißerfolge der Italiener zu Ende gegangen. Vom 29. Mai bis zum 2. Juni mußte Cadorna seinem erschöpften Heere Ruhe gönnen. Aber am 3. Juni begann er von neuem die österreichisch-ungarischen Linien zu berennen, wahrscheinlich in der Annahme, daß sein Gegner noch zermürbter sei, als sein eignes abgekämpftes Heer. Mit einer Gleichgültigkeit gegen die Hinopferung von Menschenleben, die an die russischen Großfürsten und Generale erinnerte, trieb er am 3. Juni wieder große Infanteriemassen östlich von Görz zum Sturm vor. Aber seine Angriffe scheiterten völlig. Am 4. hatte er sich gegen einen österreichischen Angriff südlich von Jamiano zu wehren. Zwischen Monfalcone und Hermada verloren die Italiener den größten Teil der Gräben wieder, die sie vor zwei Wochen erobert hatten. Sie suchten diesen Verlust durch Einsatz starker Kräfte noch an demselben Tage wieder wett zu machen, aber es gelang ihnen nicht. Auch ihre Vorstöße bei Kostanjevica, auf dem Fajti Hrib und östlich von Görz waren umsonst. Am 5. Juni erweiterten die Österreicher ihre Erfolge durch Erstürmung einer Höhe bei Jamiano und schlugen italienische Angriffe zwischen dem Wippachtale und dem Meere zurück. Am 6. setzten die Italiener ihre Versuche, die ihnen am 4. entrissenen Stellungen wieder zu gewinnen, durch Massenangriffe bei Jamiano fort, aber all ihre zähe Tapferkeit führte zu keinem Siege. Nirgendwo konnten sie vordringen, die Österreicher und Ungarn behaupteten ihre Stellungen auf allen Punkten, und endlich mußte Cadorna einsehen, daß hier nichts zu machen war. Das Nachspiel der zehnten Isonzoschlacht war am Abend des 6. Juni zu Ende. Sie hatte der italienischen Armee etwa 11000 Gefangene und sehr schwere blutige Verluste gekostet.

Bis Ende des Juni unternahmen die Italiener daher nichts Bedeutendes mehr auf dem Isonzo-Kriegsschauplatze. Dagegen begannen sie an einer andern Stelle ihrer Front einen Durchbruchsversuch, der freilich nicht besser glückte, im Gegenteil noch weniger Gewinn brachte als die zehnte Isonzoschlacht. Am 10. Juni setzte sich die 6. italienische Armee auf der Hochebene der Sieben Gemeinden und im Suganatale gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen in Bewegung. Lange und starke Artillerievorbereitung war ihrem Angriffe vorausgegangen. Nordwestlich von Asiago gelang es ihr, in die österreichisch-ungarischen Gräben einzudringen, sie wurde aber wieder hinausgeworfen. Besonders heftig gerungen wurde an der Casara Zebio und im Gebiete des Monte Forno, doch zerschellte hier der italienische Ansturm an der Tapferkeit steierischer Truppen. Auch im Suganatale scheiterten die italienischen Angriffe. Die Großkämpfe an der Tiroler Front dauerten auch am 11. Juni noch fort. Bis Mitternacht versuchten die Italiener immer wieder, den Monte Forno, den Monte Chiesa und die Grenzrücken nördlich davon in ihre Gewalt zu bringen, aber alles war vergeblich. Auch abendliche Angriffe am 12. Juni führten zu nichts. Vom 13. bis 18. Juni wurden nur örtliche Kämpfe ausgefochten, am Rombon, südlich des Suganatales und im Zebiogebiet, aber am 19. setzte wieder nach 24stündiger Artillerievorbereitung ein italienischer Großangriff ein auf der Hochebene der Sieben Gemeinden. Er verlief, wie die früheren, ergebnislos. Der 25. Juni brachte den Österreichern und Ungarn einen nicht unbeträchtlichen Erfolg. Sie eroberten nördlich des Suganatales noch in italienischen Händen verbliebene Stellungsteile in hartnäckigem Kampfe zurück und nahmen den Italienern dabei 1800 Gefangene ab, darunter 44 Offiziere, erbeuteten auch 12 Geschütze.

Der Juli war auf dem italienischen Kriegsschauplatze ein ruhiger Monat. Er ging hin unter beständigen kleinen Gefechten, gegenseitiger Beschießung und Fliegerkämpfen. Dabei blieb es bis zum 16. August. Am 17. entbrannte wieder ein gewaltiger Kampf an der Küstenfront, der als die 11. Isonzoschlacht bezeichnet wird. Er begann mit einem ungeheuren Geschützfeuer der Italiener, das von den Österreichern und Ungarn kräftig erwidert wurde, und dauerte an bis zum 7. September; er brachte den Italienern, die auch die stärksten Blutopfer nicht scheuten, an mancher Stelle der 60 Kilometer langen Front manchen nicht unerheblichen Gewinn. Am 20. August nahmen sie das Dorf Selo, am 21., nachdem sie bei Auzza über den Isonzo vorgegangen waren, das Dorf Vrh und behaupteten sich am Ostufer des Flusses. „Der durch die Kämpfe bei Vrh ge-

schaffenen Lage Rechnung tragend", hieß es im österreichisch-ungarischen Heeresberichte vom 24. August, „richteten unsere Truppen ihre Verteidigung in einer neuen Linie ein", d. h. sie hatten zurückgehen müssen. Zwischen Canale und Monte Santo wichen sie der gewaltigen italienischen Übermacht nach furchtbaren Kämpfen und bezogen eine neue Stellung auf der Hochfläche zwischen Bainsizza-Heiligengeist, die sie gegen alle weiteren Angriffe behaupteten. Den Monte Santo mußten sie am 25. August den Italienern überlassen. Den Monte Gabriele dagegen behaupteten sie, obwohl die Italiener vom 25. an Tag für Tag die erbittertsten Kämpfe um ihn führten. Am 28. und 29. hatten die Angreifer ohne jede Rücksicht auf blutige Verluste schon Teile des Nordhanges erobert, wurden aber doch wieder zurückgedrängt. Am 4. September gelang es den Italienern nochmals, sich in den Besitz des Gipfels zu setzen, aber immer wieder wurden sie zurückgeworfen, und am 4. September gelangte der ganze Berg wieder in die Gewalt der Österreicher und Ungarn, und wurde nun von ihnen endgültig behauptet, obwohl die Italiener an den beiden folgenden Tagen alles aufboten, ihn wieder in ihre Hände zu bekommen. Auch am 11., 14. und 16. September unternahmen sie Rückeroberungsversuche, die aber gleichfalls fruchtlos verliefen.

Auch an andern Stellen der Küstenfront wurde bis Ende September jeden Tag gekämpft, aber das, was man als elfte Isonzoschlacht zu bezeichnen pflegt, war am 7. September zu Ende. Sie war nicht so erfolglos für die Italiener geblieben, wie die zehnte, denn sie hatten auf dem Nordflügel Gelände in 15 Kilometer Breite und bis 7 Kilometer Tiefe gewonnen. Dafür hatten sie noch weit mehr Tote und Verwundete hingegeben, als in der zehnten Isonzoschlacht, nämlich rund 230000, und 20000 Mann waren als Gefangene in die Hände ihrer Feinde gefallen. Die österreichisch-ungarischen Verluste mochten allerdings nicht geringer sein, an Gefangenen waren sie jedenfalls höher. Doch waren ohne Frage die Österreicher und Ungarn im Recht, wenn sie sich den Sieg beimaßen, denn sie hatten ihr Ziel, die Abwehr, erreicht. Dagegen war das Ziel der Italiener, der Durchbruch, wieder nicht erreicht worden, obwohl sie die Hälfte aller ihrer Streitkräfte dafür eingesetzt hatten. Wie geschwächt die Italiener waren durch die fortwährenden furchtbaren Aderlässe, zeigte das freiwillige Zurücknehmen ihrer Front auf dem Tiroler Kriegsschauplatze.

Am 18. August räumten sie nördlich von Asiago auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden ihre Stellung in einer Breite von 15 Kilometern, und am folgenden Tage gingen sie auch im Suganatale zurück. Sie räumten damit italienisches Land, ein Zeichen, daß sie sich dem dort stehenden Heere ihrer Gegner unterlegen fühlten. Während der elften Isonzoschlacht blieb es auf diesem Kriegsschauplatze ruhig, es wurden nur vereinzelte unbedeutende Gefechte geliefert. Das Bild änderte sich hier bis Ende Oktober nicht.

Auf dem Küstenschauplatze waren die Kämpfe, die im weiteren Verlaufe des September und bis weit in die zweite Hälfte des Oktober hinein stattfanden, nicht so geringfügig wie die an der Tiroler Front, aber doch auch kaum des Erwähnens wert. Cadorna bereitete eine neue, die zwölfte Isonzoschlacht vor und zog an Reserven an sich, was er nur konnte. Aber ehe er zum erneuten Losschlagen fertig war, erlebten er und die ganze Welt eine außerordentliche Überraschung: Die zwölfte Isonzoschlacht wurde nicht von den Italienern, sondern von ihren Feinden eröffnet, und die Österreicher und Ungarn waren nicht mehr allein, sondern in aller Stille waren mehrere deutsche Korps unter kampfbewährten Generalen zu ihnen gestoßen, und nun gingen die Dinge so, wie sie schon oft in diesem Kriege gegangen waren: Wenn die Österreicher und Ungarn allein standen, so erreichten sie trotz aller Tapferkeit ihrer Truppen nichts. Sowie sie aber mit deutschen Truppen vereinigt oder gar unter deutschem Oberbefehl fochten, da ging die Sache auf einmal glänzend. Das lag nicht zum wenigsten an der Führung. Österreich-Ungarn hatte zwar einige tüchtige Generale, Konrad von Hötzendorf, Pflanzer Baltin, Borroevic und andere, aber es hatte zu viele Erzherzöge in leitender Stellung bei der Armee, und seit dem Tage des Aspernsiegers Karl war das militärische Talent wie jedes andere Talent im Hause Habsburg-Lothringen erloschen. Der Plan der zwölften Isonzoschlacht war denn auch nicht in einem erzherzöglichen Haupte entsprungen, sondern in den Häuptern Hindenburgs und Ludendorffs. Das war schon daran deutlich zu erkennen, daß sich der Hauptstoß gerade gegen den Teil der südlichen Front richtete, wo die Italiener am stärksten waren und sich am sichersten fühlten, am nördlichsten Teile der Isonzofront. Echt hindenburgisch war es auch, daß bald nach dem Großangriffe auf der Küstenfront ein gewaltiger Vorstoß auf der Tiroler Front einsetzte. Auch dort waren starke deutsche Truppenmassen eingetroffen. Der Angriff hatte nicht nur das Ziel, den österreichisch-ungarischen Boden von den Italienern zu säubern, sondern die gesamte italienische Streitmacht zu zertrümmern.

Vom 24. bis zum 31. Oktober, also im Verlaufe von nur acht Tagen, wurde der Zusammenbruch der ganzen italienischen Streitmacht erreicht, die an der Isonzofront den Österreichern und Ungarn bisher gegenüber gestanden hatte. Die deutschen Truppen und ihre Verbündeten standen am Ende des Monats in Gegenden, wo sicher kein Italiener einen Feind zu sehen gefürchtet hatte. Die Berichte der deutschen Heeresleitung über diese fast beispiellosen Vorgänge lauteten folgendermaßen:

Über den 24. Oktober:

„Waffentreu traten gestern deutsche und österreichisch-ungarische Truppen Seite an Seite in den Kampf gegen den ehemaligen Verbündeten.

In mehr als 30 Kilometer Breite nach kurzer starker Feuerwirkung zum Sturm antretend, durchbrachen oftbewährte Di-

visionen die italienische Isonzo-Front in dem Becken von Flitsch und Tolmein. Die Täler sperrenden starken Stellungen des Feindes wurden im ersten Stoß überrannt; trotz zäher Gegenwehr erklommen unsere Truppen die steilen Berghänge und stürmten die feindlichen Stützpunkte, welche die Höhen krönten. Schnee und Regen erschwerten das Vorwärtskommen in dem zerrissenen Berggelände; ihre Einwirkung wurde überall überwunden. Hartnäckiger Widerstand der Italiener mußte mehrfach in erbitterten Nahkämpfen gebrochen werden. Die Kampfhandlung nimmt ihren Fortgang. Bis zum Abend waren mehr als 10000 Gefangene, dabei Divisions- und Brigadestäbe, und reichliche Beute an Geschützen und Kriegsmaterial gemeldet."

Ungarn, vorbereitete Operation gegen die Hauptmacht der italienischen Armee reift unter der Mitwirkung der unvergleichlichen Stoßkraft deutscher Truppen, die Schulter an Schulter mit ihren tapferen Brüdern am Isonzo in den Kampf traten, großem Erfolge entgegen.

Die 2. italienische Armee ist geschlagen!

Durch gutes Wetter begünstigt, drangen über die Höhen und durch die Täler, vielfach zähen Widerstand des Feindes brechend, deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen unaufhaltsam vorwärts.

Der scharfgradige Höhenrücken des Stol wurde von der k. u. k. 22. Schützen-Division genommen. Der 1641 Meter hohe, stark befestigte Gipfel des Mt. Matajur fiel schon am



Panik der Italiener bei Codroipo. Nach einer Zeichnung für die „Illustrierte Weltkriegschronik" von ihrem an den Ereignissen teilgenommenen Mitarbeiter Albert Reich.

## Über den 25. Oktober:

„In Ausnutzung des Durchbruchserfolges bei Flitsch und Tolmein sind unsere Divisionen über Karfreit und Ronzina hinaus im Vordringen.

Die Truppen des Nordflügels der zweiten italienischen Armee sind, soweit sie nicht in Gefangenschaft gerieten, geworfen und im Weichen.

In unwiderstehlichem Vorwärtsdrange überschritten die deutschen und österreichisch-ungarischen Regimenter, an Leistung wetteifernd, die ihnen gesteckten Ziele und warfen den Feind aus den starken rückwärtigen Höhenstellungen, die er zu halten versuchte.

Unter unserem Druck begannen die Italiener auch die Hochfläche von Bainsizza-Heiligengeist zu räumen. Wir kämpfen vielfach bereits auf italienischem Boden. Die Gefangenenzahl ist auf über 30000 Mann, dabei 700 Offiziere, die Beute auf mehr als 300 Geschütze, darunter viele schwere, gestiegen. Klares Herbstwetter begünstigte gestern die Kampfhandlungen."

## Über den 26. Oktober:

„Die unter der persönlichen Oberleitung Seiner Apostolischen Majestät des Kaisers Karl von Österreich, König von

25. 10., 7 Uhr vormittags — 23 Stunden nach Beginn unseres Angriffs bei Tolmein — durch die hervorragende Tatkraft des Leutnants Schnieber, der mit vier Kompagnien des oberschlesischen Inf.-Reg. Nr. 63 den starken italienischen Grenzstützpunkt stürmte.

Kampf- und Marschleistungen aller Truppen, die durch die Vorberge der Julischen Alpen der italienischen Ebene zustreben, sind über jedes Lob erhaben.

Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 60000, die der erbeuteten Geschütze auf 450 erhöht.

Unübersehbares Kriegsgerät muß aus den genommenen Stellungen der Italiener noch geborgen werden. 26 feindliche Flugzeuge sind in den beiden letzten Tagen abgeschossen worden.

Die italienische Isonzo-Front wankt bis zur Wippach; auf der Karst-Hochfläche hält der Gegner."

## Über den 27. Oktober:

„Die schnelle Weiterführung des gemeinsamen Angriffs am Isonzo brachte auch gestern volle Erfolge. Italienische Kräfte, die unseren Divisionen den Austritt aus dem Gebirge

zu verwehren suchten, wurden in kraftvollem Stoß zurückgeworfen. Abends drangen deutsche Truppen in das brennende Cividale, die erste Stadt der Ebene ein.

Die Front der Italiener bis zum Adriatischen Meer ist ins Wanken gekommen; auf der ganzen Linie sind unsere Korps im Nachdrängen.

Görz, die in den Isonzoschlachten viel umkämpfte Stadt, ist heute früh von österreichisch-ungarischen Divisionen genommen worden.

Die Zahl der Gefangenen ist auf mehr als 80000 gestiegen, die Zahl der Geschütze hat sich auf mehr als 600 erhöht."

Über den 28. Oktober:

„Der durch die Erfolge beflügelte Angriffsgeist der deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen der Armee des Generals der Infanterie Otto von Below hat die ganze italienische Isonzofront zum Zusammensturz gebracht.

Die geschlagene zweite italienische Armee ist im Zurückfluten gegen den Tagliamento.

Die 3. italienische Armee hat sich dem Angriff auf ihre Stellungen von der Wippach bis zum Meer nur kurze Zeit gestellt; sie ist in eiligem Rückzuge längs der adriatischen Küste.

Auch nördlich des breiten Durchbruchs ist die italienische Front in Kärnten bis zum Plöcken-Paß ins Wanken gekommen.

Feindliche Nachhuten versuchten bisher vergeblich, das ungestüme Vorwärtsdrängen der verbündeten Armeen zu hemmen.

Deutsche und österreichische Truppen stehen vor Udine, dem bisherigen Hauptquartier der Italiener.

Österreichisch-ungarische Divisionen haben Cormons genommen und nähern sich im Küstenstrich der Landesgrenze.

Alle Straßen sind von regellos flüchtenden Fahrzeugen der italienischen Armeen und Bevölkerung bedeckt; die Gefangenen- und Beutezahlen sind dauernd im Anwachsen.

Heftige Gewitter, verbunden mit schweren Niederschlägen, entluden sich gestern über dem gewaltigen Kampffelde der 12. Isonzoschlacht."

Über den 29. Oktober:

„Udine ist von den verbündeten Truppen der 14. Armee genommen! Der bisherige Sitz der italienischen Obersten Heeresleitung ist damit am 6. Tage der erfolgreichen Operation in unsere Hand gefallen.

Unaufhaltsam, keine Anstrengung achtend, drängen unsere Divisionen in der Ebene dem Laufe des Tagliamento zu.

An den wenigen Übergängen des durch die Regengüsse hoch angeschwollenen Flusses staut sich der Rückzug des geschlagenen feindlichen Heeres.

Die aus Kärnten vorgehenden Truppen haben auf der ganzen Front venezianischen Boden betreten und sind im Vorwärtsdrängen gegen den Oberlauf des Tagliamento".

Über den 30. Oktober meldete Ludendorff kurz: Die Bewegungen der aus der Kärntner Lage vordringenden Truppen der 14. und der Isonzoarmeen nahmen den von der Führung beabsichtigten Verlauf. Über den 31. Oktober lautete der Bericht der deutschen Heeresleitung:

„Unseren schnellen Schlägen im Osten, dem unvergleichlich zähen Ausharren an allen Fronten, insbesondere im Westen, ist es zu danken, daß die Operationen gegen Italien begonnen und so erfolgreich weitergeführt werden konnten.

Gestern haben die verbündeten Truppen der 14. Armee dort einen neuen, großen Sieg erfochten.

Teile des feindlichen Heeres haben sich am Tagliamento zum Kampf gestellt.

Im Gebirge und in der friaulischen Ebene bis zur Bahn Udine—Codroipo—Treviso ging der Feind fechtend auf das Westufer des Flusses zurück; Brückenkopfstellungen auf dem Ostufer hielt er bei Pinzano, Tignano und Codroipo. In einer von dort über Bertiolo—Pozzuolo—Lavariano auf Udine vorspringenden Nachhutsstellung leistete er heftigen Widerstand, um den Rückzug seiner 3. Armee auf das westliche Ufer des Tagliamento zu decken.

Von Siegeswillen getrieben, von umsichtiger Führung in entscheidender Richtung angesetzt, errangen hier die deutschen und österreichisch-ungarischen Korps Erfolge, wie sie auch in diesem Kriege selten sind.

Die Brückenkopfstellungen von Tignano und Codroipo wurden von preußischen Jägern, bayerischer und württembergischer Infanterie im Sturm genommen.

Auf allen Kriegsschauplätzen bewährte brandenburgische und schlesische Divisionen durchbrachen von Norden her in unwiderstehlichem Anlauf die Nachhutstellungen der Italiener östlich des unteren Tagliamento und schlugen den Feind zurück, während erprobte österreichisch-ungarische Korps vom Isonzo her gegen die letzte dem Feinde verbliebene Übergangsstelle bei Latisana vorwärtsdrängten.

Durch den Stoß von Norden abgeschnitten, streckten, beiderseits umfaßt, mehr als 60000 Italiener dort die Waffen! Mehrere hundert Geschütze fielen in die Hand der Sieger.

Die Zahl der Gefangenen aus der in einer Woche so erfolgreich durchgeführten 12. Isonzoschlacht beläuft sich damit auf über 180000 Mann, die Summe der genommenen Geschütze auf mehr als 1500.

Die sonstige Beute ist an diesen Zahlen zu bemessen."

In drei Tagen hatten die Italiener alles verloren, was sie in elf Isonzoschlachten mit Strömen von Blut erobert hatten, und bis zu Ende des Oktobers waren sie über den Tagliamento zurückgeworfen. Mit Recht sprach Ludendorff es aus, daß die deutschen und österreichisch-ungarischen Erfolge selbst in diesem Kriege Aufsehen erregen mußten. Die Zahl der Gefangenen und der erbeuteten Geschütze übertraf in der Tat noch die Riesenbeute nach dem Durchbruch von Gorlice-Tarnow.

In England und Frankreich begriff man sehr schnell, was hier auf dem Spiele stand. „Läßt Cadorna den Feind auf das Westufer des Tagliamento gelangen, so kann hier Italien bis zur Lombardei verloren gehen. „Die englischen Generalstabsoffiziere müssen das unter allen Umständen verhindern", schrieb die Times. In der Tat wurde sofort, als die ersten Notschreie des geschlagenen Cadorna ertönten, ein starkes englisch-französisches Hilfsheer nach Italien gesandt. Den Oberbefehl über dieses Heer, das zunächst 80000 Mann umfaßte, aber mit fieberhafter Eile verstärkt wurde, übernahm der General Fayolle. Den englischen Teil führte als Unterfeldherr der Franzosen der General Plumer. Vorläufig aber war das englisch-französische Hilfsheer viel zu schwach, als daß es das weitere Vordringen der Deutschen und Österreicher hätte hindern können.

Zunächst folgte eine italienische Niederlage der andern, am 31. Oktober wohl die unerhörteste und schmählichste von allen. Das Anstauen der zurückweichenden italienischen Masse nordöstlich von Latisana bot der deutschen Führung Gelegenheit, starken italienischen Kräften durch Umfassung den Rückweg zu verlegen. Deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen, die sich westlich von Udine dem Tagliamento näherten, wurden von Norden her angesetzt. Gleichzeitig stießen österreichisch-ungarische Kolonnen längs der Lagunen gegen Latisana vor. Dadurch wurden große italienische Verbände, die in volle Verwirrung geraten waren, genötigt, die Waffen zu strecken. Über 60000 Mann wurden gefangen, mehrere hundert Geschütze fielen in die Hände der Sieger. Überall am unteren und mittleren Tagliamento standen die Verbündeten und hinderten die Italiener, Brückenkopfstellungen zu behaupten. „Solcher Art",



Einmarsch deutscher Truppen in die italienische Ebene; das Natisonetal mit dem brennenden Cividale. Nach einem Aquarell des an den Ereignissen teilgenommenen Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.

sagte der deutsche Heeresbericht, „hat die 12. Isonzoschlacht in achttägiger Dauer zu einem über alle Maßen glänzenden Erfolge geführt. Die österreichischen Küstenlande sind befreit, weite Strecken venezianischen Bodens liegen hinter den Fronten der Verbündeten. Der Feind hat in einer Woche über 180000 Mann an Gefangenen und 1500 Geschütze eingebüßt."

Am 2. November war die Zahl der Gefangenen bereits auf 200000 und die der erbeuteten Geschütze auf 1800 gestiegen. Am 7. November erreichte die deutsche und österreichisch-ungarische Beute die ungeheure Höhe von 250000 Gefangenen und über 2300 Geschützen. Schon am 2. November stand kein Italiener mehr auf dem Ostufer des Tagliamento, auch



Die deutschen Truppen in Udine.
Nach einer Zeichnung des an den Ereignissen teilgenommenen Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.

die Brückenköpfe waren erstürmt, und am 4. November erzwangen sich deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen den Übergang über den Tagliamento, wobei sie den Italienern noch 6000 Gefangene und eine Anzahl Geschütze abnahmen. Am 5. November wurde die Tagliamentolinie von den Verbündeten genommen. Die Italiener gingen zwischen Gebirge und Meer zurück. Brände in der oberitalienischen Ebene kennzeichneten ihren Rückzug. Durch das Vordringen der Verbündeten über den Fluß am Gebirgsrande wurde ein Keil in die starken Verteidigungsstellungen der Italiener getrieben, und sie sahen sich gezwungen, die ganze Flußlinie bis zur adriatischen Küste zu räumen. Der Druck des Vordringens der Verbündeten veranlaßte die

Italiener auch zum Aufgeben ihrer Gebirgsfront. Vom Fellatal bis zum Colbricon, nördlich des Suganatales, mußten sie ihre seit Jahren ausgebauten Stellungen in einer Breite von 150 Kilometern aufgeben und sich zurückziehen. Am 7. November erfolgte wieder eine italienische Waffenstreckung. Am mittleren Tagliamento zwischen Tolmezzo und Gemona und an den Befestigungswerken des Monte S. Simeone wurde den dort zu lange ausharrenden Italienern der Rückzug verlegt, so daß sie sich ergeben mußten. Über 17000 Mann wurden gefangen, 80 Geschütze fielen in die Hände der Sieger. In der Ebene entwickelten sich Kämpfe längs der Livenza. Deutsche und österreichisch-ungarische Divisionen erkämpften sich trotz der zerstörten Brücken den Übergang und warfen die Italiener westwärts zurück. Am folgenden Tage gingen größere Massen über den Fluß, und nun wälzte sich das geschlagene italienische Heer der Piave zu, im Schneetreiben und strömenden Regen, unaufhörlich verfolgt von den Verbündeten. An der Piave aber war endlich eine Stellung von ihnen erreicht, wo sie sich wieder setzen und notdürftig halten konnten. Erfolge errangen die

Fertigstellung der von den Italienern angefangenen Brücke über den Tagliamento.

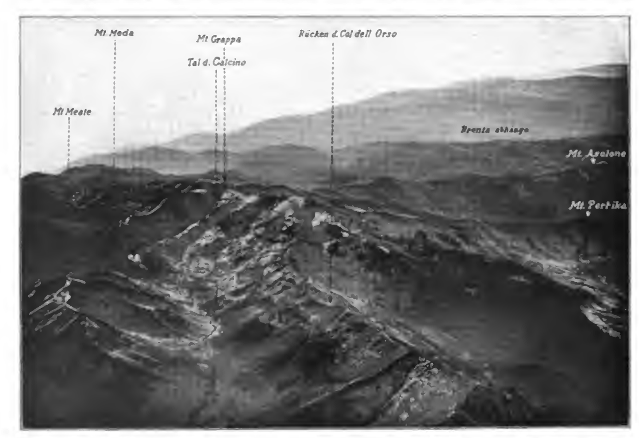


Übergang des deutschen Alpenkorps über den Tagliamento bei Pinzolo. Nach einem Aquarell des an den Ereignissen teilgenommenen Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung" Albert Reich.

deutschen und österreichisch-ungarischen Heere auch noch in den folgenden Wochen, und zwar sehr bedeutende und beträchtliche Erfolge, aber die große Offensive kam doch zum Stocken, und die Durchbrechung der feindlichen Westfront, die von der Nordsee bis zur Adria reichte, war gescheitert. Das war zum guten Teile der schnellen und kräftigen Hilfe der Engländer und Franzosen zu danken, aber doch auch der Haltung des italienischen Volkes, der die Anerkennung nicht versagt werden darf. In Deutschland und noch mehr in Österreich erwartete man den Ausbruch einer Revolution in Italien, aber er erfolgte nicht, so groß die Bedrängnis auch war, in der sich das Land befand. Der König wurde nicht gestürzt, nur einzelne Minister mußten abdanken und wurden durch andere ersetzt, und der General Cadorna wurde des Oberbefehls enthoben. Seine Kaltstellung erfolgte übrigens in allen Ehren. Am 6. und 7. November war in



San Martino di Castrozza, in der Palagruppe, gegen den 2604 m hohen Monte Colbricon, von dem ab als Folge der Durchbruchsschlacht im Flitscher Becken die italienische Front bis zum Adriatischen Meer zusammengebrochen ist. San Martino di Castrozza wurde am 6. November 1917 von österreichisch-ungarischen Truppen besetzt. (Phot. G. Neumann, München.)




Zu dem erfolgreichen Vordringen der Heeresgruppe des Feldmarschalls Conrad v. Hötzendorf: Deutsche Fliegeraufnahme des Kampfgebietes.

Rapallo ein gemeinsamer oberster Kriegsrat für die gesamte Westfront von den Abgesandten Englands, Frankreichs und Italiens geschaffen worden. Zu dessen Mitgliede wurde er ernannt. An seine Stelle trat der General Diaz, und die Wahl war auf keinen Unwürdigen gefallen, denn Diaz erwies bald, daß er ein tüchtigerer Heerführer war, als der zähe und tapfere, aber ideenlose Cadorna.

Im Einzelnen hatten die Italiener auch in den folgenden Wochen nichts als Mißerfolge. Am 9. November verloren sie Asiago nach furchtbar erbittertem Widerstand, am 10. November Belluno. Am 11. November verlegten württembergische und österreichische Truppen den im oberen Piavetale zurückweichenden Italienern bei Longarone den Weg, nahmen 10000 Mann gefangen und erbeuteten viele Geschütze und zahlreiches Kriegsmaterial. Die von Belluno die Piave abwärts vorgedrungenen Deutschen und Österreicher standen vor Feltre. Besonders ungünstig gestaltete sich die Lage der Italiener an ihrer nördlichen Gebirgsfront, wo die Truppen Conrads von Hötzendorf mit aller Kraft sich den Austritt aus dem Gebirge zu erkämpfen suchten. In den Sieben Gemeinden entrissen sie den Italienern den Monte Longa. Die im Gebirge zwischen Sugana und Cismontale vorgehenden Österreicher und Ungarn erstürmten das Panzerwerk Leone auf dem Col di Campo und die Panzerfeste C. di Lan und nahmen Fonzaso. Primolano und Feltre gingen am folgenden Tage den Italienern verloren, und deutsche Truppen nahmen im Sturm die tiefverschneiten italienischen Höhenst llungen östlich von Asiago und das Panzerwerk auf dem Monte Lisser. Am 15. November fiel Cismon in die Hände der Verbündeten, am 16. die steilen Gipfel des Monte Prassolan und des Monte Peurna. Vergeblich versuchten am 17. und 18. November starke italienische Kräfte nordöstlich von Asiago die ihnen entrissenen Stellungen wiederzuerobern. In blutigen Kämpfen wurden die Italiener auf den Monte Tomba zurückgeworfen, nachdem ihnen Quero und der Monte Cornella entrissen worden waren. Am 19. wurde hart um den Monte Tomba gerungen, am 21. November erstürmten österreichische Kaiserschützen und württembergische Truppen zwischen Brenta und Piave die Gipfel des Monte Fontana Secca und des Monte Spinuccia. Alle Angriffe, die in den folgenden Tagen dieses Monats die Italiener unternahmen — an der Brenta, auf den Monte Tomba und gegen den Monte Pertica — blieben erfolglos, allerdings konnten auch ihre Gegner nichts Bedeutendes mehr erreichen.

Am Anfang des Dezember sah es fast so aus, als sollten die italienischen Heere doch noch völlig zertrümmert und ihre Front doch noch durchstoßen werden, und zwar diesmal nicht von Westen, sondern von Norden her. Conrad von Hötzendorf begann am 4. Dezember einen Großangriff im Gebiete der Sieben Gemeinden, der am 6. seinen vorläufigen Abschluß fand und zu einem sehr bedeutenden Erfolge führte. Unterstützt von deutscher Artillerie, erstürmten die österreichisch-ungarischen Truppen die starken italienischen Stellungen im Melettagebirge und den Monte Sisemol. Sie erbeuteten dabei 93 Geschütze und nahmen über 16000 Mann gefangen, darunter 639 Offiziere. Aber so schmerzlich diese Niederlage für die Italiener war, so brachte sie doch keine Entscheidung. Auch die fast täglichen Kämpfe an der Brenta und an der Piave brachten sie nicht, und wenn jeden Tag die Italiener einige hundert oder einige tausend Gefangene einbüßten, so wurde ihre Kampfkraft dadurch nicht wesentlich geschwächt. Ihre Gegenangriffe wurden vielmehr immer heftiger und erbitterter. Nachdem am 18. die Österreicher und Ungarn den Monte Asolone gestürmt und die nordwestlich und nordöstlich sich anschließenden Höhen erobert hatten, suchten die Italiener am 20., 21. und 22. Dezember ihre verlorenen Stellungen in furchtbar blutigen Kämpfen wiederzugewinnen, doch blieben ihre Anstrengungen ergebnislos. Am 23. Dezember erlitten sie noch eine schwere Niederlage zwischen Asiago und der Brenta, wo Conrad von Hötzendorf den Col del Rosso erstürmte und 9000 Italiener gefangen nahm, darunter 270 Offiziere. Italienische Versuche der Rückeroberung an den beiden folgenden Tagen scheiterten. Vom 25. Dezember bis zum Ende des Monats erschöpften die Italiener ihre Kräfte in fruchtlosen Vorstößen an verschiedenen Stellen, besonders im Gebiete des Monte Tomba. Sie erreichten nichts damit, aber es zeigte sich doch, daß nun die Rollen wieder vertauscht waren und daß die Italiener aus Angegriffenen und Geschlagenen wieder zu Angreifern geworden waren. So hatte die 12. Isonzoschlacht den Deutschen und ihren Verbündeten eine gewaltige Beute an Land und Leuten gebracht, aber sie war dann zum Stehen gekommen und hatte die angestrebte Entscheidung nicht herbeigeführt.

## Die Umwälzung in Rußland von Mai bis Ende 1917. — Die Stockholmer Konferenz. — Der Suchomlinow-Prozeß. — Die Kämpfe an der deutschen Ostfront von Juni bis Ende 1917.

Die russische Revolution verlief genau so, wie fast alle Revolutionen bisher verlaufen sind: Im Anfang waren die gemäßigten Kreise von Einfluß und Bedeutung, aber von Monat zu Monat stieg die Menge des radikalen Teils der Aufrührer, und schließlich rissen sie die Herrschaft ganz und gar an sich. Nur England hat das Glück gehabt, einen Mann hervorzubringen, der mitten in der Revolution die Revolution bändigte und sein Volk vor den Greueln der Massenherrschaft bewahrte. Rußland hatte keinen

Oliver Cromwell, ebensowenig wie Frankreich in seiner großen Revolution, und da von den gestürzten Mächten und Volksklassen keine den Versuch einer Gegenrevolution unternahm, so kamen die Führer der Arbeitermassen obenauf. Die Revolution, die unter Mitwirkung und mit höchster Billigung des russischen Bürgertums ihren Anfang nahm, endete damit, daß dieses Bürgertum ebenso wie alle anderen Klassen der Bevölkerung unter die Machtherrschaft einer noch dazu verhältnismäßig kleineren Klasse geriet. Die städtischen Arbeiter wurden die Herren Rußlands, und damit begann für das unglückliche Land eine Zeit, die alle vorhergegangenen Zeiten an Furchtbarkeit weit übertraf.

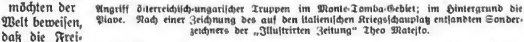
Diese Entwicklung vollzog sich mit außerordentlicher Schnelligkeit; sie war noch vor dem Ende des Jahres 1917 vollendet. Hier können selbstverständlich nur die wichtigsten Ereignisse hervorgehoben werden, die in den für Rußland so verhängnisvollen sieben Monaten sich abspielten.

Anfang Juni war die Lage so, daß das „Ministerium des Volksvertrauens" dem Namen nach Rußland beherrschte. Es war von der Duma ernannt worden, die nach der Abdankung des Zaren die einzige Macht im russischen Reiche war, die auf gesetzmäßiger Grundlage beruhte. Alle seine Mitglieder, außer Kerenski, gehörten den bürgerlichen Parteien an. Aber dieser einzige Sozialist im Ministerium war vom ersten Tage an der ausschlaggebende Mann in der ganzen Körperschaft, nicht nur, weil er an Entschlossenheit und Tatkraft alle anderen weit überragte, sondern weil er die Macht des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrats hinter sich hatte.

Kerenskis Einfluß ist es vor allen Dingen zuzuschreiben, daß Rußland den Krieg gegen die Mittelmächte weiterführte. Die große Menge des russischen Volkes seufzte nach dem Frieden und hoffte, die Revolution werde ihn bringen. In der Tat hatte eine Note des Kriegs- und Marineministers Miljukow vom 1. Mai an die russischen Botschafter bei den verbündeten Regierungen, worin er die Fortführung des Krieges für notwendig erklärte, bei den Petersburger Arbeiter- und Soldatenräten den größten Anstoß erregt. Aber Kerenski wußte sie davon zu überzeugen, daß ein Sieg Deutschlands der Sache der Demokratie in der ganzen Welt den Todesstoß versetzen würde. Rußland müsse deshalb jeden Sonderfrieden mit den Mittelmächten auf das entschiedenste ablehnen. Dagegen müsse ein Frieden erstrebt werden — nach der Niederlage Deutschlands natürlich —, der alle Annexionen, Kriegsentschädigungen und dergl. ausschließe. Auf diesen Standpunkt stellten sich sowohl die vorläufige Regierung, wie die Petersburger Arbeiter- und Soldatenräte. Daß Rußland nicht zum Frieden kam, war wohl hauptsächlich Kerenskis Werk; England und Frankreich sahen mit Recht in ihm ihre stärkste Stütze im ehemaligen Zarenreiche und ließen ihm jede Förderung und Unterstützung angedeihen. Kerenski setzte es nun auch durch, daß die Arbeiter- und Soldatenräte ihre Scheu überwanden, in die vorläufige Regierung einzutreten und so die Verantwortung für die äußere und innere Politik mit zu übernehmen. Miljukow, der noch immer für Rußland Annexion forderte, vor allem Konstantinopel, schied am 15. Mai aus der Regierung freiwillig aus. An seiner Stelle wurde Kerenski Kriegs- und Marineminister. Am 18. Mai erfolgte eine vollkommene Neubildung der Regierung. Fürst Lwow wurde wieder Ministerpräsident und Minister des Innern, Tereschtschenko Minister des Auswärtigen. Konowalow übernahm Handel und Industrie, Dodnew wurde als Staatskontrolleur angestellt, Skobelew, der Vizepräsident des Rates der Soldaten- und Arbeitervertreter, wurde Arbeitsminister, Perewerzew Justizminister, Tschernow Ackerbauminister, Plechanow Verpflegungsminister, Kerenski Kriegs- und Marineminister, Schingarew Finanzminister, Tseretelli Minister des Post- und Telegraphenwesens, Nekrasow Verkehrsminister, Manuilow Kultusminister; Skobelew, Tschernow, Plechanow, Tseretelli und Kerenski waren Sozialisten. Die neue Regierung, die zweite vorläufig, fand das Wohlgefallen der hauptstädtischen Arbeiter- und Soldatenräte; sie sprachen ihr ausdrücklich ihr Vertrauen aus. Noch an demselben Tage ernannte Kerenski den General Romanowski zum Chef des Generalstabes im Kriegsministerium. Am 19. erließ die neue Regierung eine Erklärung, worin sie betonte, daß der Krieg fortgeführt werden müsse, damit nicht die Demokratie aller Länder in die Gefahr einer Niederlage geriet. Jeder Sonderfriede wurde verworfen.

In den letzten Tagen des Mai übernahm der neue Kriegsminister eine Reise an die Front von Odessa bis Helsingfors und suchte mit mächtiger Beredsamkeit überall die Soldaten zu dem neuen Freiheitskampfe und zum Angriffe zu begeistern. Dabei hatte er selbst am 27. Mai einen Tagesbefehl erlassen, der den Rest von Disziplin und Ordnung, der noch im russischen Heere vorhanden war, völlig zerstören mußte. Er verkündete darin die Rechte, die den Soldaten der freien Republik Rußland zugebilligt wurden. Von den 18 Paragraphen, die das Schriftstück enthielt, seien nur einige angeführt: Sämtliche Angehörige des Heeres genießen alle Bürgerrechte, besonders auch das der Teilnahme an politischen, religiösen, sozialen und anderen Vereinen. — In der dienstfreien Zeit hat jeder das Recht, sich über politische, religiöse oder andere Fragen schriftlich oder mündlich frei zu äußern. — Eine militärische Briefzensur darf nicht ausgeübt werden, alle Druckschriften, die durch die Post an Soldaten befördert werden, sind ihnen auszuhändigen. Burschen dürfen die Offiziere nur noch im Kriegsgebiet, in den Festungen und Lagern, auf Kriegsschiffen, während der Manöver und in solchen Orten der Grenzgebiete haben, wo keine Dienstboten aufzutreiben sind; doch ist die Zustimmung der Soldaten zu Burschendiensten notwendig. Der militärische Gruß wird abgeschafft. — Keine Strafe darf ohne gerichtliche Verhandlung ver-

fügt werden usw. — Viele Offiziere sahen ein, daß diese unsinnigen Bestimmungen den Ruin des Heeres herbeiführen würden und drohten, den Abschied zu nehmen. Da half sich Kerenski damit, daß er den Offizieren die Einreichung von Abschiedsgesuchen kurzerhand verbot, und ließ sich nicht abhalten, seinen Erlaß zu veröffentlichen. Gleichzeitig redete er Heer und Flotte mit hochtrabenden Worten an und sprach die Erwartung aus, „das freieste Heer und die freieste Flotte möchten der Welt beweisen, daß die Freiheit ein Unterpfand der Kraft und nicht der Schwäche ist.“ Durch alle diese Maßnahmen und Gedankenzüge bewies er, daß er von dem, was einem Heere und noch dazu einem kämpfenden, schon halb zerrütteten Heere not tut, auch nicht die leiseste Ahnung hatte und daß er nichts war, als ein hochbegabter vom Glauben an seine Ideale durchdrungener, aber weltfremder Phantast. Die klugen Staatsmänner Englands haben ihn auch nie anders eingeschätzt. — Vorläufig hatte er den Triumph, daß der Kongreß der Frontsoldaten und der Frontoffiziere sich für eine Fortführung des Krieges und Verwerfung eines Sonderfriedens mit Deutschland aussprachen. — Am 3. Juni forderte der Vollzugsausschuß der Arbeiter- und Soldatenräte die Proletarier aller kriegführenden Länder auf, sich zwischen dem 28. Juni und dem 8. Juli in Stockholm zu einer Konferenz zusammenzufinden, wo man beraten wollte, wie dem Weltgemetzel ein Ende bereitet werden könne und wo eine Abrechnung mit der Politik gehalten werden



Angriff österreichisch-ungarischer Truppen im Monte-Tomba-Gebiet; im Hintergrund die Piave. Nach einer Zeichnung des auf den italienischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Theo Matejko.



Das Kampffeld an der Piavefront mit dem von deutschen Truppen am 12. November 1917 erstürmten Brückenkopf Vidor auf dem östlichen Piave-Ufer. Nach einer Zeichnung des an den Ereignissen teilgenommenen Mitarbeiters der „Illustrirten Zeitung“ Albert Reich.

sollte, die zum Kriege geführt hätte. Die deutsche Sozialdemokratie ergriff diese Gedanken natürlich mit Feuereifer.

Sie richtete am 7. Juni an die „werten Genossen in Rußland" ein Schreiben, in dem sie ihre freudige Bereitwilligkeit zum Ausdruck brachte, an der Konferenz teilzunehmen. Ferner gaben die deutschen Genossen die Versicherung ab: „Wir waren während des Krieges stets bereit, die internationalen Beziehungen mit allen sozialistischen Parteien wieder aufzunehmen. Die Sozialdemokratie Deutschlands hat während des Krieges ihre Politik selbständig und unabhängig bestimmt. Entscheidend waren für sie dabei die Interessen des arbeitenden Volkes." Für die französischen und englischen Sozialisten waren entscheidend die Interessen des französischen bzw. englischen Volkes, und diese verschiedene Haltung der Arbeiterparteien in den kriegführenden Ländern wurde schließlich entscheidend für den Ausgang des Krieges.

Die italienische Sozialdemokratie folgte der Einladung. Der radikale Parteiausschuß der französischen Sozialisten lehnte sie ab, aber der französische sozialistische Nationalrat beschloß gegen eine sehr starke Minderheit die Teilnahme an der Konferenz. Die englischen Sozialisten beschlossen, sich in keiner Weise daran zu beteiligen, denn sie habe keinen Zweck und werde keine Befugnis besitzen. Damit hatten die Engländer den Nagel auf den Kopf getroffen. Denn als die Konferenz zusammentrat, wurde zwar viel geredet, es wurde auch wieder und wieder beteuert, daß die internationale Sozialdemokratie den Krieg verdamme und ihm ein Ende machen möchte, aber er hörte deswegen nicht auf. Übrigens erschienen trotzdem zwei englische Abgeordnete, Macdonald und Jovett, in Stockholm; auch die Amerikaner schickten Gesandte.

Am 16. Juni veröffentlichte der „Vorwärts" die Antwort, die in Stockholm die deutschen Gesandten auf die Frage des internationalen Ausschusses gegeben hatten. Scheidemann, das Haupt der deutschen Abordnung, war der Vater dieser Erklärung. Da hieß es u. a:

Die deutsche Sozialdemokratie erstrebt einen Frieden der Verständigung und hat von dieser Zielsetzung aus dem Vorschlag des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrates auf „Frieden ohne Annexionen und Kontributionen" auf der Grundlage nationaler Selbstbestimmung die Zustimmung gegeben. Wir sind Gegner gewaltsamer Gebietserweiterungen. Mit der Verwerfung aller gewaltsamen Annexionen ist selbstverständlich auch die Rückgabe entrissener Kolonien gefordert. Die Aufzwingung einer Kriegsentschädigung ist zu verwerfen. Ablehnen müssen wir den Gedanken einer einseitigen Verpflichtung zur Wiederherstellung der Zerstörungen in den vom Kriege betroffenen Gebieten. Für Staaten, die aus eigener Kraft ihr durch den Krieg zerstörtes Wirtschaftsleben nicht wieder aufbauen können, kann internationale finanzielle Hilfe auf Grund gegenseitiger Vereinbarungen vorgesehen werden. Wir sind für die Wiederherstellung eines unabhängigen Belgien. Hinsichtlich Serbiens und der anderen Balkanstaaten schließen wir uns dem von unseren österreichischen Genossen Gesagten an. Hinsichtlich der Völker wie Kongreßpolen und Finnland wird bemerkt: Die Anerkennung des Rechts der Selbstbestimmung darf ihnen nicht versagt werden.

Über Irland, Ägypten, Tripolis, Marokko, Indien, Korea usw. heißt es: Die deutsche Sozialdemokratie würde es begrüßen, wenn die Sozialisten der jene Länder beherrschenden Staaten ihre Stimme zugunsten der Befreiung der Nationen vom Druck der Fremdherrschaft erheben wollten.

Bezüglich der Autonomie der Nationalitäten wird die deutsche Sozialdemokratie gemäß ihrer seitherigen Stellung auch fernerhin für ihre weitherzige Einräumung eintreten.

Was das in dem Fragebogen des Komitees unter Nationalitäten mit aufgezählte Elsaß-Lothringen anlangt, so ist zunächst zu sagen, daß Elsaß-Lothringen niemals weder ein selbständiges nationales Staatswesen war, noch überhaupt als eine besondere Nationalität angesehen werden kann. Ihrer ethnographischen Natur nach, das heißt nach Abstammung und Sprache, ist die Bewohnerschaft Elsaß-Lothringens zu beinahe neun Zehnteln deutscher Nationalität. Nur 11,4 Prozent der Bevölkerung sprechen französisch als Muttersprache.

Die ursprünglich staatsrechtlich wie ethnographisch zu Deutschland gehörigen elsaß-lothringischen Gebiete sind neben anderen Gebieten von Frankreich seinerzeit auf dem Wege gewaltsamer Annexion aus dem Verbande des Deutschen Reiches herausgerissen worden. Durch den Frankfurter Frieden 1871 erhielten sie die ursprüngliche Staatszugehörigkeit wieder. Es ist sonach gänzlich ungerechtfertigt, von einem historischen Recht Frankreichs auf diese Gebiete zu sprechen. Die gewaltsame Erzwingung einer Rückgabe Elsaß-Lothringens wäre nichts anderes als eine Annexion und zudem größtenteils eine Annexion fremdsprachigen Gebietes durch Frankreich. Sie ist somit gemäß dem Grundsatz eines Friedens ohne Annexionen abzulehnen.

Die deutsche Sozialdemokratie fordert für die Elsaß-Lothringer die Gewährung voller Gleichberechtigung als selbständiger Bundesstaat innerhalb des Deutschen Reiches, sowie den freiheitlichen demokratischen Ausbau seiner inneren Gesetzgebung und Verwaltung. Diese Regelung entspricht den wiederholt und noch neuerdings kundgegebenen Willensäußerungen der aus allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlen hervorgegangenen elsaß-lothringischen Volksvertretung.

Das künftige Völkerrecht ist in seinen Grundzügen festzulegen. In dieser Beziehung fordert die Antwort die Anerkennung eines internationalen Schiedsgerichts, dem alle Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten vorzulegen seien. Zur Verhinderung der Verletzung völkerrechtlicher Verträge ist eine überstaatliche Rechtsorganisation zu schaffen.

In die Friedensverträge sind Abmachungen über eine Rüstungsbegrenzung zu Wasser und zu Lande aufzunehmen. Für die Sicherung des Welthandels während eines Krieges sind wirksame Garantien zu schaffen.

Die Antwort fordert ferner Sicherheit dagegen, daß der Krieg als Wirtschaftskrieg fortgesetzt werde, als handelspolitisches Ziel die Beseitigung aller Zoll- und Verkehrsschranken und für die Kolonien offene Tür, schließlich internationale Regelung des Koalitionsrechts und der Arbeiterfragen sowie Abschaffung der Geheimdiplomatie. Die europäischen Neutralen sind bei der Neuregelung wirtschaftlicher, sozialpolitischer und rechtlicher Fragen internationaler Art heranzuziehen. Über die Tätigkeit der sozialistischen Parteien für den Frieden wird u. a. gesagt, die Arbeit für den Frieden könne nur dann Erfolg versprechen, wenn sie gleichzeitig auf allen Seiten unternommen werde. Die deutsche Sozialdemokratie sei ohne Vorbehalt zur Teilnahme an einer allgemeinen sozialistischen Friedenskonferenz bereit. Gegen die Teilnahme aller sozialistischen Minderheitsparteien an der allgemeinen Konferenz sei nichts einzuwenden.

Da die Stockholmer Tagung ergebnislos verlaufen war, so beschlossen die Proletarier aller Länder, eine zweite Tagung im August, wieder in Stockholm, abzuhalten. Diese zweite Konferenz der Internationalen scheiterte, kurz gesagt, daran, daß Wilson und Lloyd George den Abgeordneten die Pässe verweigerten. Am 13. August erklärte Lloyd George im Unterhause: „Die Vereinigten Staaten haben entschieden, daß sie nicht gestatten können, daß Delegierte hingehen. Das ist die große Demokratie. Die französische Regierung ist zu demselben Schlusse gekommen, Italien ebenfalls. Die vier alliierten Länder (er hätte auch Japan hinzufügen können) sind endgültig zu

dem Schlusse gekommen, daß, wenn Friedensbedingungen erörtert werden sollen, sie von Vertretern der ganzen Nation erörtert werden müssen. Ich bin der Letzte, der die Macht der Arbeiter herabsetzen will, und ich bin der Letzte, der etwas sagen will, was ihrem Einfluß oder ihrer Macht abträglich ist, aber sie sind nicht die ganze Gemeinschaft. Wenn der Friede kommt, muß er von der Nation als Ganzem gemacht werden". Auf diesem Standpunkte blieb er fest stehen und ließ sich nicht durch die wechselnden Beschlüsse von Arbeitertagungen seines Landes beeinflussen, von denen die eine mit ungeheurer Mehrheit beschloß, daß Stockholm beschickt werden müsse, die anderen, späteren, mit ebenso ungeheurer Mehrheit feststellten, daß es jetzt keinen Zweck habe, eine Konferenz der Internationalen abzuhalten. Die Regierungen der Mittelmächte dagegen verweigerten ihren Sozialdemokraten die Pässe nicht. Das sei, erklärten ihre Zeitungen, das Zeichen ihres guten Gewissens. Die Engländer und ihre Verbündeten hätten Furcht, daß ihnen unbequeme Dinge auf der Stockholmer Konferenz zur Sprache kommen könnten. Deshalb wollten sie ihre Landsleute nicht hinreisen und sie die Wahrheit nicht erfahren lassen. In Wahrheit zeigten aber Lloyd George und seine Amtsgenossen durch die Verweigerung der Pässe nur ihre Kraft und höhere Regierungskunst, die deutsche und Wiener Regierung ihre Schwäche.

Übrigens war auch Kerenski zu der Überzeugung gekommen, daß es besser sei, wenn die Stockholmer Konferenz nicht zustande komme. Er befürchtete, daß dadurch eine üble Einwirkung auf den Kampfgeist des russischen Heeres erfolgen könne und richtete insgeheim am 10. August ein Telegramm an die englische Regierung, in dem er sich von der Konferenz geschickt lossagte. Der englische Arbeiterminister Henderson brachte das am 13. August zur Kenntnis des Unterhauses und Lloyd George widersprach ihm nicht. Kerenski konnte, wenn er den Krieg an der Seite der bisherigen Verbündeten Rußlands bis zum Siege fortführen wollte, in der Tat den Zusammentritt einer auf die Herbeiführung des Friedens gerichteten Konferenz nicht mit Freuden begrüßen. Er mußte im Gegenteil befürchten, daß ihm seine Stellung sehr erschwert wurde, und er hatte schon ohnedies die stärksten Widerstände zu überwinden. In Kronstadt waren die Bolschewiki zur Herrschaft gelangt und bildeten eine Bedrohung für Petersburg. Sie waren der äußerste linke Flügel der russischen Sozialdemokratie, Feinde des Krieges, den sie sofort beendet zu sehen wünschten, ganz gleich, ob Rußland dadurch seine bisherigen Verbündeten verliere. Alle Leute, die den Krieg fortsetzen wollten, mußten nach ihrer Meinung sofort eingesteckt werden, auch der große Kerenski. Die verfassunggebende Nationalversammlung solle, so verlangten sie, sofort nach Kronstadt einberufen, der Zar in ihre Gewalt gegeben, das Gesetz über die Aufhebung der Todesstrafe rückgängig gemacht werden. Der Kronstädter Arbeiter- und Soldatenrat erkenne keine Autorität in Kronstadt neben sich an. An der Spitze dieser Gruppe standen — von unbedeutenden Geistern abgesehen — zwei Juden, die ihre jüdischen Namen in Trotzki und Lenin umgewandelt hatten. Es sind die beiden verhängnisvollsten Namen der neuen russischen Geschichte geworden. Zunächst freilich hatten sie noch wenig zu bedeuten, nur in Kronstadt spielten sich die beiden als die unumschränkten Herren auf. Aber als am 16. Juni die Hauptversammlung der russischen Arbeiter- und Soldatenräte zusammengetreten war, begann Lenins Ansehen und Einfluß rasch zu steigen. Er richtete äußerst heftige Angriffe gegen Kerenski und das ganze Koalitionsministerium, der Aufruf Kerenskis zur Offensive sei ein Verrat an der Sache des internationalen Proletariats. Seine Partei, die Bolschewiki, wäre bereit, die Macht mit ihrer Verantwortung zu übernehmen, wenn sie ihnen angeboten würde. Kerenski hatte eine Neumusterung aller bisher vom Kriege befreiten Leute angeordnet. Damit hatte er sich beim Volke unendlich geschadet, denn das russische Volk war müde bis zum Sterben und wünschte nur eins: den Frieden und sei es auch ein Friede um jeden Preis. Hätte Kerenski den Frieden gebracht, so hätte er sich getrost zum Zaren ausrufen lassen können. Daß er aber den Sonderfrieden verwarf und festhielt am Bunde mit England und Frankreich, das brachte ihn mit jedem Tage mehr um die Gunst der Massen. Das schnelle Emporkommen des bolschewistischen Einflusses erklärt sich nur dadurch, daß Lenin und seine Anhänger dem Volke sagten: Sobald wir das Ruder in der Hand haben, steuern wir in den Hafen des Friedens ein. Dadurch brachten sie selbst Leute auf ihre Seite, die sonst ihren verrückten Ideen über Aufhebung und Aufteilung des Privateigentums usw. ganz fern standen.

Schon in der zweiten Hälfte des Juni glaubten sich die Bolschewiki in Petersburg stark genug, von den Worten zu Taten überzugehen. Am 21. Juni beschloß eine große Versammlung bolschewistischer Soldaten, am 23. eine Kundgebung des Heeres gegen die vorläufige Regierung zu unternehmen. Anarchisten besetzten ein Landhaus bei Petersburg, das sie sich zum Mittelpunkte ihrer aufwieglerischen Tätigkeit erkoren hatten, und ebenso das Haus der Zeitung „Rußkaja Wolja". Sie räumten die Gebäude erst, als Truppen anrückten, die auf einen Hilferuf der Regierung an den Ausschuß der Arbeiter- und Soldatenräte geschickt worden waren. Am 22. forderten die Bolschewiki durch Aufrufe, die in den Straßen angeschlagen wurden, die Arbeiter und Soldaten auf, hinauszugehen auf die Straße mit dem Losungswort: „Nieder mit der Duma! Nieder mit den zehn bürgerlichen Ministern! Nieder mit dem Kriege! Wir wollen Brot und Arbeit."

Es war ein Aufruf zur Revolution gegen die bisherigen Leiter der Revolution. Aber die Regierung erklärte darauf, jeder Versuch von Gewalttaten werde kräftig unterdrückt werden und ermahnte das Volk

dringend, sich ruhig zu verhalten. Sie konnte das, denn sie wurde dabei unterstützt von dem Kongreß der russischen Soldaten- und Arbeiterräte, dem örtlichen Ausschuß des Arbeiter- und Soldatenrates, dem Exekutiv-Ausschuß des in Petersburg versammelten Bauernkongresses und der Exekutivausschüsse der Sozialisten und Arbeiterparteien. Sie alle erließen einen gemeinsamen Aufruf, der die Arbeiter und Soldaten warnte, auf die Straße zu gehen. Sie nützten damit nur den Mächten der Gegenrevolution die nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, sich gegen die Freiheit zu wenden.



Stellungen der österreichisch-ungarischen Truppen am Piave-Damm bei San Dona. Nach einer Zeichnung des nach dem italienischen Kriegsschauplatze entsandten Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Richard Aßmann.



Erstürmung der italienischen Stellungen am Monte Asolone im Grappamassiv durch österreichisch-ungarische Truppen am 18. Dezember 1917. Nach einer Zeichnung des auf den italienischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Richard Aßmann.

Wie die Arbeiter- und Soldatenräte über ihre Volksgenossen dachten, die dem bürgerlichen Schutze angehörten, zeigt der Anfang einer Entschließung des Ausschusses der sämtlichen Soldaten- und Arbeiterräte Rußlands vom 23. Juni. Da wurde am Anfang gesagt: „In Erwägung, daß in der jetzigen Lage die Vereinigung der ganzen Macht in den Händen des Bürgertums allein ein tödlicher Schlag für die Sache der Revolution gewesen wäre und daß andererseits die Übertragung der ganzen Macht an die Arbeiter- und Soldatenräte die revolutionären Kräfte erheblich geschwächt haben würde, billigt die Versammlung die Schaffung der Koalitionsregierung.“ Die Heere trauten also dem Bürgertum in keiner Weise und benützten es nur, weil es vor der Hand nicht anders ging. Am folgenden Tage nahm die Versammlung den Vorschlag der Menschewiki, der gemäßigten Sozialisten an, daß die Duma und der Reichsrat aufgelöst, die Mandate der Abgeordneten also ungültig erklärt werden sollten.

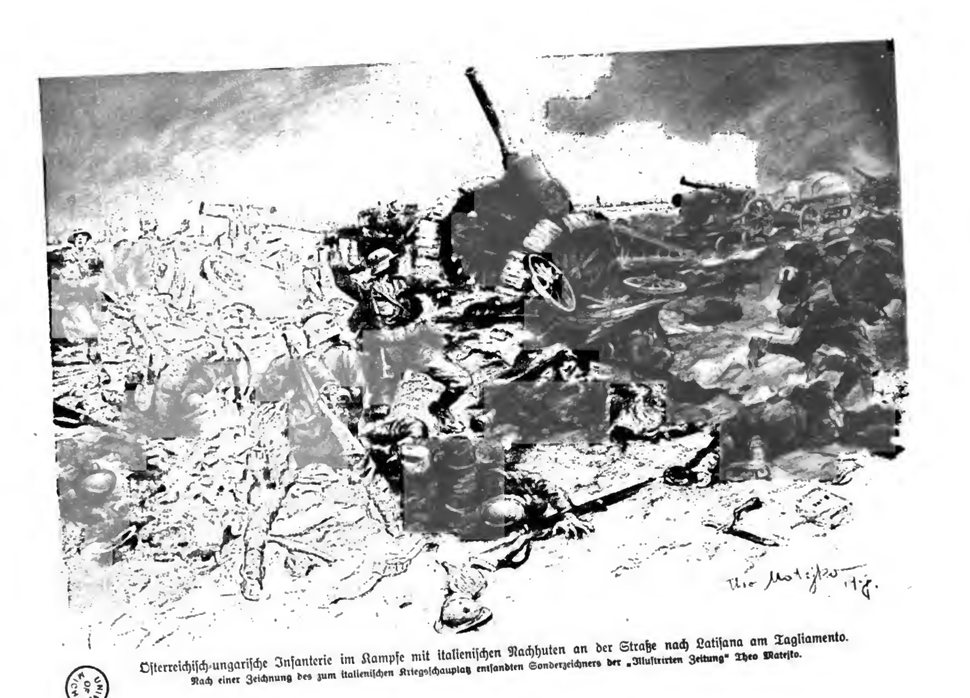
Am 26. Juni nahm der Ausschuß eine Entschließung an, in der jeder Sonderfriede und ebenso jeder Sonderwaffenstillstand verworfen, dagegen beschlossen wurde, Abgeordnete der russischen Revolution in alle verbündeten und neutralen Länder zu senden, um überall die Demokraten (d. h. Sozialdemokraten) scharf zu machen. Sie sollten allenthalben auf ihre Regierungen einwirken, ihre bisherigen Kriegsziele fallen zu lassen, und es sollten Abordnungen der fremden Demokraten nach Rußland eingeladen werden. Die Versammlung erhob Einspruch gegen die Schwierigkeiten, die von den imperialistischen Regierungen der Entsendung solcher Abordnungen entgegengestellt würden, ein Einspruch, der Lloyd George und die anderen leitenden Männer der mit Rußland verbündeten Mächte

vorläufig recht kalt ließ. Der Kongreß der Kosakenvertreter, der gleichzeitig in Petersburg tagte, sprach der Regierung sein volles Vertrauen aus und erklärte, er werde sie entschieden unterstützen in ihrem Bestreben, der Anarchie ein Ende zu machen und werde sie schützen wider jede Gegenrevolution. Der Krieg müsse weitergeführt werden bis zum vollständigen Siege.

Inzwischen traten in verschiedenen Landesteilen immer schärfer und klarer die Bestrebungen an den Tag, sich von dem großrussischen Reiche ganz abzulösen, Polen war ja durch die deutschen Truppen von Rußland losgelöst und von den Mittelmächten als selbständiges Königreich ausgerufen worden. Es mußte vorläufig als für Rußland verloren gelten. Aber nun wollten auch Finnland und die Ukraine nicht bei Mütterchen Rußland bleiben. Die finnischen Sozialdemokraten, die im Landtage die Mehrheit besaßen, wollten, daß Finnland auf der Stelle ein selbständiger Staat werde. Die Regierung Kerenskis lehnte das ab. Solche Fragen, erklärte sie, könnten nur von der konstituierenden Nationalversammlung entschieden werden. Viel schmerzlicher aber als die Bestrebungen Finnlands waren ihr die Bestrebungen der Ukraine, denn die war für das Wirtschaftsleben Rußlands von der allergrößten Bedeutung. Das reiche Land war die Kornkammer des Reiches, löste sie sich ab, so konnte das eigentliche Großrußland nur schwer sich ernähren. Nun hielten die Ukrainer am 19. Juni dem Verbote der Petersburger Regierung zum Trotz einen ukrainischen Heerestag in Kiew ab und beschlossen dort, daß seine Beschlüsse sowohl für die ukrainischen Truppen wie für die Regierung bindend sein sollten. Die Rada, der Zentralrat der ukrainischen Stände, veröffentlichte einen Aufruf an das ukrainische Volk, worin sie erklärte, das ukrainische Volk werde von jetzt an selbst seine Existenz ordnen. Darauf erfolgte ein Aufruf der vorläufigen Regierung in Petersburg, worin das ukrainische Volk davor gewarnt wurde, sich von Rußland abzusplittern. Kerenski, Tereſtſchenko und Tjeretelli reisten selbst nach Kiew, und es gelang ihnen noch einmal, eine Trennung der Ukrainer von Rußland zu verhindern. Die Rada ließ sich bestimmen, die Selbständigkeitserklärung der Ukraine vor der Instituierenden Nationalversammlung zurückzunehmen, ja sie sprach sogar die Hoffnung aus, daß die ukrainische Demokratie im Verein mit der Demokratie in ganz Rußland alle Kräfte anspannen werde, um das ganze Land und insbesondere die Ukraine zum endgültigen Siege im Sinne der Revolution zu führen.

Die Entwicklung der inneren Verhältnisse Rußlands im Juni kann in kurzen Worten so gekennzeichnet werden: Die Abtrennungsgelüste der Fremdvölker traten immer schärfer hervor, der bolschewistische Geist griff immer weiter um sich, die Unordnung auf allen Gebieten wurde immer greulicher und gefahrdrohender. Am 12. Juni erklärte der finnische Landtag in erster und zweiter Lesung Finnland für selbständig. Am 18. Juni wurde der Beschluß auch in dritter Lesung angenommen, und zwar mit der gesetzmäßigen Zweidrittelmehrheit. Das „Gesetz über die Ausübung der höchsten Staatsgewalt in Finnland" lautete: „Hiermit sei verordnet: Da die Rechte des Monarchen aufgehört haben, soll nach dem Beschluß des Landtages folgendes in Kraft treten: § 1. Der Landtag Finnlands allein beschließt, bestätigt und bringt in Ausübung alle Gesetze Finnlands einschließlich derjenigen, die den Staatshaushalt, die Besteuerung und das Zollwesen betreffen. Der Landtag entscheidet endgültig auch alle andern finnländischen Angelegenheiten, die der Kaiser und Großfürst nach den bisher geltenden Satzungen entschieden hat. Die Bestimmungen dieses Gesetzes beziehen sich nicht auf Angelegenheiten der äußeren Politik und auch nicht auf die Militärgesetzgebung und die Militärverwaltung. § 2. Der Landtag tritt ohne besondere Berufung zu ordentlichen Sitzungen zusammen und beschließt, wenn sie beendigt sein sollen. Bis die neue Regierungsform Finnlands festgestellt sein wird, übt der Landtag das Recht aus, nach § 18 der Landtagsordnung über Neuwahlen und über die Auflösung des Landtags zu beschließen. § 3. Der Landtag verfügt über die exekutive Gewalt Finnlands. Die höchste exekutive Gewalt soll vorläufig vom Ökonomiedepartement des finnländischen Senats, dessen Mitglieder der Landtag ernennt, ausgeübt werden."

Am 19. Juni hielt der Landtag des selbständigen Finnland in Helsingfors seine erste Sitzung ab. Die vorläufige Regierung erkannte diese Beschlüsse keineswegs an, erhob vielmehr scharfen Einspruch dagegen, löste den Landtag auf und schrieb Neuwahlen aus auf Anfang November. Der Senat in Helsingfors veröffentlichte ihr Dekret, aber beinahe wäre es unveröffentlicht geblieben, denn nur 7 Stimmen waren für, 6 gegen die Veröffentlichung. Nachachtung und Anerkennung fand es in Finnland nicht. Auch die Ukrainer machten wieder große Schwierigkeiten. Der Schriftsteller Wienitschenko, der in der Rada den zur Zeit größten Einfluß besaß und ihr Sprecher war oder wenigstens als solcher auftrat, erklärte kaltblütig: „Es gibt in der Ukraine eine Strömung, die es für vorteilhafter hält, den Deutschen die Front zu öffnen, als an der neuen großen russischen Offensive teilzunehmen. Denn die Ukraine erlangt von Rußland nicht das, was sie durch eine deutsche Besatzung erlangen könnte. Wir besitzen genügend Kraft und Autorität, daß auf unsern Ruf einige Millionen ukrainische Soldaten die Front verlassen würden." Es gelang indessen der vorläufigen Petersburger Regierung noch einmal, allerdings unter sehr bedeutenden Zugeständnissen der selbständigen Verwaltung, den Sturm zu beschwören. Dagegen erklärte am 16. Juni eine esthnische Nationalversammlung in Reval, die vorläufige Regierung in Petersburg müsse noch vor dem Zusammentritt der Konstituierenden Nationalversammlung die Autonomie für alle Völker Rußlands ausrufen und in den Behörden der esthnischen Verwaltung sofort die esthnische Sprache einführen.



Österreichisch-ungarische Infanterie im Kampfe mit italienischen Nachhuten an der Straße nach Latisana am Tagliamento.
Nach einer Zeichnung des zum italienischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Theo Matejko.



Trotzky.

So bröckelten an allen Ecken und Enden Teile von Rußland ab, oder die Gefahr der Abbröckelung stand zum wenigsten in nächster Zeit zu erwarten. Schlimmer noch für das Reich war es aber, daß die innere Zersetzung immer weiter um sich griff. Die bolschewistischen Unruhen mehrten sich, und alle Aufrufe der vorläufigen Regierung konnten daran nichts ändern. Am 3. Juli ließ die Regierung das Hauptnest der Anarchisten in der Villa Durnowo bei Petersburg ausheben. Die Folge war ein Proteststreik vieler Fabriken. Sogar die Putilowwerke streikten. Bei den Wahlen zum großen Stadtrat in Petersburg am 4. Juli errangen die Bolschewiki schon 37 Sitze.

Noch viel bedrohlicher für das Bestehen Rußlands waren die fortwährenden inneren Unruhen, die durch die fortwährende Wühl- und Hetzarbeit der Bolschewisten hervorgerufen wurden. Die Koalitionsregierung verlor mit jedem Tage mehr Boden bei der Arbeiterschaft der großen Städte, und immer deutlicher trat die Absicht Lenins und seiner Anhänger hervor, diese Regierung zu stürzen und eine unumschränkte Alleinherrschaft des Proletariats aufzurichten. „Nieder mit den bürgerlichen Ministern! Wir verlangen, daß die ganze Macht den Arbeiter- und Soldatenräten übertragen wird!“ — so war auf den roten Fahnen zu lesen, die am Abend des 16. Juli und am folgenden Tage von bewaffneten Arbeiterhaufen durch die Straßen Petersburgs getragen wurden. Es kam zwischen diesen Banden und den Regierungstruppen an verschiedenen Stellen zu Zusammenstößen. Gleichzeitig brachen auch in anderen Städten, in Nishnij-Nowgorod, in Kiew und Reval Unruhen aus. Der Grund dafür war die Auflösung einiger Regimenter, die Kerenski angeordnet hatte, und eine Ministerkrise, bei der fünf Minister, darunter zwei Kadetten, aus der Regierung austraten, weil die sozialistischen Amtsgenossen eine solche Parteipolitik trieben, daß sie nicht mehr mit ihnen zusammenarbeiten konnten. Zwei von ihnen wurden durch Sozialisten ersetzt. Die Aufstände wurden mit Gewalt unterdrückt, wobei viel Blut floß. Die Regierung, die Ausschüsse des Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrates verboten und verurteilten die Ausschreitungen, aber ihr Erfolg war nur vorübergehend. Verschiedene Führer der Bolschewisten wurden am 18. verhaftet, und auch Lenin sollte verhaftet werden, aber er entzog sich dem durch die Flucht. Am 19. Juli ordnete die Regierung die Räumung des Landhauses der Tänzerin Kschesieskaja an, wo viele Waffen und Sprengstoffe gefunden wurden. Die Arbeiter, die sich in der Peter-Pauls-Festung festgesetzt hatten, unterwarfen sich nach kurzem Widerstande der Regierung. Am 20. beschloß die Regierung, alle Truppenteile, die sich an dem Aufstande beteiligt hatten, zur Front zurückzuschicken und alle Personen, die dazu aufgefordert hatten, wegen Landesverrats vor Gericht zu stellen. Der Petersburger Arbeiter- und Soldatenrat, der bisher sein Schild über Lenin gehalten hatte, gestattete nun, daß gegen ihn vorgegangen werde. Er wurde beschuldigt, Geld von Deutschland genommen zu haben, denn Deutschland habe das Ziel, durch innere Unruhen Rußland zu zersetzen. War so in Petersburg die äußerliche Ruhe leidlich wiederhergestellt, so brachen an demselben Tage um so schlimmere Unruhen in Nishnij-Nowgorod aus. Soldatenbanden rissen die Gewalt an sich, zwangen den Arbeiter- und Soldatenrat zur Flucht und plünderten die Häuser der Bürger. In Kiew besetzte ein Teil der Soldaten das Zeughaus, wurde aber durch den andern Teil zur Ruhe gebracht.



Lenin.

Am 21. Juli erreichte Kerenski die Stellung, die sein glühender Ehrgeiz schon lange erstrebt hatte. Fürst Lwow trat von seinem Posten als Ministerpräsident zurück, und er wurde sein Nachfolger. Sein Kabinett bestand aus fünf sozialistischen und fünf bürgerlichen Ministern, und dieser Regierung erteilte der Vollzugsausschuß des Arbeiter- und Soldatenrates und des Bauernrates in Petersburg unter dem Eindrucke der äußerst kläglich gewordenen Lage an der Front „unbegrenzte Vollmacht, die Organisation und die Manneszucht im Heere wieder herzustellen und den Kampf bis zum äußersten wider die Gegenrevolution und die Anarchie zu führen.“ „Mit Blut und Eisen“, erklärte Kerenski am 24. Juli — „wird Rußlands Einheit geschmiedet werden, wenn die Gründe der Ehre und des Gewissens nicht genügen. — Augenblicklich ist es unumgänglich notwendig, den Rückzug zum Stehen zu bringen, die wirtschaftliche Zerfahrenheit zu beseitigen und die

Finanzen wieder in Ordnung zu bringen." Wie ernst es ihm damit war, zeigte er durch eine Maßregel, die ihm viele Feinde schaffen und den Bolschewisten Wasser auf ihre Mühlen leiten mußte zu ihren Wühlereien gegen ihn: Er führte an der Front die Todesstrafe wieder ein. Auch Kriegsgerichte wurden an der Front wieder eingesetzt, die aus drei Offizieren und drei Soldaten bestehen sollten. Die Maßregel sollte nur auf die Dauer des Krieges Geltung haben, zeigte aber, daß mit den idealistischen Träumereien aufgeräumt werden mußte, wenn man hoffen wollte, den Krieg weiterzuführen. Daß auch im Innern enthaltungen und gegen 46 Stimmen. In dem neuen Kabinett hatten seine Anhänger durchaus die Oberhand.

Am 8. August erließ der Ausschuß der Arbeiter- und Soldatenräte eine Erklärung, in der er das russische Volk vor den Umtrieben der Reichsduma warnte, die in Rußland gar nichts mehr zu sagen habe und längst erledigt sei. An demselben Tage trat in Petersburg eine Versammlung der Bolschewistenvertreter aus ganz Rußland zusammen, die zu einem ihrer Ehrenvorsitzenden Lenin ernannte. Wie das möglich war trotz aller Beschlüsse der Regierung



Eine Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats in der Duma zu St. Petersburg. Aus der englischen Zeitschrift „The Graphic".

keine Ordnung aufrecht zu erhalten war, wenn man sich nicht entschloß, mit rücksichtsloser Tatkraft gegen die Bolschewisten vorzugehen, leuchtete nun auch dem Vollzugsausschuß des Arbeiter- und Soldatenrates in Petersburg ein, denn mit einer ungeheueren Mehrheit entschied er sich dafür, alle Führer der bolschewistischen Aufstände, auch Lenin, vor Gericht zu stellen.

So endete der Juli mit einem anscheinend entscheidenden Siege Kerenskis, und am Anfang August bedeutete er für Rußland eine große Macht. Er reichte am 4. seine Entlassung ein. Statt daß sie angenommen wurde, betraute ihn die Versammlung aller politischen Parteien in Petersburg mit der Neubildung der Regierung, und der Vollzugsausschuß der Arbeiter- und Soldatenräte sprach ihm sein Vertrauen aus, allerdings nur mit 147 Stimmen bei 42 Stimm- und des Sowjetsausschusses (Ausschusses der Arbeiter- und Soldatenräte) gegen die Bolschewisten im Allgemeinen und gegen Lenin im Besonderen, ist unerklärlich.

Am 25. August versammelte sich in Moskau eine große russische Reichskonferenz. Die Regierung hatte 2500 Leute eingeladen, darunter alle Mitglieder der Reichsduma, 229 Vertreter der Sowjets, 110 vom Bauernrat, 400 von den Stadt- und Semstwoverwaltungen, 176 von den Arbeiterverbänden, 75 von den nichtorganisierten Arbeitern, 100 von den wissenschaftlichen Gesellschaften, 120 Vertreter des Handels und der Industrie, 313 von den Genossenschaften, 150 von den landwirtschaftlichen Verbänden und 100 von den Fronttruppen. Das Proletariat Moskaus drückte seine Entrüstung über diese so wenig proletarische Versammlung dadurch aus, daß es in einen Streik

eintrat, und der Moskauer Sowjet beschloß nur mit einer geringen Stimmenmehrheit, sich an der Zusammenkunft überhaupt zu beteiligen.

Kerenski eröffnete die Versammlung mit einer Rede, in der die üblichen Phrasen der Freiheitsmänner nicht gespart wurden und worin er von einem deutschen Sonderfriedensangebot fabelte, das nicht stattgefunden hatte. Er fabelte ferner davon, daß die Deutschen einen Angriff gegen die neuerrungene innere Freiheit Rußlands planten, und erklärte darauf mit höchstem Nachdruck, daß von einem Sonderfrieden nie die Rede sein könne. Man dürfe nur vereint mit den Verbündeten Frieden schließen. Somit erwies er sich als der Hort Englands und Frankreichs in Rußland, weshalb ja auch seine Regierung von den beiden Mächten nach Möglichkeit unterstützt wurde. Aber er sprach damit gegen das, was die ungeheure Mehrheit seines Volkes mehr als alles andere forderte: Frieden, Frieden um jeden Preis, und ganz befremdlich mußte es wirken, daß er nun seine Amtsgenossen aufforderte, der Versammlung die volle Wahrheit über die furchtbare und trostlose Lage Rußlands zu sagen. Da entrollte der Minister für Handel und Industrie Prokopowitsch ein Bild der ungeheuren Schwierigkeiten des Verkehrswesens und der Gütererzeugung, der Finanzminister Nekrasow schilderte die jämmerliche Lage der Finanzen, die fabelhaften Lohnforderungen der Arbeiter, den Rückgang der Steuerkraft, die immer steigende Ausgabe von Banknoten, die in den ersten zwei Monaten des Jahres monatlich 423 Millionen Rubel betragen habe und seit März monatlich 832 Millionen betrage. Am niederbeugendsten mußte die Rede des Generals Kornilow wirken, der augenblicklich Höchstkommandierender des russischen Heeres war. Er berichtete, daß die Truppen gänzlich vom Geiste der Zügellosigkeit ergriffen seien. Im August hätten sie vier Regimentskommandeure und andere Offiziere getötet, ein Regiment sei seelenruhig abmarschiert und nur durch die Drohung, es bis auf den letzten Mann zusammenschießen zu lassen, in die Front zurückgebracht worden. Die wichtigste aller Aufgaben sei die Wiederherstellung der Armeen. Die Autorität der Offiziere sei völlig dahin, sie müsse vor allen Dingen wiederaufgerichtet werden. In dasselbe Horn stieß der General Alexejew, und beide Generale führten unglaubliche Einzelheiten vor, durch die bewiesen wurde, daß das russische Heer gänzlich zerrüttet war. Eigentlich mußte jeder Einsichtige durch alle diese Reden zu dem Schlusse kommen, daß Rußland am besten täte, auf der Stelle Frieden zu schließen, und daß es dem Untergange verfalle, wenn der Krieg auch nur noch einige Monate dauern sollte. Aber niemand wagte es, das auszusprechen. In der Schlußrede der Versammlung wurde von Demokraten wie Sozialisten die Fortführung des Krieges bis zum Siege gefordert. Die Bolschewisten waren allerdings von der Teilnahme an der Reichsversammlung ausgeschlossen gewesen, die Stärke ihrer Stellung bestand nun aber darin, daß sie dem Volke das versprachen, was ihm Kerenski nicht geben konnte oder wollte und was es doch so dringend begehrte wie sein tägliches Brot, den sofortigen Frieden. Das brachte Kerenski binnen kurzer Zeit zum Fall und führte sie zum Siege. Ohne das hätten die halbverrückten Zerstörer alles Bestehenden niemals die Macht in Rußland erlangt.

Wie stark sie schon Ende August waren und wie wenig Eindruck die ungeschminkten Darstellungen der Generale auf sie gemacht hatten, zeigte eine Sitzung des Petersburger Sowjets am 31. August. Dort wollte Tseretelli über die Moskauer Reichsversammlung Bericht erstatten, aber man hörte ihn nicht an, sondern trat in eine Beratung über die Abschaffung der Todesstrafe an der Front ein und beschloß sie auch wirklich mit großer Mehrheit, obwohl der Vorsitzende Tscheidse und Tseretelli dagegen sprachen.

Inzwischen hatte am 23. August ein Prozeß seinen Anfang genommen, der in der ganzen Welt das größte Aufsehen hervorrief, weil er ein grelles Licht warf auf die Vorgänge, die zum Ausbruche des Weltkrieges geführt hatten. Es war der Prozeß gegen den früheren Kriegsminister Suchomlinow und seine Ehefrau, die beide des Hochverrates angeschuldigt waren. Er wurde verhandelt vor dem Kassationshofe des Senates, und dort gab zunächst der Zeuge Januschkewitsch, der frühere Generalstabschef des einstigen Generalissimus, folgende Erklärung ab:

„Zu Anfang war beschlossen worden, nur die Teilmobilmachung der vier Bezirke zu erklären, um Österreich-Ungarn zu schrecken, dann aber wurde die Frage erneut ent-



Wie es in St. Petersburg zuging: Eine authentische photographische Aufnahme eines Zusammenstoßes zwischen den Anhängern Lenins und Kerenskis auf dem Newskij-Prospekt, bei dem auf die Menge mit Maschinengewehren geschossen wurde.

schieden, und am 30. wurde nach meinem Vortrag beim früheren Zaren von ihm der Senatsukas über die Gesamtmobilmachung unterzeichnet. Auf der Gesamtmobilmachung bestehend, sagte ich damals, es sei unbedingt erforderlich, unsere Haltung nicht nur Österreich, sondern auch dem hinter seinem Rücken stehenden Deutschland bestimmt zu zeigen. Wir waren uns sehr wohl bewußt, daß der Zar jetzt auf die Mobilisation nicht verzichten konnte, denn Deutschland wußte, daß unser militärisches Kampfprogramm bis zum Jahre 1918 fertig sein werde und daß Deutschland deshalb die Zeit bis zur Durchführung dieses Programms ausnutzen müßte. Aus Peterhof erschien ich in der Ministerratssitzung und überbrachte den vom Kaiser unterzeichneten Mobilmachungsukas, aber noch am selben Tage, etwa gegen 11 Uhr abends, wurde ich vom Kaiser ans Telephon gerufen. Es wurde mir die Frage gestellt, wie es mit der Mobilmachung stehe. Ich antwortete, daß die Mobilmachung bereits im Gange sei. Mir wurde die weitere Frage gestellt, ob man nicht auf die allgemeine Mobilmachung verzichten und sie durch eine Teilmobilmachung nur in bezug auf Österreich-Ungarn ersetzen könne. Ich antwortete, das sei außerordentlich schwierig, es drohten katastrophale Folgen, die Mobilmachung habe bereits begonnen, 400000 Reservisten seien bereits einberufen. Da erklärte mir der frühere Zar bestimmt, er habe von Kaiser Wilhelm ein Telegramm erhalten, in welchem sich jener mit seinem Ehrenwort dafür verbürge, daß, falls die allgemeine Mobilmachung nicht erklärt werde, die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland wie bisher freundschaftliche bleiben würden. Nach dieser Unterredung mit dem Zaren fuhr ich zu Sasonow und überzeugte ihn, daß man jetzt eine Aufhebung der allgemeinen Mobilmachung nicht bewerkstelligen könne. Es wurde beschlossen, daß er am Morgen dem Kaiser neuen Vortrag halte. Tatsächlich hat er diesen Vortrag gehalten, und am folgenden Tage um 4½ Uhr fand eine Beratung im Schlosse statt, an welcher Sasonow, Suchomlinow und ich teilnahmen. In etwa zehn Minuten hatten wir beschlossen, daß keine Möglichkeit vorhanden sei, die allgemeine Mobilmachung rückgängig zu machen, und daß die Aufhebung der Mobilisation für Rußland verderbenbringend sein würde."

Der Angeklagte Suchomlinow selbst ergänzt diese Aussage durch folgende Ausführungen:

„In der Nacht zum 30. Juli läutete mich der ehemalige Zar an und befahl mir, die Mobilmachung aufzuheben. Ich erhielt einen direkten Befehl, einen bestimmten Befehl, der keinerlei Erwiderungen zuließ. Ich war ganz benommen. Die Mobilmachung war bereits erklärt, und bei einer Rückgängigmachung drohte eine Katastrophe. Was sollte ich tun? Ich wußte, daß es unmöglich sei, die Mobilmachung rückgängig zu machen, daß es technisch undurchführbar sei; was würde da in Rußland vorgehen! Weiß Gott, was da für ein Brei herauskommen würde. Ich fühlte, daß ich zugrunde gehe. Eine halbe Stunde nach dem Gespräch mit dem Kaiser läutete mich Januschkewitsch an, er sagte mir, der Kaiser habe ihn von der Einstellung der Mobilmachung in Kenntnis gesetzt. Und was haben Sie geantwortet? fragte Januschkewitsch. Ich antwortete, daß es technisch unmöglich sei, aber der Zar befahl trotzdem, die Mobilmachung einzustellen. General Januschkewitsch fragte mich, was nun geschehen solle. Ich antwortete ihm: Tun Sie nichts. Ich fühlte, wie ein Seufzer der Erleichterung von seinen Lippen kam. Am nächsten Morgen log ich dem Zaren vor und erklärte ihm, die Mobilmachung finde nur in den Bezirken der Südwestgebiete statt. An diesem Tage kam ich beinahe um meinen Verstand. Ich wußte, daß die Mobilmachung in vollem Gange sei und daß es unmöglich sei, sie einzustellen. Zum Glück brachte man dem Zaren am selben Tage eine andere Überzeugung bei, und ich erhielt meinen Dank für die Durchführung der Mobilmachung, andernfalls säße ich längst im Kerker."

Januschkewitsch sagte weiterhin das Folgende aus:

„Am 29. Juli, als der Beschluß über die Mobilmachung bestand, sie aber noch nicht erklärt war, beauftragte mich der frühere Zar, dem deutschen Botschafter Pourtalès zu sagen, daß die Erklärung der Mobilmachung durch Rußland kein feindseliger Akt gegenüber Deutschland sei, und er beauftragte mich, dem deutschen Botschafter die Versicherung zu geben, daß Rußland die Absicht habe, freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland aufrechtzuerhalten. Ich machte von diesem Auftrag eine Mitteilung an Sasonow. Der Minister war einer entgegengesetzten Meinung über den früheren deutschen Botschafter. Er sagte mir, daß Graf Pourtalès das in seiner Weise auslegen werde, und riet, lieber mit dem deutschen Militärattaché Rücksprache zu nehmen, der in diesen Fragen mehr verstehe. Der Militärattaché erschien auf meine Einladung im Generalstab. Früher erschien er in Militäruniform pünktlich zur angegebenen Stunde und sprach nur russisch. An diesem Tage aber ließ er mich eine ganze Stunde warten, erschien in Zivil und sprach nur französisch. Ich wies darauf hin, daß Rußland Deutschland gegenüber keine aggressiven Ziele verfolge. Der Major antwortete, daß die Mobilmachung in Rußland leider bereits begonnen habe. Ich gab ihm die Versicherung, daß diese noch nicht in Angriff genommen sei. Da erklärte der Militärattaché mit außerordentlicher Sicherheit, daß er diesbezüglich genauere Nachrichten besitze. Ich gab ihm das Ehrenwort des Generalstabschefs, daß in jenem Moment genau um 3 Uhr am 29. Juli die Mobilmachung noch nicht erklärt sei. Ich erinnere mich dieses wichtigen Moments in allen seinen Details genau. Der Major glaubte mir nicht. Ich bot ihm an, es schriftlich zu geben, was er höflich ablehnte. Ich hielt mich für berechtigt, ihm eine solche Erklärung schriftlich zu geben, weil eine Mobilmachung in diesem Moment tatsächlich noch nicht erfolgt war. Den Ukas über die Mobilmachung hatte ich noch in der Tasche."

Mit zynischer Offenheit hatten also die beiden russischen Großwürdenträger zugestanden, daß sie im Bunde mit Sasonow den Krieg entfesselt hatten. Diesen Enthüllungen gegenüber, die mit ihrer nackten Frechheit zunächst jedermann verblüfften, zerstoben die Beschuldigungen, der Ehrgeiz und die Gewissenlosigkeit des deutschen Kaisers haben den Krieg entfacht, in nichts. Es war dadurch bewiesen, wo die Hauptanstifter des Weltunheils gesessen hatten, nämlich in Petersburg, und der deutschen Regierung war unschätzbares Material in die Hand gegeben, die Lügen ihrer Feinde zurückzuweisen. Die Aussagen der beiden russischen Biedermänner hätten wieder und wieder in die Welt hinausgeschrieen werden müssen, die ganze deutsche Presse hätte unaufhörlich davon widerhallen, in jeder Note an den Papst und an die Neutralen hätten sie eine Rolle spielen müssen. Aber in Deutschland war man ja noch immer der Meinung, daß die Wahrheit sich von selbst in der Welt durchsetzen werde. Der treffliche Verwaltungsbeamte und wackere Gemeinschaftschrist Michaelis, der nach Bethmanns Sturz die deutschen Geschicke leitete, hatte kein besseres Verständnis für die Macht der Presse, als seine traurigen Vorgänger. Man denke sich, wie die Regierung Lloyd Georges oder Clemenceaus einen solchen Glücksfall ausgebeutet hätte, wenn er ihr in den Schoß gefallen wäre. Des Geschreies wäre kein Ende gewesen. Die deutsche Regierung begnügte sich damit, in ihrer „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" einen langatmigen Bericht und einige Betrachtungen darüber abdrucken zu lassen. Weiter geschah nichts, ein Beweis dafür, daß man in Berlin manche Dinge niemals lernte.

Doch zurück zum Gange der Ereignisse in Rußland. Im Laufe der beiden letzten Monate, des Juli und des August, hatte Kerenski allmählich eine Stellung erlangt, die der eines Diktators sehr ähnlich war oder wenigstens schien. Aber er wußte nur zu gut, auf wie unsicherem Grunde sie beruhte. Er hatte sein viertes Koalitionsministerium so stark mit Sozialisten aller Schattierungen ausgestattet, daß es diesen

Von der mißglückten russischen Offensive zur Eroberung von Lemberg: Stoßtrupp wirft in die österreichisch-ungarischen Gräben eingedrungene Russen zurück. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Theo Matejko.



Namen eigentlich gar nicht mehr verdiente. Neben 16 Sozialrevolutionären, Volkssozialisten, Radikaldemokraten usw. befanden sich in ihm nur 4 Kadetten.

Aber die Zahl seiner wütenden Gegner, der Bolschewisten, wuchs immer mehr an, die anderen Sozialdemokraten trauten ihm auch nicht recht, denn er war ihnen zu scharf gegen die Arbeiter und Soldaten, die durch ihre Unbotmäßigkeit die Fortführung des Krieges fast unmöglich machten. Die bürgerlichen Parteien trauten ihm erst recht nicht. Ihnen war er zu schlapp in seinem Verhalten gegen die Vertreter des reinen Umsturzes. Sie erkannten, daß die ewige Rücksichtnahme auf die meuternden Soldaten und das verbummelte Arbeitervolk und die fortwährenden halben Maßregeln gegen sie das Heer noch ganz und gar zerrütten und den Sieg unmöglich machen würden. Am meisten erkannten das die Offiziere an der Front, und der Höchste unter ihnen beschloß, dem ungeheuren Unfug ein Ende zu machen. Es war General Kornilow, der seit Anfang August an der Spitze der gesamten russischen Heeresmacht stand, derselbe. der auf der Moskauer Konferenz den kläglichen Zustand der Armeen so bitter beklagt hatte. Er war beim Klagen nicht stehen geblieben, sondern hatte sich mit dem größten Eifer bemüht, die Zustände zu bessern und hatte Fahnenflüchtige, Plünderer und Räuber in ganzen Haufen erschießen lassen. Die Folgen waren nicht die von ihm gewünschten gewesen. Er hatte lediglich erreicht, daß mehrere große Meutereien ausbrachen. Da hatte er klar erkannt, daß alle Arbeit an dem Heere vergeblich sei, so lange es von der Heimat her immer wieder verseucht und vergiftet werden konnte. Deshalb forderte er von Kerenski die schärfsten Maßregeln gegen die Bolschewisten und die Einführung der Todesstrafe für Aufwiegler und Landesverräter auch im Hinterlande. Kerenski konnte das nicht bewilligen, denn wer seine Macht dem Aufruhr verdankt, kann gegen die Aufrührer nicht mit Tatkraft und Strenge vorgehen. So ließ denn Kornilow den Diktator auffordern, abzudanken, um ihm die oberste Zivil- und Militärgewalt zu übergeben, und setzte sich mit seinen Truppen auf Petersburg in Bewegung. Aber der Putsch gelang nicht. Kerenski ließ sich nicht einschüchtern, verfügte den Belagerungszustand über Petersburg, rief alle Bürger zur Verteidigung auf und erklärte den General für abgesetzt. Der Vormarsch der Kornilowschen Truppen wurde durch Aufreißen der Schienen und andere Mittel aufgehalten, die ganze Armee wurde von den Arbeiter- und Soldatenräten, die sich nun beim Herannahen der neuen großen Gefahr geschlossen hinter Kerenski stellten, aufgefordert, sich gegen Kornilow zu wenden. Die Soldaten der Westfront und der rumänischen Front taten es auf der Stelle, nur der Kommandierende der Nordfront, General Denikin, erklärte sich für Kornilow, wurde aber am 11. September in seinem Hauptquartier verhaftet. Kornilow sah ein, daß seine Sache verloren war, und ließ sich am 14. September von dem neuernannten Generalissimus Alexejew gleichfalls verhaften. (Es geschah ihm übrigens nichts. In kurzer Zeit war er wieder frei und stand wieder an der Spitze.) Wie sich die plötzliche Entschlußlosigkeit des Generals erklären läßt, ist ungewiß. Wahrscheinlich hat er — und wohl mit Recht — mit einem Male das Vertrauen zu seinen eigenen Truppen verloren. Auch was er eigentlich gewollt hat, steht nicht fest. Vielleicht wollte er ein bürgerliches Direktorium einrichten, vielleicht eine Militärdiktatur über Rußland verfügen. Sie wäre wohl das einzige gewesen, was das Reich vor der drohenden Pöbelherrschaft und Auflösung hätte retten können. Denn Kerenski war dazu viel zu schwach. Mit Schlauheit, diplomatischer Gewandtheit und hinreißender Beredsamkeit war Rußland nicht vor dem Hinabgleiten in den Abgrund zu bewahren. Das vermochte nur ein Mann, der vor Strömen von Blut nicht zurückschrak. Ein solcher Mann war Kerenski keineswegs, auch stand ihm keine Truppenmacht zur Verfügung, auf die er sich ganz sicher hätte verlassen können, und er wußte sich keine zu schaffen. Er wollte das wohl auch gar nicht, denn in diesem Manne, dem viele Leute in Rußland napoleonische Ziele schuld gaben, lebte die kindliche Vorstellung, die Welt könne durch Überredung geleitet werden. Zu Gewaltsamkeiten war er nur schwer zu bewegen.

Vorderhand hatte der mißglückte Angriff Kornilows die Stellung des Diktators sehr gestärkt. Es regnete Anerkennungs- und Zustimmungserklärungen von allen Seiten. An der Spitze eines fünfköpfigen „Direktoriums" regierte er das ganze Reich, und am 16. September ließ er Rußland als Republik ausrufen, während er früher erklärt hatte, die Bestimmung der Regierungsform des Landes sei der Nationalversammlung vorbehalten. Das verdachte ihm nun freilich niemand, aber im allgemeinen erregte seine überragende Stellung mehr und mehr Neid, Mißstimmung und Mißtrauen, und wesentlich um die Macht des Diktators zu beschränken, wurde eine „demokratische Konferenz" in Petersburg von Tseretelli und anderen zusammenberufen. Sie versammelte sich am 27. September und war eine Neuauflage der Moskauer Konferenz, verlief auch ebenso wie diese, d. h. es wurden viele und schöne Reden gehalten, bei denen allen nichts herauskam. Man konnte sich nicht darüber einigen, ob das neu zu bildende Ministerium ausschließlich aus Sozialisten oder mit aus Vertretern der bürgerlichen Parteien bestehen sollte. Kerenski, den man schließlich herbeiholte, sprach sich sehr scharf aus für die Zuziehung der Kadetten und erklärte geradeheraus: „Die soziale Regierung bedeutet den Bürgerkrieg." Es gelang ihm auch unter unsäglichen Mühen, noch einmal eine Koalitionsregierung, die fünfte, zusammenzubringen. Dem neuen Kabinett gehörten vier Kadetten an. Hiermit stand er auf der Höhe seiner Macht, denn dieses Kabinett bestand fast nur aus Männern, die ihm ihre Stellung verdankten. Aber



Nach dem deutschen Durchbruch an der Dünafront bei Riga: Rückzug der russischen 12. Armee auf der Straße Riga-Wenden. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Max Bürger.
Infanterie und Feldartillerie bewegen sich seitlich der Straße, die von schwerer Artillerie und Bagagen benutzt wird und voll zurückgelassenen Kriegsgeräts liegt. Im Hintergrund links der Straße der Jägel-, rechts der Stintsee.

nun sank sein Stern mit unheimlicher Schnelligkeit, und das Gestirn der Bolschewisten stieg hoch empor und warf seinen düstern blutigen Schein über ganz Rußland. Wie ungeheuer ihre Macht angeschwollen war, sollte sich bald zeigen. Die demokratische Konferenz hatte einen „demokratischen Rat“ und dieser ein demokratisches Vorparlament gewählt — ganz willkürlich und ohne das Volk zu befragen. Das trat am 20. Oktober zusammen und hatte eine große Zahl von Bolschewisten in seinen Reihen. Aber sie beteiligten sich nicht an der Arbeit, sondern ihr Führer Trotzki erklärte gleich in der ersten Sitzung, daß er mit bürgerlichen Abgeordneten nicht zusammen tagen könne und verließ mit allen seinen Anhängern den Saal.

Das Vorparlament tagte bis zum 7. November. Irgendwelche fruchtbare Arbeit hat es nicht geleistet. Es kam überhaupt zu keiner Beschlußfassung, sondern seine Tätigkeit bestand in zahllosen Redeschlachten, wobei jede Partei die andere anklagte, daß sie Rußland zugrunde richte, und jede versicherte, daß sie dem armen russischen Volke das Heil bringe. Die Bolschewisten hatten zwar den Saal verlassen, aber sie beherrschten trotzdem die Versammlung. Da sie den Arbeitern einfach alles an irdischer Glückseligkeit versprachen, so konnten die ursprünglich gemäßigten Sozialisten nicht anders, als ihnen darin nachfolgen, wenn sie nicht allen Einfluß auf die Massen verlieren wollten. Sie wurden also auch immer radikaler, und einzelne Gruppen lösten sich von ihnen ab und verfielen dem Bolschewismus. Was aber die Bolschewisten für die Industriearbeiter waren, das waren die Sozialrevolutionäre für die Bauern. Sie versprachen ihnen sofortigen Übergang alles Großgrundbesitzes in bäuerliche Hände, Zerschlagung des Besitzes der Klöster und Kirchen und des gestürzten kaiserlichen Hauses. In Stadt und Land wurde das Volk planmäßig und unermüdlich unterwühlt, alle Ordnung zersetzt, die wildesten Begierden entfesselt. Die rote Flut stieg immer höher, und die Gewalttätigkeiten, die von Arbeiterbanden in den Städten, von Bauernhorden auf den Gütern der Edelleute verübt wurden, zeigten deutlich an, daß Rußland am Vorabend einer zweiten Revolution stehe, die sich nunmehr gegen das gesamte Bürgertum, gegen Bildung und Besitz kehren wollte. Rettung hätte dem unglücklichen Lande nur ein Mann bringen können, der, gestützt auf einige zuverlässige Divisionen, nach alt-russischem Rezept den Aufruhr im Blute erstickt hätte. Aber es gab in Rußland zur Zeit weder solche Männer, noch solche Divisionen, auch fand oder erzeugte das russische Bürgertum keinen Führer, der seine Kräfte zusammengefaßt und der Revolution entgegengeworfen hätte, und so nahm denn das Unheil seinen Lauf.

Am 6. November brachen Zwistigkeiten aus zwischen dem Ausschuß der Sowjets und dem Petersburger Generalstab, der den Befehlen der Regierung unterstand. Das Ansinnen des Ausschusses, an allen Beratungen des Generalstabes teilzunehmen und seine Befehle zu kontrollieren, wurde abgelehnt, und die Verhandlungen zwischen dem Ausschuß und der Regierung führten zu keinem Ziele. Der Ausschuß verbot den Truppen, den Befehlen des Generalstabes zu gehorchen, die Regierung forderte den Justizminister auf, die Mitglieder des Ausschusses unter Anklage zu stellen und zog Truppen von Peterhof, Pawlowsk und Zarskoje Selo heran. Der Ausschuß, der

ganz unter bolschewistischem Einfluß stand, brach die Verhandlungen ab und forderte auch diese Truppen auf, der Regierung den Gehorsam zu verweigern. In der Nacht besetzten die Bolschewisten die Bahnhöfe, die Banken, die Telegraphenagentur und andere wichtige Gebäude, besonders auch Zeitungsdruckereien, wobei ihnen niemand Widerstand leistete. Am folgenden Tage, dem 7. November, erließen sie Aufrufe, in denen sie erklärten, die Regierung Kerenskis sei gestürzt und die ganze Macht über den Staat in die Hände der Arbeiter- und Soldatenräte übergegangen. Damit sei das Ziel erreicht, wofür das Volk kämpfe, nämlich die sofortige Anbahnung eines demokratischen Friedens, Aufhebung des Rechtes der Grundeigentümer, Land zu besitzen, Aufsicht der Arbeiter über die Bildung einer Regierung des Arbeiter- und Soldatenrates.

Am 8. November drangen die Bolschewisten in das Winterpalais ein, in dem die Regierung tagte. Sie zerstob, soweit sie nicht verhaftet wurde, nach allen Seiten. Kerenski floh ins Hauptquartier zu den Generalen Alexejew und Kornilow und ließ sie ihre Truppen gegen Petersburg führen. Aber in den schweren Kämpfen des 12. November bei Zarskoje Selo und Gatschina blieben die Bolschewisten Sieger. Kerenskis Truppen wurden vollständig geschlagen, und er selber mußte flüchten.

Damit begann die unumschränkte Herrschaft des Proletariats in Rußland. Eine der ersten Handlungen der bolschewistischen Führer Trotzki und Lenin war die Einschränkung und teilweise Unterbindung der Preßfreiheit, doch führte das zu scharfen Kämpfen innerhalb der Partei, und mehrere der „Minister" traten aus der Regierung aus. Aber Trotzki und Lenin ließen sich nicht irre machen. Solange die Kapitalisten alles kaufen könnten, auch die Talente, solange könne es keine freie öffentliche Meinung geben, so erklärte eines ihrer Blätter. So zwangen sie denn unliebsame bürgerliche Zeitungen zur Stilllegung ihrer Betriebe und gingen vor allem dem verhaßten Kapitalismus, der Grundwurzel alles Übels, kräftig zu Leibe. Am 27. November erließen sie die Verordnung, daß in der russischen Republik sämtliche Klassenunterschiede, Würden und Titel aufgehoben seien. Die Güter und Grundstücke des Adels sollten den Sowjets, die der Kaufleute und Bürger den Gemeindebehörden übergeben werden. Selbstverständlich fanden derartige Maßregeln den vollen Beifall der unteren Volksschichten, und da das russische Bürgertum überall wie gelähmt die Hände in den Schoß legte und der Entwicklung der Dinge ruhig zusah, so erlangten die Bolschewisten in allen großen Städten des Landes die Macht, besonders nachdem sie Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen angebahnt und so den Hauptwunsch des Volkes befriedigt hatten.

Am 20. November erließ die bolschewistische Regierung von Zarskoje Selo aus ein Rundtelegramm an alle kriegführenden Mächte, sowohl an die mit Rußland verbündeten, wie an die feindlichen, in dem sie einen sofortigen Waffenstillstand und die Einleitung von Friedensverhandlungen vorschlug. Der Höchstkommandierende der russischen Truppen, zur Zeit ein General namens Duchonin, erhielt zugleich den Befehl, bei der deutschen Heeresleitung einen Waffenstillstand nachzusuchen. Die Lage der russischen Heere war, wie die des ganzen Volkes, in der Tat so, daß ein schleuniger Friede als die einzige Rettung vor völligem Verderben erscheinen mußte.

Um das zu verstehen, müssen wir die kriegerischen Ereignisse an der russischen Westfront betrachten, die seit dem Ausbruche der Revolution in Erscheinung getreten waren. Im März hatten die Waffen fast ganz geruht. Aus dem April ist von der Nordfront nur eine größere Kampfhandlung zu erwähnen, nämlich die Erstürmung des Brückenkopfs von Toboly auf dem Westufer des mittleren Stochod durch die Deutschen. Sie erbeuteten dabei 15 Geschütze und nahmen 130 Offiziere und mehr als 9500 Mann gefangen. Das geschah am 3. April. Auf der Südfront, wo ihnen die Truppen des Erzherzogs Joseph gegenüberstanden, hatten die Russen am 1. April auf den Grenzhöhen beiderseits des Uz-Tales einen größeren Angriff unternommen, der aber nach erbittertem Ringen gescheitert war. Bis zum Ende des Juni geschah dann nichts, was der Aufzeichnung wert wäre. Aber am 29. Juni setzte eine neue Offensive ein, die Kerenski unter dem Drucke Englands von den Heerführern erzwang. Am 29. lag starkes Vernichtungsfeuer auf den Stellungen der Deutschen und Österreicher von der Bahn Lemberg – Brody bis zu den Höhen südlich von Brzezany. Nächtliche Sturmangriffe der Russen kamen zum Scheitern. Am 30. tobte ein furchtbares russisches Zerstörungsfeuer zwischen der oberen Strypa bis an die Narajowka, und am Nachmittage erfolgte ein russischer Infanterieangriff in 30 Kilometer Breite. Die Russen wurden aber überall geworfen, und auch ihre Angriffe in der Nacht führten zu keinem Ziele. Am 1. Juli nahmen die Russen Konjuchy, auf das und auf Brzezany sie ihren Angriff besonders gewählt hatten. Am 2. Juli drangen sie, in Massenangriffen über die Höhen des westlichen Strypaufers vorbrechend, mehrere Kilometer vor, wurden dann aber zum Stehen gebracht. Bei diesen Kämpfen, in denen auf deutscher Seite sich sächsische, rheinische und türkische Truppen besonders auszeichneten, hatten die Russen ganz ungeheure Verluste. Brussilow, der nach dem Rücktritt des Generals Alexejew den Oberbefehl über die ganze russische Heeresmacht übernommen hatte, bewährte seinen im vorigen Jahre erworbenen Ruf als rücksichtsloser Menschenschlächter, aber auch den eines ausgezeichneten Organisators, denn es war eine Leistung ersten Ranges, dieses Heer noch zu solchen Anstrengungen zu bringen. Erfolge hatte er freilich nur in sehr bescheidenem Maße aufzuweisen. Seine Truppen kamen trotz des gewaltigsten Einsetzens von Menschenmassen und

trotz ihrer unleugbar großen Tapferkeit nicht vorwärts. Das Ziel der russischen Angriffe war Lemberg, aber auch in den gewaltigen und furchtbaren Kämpfen des 6. und 8. Juli bei Konjuchy, Batkow und Zwyzyn, bei Brzezany und Stanislau konnte der Durchbruch nicht erzwungen werden. Wohl drückte Kornilow mit seinen Massen Böhm-Ermolli am 8. Juli 12 Kilometer weit gegen die Waldhöhen des Czarnalas zurück, und am 9. mußten die Deutschen und ihre Verbündeten hinter den Unterlauf des Bukowiza-Baches zurückgehen. Aber von entscheidender Bedeutung war das alles nicht. Am 11. drang Kornilow nach Kalusz vor, mußte es aber am 16. Juli wieder räumen, und das war nur das Vorspiel zu dem großen deutschen Gegenangriff, der am 19. Juli begann und den Russen nicht nur die geringen Vorteile wieder entriß, die sie unter Aufopferung riesiger Menschenmassen in den letzten Wochen erkämpft hatten, sondern der ihnen die ganzen Eroberungen der vorjährigen Brussilowschen Offensive kostete.



Blick auf Riga vom Turme der Petrikirche aus.

Dieser Durchbruch durch die russischen Kampflinien war dem zu vergleichen, den Mackensen bei Gorlice–Tarnow nach Hindenburgs und Ludendorffs Plänen ausgeführt hatte. Die beiden großen deutschen Feldherren hatten auch hier in aller Stille die großen Schläge vorbereitet, die nun auf das russische Heer niedersausten. Am 19. Juli brachen deutsche Armeekorps gegen die russischen Stellungen zwischen Sereth und Zlota Lipa vor und stießen die Verteidigungszonen durch. Am 20. folgten sie den weichenden Russen ungestüm nachdringend und überschritten in 40 Kilometer Breite die Straße Zloczow–Tarnopol. Brennende Dörfer bezeichneten den Weg des fluchtartigen Rückzuges der Russen, denn die Truppen der glorreichen Republik verfuhren bei ihren Rückzügen genau so wie einst die Truppen des Zaren. Zugleich mit diesem Angriff der Deutschen unter dem Prinzen von Bayern hatte auch Böhm-Ermolli vorzugehen begonnen und schlug den Hauptteil der 11. russischen Armee. Am 21. erreichte das Böhm-Ermollische Heer in seinem unaufhaltsamen Vordringen schon die Bahn Brzezany – Tarnopol, und unter dem wachsenden Drucke auf ihre Flanken begann nun auch die 7. russische Armee sich rückwärts zu bewegen.

„Westlich von Tarnopol,“ so sagte der russische Heeresbericht des 21. Juli, „setzte der Feind seine Offensive in der allgemeinen Richtung Tarnopol und mehr südlich längs der Strypa fort. Unsere Truppen, die den Befehlen ihrer Anführer jeden Gehorsam verweigerten, zogen sich weiter über den Sereth zurück und ergaben sich hier und da dem Feinde. Allein die 155. Infanteriedivision leistete dem Gegner Widerstand in der Gegend Doljowke–Douonwytscha, desgleichen Panzerautomobile, die die deutsche Kavallerie auf dem Wege nach Tarnopol beschossen. Am Abend des 21. Juli hielten sich unsere Truppen auf der Front Zalocze–Tarnopol–Naschkowtse. Das Dorf Zagrabela, ein Vorort Tarnopols, ist in die Hände des Feindes übergegangen. Trotz unserer erdrückenden Überlegenheit an Streitkräften und technischen Mitteln in allen Angriffsabschnitten dauert unser Rückzug ununterbrochen an. Unsern Truppen fehlt es völlig an Standhaftigkeit. Sie erörtern unaufhörlich die Frage, ob diese oder jene Staatsform durchzuführen sei und leihen aufmerksam Gehör dem verbrecherischen Programm der maximalistischen Sozialdemokraten usw.“

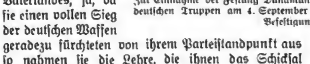


Deutsche Truppen an der Fährstelle des Dünatals.

Mit verblüffender Offenheit wurde somit die völlige Zerrüttung des Heeres und ihre Ursache zugegeben, während früher die russischen Heeresberichte an Verlogenheit alle andern übertroffen hatten — und das wollte etwas sagen — und selten eine Niederlage eingestanden oder einen Schaden beim rechten Namen genannt hatten. Wahrscheinlich sollte damit den Engländern gesagt werden, daß Rußland nicht lange mehr die Waffen führen könne, auch beim besten Willen nicht, auch dann nicht, wenn die Verbündeten, wie es jetzt geschehen war, Kanonen, Schießbedarf, alle technischen Hilfsmittel, sogar Offiziere

in großer Zahl nach Rußland schicken wollten. Die Truppen waren kriegsmüde, die Bauern wollten daheim bei der Landverteilung dabei sein, die Arbeiter an dem Wohlleben teilnehmen, das nun für die Proletarier anheben mußte. Die Sendboten der Bolschewisten und Sozialrevolutionäre, die in großer Zahl an der Front und in der Etappe tätig waren, unermüdlich Flugschriften verteilten, hetzten und schürten, hatten das Heer zersetzt. Rußlands Widerstandskraft erlahmte mit jedem Tage mehr, und die Stunde mußte bald kommen, da es wehrlos vor dem Sieger lag. Welch eine Lehre für die deutschen Sozialdemokraten, die „in langsamer, unermüdlicher, geduldiger Arbeit", wie sich später einer ihrer Führer rühmte, das deutsche Heer gleichfalls zu zersetzen strebten! Sie konnten die Folgen des verbrecherischen Treibens jetzt bei dem Gegner mit Augen sehen und mit Händen greifen. Aber da ihnen die Ziele der Partei höher standen als der Sieg und die Ehre des Vaterlandes, ja, da sie einen vollen Sieg der deutschen Waffen geradezu fürchteten von ihrem Parteistandpunkt aus so nahmen sie die Lehre, die ihnen das Schicksal Rußlands bot, nicht an.





Zur Einnahme der Festung Dünamünde am Rigaischen Meerbusen durch die deutschen Truppen am 4. September 1917: Deutsche Fliegeraufnahme der Befestigungsanlagen.

Haltlos, in wirrer Flucht wälzten sich die russischen Massen rückwärts, und die deutschen Heere und die ihrer Verbündeten folgten ihnen in Gewaltmärschen, die ganz außerordentliche Anforderungen an die Truppen stellten. Aber sie wurden gern erfüllt, denn es ging ja nun wieder einmal vorwärts. Die Russen wichen bis in die Karpathen hinein. Vom Sereth bis in die Waldkarpathen waren am 23. Juli die Verbündeten im Vordringen in einer Breite von 250 Kilometern. Am 24. ging der Vormarsch unaufhaltsam weiter. Unter den Augen des deutschen Kaisers schlugen kampfbewährte Divisionen die Russen am Sereth zurück und eroberten im Sturme die Höhen des Ostufers. Tarnopol, Stanislau und Nadworna fielen in ihre Hand. Am 25. Juli gewannen die Verbündeten Buczacz, Tlumacz, Ottynia, Delatyn. Am 26. eroberten bayrische und österreichisch-ungarische Truppen Kolomea. Am 28. Juli gingen die Russen beiderseits von Husiatyn hinter die Reichsgrenze zurück. Am 30. Juli wurde der Grenzfluß Zbrucz oberhalb Husiatyn bis südlich von Skala in einer Breite von 50 Kilometern von deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen überschritten, obwohl die Russen hier erbitterten Widerstand leisteten. Zwischen Zbrucz und dem Dnjestr gingen die Russen Ende Juli auch zurück unter dem Drucke der strategischen Lage, die sie vergebens durch Großangriffe auf einer anderen Stelle der Riesenfront zu ihren Gunsten zu ändern gesucht hatten. Am 21. Juli und am 22. führten sie nach starker Artillerievorbereitung gewaltige Stöße aus gegen die deutschen Stellungen zwischen Smorgon und Krewo. Am 23. Juli unternahmen sie noch viel Größeres. Sie griffen bei Jakobstadt an, führten südwestlich von Dünaburg nach starker Artilleriewirkung 6 Divisionen fünfmal gegen die deutschen Linien, stürmten bei Krewo wiederum in 5 Kilometer Breite an, wurden aber überall zurückgeschlagen, und einen Einfluß auf den Gang der Dinge in Galizien vermochten diese Entlastungsangriffe nicht zu gewinnen. Die russischen Armeen blieben im fortwährenden Rückzuge und konnten nicht wieder zum Stehen gebracht werden. Am 3. August mußten sie Czernowitz räumen, am 5. August Radautz. Am 3. konnte Hindenburg seinem Kaiser melden: „Österreich-Ungarn ist im wesentlichen frei vom Feinde", und der deutsche Heeresbericht von demselben Tage gab bekannt, daß in dem vierzehntägigen Feldzuge, der einen ununterbrochenen Siegeslauf der deutschen, österreichisch-ungarischen und osmanischen Truppen dargestellt habe, der von den Russen besetzte Teil Galiziens außer einem schmalen Streifen von Brody bis Zbaraz dem Feinde entrissen worden sei. Mitte des Monats kam die Offensive der Verbündeten auf russischem Boden zum Stehen. Sie hatte ihnen außer dem Wiedergewinn Ostgaliziens und der Bukowina und der Einnahme weiter russischer und rumänischer Gebiete 42000 Gefangene, 275 Geschütze, 546 Maschinengewehre, 191 Minenwerfer, 50000 Gewehre, 2 Panzerzüge und unabsehbare Beute an Kriegsmaterial eingebracht.

So wenig wie die Entlastungsoffensive im Norden diese schwere Niederlage und ihre Auswirkungen hatte verhindern oder ausgleichen können, so wenig vermochte es eine Entlastungsoffensive der Rumänen. Am 3. August hatten die Truppen des Erzherzogs Joseph Kimpolung besetzt und in der Dreiländerecke

das Westufer der rumänischen Bistritza erreicht. Nun machten die Rumänen die verzweifeltsten Anstrengungen, sie zurückzudrängen. Im Tale der oberen Putna, im Trotustale und besonders um den Berg Casinului kämpften sie zäh und erbittert und führten immer neue Regimenter heran, die sich indessen nutzlos verbluteten. Vom 6. bis 9. August erzwangen preußische und bayrische Regimenter, den hartnäckigen Widerstand des Feindes brechend, den Übergang über den Susita-Abschnitt und nahmen Panciu am 12. August mit stürmender Hand. Über 13000 Gefangene und 35 Geschütze fielen vom 6. bis 15. August in die Hände der Sieger. Die Rumänen räumten ihre Stellungen zwischen der Putna und Citoz. Die deutschen Kolonnen drängten nach. Am 15. August wurden die Rumänen über den Sereth auf das Ostufer zurückgeworfen, wobei 54 Offiziere, darunter auch französische, 2500 Mann und 16 Geschütze eingebracht wurden. Bis zum 11. August waren bereits auf diesem Kampfgebiete 130 Offiziere, 6650 Mann gefangen und 18 Geschütze erbeutet worden.

Am 19. August siegten die Deutschen in erbitterten Kämpfen am Bahnhof Marasesti, wobei 2200 Gefangene in ihre Hände kamen.

Am 28. August wurde von preußischen, bayrischen, sächsischen und mecklenburgischen Bataillonen das Dorf Muncalul am Gebirgsrande westlich vom mittleren Sereth erstürmt. Auch die Kämpfe des 29. August nordwestlich von Focsani fielen zugunsten der Deutschen aus, die in kraftvollem Stoß die Rumänen aus Iresti hinauswarfen und sie gegen das Susitatal zurückdrängten. Ein aus Schlesiern und Sachsen bestehendes Regiment zeichnete sich dabei besonders aus. Auch am 31. August wurden die Rumänen nordwestlich von Focsani aus ihren Stellungen geworfen, und soweit waren alle Kämpfe, die sie mit rühmenswerter Tapferkeit den ganzen Monat über nördlich und nordwestlich von Focsani geführt hatten, zu ihren Ungunsten entschieden.

An der Nordfront war der August ein ruhiger Monat. Es geschah nichts von größerer Bedeutung. Am 6. beschossen die Deutschen durch Flugzeuggeschwader militärische Fabrikanlagen bei Dünamünde und befestigte Hafenplätze auf der Insel Ösel und brachten alle ihre Flugzeuge unbeschädigt wieder zurück. Am 22. August räumten die Russen nach Abbrennen der Dörfer ihre Linien westlich der Aa bis zur Linie Oding–Bigaun. Das von ihnen verlassene Gebiet wurde von den Deutschen besetzt, die am 23. die Aa an mehreren Stellen erreichten. Eine größere Kampfhandlung fand statt am 27. August. Auch das Norduser des Pruth nahmen rheinische, bayrische und österreichisch-ungarische Regimenter, erstürmten die stark verschanzten russischen Stellungen auf der Dolzok-Höhe und das Dorf Bojan. Hartnäckiger Widerstand der Russen auf den Hügeln nordwestlich des Dolzok wurde von ihnen nach schwerem Kampf am Abend gebrochen. Die Russen, die hinter den Rokitna-Abschnitt zurückgeworfen wurden, büßten über 1000 Gefangene und 6 Geschütze ein und hatten hohe blutige Verluste.

War im August die Nordfront Nebenkriegsschauplatz gewesen, so wurde sie vom 1. September ab zum Hauptkriegsschauplatze, denn an diesem Tage setzte im Norden eine große deutsche Offensive ein. Schon am 31. August begann das deutsche Vernichtungsfeuer auf die russischen Linien an der Düna, besonders bei Illuxt, auch bei Smorgon und Baranowitschi, und am 1. September erzwangen die Deutschen bei



Zur Eroberung der Insel Oesel im Rigaischen Meerbusen: Einschiffung des Landungskorps im Heimathafen. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ auf Grund photographischer Aufnahmen von Professor Franz Kienmayer.

Uxküll den Übergang über den Fluß. Die Russen gingen in regelloser Flucht zurück, nur ihre Nachhuten leisteten noch Widerstand, und bereits am 3. September konnte die deutsche Heeresleitung melden:

„Nach zweitägiger Schlacht hat die 8. Armee unter Führung des Generals der Infanterie von Hutier gestern das an mehreren Stellen brennende Riga von Westen und Südosten her genommen. — Unsere kampfbewährten Truppen brachen überall den russischen Widerstand und überwanden im ungestümem Drang nach vorwärts jedes Hindernis, das Wald und Sumpf bot.

Der Russe hat seinen ausgedehnten Brückenkopf westlich der Düna und Riga in größter Eile geräumt: unsere Divisionen stehen vor Dünamünde.

Dichte, ungeordnete Heerhaufen drängen sich in Tag- und Nachtmärschen auf allen Straßen von Riga nach Nordosten.

Südlich der großen Straße nach Wenden, zu beiden Seiten des Gr. Jaegel-Baches warfen sich in verzweifelten, blutigen Angriffen starke russische Kräfte unseren Truppen entgegen, um den Abzug der geschlagenen 12. Armee zu decken. In erbittertem Kampf erlagen sie unserem Sturm: die große Straße ist an mehreren Stellen von unseren Divisionen erreicht, einige tausend Russen sind gefangen, mehr als 150 Geschütze und zahlloses Kriegsgerät erbeutet. Die Schlacht bei Riga ist ein neues Ruhmesblatt der deutschen Armee."

Ausschiffen der ersten Truppen vor Oesel am 12. Oktober 1917.

Die Kunde der Einnahme Rigas erregte überall in Deutschland die größte Freude. Alles hoffte, die uralte deutsche Stadt werde damit dauernd dem Reiche zurückgegeben sein. Am folgenden Tage fiel auch Dünamünde in die Hände der ungestüm vorwärts drängenden Deutschen. Nordöstlich der Düna wurde die Ostsee erreicht. Der Abschnitt der livländischen Aa war überschritten. Nicht weniger als 325 Geschütze, darunter 30.5 kalibrige, fielen den Siegern zur Beute, auch nahmen sie 8500 Mann gefangen. Das erbeutete Kriegsmaterial war unermeßlich groß, auch eroberten die Deutschen riesige Vorräte an Lebensmitteln. Die russische 12. Armee war vollständig geschlagen. Ihr Rückzug vor der 8. deutschen Armee, der fast eine Flucht zu nennen war, kam erst am 9. September zum Stehen. Am 21. September gelang aber den Deutschen noch ein großer Schlag: Die Eroberung Jakobstadts. Der deutsche Heeresbericht sagte darüber:

„Auf dem Westufer der Düna gelang es den unter Befehl des Generalleutnants Graf von Schmettow (Egon) fechtenden Divisionen, durch wohlvorbereitete und kraftvoll durchgeführte Angriffe, die russischen Stellungen nordwestlich von Jakobstadt zu durchbrechen. Ausgezeichnete Artillerie- und Minenwerfer-Wirkung bahnte den Weg für die Infanterie, die von den Fliegern unter Führung des Rittmeisters Prinz Friedrich Sigismund von Preußen trotz ungünstiger Witterung sehr gut unterstützt wurde.

In ungestümem Stoß wurde der Feind gegen den Fluß zurückgeworfen. Er gab unter dem Druck unserer Truppen den 40 Kilometer breiten und etwa 10 Kilometer tiefen Brückenkopf auf dem Westufer der Düna auf und flüchtete abends auf das östliche Ufer. Jakobstadt ist in unserer Hand! — Bisher sind mehr als 4000 Russen gefangen, über 50 Geschütze als Beute gemeldet."

Die deutsche Offensive hatte aber damit ihr Ende noch nicht erreicht. Zwei Wochen lang schien sie zu ruhen, es wurden von diesem Teile des Kriegsschauplatzes nur Erkundungs- und Artilleriekämpfe gemeldet. Aber am 12. Oktober überraschten Hindenburg und Ludendorff die Welt mit einem neuen, überaus kühnen Unternehmen, das während seiner Ruhewochen vorbereitet worden war. Es galt, die Inseln zu erobern, die dem Rigaischen Meerbusen vorgelagert sind, besonders Ösel, das als der Schlüssel dieses Meerbusens gelten konnte. Am 11. Oktober fuhr die deutsche Ostseeflotte von Libau ab und kam am frühen Morgen des 12. vor Ösel an. Die Heeresberichte über die neubeginnenden Vorgänge lauteten: Über den 13. Oktober:



Das Arensburger Schloß auf Oesel, vom Meere aus gesehen.

„Nach wohldurchdachter Vorbereitung hat in vorzüglichem Zusammenwirken von Armee und Marine ein gemeinsames Unternehmen gegen die dem Rigaer Meerbusen vorgelagerte, als Stützpunkt stark ausgebaute russische Insel Ösel begonnen.

Nach umfangreichen Minenräumarbeiten in den Küstengewässern wurden am 12. 10. morgens die Befestigungen auf der Halbinsel Sworbe, bei Kielkond, an der Tagga-Bucht und am Soele-Sund unter Feuer genommen; nach Niederkämpfung der russischen Batterien wurden Truppen gelandet.

Hierbei wie bei dem Geleit der Transportflotte durch die russischen Minensperren haben die beteiligten Seestreitkräfte den frischen Unternehmungsgeist und das Können der Flotte trefflich bewährt; ohne jeden Schiffsverlust ist dieser erste Teil der Operationen voll gelungen.

Die in der Tagga-Bucht an der Nordwestküste der Insel ausgeschifften Truppen haben in frischem Draufgehen den Widerstand der Russen schnell gebrochen und sind im weiteren Vordringen nach Südosten.

Zerel, an der Südküste der Halbinsel Sworbe, und Arensburg, die Hauptstadt der Insel Ösel, brennen.

Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer ist die Lage unverändert."

### Über den 14. Oktober:

„Auf der Insel Oesel wurden schnelle Fortschritte erzielt. In ungestümem Vorwärtsdrängen warfen unsere Infanterie-Regimenter und Radfahr-Bataillone, vielfach ohne das Herankommen der Artillerie abzuwarten, den Feind, wo er sich stellte.

Die Halbinsel Sworbe wurde von Norden her abgeschnürt, während das Feuer unserer Schiffe die Landbatterien niederhielt.

Wir stehen vor dem brennenden Arensburg und sind im Vordringen im Ostteil der Insel, nach deren Ostküste die russischen Kräfte eiligst zurückweichen, um über den Damm, der Ösel mit der Insel Moon verbindet, zu entkommen.

Unsere Torpedoboote sind in das Binnenfahrwasser zwischen Ösel und Dagö eingedrungen und haben in wiederholten Gefechten russische Seestreitkräfte in den Moon-Sund zurückgedrängt."

### Über den 15. Oktober:

„Die unter dem Befehl des Generals der Infanterie von Kathen auf Ösel kämpfenden Truppen setzten sich gestern völlig in den Besitz des Hauptteils der Insel.

Auf der nach Süden auslaufenden Halbinsel Sworbe leisteten die dort abgeschnittenen russischen Truppen noch hartnäckigen Widerstand. Die schweren Küstenbatterien sind durch das Feuer unserer Schiffe zum Schweigen gebracht worden. Gegen die Ostküste wurde der Feind so scharf gedrängt, daß nur Teile sich über den nach Moon führenden Damm zu retten vermochten. Bei den Kämpfen um den Brückenkopf von Orrissar am Ostrand von Ösel wirkten von Norden her unsere Seestreitkräfte durch Feuer erfolgreich mit.

Bisher sind mehr als 2400 Gefangene gezählt worden. Versprengte werden die Zahl noch erhöhen. 30 Geschütze, 21 Maschinengewehre, einige Flugzeuge und viele Fahrzeuge fielen bis jetzt in die Hand unserer Landungstruppen, die unter vortrefflicher Mitwirkung der unter Befehl des Vize-Admirals Schmidt stehenden Flottenteile den wesentlichsten Teil ihrer Aufgabe in vier Tagen erfüllten.

Im Rigaischen Meerbusen sind die Inseln Runö und Abro von uns besetzt worden."

Am 13. Oktober hatte Kerenski an den Oberbefehlshaber der russischen Ostseeflotte ein Telegramm gerichtet, das anhub: „Sagen Sie der Ostseeflotte, daß die Stunde der furchtbaren Prüfung gekommen ist. Rußland erwartet zu seiner Rettung eine tapfere Tat der Marine, und ich als oberster Befehlshaber fordere von den Mannschaften und der Führung, daß sie sich opfern." Dieses taten sie keineswegs, sondern sie verharrten in vollkommener Untätigkeit, obwohl die russische Ostseeflotte mit ihren 4 Großkampfschiffen und 3 Kreuzern das deutsche Unternehmen hätte empfindlich stören, vielleicht ganz unmöglich machen können. Denn das deutsche Vorgehen war über die Maßen kühn und wurde sogar in England mit unverhohlener Bewunderung be-



**Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern, der Oberbefehlshaber Ost, beim Unterzeichnen des Waffenstillstandsvertrags.**

1. Kameneff; 2. Joffe, Vorsitzender der russischen Delegation; 3. Frau A. A. Bizenko, Mitglied der russischen Delegation; 4. Konteradmiral Altvater; 5. Lipsky, Hauptmann im russischen Generalstab; 6. Karachan, Sekretär der russischen Delegation; 7. Fokke, Oberstleutnant im russischen Generalstab; 8. Zekki-Pascha, der Bevollmächtigte der Türkei; 9. Österreichisch-ungarischer Botschafter K. v. Mérey; 10. Prinz Leopold von Bayern; 11. Generalmajor Hoffmann, Chef des Stabes des Prinzen Leopold von Bayern, der Leiter der Verhandlungen; 12. Oberst Gantschew, der bulgarische Bevollmächtigte; 13. Kapitän z. S. Horn; 14. Hey, Hauptmann im Generalstab; 15. Brinkmann, Major im Generalstab; 16. Major v. Kameke; 17. Rittmeister v. Rosenberg; 18. Major v. Mirbach; 19. Taube-Dobrowolsky.

trachlet. Englische Zeitungen verglichen Ösel mit Gibraltar und erklärten, seine Besetzung durch die Deutschen sei für Rußland eine sehr große Gefahr und bilde eine beständige schwere Bedrohung Petersburgs. Am 16. Oktober war Ösel völlig in deutscher Hand, und der Teil der russischen Flotte, der nun endlich den Versuch unternahm, die Deutschen zu stören, wurde zur eiligen Umkehr gezwungen. Nacheinander eroberten die Deutschen die Inseln Moon unter dem Befehl des Generalleutnants von Estorff, Dagö und die kleine Insel Schildau und besiegten die russische Flotte, die nicht sehr lange Widerstand leistete, sondern bald abdampfte, wobei sie noch das Linienschiff „Slava" verlor. Sie tat wohl daran, denn sie war ihrem Gegner weder an Zahl noch an Tüchtigkeit und Ausrüstung gewachsen.

Am 21. Oktober war die Eroberung der Inseln vollendet. Eine gewaltige Beute war in die Hände der Deutschen gefallen, 20130 Gefangene, mehr als 100 Geschütze und vieles Kriegsgerät. Zu weiteren Kämpfen von Bedeutung kam es im Oktober und November nicht mehr, denn der Winter brach herein und machte den Deutschen ein Vordringen unmöglich. Die Russen aber konnten an neue große Offensiven nicht mehr denken. Ihre Heere zersetzten sich immer mehr. Die Soldaten desertierten in Massen, zeigten nicht die geringste Lust, sich wieder in den aussichtslosen Kampf hineintreiben zu lassen und waren ja auch so erbärmlich verpflegt, daß man ihnen ein gewisses moralisches Recht zum Davonlaufen zubilligen muß.

So entsprang die Friedenssehnsucht der in Rußland zur Macht gelangten Bolschewisten nicht nur ihren friedfertigen Grundsätzen und dem Wunsche, sich beim Volke ohne Unterschied der Klassen beliebt zu machen, sondern auch der Einsicht, daß mit einem solchen Heere nach solchen Niederlagen an einen Sieg nicht mehr zu denken war. Deshalb beauftragten sie am 20. November den derzeitigen russischen Oberbefehlshaber Duchonin, den Feinden einen Waffenstillstand anzubieten, und als Duchonin erst sich in Schweigen hüllte, dann Ausflüchte machte, endlich sich geradezu weigerte, den Befehl zu vollziehen, so setzten sie ihn ab und ernannten Krylenko zum Generalissimus aller russischen Heere. Am 29. November entfloh Duchonin mit den militärischen Vertretern der Entente aus dem russischen Hauptquartier, er wurde aber gefangen und von den Bolschewisten ermordet. Den Engländern und Franzosen muß es wohl schwül geworden sein bei dem, was jetzt in Rußland vor sich ging. Die Bolschewistenführer Trotzki und Lenin hatten es klar an den Tag gelegt, daß sie auf die bisherigen Verbündeten Rußlands nicht die geringste Rücksicht mehr nehmen wollten. Sie hatten, trotz des wütendsten Geschreies von London und Paris her, die Geheimverträge veröffentlicht, die sie in den Archiven der früheren Regierung gefunden hatten. Bewiesen die Aussagen des Suchomlinow-Prozesses, daß die russische Kriegspartei den Feuerbrand des Krieges in die Menschheit geschleudert hatte, so beweisen diese Akten, daß seit Jahren ein Raubzug zwischen der Regierung des Zaren und England und Frankreich, Italien und Rumänien gegen Österreich-Ungarn, Deutschland und die Türkei vorbereitet worden war. Elsaß-Lothringen sollte den Franzosen zurückgegeben, aus dem linksrheinischen deutschen Gebiete ein neutraler Staat gebildet werden, der frei sein sollte von jeder politischen und wirtschaftlichen Abhängigkeit von Deutschland. Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien sollten an Rußland fallen. Aus der österreichisch-ungarischen Masse verlangte Rußland Galizien und die Bukowina. Italien erhielt das Trentino, einen Teil von Tirol, Triest mit einem Hinterland und Dalmatien. Den Rumänen wurde Transsylvanien, das Banat und Siebenbürgen zugesprochen. Bosnien, Slavonien und Kroatien sollten unter das Zepter des edlen Serbenpeters fallen. Die Türkei wurde in Interessenkreisen aufgeteilt. Ein Stück, mit Konstantinopel, war bestimmt, dem russischen Reiche angegliedert zu werden, doch sollte Konstantinopel ein Freihafen sein für alle Waren, die weder von Rußland kamen noch nach Rußland gingen. Das waren die Ziele der Nationen, die behaupteten, für Recht und Gerechtigkeit zu kämpfen und das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu verfechten und zum Schutze der kleinen Staaten das Schwert gezogen zu haben.

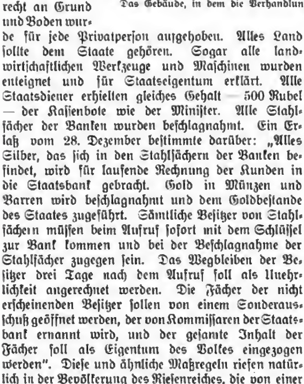
Das Vorgehen der Bolschewisten erregte natürlich bei den bisherigen Verbündeten Rußlands große Wut, und England, Frankreich und Italien erklärten, daß sie die neue Regierung in Petersburg nicht anerkennen könnten. Der englische Botschafter Buchanan, der Chef der französischen Militärmission General Berthelet, der amerikanische Bevollmächtigte Kerth intrigierten im russischen Hauptquartier gegen den Abschluß des Waffenstillstandes. Aber Trotzki und Lenin hatten ein Mittel, die Engländer und Franzosen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Am 7. Dezember brachte ihre Zeitung „Prawda" einen Aufsatz, in dem der Gedanke erörtert wurde, die von Rußland mit ausländischen Staaten abgeschlossenen Anleihen für ungültig zu erklären und die Verzinsung und Tilgung dieser Anleihen einzustellen. Es wurde also mit dem russischen Staatsbankerott gedroht. Sofort änderten die Herren in London und Paris ihren Ton. Von einer Nichtanerkennung der Sowjetregierung war nun auf einmal nicht mehr die Rede, und auch der Gedanke eines russischen Sonderfriedens konnte in Erwägung gezogen werden. Die klugen Leute machten gute Miene zum bösen Spiele, wirkten aber insgeheim rüstig weiter auf den Sturz der Räteregierung hin. Diese indessen kümmerte sich nicht im mindesten um ihre Haltung. Sie tat, was ihr beliebte und was sie auch mußte, wenn sie nicht im Kriege ihre Macht einbüßen wollte: Sie unterbreitete dem siegreichen Deutschland ein Friedensgesuch. Über die Friedensverhandlungen, die sich bis weit in das Jahr 1918 hinzogen, wird in anderem Zusammen-

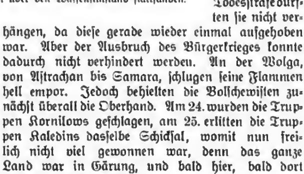
hange berichtet werden. Zunächst kam am 7. Dezember ein Waffenstillstand auf 10 Tage zustande.

Im Innern begannen die Bolschewisten, den bürgerlichen Staat zu zerschlagen und ihre sozialistischen Pläne und Gedanken zu verwirklichen. Schlag auf Schlag folgten aufeinander die Gesetze und Verordnungen, die das bezweckten. Die Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung verhinderten sie nicht, wenigstens nicht überall, weil sie hofften, die Mehrzahl der Stimmen zu erhalten. Sollte das aber nicht der Fall sein, erklärten ihre Zeitungen ganz unumwunden, so werde man sich um die Nationalversammlung nicht einen Deut scheren und die Macht nicht mit dem Bürgertum teilen oder gar an das Bürgertum abtreten. Vor allem aber waren sie bestrebt, die Nationalversammlung vor die vollendete Tatsache der Sozialisierung des Staates zu stellen. Das Eigentumsrecht an Grund und Boden wurde für jede Privatperson aufgehoben. Alles Land sollte dem Staate gehören. Sogar alle landwirtschaftlichen Werkzeuge und Maschinen wurden enteignet und für Staatseigentum erklärt. Alle Staatsdiener erhielten gleiches Gehalt — 500 Rubel — der Kassenbote wie der Minister. Alle Stahlfächer der Banken wurden beschlagnahmt. Ein Erlaß vom 28. Dezember bestimmte darüber: „Alles Silber, das sich in den Stahlfächern der Banken befindet, wird für laufende Rechnung der Kunden in die Staatsbank gebracht. Gold in Münzen und Barren wird beschlagnahmt und dem Goldbestande des Staates zugeführt. Sämtliche Besitzer von Stahlfächern müssen beim Aufruf sofort mit dem Schlüssel zur Bank kommen und bei der Beschlagnahme der Stahlfächer zugegen sein. Das Wegbleiben der Besitzer drei Tage nach dem Aufruf soll als Unehrlichkeit angerechnet werden. Die Fächer der nicht erscheinenden Besitzer sollen von einem Sonderausschuß geöffnet werden, der von Kommissaren der Staatsbank ernannt wird, und der gesamte Inhalt der Fächer soll als Eigentum des Volkes eingezogen werden". Diese und ähnliche Maßregeln riefen natürlich in der Bevölkerung des Riesenreiches, die von einer



Das Gebäude, in dem die Verhandlungen über den Waffenstillstand stattfanden.





kleinen Minderheit vergewaltigt wurde, da und dort lebhafte Gegenwirkungen hervor. Aber die Bolschewisten gingen mit der größten Energie gegen ihre Feinde vor. Am 10. Dezember wurde über die Provinzen am Ural und am Don, wo die Generale Kornilow und Kaledin gegen die Gewaltherrschaft aufgeboten waren, der Belagerungszustand verhängt. Am 11. Dezember wurde die Kadettenpartei geächtet und für eine Partei von Volksfeinden erklärt. Am 12. Dezember wurde eine Massenverhaftung von Kadetten und hohen militärischen und bürgerlichen Beamten angeordnet.

In ganz Rußland wurden revolutionäre Gerichtshöfe eingesetzt, deren Mitglieder aus den Arbeiter- und Soldatenräten gewählt wurden. Sie sollten überall die Gegenrevolution bekämpfen. In der Wahl der Mittel zur Bekämpfung der Reaktion waren sie an keine Vorschriften gebunden; nur die Todesstrafe durften sie nicht verhängen, da diese gerade wieder einmal aufgehoben war. Aber der Ausbruch des Bürgerkrieges konnte dadurch nicht verhindert werden. An der Wolga, von Astrachan bis Samara, schlugen seine Flammen hell empor. Jedoch behielten die Bolschewisten zunächst überall die Oberhand. Am 24. wurden die Truppen Kornilows geschlagen, am 25. erlitten die Truppen Kaledins dasselbe Schicksal, womit nun freilich nicht viel gewonnen war, denn das ganze Land war in Gärung, und bald hier, bald dort brachen neue Aufstände aus.

Hand in Hand mit dem inneren Verfall ging der äußere. Immer schärfer traten die Bestrebungen der Rand- und Fremdvölker zutage, sich von Rußland loszulösen. Polen war vorderhand schon von Rußland abgetrennt, denn es war von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen besetzt, und die unvergleichliche Staatskunst der Männer, die an der Spitze der beiden Kaiserreiche standen, hatten das famose „Königreich Polen" geschaffen, ein Königreich, das keinen König hatte und dessen Einwohner zum größten Teile aus Republikanern bestanden, die auch keinen haben wollten. Finnland erreichte nach vielen inneren Wirren, die zu schildern

hier nicht der Platz ist, im Januar 1918 die Anerkennung seiner Selbständigkeit durch die Bolschewikenregierung in Petersburg.

Am gefährlichsten für Rußland waren die Trennungsbestrebungen der Ukrainer, denn die Ukraine war die Kornkammer des weiten Reiches. Ein volles Drittel des russischen Getreides wurde hier gebaut. Auch an Bodenschätzen, Kohle, Salz und Eisen ist das Land überreich. Annähernd 70 Prozent der russischen Eisen- und Kohleherovorbringung wird von der Ukraine gestellt. Es wäre für die Großrussen ein furchtbarer Schlag gewesen, wenn dieses Land mit seinen 30 Millionen kleinrussischen Bewohnern sich selbständig gemacht und vom Reichskörper losgelöst hätte. Das hatte schon Kerenski erkannt und alles getan, was in seiner Macht stand, es zu verhindern, und das erkannte die bolschewistische Regierung nach ihm ebenso. Darum fiel es ihr gar nicht ein, die werdende unabhängige Republik anzuerkennen. Das sonst so gepriesene Selbstbestimmungsrecht der Völker sollte hier nicht anerkannt werden. Die Ukrainer aber ließen sich in ihren Bestrebungen nicht irre machen und aufhalten. Die „Rada" in Kiew ernannte eine ukrainische Regierung, die das ukrainische Heer in die Heimat zurückrief, und am 21. November erklärte die Rada die Ukraine zu einer selbständigen Republik, allerdings noch immer innerhalb des russischen Gesamtreiches. Der junge Staat trug freilich den Todeskeim in sich, denn er verkündete dieselben Gesetze wie die Bolschewikenrepublik: Das unbeschränkte Streikrecht der Arbeiter, die Abschaffung der Todesstrafe, die Enteignung des Grundbesitzes ohne Entschädigung und vor allem den achtstündigen Arbeitstag, die Krone des Blödsinnes auf wirtschaftlichem Gebiete. Trotz dieser Gesinnungsverwandtschaft brach zwischen den beiden glorreichen Republiken sehr bald der Krieg aus. Ein Anschlag der Bolschewiken auf Kiew wurde am 13. November von den ukrainischen Truppen vereitelt, ihre Truppen entwaffnet und nach der Heimat abgeschoben. Aber einschüchtern ließen sich die Ukrainer nicht. Die Bolschewiken sandten ihnen ein Ultimatum, nach dem sie binnen 24 Stunden erklären sollten, ob sie den Durchzug der bolschewistischen Truppen gegen den aufständischen Kosakenführer Kaledin gestatten und selbst an dem Kampfe gegen ihn teilnehmen wollten. Darauf antworteten die Ukrainer dadurch, daß sie ihre Truppen aus der Front zurückriefen, die Grenzen nach Norden sperrten, die bolschewistischen Truppen in ihrem Lande überall entwaffneten. Nun setzten Trotzki und Lenin ihre Heere gegen die Ukrainer in Bewegung, aber ihre Soldaten verweigerten den Gehorsam, und so konnten sie nichts ausrichten. Ende des Jahres 1917 stand die Sache so, daß die Ukraine eine selbständige Republik war, die sich sogar mit der Petersburger Regierung im Kriege befand.

Die kleinen Fremdvölker Rußlands folgten den Beispielen der größern. Die Weißrussen, die Beßarabier, die Letten, Litauer und Esthen wollten selbständig werden. Die Deutschen, Kurländer und Livländer erstrebten den Anschluß an das Deutsche Reich. Die Krim-Tataren, die transkaukasischen Armenier, Tataren und Georgier, die Baschkiren — alle wollten selbständig werden. Die Donkosaken unter der Führung ihres Hetmans Kaledin bekämpften das bolschewistische Großrußland mit den Waffen, und es gelang nicht, sie niederzuwerfen. So war das frühere Zarenreich in voller Auflösung begriffen — ein herzerfreuender Anblick für England, dessen großer Gegner in Asien auf unabsehbare Zeit hinaus als erledigt gelten konnte. Wenigen Männern ist daher England so zu Dank verpflichtet wie den beiden, die das durch ihre Siege ermöglicht hatten Hindenburg und Ludendorff.

## Die deutschen Kolonien vom Anfang des Krieges bis Ende des Jahres 1917.

Das Schicksal der deutschen Kolonien wurde auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden. Wenn es hier den Deutschen gelang, den Krieg zu ihrem Vorteil zu beenden, so fielen sie nach dem Abschlusse des Völkerringens ganz von selbst wieder an ihren rechtmäßigen Herrn zurück. Daß sie während des Krieges verloren gehen mußten, daran zweifelte in Deutschland kein vernünftiger Mensch. Die deutsche Regierung hatte allerdings der englischen den Vorschlag gemacht, im Kriegsfalle Afrika zu neutralisieren, damit die schwarze Rasse und die Heidenschaft nicht aus nächster Nähe das Schauspiel genössen, wie sich die weiße Rasse und sogenannte Christenheit untereinander zerfleischten. Der Vorschlag bewies das gute Gemüt, den wackeren, anständigen Charakter der Männer, die Wilhelms II. Berater waren, aber auch ihre unglaubliche, wahrhaft ungeheuerliche politische Unfähigkeit. Die Bücher der Geschichte waren diesen Herrschaften offenbar Bücher mit sieben Siegeln, denn auf ihren Blättern stand geschrieben, daß England nacheinander die Portugiesen, Holländer, Franzosen in fremden Erdteilen bekriegt, aufs gewalttätigste und roheste behandelt und aus ihren Kolonialbesitzen verdrängt und nie danach gefragt hatte, ob das dem Ansehen oder dem Christentum der weißen Rasse schicklich sei oder nicht. Den Engländern war es nützlich, und alles andere war ihnen vollkommen gleichgültig. Wie sollte es auf den Einfall kommen, Deutschland gegenüber anders zu verfahren?

Es kam auch in der Tat nicht auf diesen Einfall und bediente sich sogar der Dienste einer andern, nämlich der gelben Rasse, um Deutschland aus allen seinen Kolonien zu vertreiben. Den Japanern überließen die Engländer die Eroberung von Tsingtau, wie bereits erzählt worden ist, und stellten dazu nur eine kleine Hilfsmannschaft, damit sie sagen

konnten, sie seien dabei gewesen. Mit besonderer Freude zogen sie allerdings die Japaner nicht heran, denn sie wußten wohl, wie gefährlich ihnen jedes Anwachsen der japanischen Macht werden mußte, und daß die Gelben aus den Plätzen, die sie erobert hatten, schwerlich wieder herauszudrängen seien. Die Japaner aber erkannten, daß ihnen zur Durchführung ihrer ostasiatischen Herrschaftspläne nichts vorteilhafter sein konnte, als eine Festsetzung in den deutschen Kolonien in der Südsee, und handelten danach, und die Engländer konnten den lieben Verbündeten das nicht wehren. Sie nahmen jetzt sogar manches von ihnen hin, was sie sonst sicherlich nicht hingenommen hätten. So hatte Anfang August 1914 der englische Kreuzer „Sidney" die Palau-Inseln zu britischem Besitz erklärt. Die Japaner aber erklärten dagegen, ein Land besitze nur, wer es wirklich besetzt habe, ließen sich dort häuslich nieder, hißten ihre Flagge und ließen sich nicht wieder vertreiben. Den deutschen Beamten, die dort die Phosphatgewinnung leiteten, geschah zunächst nichts, aber nach einiger Zeit wurden sie über Nagasaki nach Schanghai abgeschoben. Die Japaner übernahmen die Verwaltung der Inseln.

Ganz ähnlich ging es auf Jap zu, das zu den Karolineninseln gehört. Erst kamen die Engländer und zerstörten die Funkerstation, dann setzten sich auch hier die Japaner fest. Ponape und Truk wurden gleichfalls von den Japanern in Besitz genommen, auch die Marschallinseln und die Marianen fielen in ihre Hände. Nach den Berichten der dortigen Deutschen war das Verhalten der Gelben bei der Besitzergreifung im großen und ganzen menschlich. Einzelne Ausschreitungen und Plünderungen kamen vor, aber die Offiziere gingen sehr scharf dagegen vor und hatten und behielten ihre Leute in der Hand. Die deutschen Beamten wurden mit ihren Familien zum allergrößten Teile weggeschafft und dann nach Amerika entlassen. Beleidigungen und Gemeinheiten wurden ihnen aber nicht zugefügt, und die Missionare erhielten sogar die Erlaubnis, im Lande zu bleiben und ruhig weiter zu predigen.

Ganz anders verfuhren die Engländer und Australier in Neuguinea. Sie erschienen schon am 12. August vor Herbertshöhe, dem Sitze der deutschen Regierung, und vor Rabaul auf Neupommern, brannten die Postämter nieder, dampften dann aber wieder ab. Am 10. September kamen sie wieder und ließen sich nun häuslich nieder. Von einem Widerstande konnte nicht die Rede sein, dazu waren die Deutschen viel zu schwach. Auch fanden sich Verräter in ihrer Mitte, wie z. B. der Kapitän Straßburg, der den Engländern alles für sie Wichtige freiwillig mitteilte. Ganz sinnloser Weise beschossen sie trotzdem die Küste bei Toma und töteten dadurch eine Anzahl Eingeborener. In Rabaul und Herbertshöhe setzten sie alle Weißen gefangen und plünderten alle ihre Häuser. Besonders aber be-




Übersichtskarte über die Wegstrecken, die von den Truppen des Generals von Lettow-Vorbeck seit Beginn der großen feindlichen Offensive (März 1916) bis Ende Juni 1918 in Deutsch-Ostafrika und Portugiesisch-Ostafrika zurückgelegt worden sind.

schlagnahmten sie die deutschen Handelshäuser und rissen den Handel an sich.

Der kleine deutsche Kolonialbesitz war also binnen wenigen Wochen den Japanern und Engländern zum Raube gefallen, wie das nicht anders zu erwarten war. Die paar hundert Deutschen, die sich dort aufhielten, hätten sich ganz nutzlos geopfert, wenn sie ihr Schicksal mit den Waffen hätten wenden wollen. Anders gestalteten sich die Dinge in den großen Kolonien, die Deutschland in Afrika besaß. Sogar Togo, die kleinste unter ihnen, leistete heftigen Widerstand und konnte erst nach einem mehrwöchentlichen Kampfe unterworfen werden. Dabei ist das Land, eingekeilt zwischen das französische Dahome und die englische Goldküste, sehr schwer zu verteidigen, und dem Gouverneur, Major von Doering, standen nur 400 Soldaten zur Verfügung.

Der Überfall auf Togo durch die Engländer und Franzosen erfolgte sehr schnell, nur wenige Tage nach der englischen Kriegserklärung an Deutschland. Am 8. August 1914 bemächtigten sich die Engländer der Stadt Lome, die Franzosen nahmen Anecho in Besitz. Doering hatte seine ganze Macht bei Kamina zusammengezogen, um die dortige Funkerstation möglichst lange zu schützen. Gegen ihn setzten sich die englischen und französischen Streitkräfte in Bewegung, wurden aber auf dem Marsche auf Kamina mehrmals durch deutsche Truppen aufgehalten. Es kam zu Gefechten bei Chachue und Bafilo zwischen Deutschen und Franzosen und bei Agbeluvhoe und am Chraflusse zwischen Deutschen und den vereinigten englischen und französischen Streitkräften. Am Chra hielten die Deutschen lange Stand, mußten aber schließlich das Gefecht aus Mangel an Schießbedarf einstellen. Wohl wesentlich aus demselben Grunde sah sich der deutsche Gouverneur gezwungen, den aussichtslosen Kampf zu beenden und sich den Feinden mit seiner ganzen Macht gefangen zu geben. Er konnte es nicht erreichen, daß die Übergabe mit Zubilligung militärischer Ehren geschah. Die Gefangenen wurden unter Bewachung schwarzer Truppen nach Atakpame gebracht und dort von den Negersoldaten regelrecht ausgeplündert. Die französischen Offiziere sahen dem gleichgültig zu. Der allergrößte Teil der Deutschen, Männer, Frauen und Kinder, auch die Missionare und Ärzte, wurden in Lome auf einen englischen Frachtdampfer zusammengepfercht und nach Dahome gebracht. Dort wurden sie von den Franzosen erbärmlich behandelt und aufs jämmerlichste verpflegt, wie denn auch die Franzosen überall in den Kolonien, wohin sie kamen, aufs schamloseste stahlen, raubten und plünderten.



Blick auf Dar-es-Salam.

Die Übergabe erfolgte am 26. oder 27. August. Die beiden Raubgenossen teilten sich in die Kolonie, wobei die Engländer, wie sich's gebührte, den Löwenanteil erhielten. Sie gingen natürlich sofort daran, den deutschen Handel lahmzulegen, und die Franzosen folgten ihrem Beispiele. Im November 1914 mußte die „Deutschwestafrikanische Bank" ihre Pforten schließen, und die „Bank of British Westafric" trat an ihre Stelle. Womit der Zweck der Übung erreicht war.

Noch weit heftigeren Widerstand als in Togo fanden die Engländer und ihre Verbündeten in der großen deutschen Kolonie Kamerun. Die Deutschen hatten dort eine Wehrmacht von etwa 1000 Weißen und annähernd 6000 Schwarzen zur Verfügung. An Artillerie besaßen sie vier alte Kanonen. Gegen aufständische Neger waren diese Geschütze eine sehr wirksame Waffe, gegen europäische Truppen, die mit modernen Kanonen ausgerüstet waren, kamen sie wenig in Betracht. Die deutsche Regierung scheint niemals daran gedacht zu haben, daß die Kolonie in die Lage kommen könne, sich solcher Feinde erwehren zu müssen, obwohl sie ja von britischem, französischem und belgischem Gebiet umgeben ist. Auch daß nur geringe Mengen von Schießbedarf und Waffen in Kamerun vorhanden waren, wies auf einen bedenklichen Mangel an Voraussicht hin. Dies hat die Verteidigung der Kolonien mehr als alles andere erschwert und aussichtslos gemacht.

Die Kämpfe nahmen ihren Anfang am 24. August 1914 und wurden eröffnet durch das französische Kanonenboot „Surprise". Die Franzosen beschossen Ukoko von dem Corisco-Berg aus und dann mit dem Panzer-

kreuzer „Bruix" Kampo und Kribi, sämtlich unverteidigte und offene Ortschaften. Die Engländer erschienen am 5. November vor Viktoria, landeten, schossen das Gebäude der Westafrikanischen Pflanzungsgesellschaft in Brand, zogen sich dann aber wieder auf ihre Schiffe zurück. Zugleich blockierten englische Kriegsschiffe die Mündung des Kamerunflusses, in die sie nicht einfahren konnten, weil die Deutschen zum Schutze Dualas Dampfer versenkt und Minen ausgelegt hatten. Torpedoangriffe der Deutschen auf die britischen Schiffe hatten keinen Erfolg. Das deutsche Schiff „Nachtigal" ging dabei verloren, und hier erreignete sich zum ersten Male in diesem Kriege einer der Fälle englischer Roheit, die sich später — man denke nur an die Namen „Baralong" und „King Stephen" — so oft ereignet hatten. Die im Wasser schwimmend umhertreibende Besatzung des deutschen Schiffes wurde von den Engländern beschossen und zum Teil getötet.

Nachdem die englische Seemacht vor der Mündung des Dualaflusses durch englische und französische Kreuzer namhaft verstärkt worden und die Sperre zum Teil durchbrochen war, wurde am 26. September die Stadt Duala beschossen und zur Übergabe aufgefordert. Sie erfolgte am 27., denn die Stadt war gegen die gewaltige Übermacht nicht zu halten. Nun ging eine englische Truppenmacht an Land, besetzte Duala und trieb alle Deutschen, welches Alters, Geschlechts und Standes sie auch waren, in einen Garten zusammen, wie sie gerade gingen und standen; fast den ganzen Tag über mußten sie in der glühenden Hitze auf dem Platze stehen, bewacht von schwarzen Soldaten. Dann mußten sie in langer Reihe, je zwei und zwei, durch die Stadt marschieren, verhöhnt von den Dualanegern, die ihre bisherigen Herren in der gemeinsten Weise beschimpften. Mehr mitzunehmen, als was sie in der Hand tragen konnten, war ihnen verboten. Die Höchststehenden unter den Gefangenen wurden am schlechtesten behandelt, gestoßen, mit Kolbenstößen vorwärtsgetrieben, bedroht und beschimpft. Die miserable Behandlung setzte sich fort in den Lagern von Lagos und Ibadan, wohin sie zunächst gebracht wurden, und erreichte ihren Höhepunkt auf dem Dampfer, der sie nach England in die Konzentrationslager überführte. Erbärmlich war die Verpflegung, aller Menschlichkeit Hohn sprechend die Unterkunft in den Laderäumen, und die Bewachung durch Schwarze dauerte die ganze Reise über an. Bitterlich beschwerten sich die deutschen Missionsgesellschaften darüber, daß auch den Missionaren und ihren Frauen und Kindern kein besseres Los bereitet worden wäre. In ihrer unglaublichen Harmlosigkeit hatten sie ja so etwas von ihren lieben englischen Brüdern in Christo nicht im entferntesten erwartet, hatten vielmehr geglaubt, der Druck der öffentlichen Meinung im gottseligen England werde die englische Militärmacht zwingen, mit ihren Roheiten vor den Verkündern des Evangeliums Halt zu machen. Aber nur hier und da erhob sich in England schüchtern eine Stimme, die gegen die Behandlung der deutschen



Blick auf den Massoko-See. Im Vordergrunde Major v. Langenn-Steinkeller.



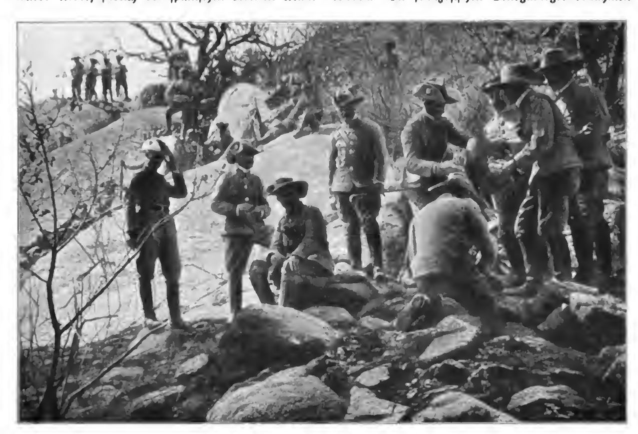
Ein Zeltlager der Askari.

Missionare Einspruch erhob. Die ungeheuere Mehrheit des „Missionsvolkes“ war ganz damit einverstanden, daß das Ansehen der Deutschen in den Augen der Neger ein für allemal vernichtet werden müsse. Deshalb ließen sie die Deutschen ohne Unterschied von den Negern entwürdigend behandeln und behandelten selbst sie aufs verächtlichste. Bei den Dualas erregten sie dadurch großes Entzücken, und daran waren die Deutschen selber mit schuld. Denn dieser freche, faule, nichtsnutzige und gemeine Negerstamm war von ihnen geradezu verhätschelt worden. Sie hatten es versäumt, sie zu einer geregelten Arbeit zu erziehen, womit beim Neger die Erziehung überhaupt anfängt. Durch Grundstückverkäufe und dergleichen waren die schwarzen Herrschaften wohlhabend geworden und hatten ein lächerliches Selbstgefühl gewonnen. Sie dünkten sich den Weißen gleich, wollten von keiner Unterordnung mehr etwas wissen, traten äußerst anmaßend auf, wenn sie sich in ihren vermeintlichen Rechten gekränkt fühlten, und erlebten mehrmals die Genugtuung, daß sich sogar der deutsche Reichstag ihrer elenden Querelen tatkräftig annahm. Seit den Zeiten, da der große Reichskommissar Kurt Peters wegen seiner Härte gegen die lieben Neger gestürzt worden war, gehörte es ja zum guten Tone im deutschen Reichstage, daß von Zeit zu Zeit im Namen des Christentums, der Menschlichkeit und anderer schöner Dinge gejammert wurde, wenn einer der schwarzen Lümmel die Prügel bekommen hatte, die ihm zuträglich waren. Die Quittung für dieses geistreiche Gebaren seiner Vertreter erhielt dann das deutsche Volk von den Engländern und den Negern selber. Die Engländer wußten die ganze Welt davon zu überzeugen, daß die Deutschen die beklagenswerten Eingeborenen ihrer Kolonien mißhandelten, weshalb sie nicht verdienten, überhaupt Kolonien zu besitzen. Die Neger aber wurden fauler, als sie schon von Natur waren, und dazu aufsässig und der deutschen Herrschaft feind. Das galt vor allem von den Dualas und führte dazu, daß sie sich sofort zu den Engländern schlugen, als diese ins Land kamen, und ihnen treffliche Dienste als Verräter und Spione leisteten. Die Haltung der Dualas gehörte mit zu den Dingen, die die deutsche Niederlage in Kamerun verschuldet haben. Die Hauptgründe waren allerdings ganz andere: der Mangel an Schießbedarf, der von der Heimat nicht ergänzt werden konnte, und vor allem die ungeheure Übermacht der Feinde. England und seine Verbündeten stellten allmählich 40000 Mann ins Feld. Denen waren die Deutschen und die ihnen treu gebliebenen farbigen Truppen nicht gewachsen, denn sie waren zuletzt auf wenige tausend Mann zusammengeschmolzen. Immerhin haben sich die Verteidiger des Landes bis in den Februar 1916 gehalten — gewiß ein Ruhmesblatt in der deutschen Kriegsgeschichte.

Aus dem Jahre 1914 sind folgende Ereignisse zu erwähnen: Am 6. August überfielen die Franzosen die deutsche Station Bonga, deren kleine Besatzung sich noch rechtzeitig zurückziehen konnte. Die Engländer griffen gegen Ende August Mora von Nigeria aus an, wurden aber abgewiesen. Am 27. August wurden sie in einem Gefechte bei Garua geschlagen, und als sie am 31. das befestigte Garua berannten, wurden sie unter Verlust von mehreren hundert Toten zurückgeworfen. Aus den Briefschaften der toten englischen Offiziere, die in deutsche Hände fielen, ergab sich, daß die Engländer in Nigeria bereits etwa 14 Tage vor der englischen Kriegserklärung an Deutschland davon unterrichtet waren, es werde zu Feindseligkeiten zwischen den beiden Ländern kommen. Offenbar hatten die englischen Staatsmänner

kraft prophetischer Erleuchtung schon Wochen lang vorausgewußt, daß die Deutschen in Belgien einrücken würden, was ja bekanntlich dann der Grund der englischen Kriegserklärung wurde!

Es ist unmöglich und erübrigt sich, die zahlreichen kleinen Gefechte einzeln aufzuführen, in denen die Deutschen das Vordringen der englischen und französischen Übermacht abzuwehren suchten und ihr oft genug siegreich widerstanden und nach dem eigenen Geständnis der Engländer böse Schlappen zufügten. Es half ihnen alles nichts; einzelne Siege konnten das Verhängnis nicht aufhalten. Am 21. September wurde Ukoko, südlich der spanischen Kolonie Muni 10. Dezember wurde auch Bara ihnen übergeben. Die dort befindlichen Deutschen wurden ebenso empörend behandelt, wie dies überall geschah. Es sei hier bemerkt, daß die Engländer auf die Einbringung eines Deutschen den Schwarzen ein Kopfgeld zahlten, mochte er tot oder lebendig abgeliefert werden. Welche Folge das haben mußte, kann sich jeder vernünftige Mensch denken. Die Franzosen taten das Gleiche. Daß Dumdumgeschosse gegen die Deutschen verwendet wurden, versteht sich von selber, ebenso daß Plünderungen, Vergewaltigungen, Diebstähle, Morde sich massenhaft ereigneten und ungeahndet blieben. Die französischen Senegalneger benahmen



Brieftaubenübung unter Oberst v. Estorff.

an der Küste gelegen, von den Franzosen genommen und in den folgenden Tagen die offenen Orte Kampo und Kribi von ihnen durch Beschießung zerstört. Am 22. Oktober fiel Nola in ihre Hände, und damit hatten sie das Gebiet zurückerobert, das sie 1911 an die Deutschen abgetreten hatten.

Die Engländer hatten bis zum 9. Dezember die von den Deutschen gebaute Nordbahn besetzt, die Hauptmann von Engelbrechten mit einer kleinen Schar zwei und einhalb Monat lang aufs tapferste und geschickteste verteidigt hatte und wohl noch länger verteidigt haben würde, wenn nicht der Verrat der Dualas den Engländern die wertvollste Hilfe geleistet hätte. Nkongsamba, der Endpunkt der Bahn, fiel in die Hände der Engländer, und am sich gegen ihre unter deutscher Herrschaft stehenden schwarzen Rassegenossen wie die Bestien, besonders gegen die Weiber, denen sie, wenn sie ihrer habhaft wurden, die Brüste abzuschneiden pflegten. Der deutsche Gouverneur Ebermeier hat eine ganze Menge dieser Greuel dem englischen General Dobell in amtlicher Beschwerdeschrift mitgeteilt.

Ende November oder Anfang Dezember 1914 besetzten die Engländer und Franzosen Buea, nachdem harte Kämpfe vorausgegangen waren. Auch Edea, das von den Deutschen geräumt worden war, fiel im Dezember 1914 in die Hände der Verbündeten. Von da aus vermochten die Franzosen zunächst nicht weiter vorzudringen. Im Süden besetzten die Franzosen kurz vor Weihnachten 1914 Molundu und

drangen von da auf Lomie vor. Auf dem Wege dahin hatten sie sehr ernsthafte Gefechte mit den Deutschen zu bestehen. Sie wurden von Hauptmann Henny und Hauptmann von der Marwitz, die beide dabei das Leben einbüßten, im März 1915 geschlagen. Eine andre französische Heeressäule, die gleichfalls gegen Lomie vordrang, eroberte am 28. März Ngato, vertrieb die Deutschen nach siebentägigen Kämpfen aus ihrer Stellung am Libefluß und erreichte Lomie am 23. Juni.

Die zahllosen einzelnen Gefechte, in denen meistens nur ein paar hundert, höchstens einmal ein paar tausend Mann einander gegenüberstanden, können selbstverständlich hier nicht einzeln aufgezählt werden, zumal da sie auf den Gang des Weltkrieges gar keinen Einfluß hatten. Die deutschen Führer, die Hauptleute Dühring, Haedicke, von Crailsheim, Beyse, Schippel, Zimmermann, Schlosser u. a. waren tapfere, geschickte Soldaten, machten ihren Feinden nach Kräften zu schaffen, aber eben diese Kräfte nahmen immer mehr ab, während die Gegner immer stärker wurden. Besonders fühlbar wurde den deutschen Truppen ihr fast vollständiger Mangel an Artillerie, während die Engländer Geschütze auf Geschütze herbeiführten. Dadurch wurde die Verteidigung des Landes noch aussichtsloser, als sie von Anfang gewesen war. In Folge der Beschießung durch die englischen Kanonen, denen die Deutschen nichts entgegenzusetzen hatten, fiel am 10. Juni 1915 das vielumstrittene Garua in die Hände der Verbündeten. Die farbigen Truppen der Deutschen, die sonst Tüchtiges leisteten und ihnen — wenige Ausnahmen abgerechnet — eine achtungswerte Treue bewiesen, machten nicht mehr mit, als der Eisenhagel der englischen Geschosse auf ihre Stellungen niederprasselte. Anfang Juli fiel auch Kontsha, und so ging eine Station, eine Stellung nach der andern den Deutschen verloren, so zähe sie sich auch wehrten. Sie brachten den Verbündeten noch viele einzelne Schlappen bei und fügten ihnen zahlreiche Verluste zu und schleppten den Krieg bis in das Jahr 1916 hin und weiter fort, aber im Februar 1916 war ihre Kraft zu Ende. Sie konnten sagen wie einst der alte Blücher bei Lübeck: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und kein Pulver mehr habe.“ Auch das Salz war ihnen fast ausgegangen, und die Arzneimittel fehlten. So traten denn die Reste der deutschen Streitmacht auf spanisches Gebiet über, wurden dort entwaffnet und nach Spanien gebracht. Ungefähr um dieselbe Zeit, nach englischen Nachrichten am 18. Februar, fiel die letzte deutsche Station in der Kolonie, Mora, in die Hände der Engländer. Hauptmann von Raben, der dort befehligte, mußte sie übergeben, weil der Schießbedarf ausgegangen war. Somit befand sich ganz Kamerun in den Händen der Engländer und ihrer Verbündeten.

Bei weitem nicht so lange wie Kamerun hielt sich Deutsch-Südwestafrika. Das lag nicht etwa an geringerer Tapferkeit der dortigen Schutztruppe und ihrer Führer, sondern an der Beschaffenheit des Landes. Kamerun mit seinen Urwäldern, Flüssen und Gebirgen war der Verteidigung günstig, dagegen das Steppenland Südwestafrikas so ungünstig wie möglich. Dazu kam, daß England hier sehr bald eine Macht einsetzen konnte, die der deutschen Schutztruppe an Zahl etwa vierzigfach und an Kriegsmitteln unvergleichlich überlegen war und aus Leuten bestand, die den Krieg in diesen Geländen glänzend zu führen verstanden. Es waren die Buren, die in Deutschland zärtlich und innig geliebten Buren, die hier für England Büttelbdienste verrichteten. Das Burenland war erst seit etwa 13 Jahren eine englische Kolonie geworden und hatte sehr bald dieselben Rechte erhalten wie Kanada und Australien. Mit beispielloser Roheit war die Unterwerfung des Landes nach zweijährigem Kampfe erzwungen worden, weniger durch die Taten im Felde als dadurch, daß man die Frauen und Kinder der Buren in die Konzentrationslager sperrte, sie dort massenweise zugrunde gehen ließ und auf diese Weise ihre kämpfenden Väter, Brüder und Söhne veranlaßte, die Waffen niederzulegen. Mit ebenso beispielloser Geschicklichkeit waren dann die Engländer bemüht gewesen, die Bevölkerung trotz alledem für sich zu gewinnen, zu versöhnen und in den großen Bau ihres Weltreiches einzugliedern. Es war ihnen gelungen. An der Spitze der „Südafrikanischen Union“ — diesen stolzen Namen führte die Kolonie — stand Botha, derselbe Botha, der im Unabhängigkeitskriege eine Zeitlang der Oberbefehlshaber seiner Landsleute gegen die Engländer gewesen war. Jetzt war er überhäuft mit allen Ehren, die England zu vergeben hatte, und die Regierung in London vertraute ihm unbedingt. Er rechtfertigte dieses Vertrauen, denn er war es, der die Union zum Kampfe gegen Deutschland aufrief und fortriß. In vielen der alten Burenkämpfer glühte ja noch der Haß gegen England, und einer der alten ruhmgekrönten Helden des Befreiungskrieges, Delarey, machte den Versuch, seine früheren Waffengefährten zum Kampfe gegen die Engländer auf Seiten der Deutschen aufzurufen. Aber der Aufstand wurde von Botha schnell unterdrückt, und Delarey kam dabei ums Leben. Er fiel in die Hände seiner Gegner und wurde als Aufrührer erschossen (nach andern Nachrichten ist er im Kampfe gefallen). Nun setzte im ganzen Lande eine wilde Preßhetze gegen Deutschland ein. Die Deutschen, so hieß es, hätten den Aufstand angezettelt und den Plan gehabt, den Aufständischen von ihrer Kolonie aus zuhilfe zu kommen und Südafrika für den deutschen Kaiser zu erobern. Botha bewies dem Parlamente auf einer Karte, die gefälscht war, daß die Truppen Wilhelms des Eroberers schon auf dem Boden der Union ständen. So wurde denn der Krieg beschlossen und so vorbereitet, wie es bei einem kriegserfahrenen Mann und tüchtigen General, was Botha ohne Zweifel war, sich von selbst verstand. Die Mittel dazu standen ihm ja in reicher Fülle zur Verfügung. Schon im September 1914 konnte der Angriff begonnen werden. Am 19. September erschien

eine englische Flotte vor Lüderitzbucht, dessen Besatzung, in der richtigen Erkenntnis, daß sie zum Widerstande viel zu schwach sei, sich nach Zerstörung des Funkerturmes zurückzog. Alle Deutschen, die Lüderitzbucht bewohnten, wurden gefangen und nach Kapstadt gebracht. — Dort hatten sie ein Konzentrationslager zu beziehen. Am 25. September kam es zu dem Gefechte bei Sandfontein, das nach den kolonialen Verhältnissen fast schon eine Schlacht heißen konnte. Hier wurde der südafrikanische Oberst Grant von den deutschen Truppen unter Befehl des Oberstleutnants v. Heydebreck kräftig aufs Haupt geschlagen. Ein Teil seiner Streitkräfte wurde vernichtet, 15 Offiziere, 200 Mann und zwei Geschütze fielen in die Hände der Deutschen. Leider büßte ihr tapferer Führer bald darauf durch einen Unglücksfall sein Leben ein.

Das Ziel der Unionstruppen war Windhuk, die Hauptstadt der deutschen Kolonie. Botha selbst trat den Marsch dorthin von Swakopmund aus an. Schon am 21. Oktober 1914 war diese Stadt, obwohl sie unbefestigt war, von einem englischen Hilfskreuzer beschossen worden. Am 14. Januar 1915 nahm Botha sie in Besitz und rückte nun mit einem sehr stattlichen Heere, der Nordbahn folgend, gegen Windhuk vor. Die Deutschen suchten ihm in den Gefechten bei Jakalswater, Riet und Pforte den Weg zu verlegen, wurden aber zurückgeworfen. Zugleich ging eine nicht unerhebliche Truppenmacht der Union auf Keetmannshop und vereinigte sich dort mit den Truppen, die von Süden heranmarschierten. Die Deutschen mußten fürchten, umzingelt zu werden, und räumten deshalb Windhuk am 12. Mai. Aber dem Schicksale der Umzingelung entgingen sie trotzdem nicht. In Otawi und Korab, wohin sie sich zurückgezogen hatten, wurden sie von Bothas ungeheurer Übermacht eingekreist und mußten sich ergeben. Die Übergabe er-

Geschützstellung in Kamerun.

Oberst v. Estorff hält in Windhuk (Deutsch-Südwestafrika) eine Ansprache.

folgte deshalb, weil sie bei dem Rückzuge aus Windhuk den größten Teil ihrer Vorräte eingebüßt hatten, weil ihre Zahl sich zu der ihrer Gegner ungefähr wie eins zu zwanzig verhielt, weil ihre Artillerie gegenüber der feindlichen überhaupt nicht in Betracht kam und endlich, weil die Truppen Bothas ihnen an Tapferkeit ebenbürtig, an Geschicklichkeit überlegen waren. Sie bestanden ja zum größten Teil aus Buren, die den Krieg im afrikanischen Klima und Gelände aus dem Fundamente kannten. Somit war die Übergabe eine durchaus ehrenvolle, und demgemäß waren die Bedingungen, die Botha den Unterlegenen gewährte. Nicht nur die Offiziere, sondern auch die Soldaten wurden im Besitz ihrer Waffen gelassen. Wenn die Offiziere ihr Ehrenwort gaben, sich hinfort am Kriege nicht mehr beteiligen zu wollen, so durften sie sich in der ganzen Kolonie frei bewegen. Von den Soldaten wurden die zum Kriegsdienste ausgehobenen Reservisten auf der Stelle nach Hause gesandt und durften ihre friedliche Beschäftigung wieder aufnehmen. Diese Großmut erklärte sich daraus, daß die südafrikanische Union beabsichtigte, die Kolonie sich anzugliedern. Deshalb wollten sie nicht ein Land haben, in dem die Kulturwerte zerstört, die Bewohner gegen sie erbittert waren. Darum tat Botha auch in der Folgezeit alles was in seiner Macht lag, um die dortigen Deutschen mit ihrem Schicksale auszusöhnen. So entgingen sie den Gemeinheiten, die in allen überseeischen Ländern, wo die Briten Sieger waren, den Deutschen zugefügt wurden. Aber für Deutschland verloren war auch dieses Land.

Nur eine Kolonie hielt bis zum Ende des dritten Kriegsjahres dem Ansturm der Feinde Stand, und es sei gleich hier gesagt, daß sie bis zum Ende des ganzen Krieges ausgehalten hat: Ost-Afrika. Das ist allerdings nicht so zu verstehen, daß die Kolonie als Ganzes in deutscher Hand geblieben wäre. Sie wurde vielmehr allmählich von den Briten und ihren Dienstvölkern, den Belgiern und Portugiesen, erobert, aber es blieb doch eine unbezwungene deutsche Kriegsmacht im Lande, die immer wieder vorbrach und den Engländern das Eroberte wieder streitig machte, so daß für sie von einem ruhigen Besitze und einer sicheren Ausbeutung des Landes nicht die Rede war. Das Verdienst daran gebührt vor allem einem Manne, dem Obersten von Lettow-Vorbeck, der nicht nur ein durchaus furchtloser, kühner und zäher Offizier war, sondern ein Feldherr, der getrost mit Hindenburg und Ludendorff in eine Reihe gestellt werden darf, denn er vollbrachte mit seiner bescheidenen Macht etwas ebenso Erstaunliches, wie jene beiden mit ihrem Millionenheere. Mit ihm teilt sich in die Lorbeeren des Sieges das kleine Heer, das er befehligte. Es bestand zur Zeit seiner höchsten Stärke aus 3000 weißen und 15000 farbigen Soldaten. Die Weißen waren fast alle Leute, die an das Tropenklima gewöhnt



**Schießübung der Askari.**
Links: Major v. Langenn-Steinkeller (verwundet beim Angriff auf Karonga). Rechts: Feldwebel Graumann (gefallen beim Angriff auf Karonga).



Oberstleutnant Franke,
Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika nach dem Tode des Obersten v. Heydebreck. (Phot. H. Noack, Berlin.)



Oberst v. Heydebreck †,
Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika während der ersten Kriegszeit. (Phot. H. Noack, Berlin.)



Oberstleutnant Zimmermann,
Kommandeur der Schutztruppe für Kamerun. (Phot. Breuning, Hanau.)

waren, die schwarzen Truppen waren Askaris und hingen der deutschen Herrschaft mit einer Treue an, die unter Negervölkern als ganz seltene Ausnahme bezeichnet werden muß. Außerdem hatte Lettow-Vorbeck das Glück, eine Schar ganz besonders fähiger und tüchtiger Offiziere unter seinem Befehle zu haben. So besaß er in jenen Truppen ein in jeder Weise ausgezeichnetes Werkzeug seines Willens. An Schießbedarf mangelte es ihm im Anfang nicht, und wenn später hin und wieder Mangel daran eintrat, so gelang es ihm jedesmal, durch Überfälle auf englische oder portugiesische Munitionslager seine Vorräte zu ergänzen. Einmal vermochte auch ein deutsches Schiff, die englische Blockade zu brechen und ihm Vorräte zur Weiterführung des Krieges zu bringen.



General v. Lettow-Vorbeck. (Phot. H. Noack, Berlin.)

Die ersten Angriffe richteten die Engländer gegen die Küste, Dar-es-Salam und Bagamoyo beschossen sie und richteten nicht geringen Schaden an. Ein Versuch, die Küstenorte durch Landung zu erobern, gelang ihnen erst später.

Von den unzähligen Gefechten zu Lande, in denen auf beiden Seiten manchmal 30, manchmal 100 Mann fielen, kann hier selbstverständlich keines aufgeführt werden. Wir müssen uns darauf beschränken, die wichtigsten Kampfhandlungen hervorzuheben. Im Jahre 1914 waren das die Gefechte bei Longido, die Schlacht bei Tanga und die Beschießung von Dar-es-Salam. Bei Longido schlug der Major Kraut eine starke englische Truppe, die von Britisch-Ostafrika vordringen wollte, in einem fünfzehnstündigen Kampfe so aufs Haupt, daß sie fluchtartig zurückgehen mußte. Bei Tanga wurde am 4. November gefochten. Auch die Engländer stellten hier Farbige ins Gefecht, aber nicht eingeborene Neger, sondern Inder, die sie ja vorläufig in beliebiger Anzahl verfrachten und auf die verschiedenen Kriegsschauplätze als Kanonenfutter werfen konnten. Später wurde ihnen das Geschäft durch den Heiligen Krieg, die zunehmende Gärung in Indien und andere Dinge etwas erschwert. Als glänzende militärische Errungenschaft erwiesen sich die Inder übrigens nicht, wenigstens nicht auf dem ostafrikanischen Kriegsschauplatze. Ihre Haltung trug wesentlich dazu bei, daß die Schlacht bei Tanga eine englische Niederlage wurde, wie sie England auf afrikanischem Boden überhaupt noch nicht erlitten hatte. Hier zeigte Lettow-Vorbeck zum ersten Male, welch ein vorzüglicher Heerführer er war. Auf die Dauer war es freilich nicht zu verhindern, daß die gegen Britisch-Ostafrika kämpfenden deutschen Truppen von der Küste abgeschnitten wurden, aber fürs erste war das durch die Schlacht bei Tanga verhindert worden.

Die Beschießung von Dar-es-Salam am 28. und 29. November durch britische Kriegsschiffe erfolgte,

weil die Engländer bei einem Vertragsbruch von den Deutschen gebührend zurückgewiesen waren. Der Gouverneur hatte ihnen erlaubt, mit einem unbewaffneten Boote in den Hafen einzufahren und sich davon zu überzeugen, daß dort liegende deutsche Schiffe nicht mehr betriebsfähig waren. Sie fuhren aber mit bewaffneten Booten ein und versuchten die Besatzung der beschädigten Dampfer gefangen zu nehmen. Dafür erhielten sie deutsches Feuer und erwiderten das durch eine furchtbare Beschießung der offenen Stadt, wobei das Wohnhaus des Gouverneurs zerstört wurde. Sie hatten die bemerkenswerte Unverfrorenheit, sich dann noch über die deutsche Hinterlist zu beschweren.

Das Jahr 1915 brachte eine Reihe von Gefechten, über die nichts Näheres bekannt geworden ist. Sie scheinen für die Deutschen günstig verlaufen zu sein. Jedenfalls sahen die Engländer ein, daß sie mit ganz andern Streitkräften würden auftreten müssen, wenn es ihnen gelingen sollte, Lettow-Vorbeck zur Übergabe zu zwingen. Diese Streitkräfte standen ihnen aber nicht zu Gebote, denn sie brauchten auf ihren zahlreichen Kriegsschauplätzen in Europa und Asien jeden Mann. Deshalb wandten sie sich an die südafrikanische Union mit der Bitte, die Niederwerfung des deutschen Widerstandes in Ostafrika zu übernehmen. Der Antrag fand im Parlament zu Kapstadt heftige Gegner, aber Botha und sein Anhang setzten es doch durch, daß er angenommen wurde.

In Deutschland war die Entrüstung groß, als die Meldung kam, daß die einstmals so heiß geliebten und schwärmerisch verehrten Buren sich noch einmal zu Bütteln Englands machen wollten. Angesehene deutsche Zeitungen redeten von Verrat an der germanischen Rasse, von Treulosigkeit und anderen bösen Dingen. Leider aber konnte von dem allen gar keine Rede sein. Das deutsche Volk erntete hier nur, was die unglaublich sprunghafte und fahrige Politik seines Kaisers gesäet hatte. Wilhelm II. hatte die Buren zu ihrem Kampfe gegen England bekanntlich ermutigt, seine Regierung hatte erklärt, die Selbständigkeit der Burenstaaten auf alle Fälle stützen zu wollen. Statt dessen hatte der Kaiser während des ganzen Burenkrieges eine äußerst freundliche Haltung gegen England eingenommen, und die südafrikanische Unabhängigkeit zu schützen, war ihm gar nicht eingefallen. Wie konnte man also in Deutschland hoffen oder gar erwarten, daß die Buren sich deutschfreundlich erweisen würden? Dazu kam, daß ihnen die Engländer die Meinung beigebracht hatten, der deutsche Kaiser werde, falls er siegen sollte, die Herrschaft über ganz Südafrika an sich reißen, und unter deutsche Herrschaft wollten sie nicht kommen. Sie dachten dabei an soldatischen Drill, Polizeiregierung, Aktenwirtschaft und Bevormundung durch die Juristen — alles Dinge, die ihnen die Haut schaudern machten. So wurde denn mit beträchtlicher Mehrheit der Feldzug gegen Ostafrika beschlossen. An die Spitze des Burenheeres trat General Smuts, sein Unterbefehlshaber wurde General van Deventer. Etwa 40000 Mann weißer und 20000 Mann farbiger Truppen brachte die Union bis Mitte Februar 1916 auf, dazu Artillerie und Kriegsmittel, denen Lettow-Vorbeck weder an Zahl noch an Güte etwas Gleichwertiges entgegenzustellen hatte. Allein das genügte den Engländern noch nicht. Sie boten auch noch andere Vasallenvölker gegen die deutsche Kolonie auf, die Belgier und die Portugiesen, die ansehnliche Truppenmengen und gleichfalls viele Geschütze und Maschinengewehre ins Feld führen mußten. Nach menschlichem Ermessen mußte der deutsche Oberbefehlshaber in wenigen Monaten zur Waffenstreckung gezwungen werden, zumal da er von vier Seiten her zugleich angegriffen werden konnte.

In der Tat gelang es ihm zwar, sich im Felde zu halten, aber er mußte überall, wo ihn die Übermacht erreichte, zurückgehen. Smuts ging mit seinem Heere am 8. März gegen die Linie Taveta—Rombo vor und hatte bis zum 12. Oldorobo, Taveta und Moschi erobert. Am 17. März besetzte er Aruscha und war damit Herr des ganzen Kilimandscharogebietes. Van Deventer hatte die Aufgabe, die deutsche Zentralbahn zu besetzen und nahm sie Ende März in Angriff. Die Deutschen leisteten aber so heftigen Widerstand, daß er mehrmals gezwungen wurde, seinen Vormarsch einzustellen und Verstärkungen heranzuziehen. Unter diesen Kämpfen seien die bei Kondoa—Irangi erwähnt, die vom 9. bis 11. Mai andauerten. In allen Fällen sind wir vorläufig nur auf englische Berichte angewiesen. Man kann also nur sagen: An dem und dem Tage sollen die oder jene Gefechte gewesen sein und sollen den oder jenen Ausgang genommen haben. Soviel steht aber fest, daß die Engländer Anfang Juni Tanga und Pangani besetzt hatten, und daß die Deutschen etwa Mitte Juni Usambara räumen mußten. Ende Juli 1916 erreichte Deventer Dodoma und damit die Zentralbahn.

Auch vor den Belgiern, die unter General Tombeur von Mitte April an ihre Angriffe begannen, mußte die kleine deutsche Streitmacht unter Major von Langenn, beständig fechtend, zurückweichen. Sie gingen in fünf Abteilungen vor, die eine auf Niansa, die andere auf Kigali, die dritte spaltete sich und zog gegen diese beiden Orte. Die vierte versuchte zu einem Teile Usumbura, zum andern Udjidji zu erreichen. Die fünfte marschierte von der Missionsstation Karema am Tanganjika-See gegen Tabora. Mitte Juni waren alle die von ihnen erstrebten Orte in ihre Hände gefallen.

Auch den Portugiesen, die über den Rowuma in die deutsche Kolonie vorstießen, konnten die schwachen deutschen Kräfte, die ihnen gegenüberstanden, kein Halt gebieten: Sie zeigten sich ihnen zwar in jeder Hinsicht überlegen, aber die Übermacht war zu groß.

So ging eine Station nach der andern verloren. Im Januar 1917 war die ganze Küste in englischer Hand, ebenso das ganze Eisenbahnnetz und alles Land,



Panzerkreuzer im Dock. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung" von R. Schmidt-Hamburg.

das nördlich der Zentralbahn lag. Die deutschen Kräfte standen in zwei Gruppen auf einem verhältnismäßig kleinen Raum im Süden und Südosten, wo sie von allen Seiten bedrängt wurden. So berichteten die Engländer, und wir haben keinen Grund, ihre Berichte für unwahr zu halten.

Wie sich im Laufe des Jahres 1917 die Lage in Ostafrika gestaltete, hat das deutsche Kolonialblatt in einer kurzen Übersicht zusammengefaßt, die hier folgen möge:

„Um die Jahreswende 1916/17 hielten die deutschen Streitkräfte noch das Gebiet zwischen der vom Feinde besetzten Ostküste, dem Ruhudje-Kilombero-Rufijifluß im Norden, dem Rowuma im Süden und, soweit feststellbar, einer vom obern Ruhudje aus der Gegend von Ifinga nach der Gegend am Rowuma oberhalb Ssassawara verlaufenden Linie im Westen.

Mit Beginn der Anfang 1917 einsetzenden großen Regenzeit waren die Angriffsbewegungen der verbündeten feindlichen Streitkräfte im allgemeinen zum Stillstand gekommen. Die deutsche Truppe ging trotz der Ungunst der Witterung ihrerseits zum Angriff über: nach Westen und Nordwesten gegen den Nyassasee und in der Richtung Tabora, nach Süden über den Rowuma und nach Osten in der Richtung auf die Küste. Kleinere Abteilungen stießen auch nach Norden auf Kilossa und auf Iringa vor. Nach Westen ging eine Abteilung von angeblich 400 Mann unter Hauptmann Wintgens (einem Bruder des bekannten Fliegers). Hierbei ist, wie seinerzeit gemeldet wurde, Wintgens gefangen genommen worden, aber nicht, wie es in englischen Berichten hieß, nachdem seine Abteilung geschlagen war. Vielmehr ergibt sich aus einem Briefe von Wintgens an seine Mutter, daß er schwer erkrankt war und, weil sein Arzt eine Operation zur Rettung seines Lebens für geboten hielt, seine Truppe allein weitermarschieren ließ und sich den Engländern ergab, um in ein Lazarett gebracht zu werden. Die Abteilung selbst marschierte weiter, erlag aber schließlich nach vielen Gefechten der Übermacht. Die Vorstöße nach Süden in das portugiesische Gebiet waren bekanntlich erfolgreich, die Portugiesen flohen, und in ihrer Kolonie brach ein Aufstand der Eingeborenen aus. Noch erfolgreicher war der Vorstoß gegen die Küste. Der Feind wurde unter großen Verlusten aus dem Gebiet zwischen Kilwa und der Rowuma-Mündung hinausgeworfen, und die Engländer haben später selbst zugegeben, daß deutsche Abteilungen eine Zeitlang den Küstenplatz Lindi besetzt hatten, ebenso Minkindani.

Mitte Mai begannen dann die Feinde unter dem Oberbefehl des Generals van Deventer nach Heranziehung bedeutender Verstärkungen die neue Offensive, an der auch wieder südafrikanische Regimenter und wahrscheinlich auch indische Verbände sowie Kongobelgier teilnahmen, zusammen wahrscheinlich das Zehn- bis Fünfzehnfache der deutschen Truppe, die in Ermangelung eines Neuersatzes an Zahl jedenfalls erheblich abgenommen haben muß. Der Anfang Juni einsetzende Angriff erfolgte von der Küste her in zwei Kolonnen von Kilwa und Lindi aus unter Leitung des Generals van Deventer, von Norden aus der Richtung von Kilossa durch die kongobelgischen Truppen, von Nordwesten und Westen durch die südafrikanischen und rhodesischen Truppen unter General Northey, während im Süden die Portugiesen die Rowumalinie sperren sollten. Überall leisteten die deutschen Kräfte hartnäckigsten Widerstand. Nach Osten zu wiesen sie die Gegner in zahlreichen Gefechten erfolgreich ab und wichen erst im Oktober und November gegen Umfassungsbewegungen zurück. Nach Norden stießen deutsche Abteilungen noch bis in den Juni hinein offensiv vor; sie gingen dann vor den von Norden und Nordwesten vereint vorrückenden überlegenen kongobelgischen und englischen Streitkräften Ende August in der Richtung Mahenge zurück, ebenso andere kleine Abteilungen nach hartnäckigem Widerstand vor feindlichen Streitkräften, die aus dem Westen vorrückten. Erst Anfang Oktober aber hatte die konzentrische Truppenbewegung der Gegner

den Erfolg, daß die Deutschen das im Norden und Nordosten umfaßte Mahenge räumen und weiter südlich zurückgehen mußten.

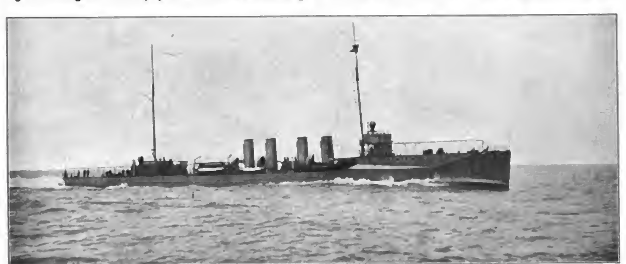
Da inzwischen auch die anderen gegnerischen Truppenteile die Verbindung miteinander hergestellt und weitere Streitkräfte im Süden Liwale besetzt hatten, mußten die deutschen Truppen sich den Weitermarsch durch die feindlichen Absperrungslinien nach Süden erkämpfen. Inwieweit ihnen das gelungen ist, steht dahin. Englische Meldungen sprechen von einem Gefecht 61 Kilometer südlich von Liwale mit unbekanntem Ausgang. Gegenüber dem an Zahl und Hilfsmitteln weit überlegenen Gegner haben die schwachen deutschen Streitkräfte naturgemäß einen schweren Stand. Nach ihren übermenschlichen Anstrengungen in den fast 3½ Jahren wäre es kein Wunder, wenn bei dem Fehlen jeden Ersatzes und dem Mangel an notwendigen Dingen die Kräfte und damit die Widerstandskraft des einzelnen nachzulassen begännen. Darauf lassen die feindlichen Meldungen über die Gefangennahme von Europäern und Farbigen schließen, die anscheinend infolge Krankheit oder Entkräftung von der Truppe zurückgelassen werden mußten. Irgendein Urteil über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des weiteren Widerstandes der kleinen deutschen Heldenschar abgeben zu wollen, ist auf Grund der einseitigen feindlichen Berichte nicht möglich. Wie aber auch der Ausgang des ungleichen Ringens sein mag, wir können stolz sein auf die bewundernswürdigen Leistungen unserer Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika, auf diese Pflichterfüllung bis aufs äußerste, die auch den Feinden die höchste Bewunderung abgenötigt hat."

In der Tat äußerten sich die englischen Zeitungen über das, was Lettow-Vorbeck mit seiner kleinen Schar leistete, fort und fort in der anerkennendsten Weise. Er nötigte sogar seinen Feinden Bewunderung ab. Aber sein Heldentum vermehrte nicht nur den kriegerischen Ruhm seines Vaterlandes, es brachte ihm auch sehr handgreiflichen Nutzen. Es war ja anscheinend sehr unwesentlich, ob sich die deutsche Kolonie hielt oder nicht, da sie ja vom Mutterlande abgeschnitten war und ihr endgültiges Geschick anderswo entschieden wurde. Aber ganz richtig wies eine englische Zeitung darauf hin, daß ungefähr 100000 Mann dort gebunden wurden, die man, wenn nicht in Frankreich, so doch in Mesopotamien oder Persien sehr nötig hätte verwenden können. Außerdem habe der Feldzug einen großen Teil der Transportflotte in Anspruch genommen und eine Blockadeflotte nötig gemacht. Auch das muß man bedenken, wenn man die Leistung des Mannes würdigen will.

Es sei noch erwähnt, daß Deutschland einmal den Versuch gemacht hat, der eingeschlossenen Heldenschar auf dem Luftwege Hilfe zu senden. Von Bulgarien aus stieg am 21. November 1917 das deutsche Luftschiff L 59 auf, um Ärzte, Arzneimittel und Munition nach Ostafrika zu tragen. Es führte ungefähr 15 Tonnen Beförderungsgut. Aber als es schon über dem Niltal schwebte, erhielt es auf dem Wege der drahtlosen Telegraphie den Befehl zur Rückkehr, da die maßgebenden Stellen dem Gerüchte Glauben geschenkt hatten, die ostafrikanischen Schutztruppen hätten sich den Engländern ergeben. Als das Luftschiff zurückkehrte, befand es sich in tadellosem Zustande, hatte 6755 Kilometer zurückgelegt und hätte nach noch 2½ Tagen Unterwegsbleiben also sein Ziel bequem erreichen können.

## Der Krieg Deutschlands mit England und Amerika und ihren Vasallenstaaten vom 1. August bis zum Ende des Jahres 1917.

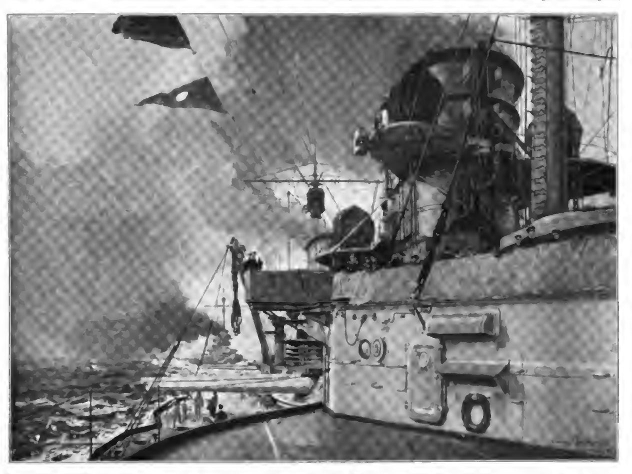
Der erste Monat des vierten Kriegsjahres brachte zur See kein Ereignis, das der Aufzeichnung wert wäre, und von dem folgenden Monat gilt dasselbe. Dagegen errangen die Deutschen im Luftkriege einige Erfolge, obwohl die englischen Abwehrmaßregeln unleugbar einen hohen Grad der Vollendung erreicht hatten. In der Nacht zum 22. August griff ein deutsches Marineluftschiff-Geschwader unter Führung des Fregattenkapitäns Strasser befestigte Plätze und militärische Anlagen am Humber und in der Grafschaft Lincoln sowie Bewachungsstreitkräfte an der englischen Küste an. Der Angriff hatte guten



Der am 6. Dezember 1917 von einem deutschen U-Boot in der Kriegszone versenkte amerikanische Zerstörer „Jacob Jones".

Erfolg und kostete die Deutschen kein Fahrzeug. Weit stärker noch war die deutsche Flugzeugtätigkeit im September. Am 2. September wurde Dover mit Bomben belegt, am 3. September wurden Calais und Dünkirchen beworfen. Die entstandenen Brände waren am folgenden Tage zu beobachten. Auch Chatham, Sheerneß und Ramsgate wurden von deutschen Fliegern heimgesucht. Am 4. September erfolgten Angriffe auf Dover, Boulogne und Calais, am 5. auf Dünkirchen, St. Pol, London, Southend und Margate. Überall konnten Treffer festgestellt des Fregattenkapitäns Strasser stand, gehörten auch die in mancher Englandsfahrt bewährten Luftschiffkommandanten Kapitänleutnant Martin Dietrich, Hauptmann Manger, Kapitänleutnant Ehrlich, Kapitänleutnant d. R. Proelß und Kapitänleutnant Stabbert. Alle Luftschiffe sind trotz feindlicher Gegenwehr durch Luft- und Seestreitkräfte ohne Schaden und ohne Verluste heimgekehrt".

Am Abend des 25. September wurden London und die Küstenplätze beiderseits des Kanals erneut angegriffen. Bombenwürfe auf Ramsgate, Margate,



Auf einem deutschen Großkampfschiff während großer Fahrt. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung" von Claus Bergen.

und ausgebrochene Brände beobachtet werden, und die Deutschen verloren bei allen diesen nächtlichen Ausflügen über englisches und französisches Gebiet nur ein einziges Flugzeug. Ein sehr bedeutender Luftangriff auf ganz Südengland erfolgte in der Nacht vom 24. zum 25. September. Der deutsche Admiralstab berichtete darüber: „In der Nacht vom 24. zum 25. September hat ein starkes Marineluftschiff-Geschwader mit sichtlich gutem Erfolg befestigte Plätze und militärische und Industrieanlagen am Humber sowie in dem Gebiete zwischen Scarborough und Boston angegriffen. Zahlreiche Brände, sowie ein Einstürzen der Gebäude wurden beobachtet. Zu dem Geschwader, das unter der bekannten Führung

Dover, Boulogne, Calais, Graveline und Dünkirchen hatten erkannte Brandwirkung. Ein deutsches Flugzeug kehrte nicht zurück.

Der Oktober begann mit wiederholten Luftangriffen auf England. Am 1. wie am 2. wurde London heimgesucht, Margate, Dover, Sheerneß und andere Orte, auch englische Häfen in Nordfrankreich mit Bomben belegt. Außer diesen beiden Angriffen erfolgte im Oktober nur noch einer, der allerdings sehr heftig und erfolgreich war.

Am 20. Oktober fand er statt und richtete sich gegen die Industrieanlagen von London, Birmingham, Manchester, Nottingham, Derby, Lowestoft, Hull, Grimsby, Norwich und Malpleton. Es wurden

rund 20000 Kilogramm Bomben abgeworfen und gute Wirkungen erzielt. Auf dem Rückwege aber betraf die Luftflotte ein schweres Unglück. Vier Schiffe gerieten in Nebel und Sturm über französisches Gebiet und wurden dort abgeschossen oder zum Niedergehen gezwungen.

Von Ereignissen zur See waren im Oktober nur zwei von einiger Bedeutung. Am 2. Oktober verloren die Engländer ihren Panzerkreuzer „Drake", ein Schiff von 14300 Tonnen. Er wurde von einem deutschen Unterseeboot unter Kapitänleutnant Rohrbeck torpediert, erreichte noch einen Hafen und sank dort. Weit größern Eindruck machte die Vernichtung eines ganzen englischen Geleitzuges am 17. Oktober. Die Engländer sahen bekanntlich in der Einrichtung von Geleitzügen zur See das wirksamste Abwehrmittel gegen die ihnen so furchtbaren deutschen U-Boote. Daher wirkte es in England äußerst niederschlagend, als ein ganzer solcher Geleitzug, der von Norwegen nach England ging, in der Nähe der Shetlandsinseln bis auf ein einziges Geleitschiff vernichtet wurde. In Deutschland dagegen erregte die Meldung die größte Genugtuung, denn sie schien die Meinung derer zu bestätigen, die behauptet hatten, Amerika werde nun und nimmer im Stande sein, Truppen und Kriegsbedarf in genügender Menge nach Europa herüberzuwerfen.

Der November war an kriegerischen Ereignissen zur See und in der Luft ärmer als die vorhergegangenen Monate. Nur in seinen beiden ersten Nächten wurde England von Fliegerangriffen heimgesucht. Der in der ersten Novembernacht war allerdings einer der größten, der bis dahin geschehen war. Ein deutsches Bombengeschwader griff die militärischen Ziele im Herzen Londons und in den Hafenstädten Gravesend, Chatham, Ramsgate, Margate und Dover sehr wirkungsvoll an. In London, Chatham und Ramsgate brachen bedeutende Brände aus. Auch Dünkirchen und militärische Ziele hinter der flandrischen Front wurden beschossen, zahlreiche Brände und Explosionen verursacht. In der Nacht des zweiten November wiederholten sich die Angriffe auf London, Chatham, Gravesend, Margate und Dünkirchen. Beide Male kehrten alle deutschen Luftfahrzeuge unzerstört zurück. Wunderlicher Weise ging dann der ganze Monat hin, ohne daß weitere derartige Angriffe unternommen wurden.

Am 17. November versuchte die englische Flotte das, was sie den Deutschen schon vor dem Kriege angedroht hatte: einen Einbruch in die deutsche Bucht. Großkampfschiffe, kleine Kreuzer und Zerstörer wurden durch die deutschen Sicherungen auf der Linie Hornsriff–Terschelling festgestellt, gingen aber sofort zurück, als die deutschen Vorpostenstreitkräfte einen Gegenstoß unternahmen. Zu einem Kampfe kam es nicht.

Am 20. November erließ die deutsche Regierung an die verbündeten, feindlichen und neutralen Staaten folgende Mitteilung:

Ergänzung zur deutschen Sperrgebietserklärung vom 31. Januar 1917.

„I. In Ergänzung der Sperrgebietserklärung vom 31. Januar 1917 wird vom 22. November 1917 ab das Sperrgebiet innerhalb der nachstehend angegebenen Grenzen erweitert:

1. Sperrgebiet um England:

Die Grenze des Sperrgebiets um England und Frankreich verläuft vom Endpunkt der belgisch holländischen Landesgrenze über den Punkt 51 Grad 35 Minuten Nord, 2 Grad 57 Min. Ost nach 52 Grad 2 Min. Nord, 3 Grad 52 Min. Ost nach 52 Grad 28 Min. Nord, 4 Grad 22 Min. Ost nach 52 Grad 40 Min. Nord, 4 Grad 25 Min. Ost nach 52 Grad 40 Min. Nord, 3 Grad 40 Min. Ost nach 54 Grad 45 Min. Nord, 3 Grad 40 Min. Ost nach 55 Grad, 10 Min. Nord, 4 Grad 0 Min. Ost nach 56 Grad 0 Min. Nord, 4 Grad 0 Min. Ost nach 56 Grad 0 Min. Nord, 4 Grad 50 Min. Ost, weiter von dort auf dem Längengrad 4 Grad 50 Min. Ost entlang bis zu einem Punkt in zehn Seemeilen Abstand vom Utsire-Leuchtturm ab, dann auf einem Kreise in zehn Seemeilen Abstand westlich um den genannten Leuchtturm herum bis zum Schnittpunkt der Verbindungslinie Utsire-Leuchtturm herum mit dem Punkte 62 Grad 0 Min. Nord, 0 Grad 0 Min. Ost-Länge und 62 Grad 0 Min. Nord, 5 Grad 0 Min. West, zu einem Punkte drei Seemeilen südlich der Südspitze der Faroer, von dort über 62 Grad, 0 Min. Nord, 10 Grad 0 Min. West nach 61 Grad 0 Min. Nord, 15 Grad 0 Min. West nach 57 Grad 0 Min. Nord, 30 Grad 0 Min. West nach 47 Grad 0 Min. Nord 30 Grad, 0 Min. West nach 43 Grad 0 Min. Nord, 15 Grad 0 Min. West, dann auf dem Breitengrad 43 Grad Nord entlang bis zu einem Punkt in zwanzig Seemeilen Abstand von der spanischen Küste und in zwanzig Seemeilen Abstand entlang der spanischen Nordküste bis zur französisch-spanischen Grenze.

2. Neues Sperrgebiet um den feindlichen Stützpunkt auf den Azoren: Die Grenze verläuft über folgende Punkte: Von 39 Grad 0 Min. Nord, 17 Grad 0 Min. West nach 44 Grad 0 Min. Nord, 27 Grad 45 Min. West nach 44 Grad 0 Min. Nord, 34 Grad 0 Min. West nach 42 Grad 30 Min. Nord, 37 Grad 0 Min. West nach 37 Grad 0 Min. Nord, 37 Grad 0 Min. West nach 30 Grad 0 Min. Nord, 26 Grad 0 Min. West nach 34 Grad 0 Min. Nord, 20 Grad 0 Min. West nach dem Anfangspunkt zurück.

3. Sperrgebiet im Mittelmeer. Der im Mittelmeer bisher freigelassene Kanal wird in das Sperrgebiet eingeschlossen.

II. Sicherheit gegen Anwendung des für das Sperrgebiet angeordneten militärischen Verfahrens in den nachfolgend näher bezeichneten, bisher zum Sperrgebiet gehörenden Gebietsteilen kann erst vom 1. Januar 1918 ab gewährleistet werden:

a) Gebiet zwischen Punkt 52 Grad 40 Min. Nord, 4 Grad 0 Min. Ost, Punkt 52 Grad 40 Min. Nord, 3 Grad 40 Min. Ost. Punkt 54 Grad 45 Min. Nord, 3 Grad 40 Min. Ost und 55 Grad 10 Min. Nord, 4 Grad 0 Min. Ost.

b) Gebiet zwischen dem Endpunkt der belgisch-holländischen Landesgrenze: Punkt 51 Grad 35 Min. Nord, 2 Grad 57 Min. Ost und dem Schnittpunkt der Verbindungslinie zwischen dem zuletzt genannten Punkte und dem Punkte 52 Grad 2 Min. Nord, 3 Grad 52 Min. Ost mit der bisher gültigen östlichen Sperrgebietsgrenze vor der holländischen Küste.

III. Neutrale Schiffe und Schiffe der belgischen Unterstützungskommission, die zur Zeit der Veröffentlichung dieser Erklärung in Häfen innerhalb des neuen Sperrgebietsteiles um die Azoren und in griechischen Häfen liegen, können diese Gebiete noch verlassen, ohne daß das für das Sperrgebiet angeordnete militärische Verfahren Anwendung findet, wenn sie bis zum 29. November auslaufen und den kürzesten Weg im freien Gebiet nehmen.

Es ist Vorsorge getroffen, daß gegen neutrale Schiffe und Schiffe der belgischen Unterstützungskommission innerhalb völlig ausreichender Schonfristen das für das Sperrgebiet angeordnete militärische Verfahren keine Anwendung findet, wenn sie in die neu erklärten Sperrgebietsteile geraten, ohne daß sie Kenntnis der vorliegenden Erweiterungen haben oder haben erhalten können. Es wird dringend geraten, die neutrale Schiffahrt mit allen verfügbaren Mitteln zu warnen und umzuleiten."

Gleichzeitig erschien folgende amtliche Begründung zu dieser Erweiterung des Sperrgebietes:

„Die Vergewaltigungen der Neutralen Europas durch unsere Feinde haben sich in verschärfter Form fortgesetzt. Nicht ge-



Vernichtung eines englischen Geleitzuges nebst zwei Zerstörern bei den Shetlandinseln durch deutsche Seestreitkräfte am 17. Oktober 1917. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung“ von Marinemaler R. Schmidt-Hamburg.

ung damit, daß die feindlichen Regierungen seit einiger Zeit neutrale Schiffe, deren sie in ihren Häfen oder auf hoher See habhaft werden konnten, weggenommen haben, um die durch die Tätigkeit unserer U-Boote bedrohlich gelichteten Bestände ihrer Handelsflotte auszufüllen und um ihre eigene Flagge zu entlasten, versuchen sie jetzt durch Anwendung zahlreicher Druckmittel, besonders aber durch Verschärfung der Hungerblockade gegen die neutralen Länder, den vor ihrem gewaltsamen Zugriff bisher in die eigenen schützenden Häfen geretteten und dort aufgelegten neutralen Schiffsraum herauszupressen und in ihre Dienste zu zwingen. Unser Handelskrieg auf dem Meere richtet sich gegen die Zufuhr über See nach feindlichen Ländern und damit gegen den feindlichen und im feindlichen Interesse fahrenden Schiffsraum. Da dieser Schiffsraum durch Gewaltmaßregeln ergänzt wird, so sieht sich die deutsche Regierung im Kampfe gegen die rücksichtslos über alle Rechte, besonders die der kleinen Nationen, hinwegschreitende Gewaltherrschaft Englands genötigt, das Operationsfeld ihrer U-Boote zu vergrößern. Die Erweiterung erstreckt sich in der Hauptsache auf eine Ausdehnung des um England gelegenen Sperrgebietsgürtels nach Westen, um den für England zunehmenden Verkehr aus dieser Richtung zu treffen und auf ein neues Sperrgebiet um die Azoren, die zu einem wirtschaftlich und militärisch wichtigen feindlichen Stützpunkt des atlantischen Seeverkehrs geworden sind; außerdem auf die Schließung des bisher im Mittelmeer freigelassenen Kanals nach Griechenland, da dieser von der venizelistischen Regierung nicht sowohl zur Versorgung der griechischen Bevölkerung mit Lebensmitteln, als vielmehr zur Beförderung von Waffen und Munition verwandt worden ist.“

Der Dezember brachte zur See zwar keine größere Unternehmung der kämpfenden Truppen, wohl aber einige nicht unempfindliche Verluste für die Engländer und ihre Verbündeten. Am 5. Dezember versenkte ein deutsches Unterseeboot unter dem Kommando des Kapitänleutnants Rose im Kanal den amerikanischen Zerstörer „Jacob Jones“. Am 12. fuhr der Korvettenkapitän Heinicke mit leichten deutschen Streitkräften dicht an die englische Küste heran und versenkte vor der Tynemündung zwei große Dampfer und zwei Patrouillenfahrzeuge. Dann kehrten die deutschen Streitkräfte unbeschädigt zurück. An demselben Tage vernichtete der Kapitänleutnant Hans Kolbe einen englischen Geleitszug zwischen England und Norwegen. Von den Geleits- und Bewachungsschiffen entkam nur eins. Am 14. Dezember hatte ein deutsches Unterseeboot unter dem Befehl des Oberleutnants z. S. Wendland ein Gefecht mit dem älteren französischen Kreuzer „Chateau Renault“ (8000 Tonnen), wobei beide ihren Untergang fanden. Anläßlich der Versenkung dieses feindlichen Schiffes veröffentlichte der deutsche Admiralstab folgende Feststellung: „Durch die Versenkung des französischen Panzerkreuzers ‚Chateau Renault‘ sind die Kriegsschiffverluste der Entente seit Kriegsbeginn nunmehr auf 300 Einheiten mit einer Gesamtwasserverdrängung von 1000806 Tonnen gestiegen. Dabei sind nicht mitgerechnet Hilfskreuzer, von denen 51 Fahrzeuge von insgesamt 358000 Bruttoregistertonnen und Hilfsschiffe, von denen 38 mit 146000 Bruttoregistertonnen außer Vorpostenbooten und bewaffneten Fischdampfern vernichtet worden sind.

Die vorstehenden Zahlen geben nur die einwandfrei von uns festgestellten oder vom Feind selbst zugestandenen Verluste wieder. Die tatsächlichen Verluste werden aber nicht unerheblich höher sein, da der Feind an der Verheimlichung von Schiffsverlusten durch Minen häufig ein großes Interesse hat.

An den Verlusten der 300 Kriegsfahrzeuge sind beteiligt:

England mit 177 Einheiten von 688390 Tonnen
Frankreich mit 48 Einheiten von 109000 Tonnen
Rußland mit 36 Einheiten von 91540 Tonnen
Italien mit 25 Einheiten von 76450 Tonnen
Japan mit 8 Einheiten von 26875 Tonnen
Vereinigte Staaten, Portugal, Rumänien mit 6 Einheiten von 8551 Tonnen.

Die Gesamtkriegsschiffsverluste der Entente erreichen nunmehr nahezu den Bestand der deutschen Flotte zu Beginn des Krieges. Er betrug 1019417 Tonnen".

In der zweiten Hälfte des Dezember wurden diese Schiffsverluste nicht unerheblich vergrößert. Am 17. sank ein amerikanisches Unterseeboot durch Zusammenstoß mit einem deutschen, wobei auch seine ganze Besatzung den Tod fand. In der Nacht zum 23. Dezember liefen an der holländischen Küste drei englische Zerstörer auf Minen und gingen mit 13 Offizieren und 600 Mann unter. An demselben Tage versenkten die Deutschen im Irischen Kanal den bewaffneten Truppentransportdampfer „Stephan Furneß", wobei 6 Offiziere und 95 Mann ihr Leben verloren. Den englischen Minensucher „Arbutur" bohrten sie in den Grund. Am 26. Dezember lief nach deutschen Angaben ein großes englisches Kriegsschiff, dessen Name nicht festgestellt werden konnte, in der Nähe des Firth of Forth auf eine Mine und ging unter. Am 30. Dezember versenkte ein deutsches Unterseeboot unter Führung des Oberleutnants zur See Obermüller vor Alexandria einen großen bewaffneten, durch Fischboote und Torpedozerstörer stark geführten, vollbesetzten Truppentransportdampfer und vernichtete dann in kühnem Angriff den Zerstörer der Sicherung „V 08" durch Torpedotreffer. Am 31. lief das englische Hilfsschiff „Osmanjeh" (4041 Bruttoregistertonnen) vor der ägyptischen Küste auf eine Mine und versank mit 199 Mann der Besatzung.

Diese Verluste an ihrer Kriegsmacht zur See waren den Engländern und ihren Verbündeten ärgerlich und empfindlich, aber sie hatten doch nur die Bedeutung von Nadelstichen. Viel bedenklicher für sie war der Schaden, den ihre Handelsflotte beständig durch den Unterseebootkrieg erlitt. Es wurden in den letzten fünf Monaten des Jahres 1917 versenkt:

im August 808000 Bruttoregistertonnen
im September 672000 Bruttoregistertonnen
im Oktober 674000 Bruttoregistertonnen
im November 607000 Bruttoregistertonnen
im Dezember 702000 Bruttoregistertonnen.

Damit stellte sich der bisherige Erfolg des uneingeschränkten Unterseebootskrieges auf 8958000 Tonnen. Die Engländer bestritten diese Zahlen allerdings und gaben sie als bedeutend niedriger an, und es mag sehr wohl möglich sein, daß einzelne deutsche Unterseebootskommandanten höhere Versenkungsziffern angaben, als sie in Wahrheit aufzuweisen hatten. Auf bewußter Unwahrheit braucht das ganz und gar nicht zu beruhen. In der Hitze des Gefechtes mögen ihnen wohl hin und wieder die Schiffe, die sie versenkten, größer erschienen sein, als sie wirklich waren. Dem sei aber, wie ihm wolle — die Wirkung ihrer Tätigkeit war jedenfalls derartig, daß sie den Engländern schwere, sehr schwere Sorge bereitete. Ihre Zeitungen redeten ganz offen darüber, daß der Schiffsraum in einem alle Befürchtungen übersteigenden Maße sich verringere, daß es unmöglich sei, in derselben Schnelligkeit Schiffe zu bauen, wie die Deutschen sie versenkten, und daß man also das Ende der englischen Handelsflotte genau vorausberechnen könne, wenn kein durchgreifendes Abwehrmittel gefunden werde. Bis Ende 1917 war ein solches Mittel nicht gefunden. Infolgedessen herrschte in London eine immer zunehmende Teuerung und eine beträchtliche Knappheit an Lebensmitteln. Einige Nahrungsmittel, z. B. Zucker, waren nur in ganz geringen Mengen vorhanden, und der Ernährungsminister Lord Rhondda mußte gegen Ende des Jahres zu ihrer Rationierung schreiten. Aber im großen und ganzen hungerte das englische Volk bei weitem noch nicht in dem Maße wie das deutsche. Denn erstens kamen doch noch viel mehr Nahrungsmittel nach England als nach Deutschland. Zweitens hatte sich England von der Einrichtung der „Kriegsgesellschaften" ferngehalten, die in Deutschland das Leben furchtbar verteuern halfen. Es waren z. B. Fische oder Zwiebeln in reichlicher Menge auf dem Markt zu haben — natürlich zu hohen Preisen, aber sie waren doch wenigstens noch zu haben, und die Arbeiterschaft, die zum größten Teile ungeheure Löhne erhielt, hatte das Geld, sie zu kaufen. Da bewarb sich eine „Kriegsgesellschaft" beim Staate um das Recht, sie allein bewirtschaften zu dürfen, d. h. sie sollte allein das Recht des Einkaufes und Verkaufs der betreffenden Waren haben, damit sie gerechter verteilt werden könnten und den gewissenlosen Spekulanten entzogen würden. Der Staat begünstigte das, gab seine Einwilligung, und von dem Augenblicke an war die Ware vom offenen Markte verschwunden und blieb auch verschwunden, oder sie kam nach einiger Zeit zu fabelhaften Preisen wieder zum Vorscheine. Sonderbar, sehr sonderbar und schwer zu erklären. Aber es war so. Von den Männern, die so zum Wohle des deutschen Volkes wirkten, gehörte ein unverhältnismäßig großer Teil Elementen an, die aus anderen Staaten zugezogen waren und sich die Knappheit in deutschen Landen zunutze machten. Von diesem Wesen — manche nannten es ein Unwesen — blieb das englische Volk verschont und hatte schon deshalb weniger zu leiden als das deutsche. Noch weniger litt unter dem Kriege das amerikanische Volk,

obwohl auch dort die Löhne und die Preise gewaltig gestiegen und einzelne Lebensmittel und viele Gegenstände des täglichen Bedarfs knapp geworden waren. Aber das, was zum Leben unbedingt notwendig ist, Getreide und Fleisch und Fett, erzeugte Amerika in solcher Menge, daß es davon noch ausführen konnte. Auch seufzte das Volk der Vereinigten Staaten noch nicht unter den Blutopfern, die auf allen anderen kriegführenden Völkern lasteten. Gegen Ende des Jahres stand nur ein unbedeutendes amerikanisches Heer in Frankreich, mit den Waffen machte Amerika seinen Feinden noch kaum zu schaffen. Aber es rüstete gewaltig und führte einstweilen den Krieg dadurch, daß es seine Verbündeten mit Lebensmitteln und vor allem mit Geld unterstützte. So erhielt am 16. August Belgien eine Anleihe von 5900000 und Italien von 40 Millionen Dollars, England am 21. August eine von 50 Millionen, Rußland am 24. August eine von 100 Millionen. Am 7. September beschloß das Repräsentantenhaus eine neue Kriegsanleihe von 10 Milliarden Dollars aufzunehmen, woraus den Verbündeten monatlich 500 Millionen vorgestreckt werden sollten. Am 1. Oktober erhielt England einen neuen Kredit von 50 Millionen, am 25. noch einmal 30 Millionen. Am 18. Oktober wurden den Russen noch 50 Millionen zugewendet, so daß die Schuld Rußlands an Amerika nunmehr 325 Millionen Dollars betrug. Am 31. Oktober bekam Italien 230 Millionen, um es in den Stand zu setzen, den amerikanischen Geschäftsleuten die ihnen gelieferten Kohlen und andere Dinge zu bezahlen. Am 1. November wurde den Engländern wieder ein Kredit von 25 Millionen Dollars bewilligt, und sogar die Rumänen erhielten am 3. Dezember 3 Millionen Dollars. Ohne Amerika, das trat immer klarer zutage, hätten die Geldmittel der Entente zur Fortführung des Krieges auf die Dauer nicht ausgereicht. Ebenso schadete es den Deutschen dadurch, daß es ihnen überall in der Welt neue Feinde auf den Hals hetzte. Die Kriegserklärung Liberias am 4. August 1917 war wohl mehr auf die Rechnung Englands zu setzen, aber daß die große Mehrzahl der südamerikanischen Staaten gegen Deutschland und seine Verbündeten eine teils unfreundliche, teils geradezu feindliche Haltung einnahm, war nur auf den Einfluß der Washingtoner Regierung zurückzuführen. Durch einen Diebstahl war diese Regierung in den Besitz geheimer Telegramme geraten, die der deutsche Gesandte in Buenos Aires durch Vermittelung der dortigen schwedischen Gesandtschaft nach seiner Heimat gesandt hatte. Darin hatte der deutsche Gesandte, Graf Luxburg, den argentinischen Minister des Äußern einen „Esel von Ruf" genannt und den Rat gegeben, die nach England fahrenden argentinischen Dampfer entweder zur Umkehr zu zwingen, oder sie ohne Hinterlassung von



Deutsches Großkampf-Linienschiff im Feuer. (Phot. A. Renard Kiel.

Spuren zu versenken, oder ihnen, da sie sehr klein seien, freie Durchfahrt zu gewähren. Natürlich wurden die gestohlenen Depeschen sogleich von Wilson veröffentlicht, und am 14. September stellte die argentinische Regierung dem Grafen die Pässe zu, und am 26. September brach die Republik die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab. Am 7. Oktober folgten dem Beispiele die Republiken Uruguay und Peru, am 28. Oktober bestätigten die Deputiertenkammer und der Senat Brasiliens das Vorhandensein des Kriegszustands zwischen Brasilien und Deutschland, und der Präsident gab dann seine Zustimmung. Infolgedessen wollten sich die Brasilianer sogleich des deutschen Kanonenbootes „Eber" bemächtigen, das in Bahia im Hafen lag. Aber die Besatzung steckte selbst das Schiff in Brand und entzog es so der feindlichen Besitzergreifung. Am 8. Dezember brach auch Ecuador die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab.

Schon am 7. Dezember hatten die Vereinigten Staaten Österreich-Ungarn den Krieg erklärt, nachdem Wilson am 4. Dezember dem Kongreß in einer großen d. h. langatmigen Rede die Kriegserklärung empfohlen hatte. Der Wilsonsche Vorschlag war im Repräsentantenhause gegen eine Stimme, im Senat mit allen Stimmen angenommen worden, nur hatten im Senat einige Mitglieder gefehlt. Daraufhin beeilten sich die beiden von Amerika ganz abhängigen Staaten Kuba und Panama, dem erhabenen Beispiele zu folgen. Am 11. Dezember erklärten beide der Donaumonarchie den Krieg. Es mochte wohl in beiden Ländern nicht viel über tausend Menschen geben, die eine klare Vorstellung davon hatten, wo Österreich-Ungarn eigentlich liege.

## Die Kämpfe an der deutschen Westfront vom 1. August bis zum 31. Dezember 1917.

Der Juli hatte mit einem großen aber erfolglosen Massenangriffe der Engländer in Flandern geendet. Im August erfolgten wieder drei englische Großangriffe, nämlich vom 7. bis 10., vom 15. bis 17., vom 22. bis 24. August. Aber auch an keinem der dazwischen liegenden und der folgenden Tage des Monats ruhten die Waffen. Es verging vielmehr kein Tag ohne Kämpfe.

Am Abend des 1. August unternahmen die Engländer starke Teilangriffe zwischen Langemarck und Lys, nachdem sie die deutschen Linien unter mehrstündigem Trommelfeuer gehalten hatten. Ihre in den Kampf geführten Divisionen wurden jedoch überall zurückgeworfen. Auch am 2. scheiterten ihre Angriffe an der Straße Nieuport—Westende, östlich von Bixschoote und bei Langemarck. Am 5. brachen sie nach starker Feuervorbereitung gegen die deutschen Stellungen zwischen der Straße Ypern—Menin und der Lys vor, wurden aber abgewiesen. Am 7. August stießen die Engländer nachts nach Trommelfeuer mit starken Kräften von Nieuport nach Norden und Nordosten vor, wurden aber im Nahkampf zurückgetrieben. Zwischen Draaibank (östlich von Bixschoote) und Freezenberg führten sie starke Teilangriffe gegen die deutschen Linien, vermochten aber auch hier nichts auszurichten.

Über die Ereignisse der folgenden Tage meldete der deutsche Heeresbericht über den 9. August:

„In Flandern schwankte gestern die Kampftätigkeit der Artillerie bei wechselnder Sicht in ihrer Stärke; sie nahm abends allgemein zu, hielt während der Nacht an und steigerte sich heute in den frühesten Morgenstunden zwischen der Yser und Lys zu stärkstem Trommelfeuer.

In breiten Abschnitten östlich und südöstlich von Ypern haben danach starke feindliche Infanterieangriffe eingesetzt.

Im Artois war der Artilleriekampf beiderseits von Lens und südlich der Scarpe sehr lebhaft. Abends griffen die Engländer vom Wege Monchy—Pelves bis zur Straße Arras—Cambrai in dichten Massen an. Unser Vernichtungsfeuer schlug verheerend in ihre Bereitstellungsräume; die vorbrechenden Sturmwellen erlitten im Abwehrfeuer und Nahkampf mit unseren kampfbewährten Regimentern schwerste Verluste und wurden überall zurückgeworfen. Nördlich von St. Quentin entrissen brandenburgische Bataillone den Franzosen einige Grabenlinien in 1200 Meter Breite; Gegenangriffe des Feindes scheiterten. Über 150 Gefangene blieben in unserer Hand."

Über den 10. August:

„Die englischen Angriffe am gestrigen Morgen wurden von mehreren Divisionen geführt. In mehr als 8 Kilometer Breite zwischen Frezenberg und Hollebeke brach der Feind vor; trotz des starken Einsatzes hatte er keinen Erfolg.

Zwar gelang es anfänglich dem tiefgegliedert vorstürmenden Gegner, an mehreren Stellen in unsere Kampflinie einzubrechen, doch wurde er durch schnellen Gegenstoß der Bereitschaften wieder geworfen, bei Westhoek erst nach längerem, erbittertem Ringen.

Der Feuerkampf steigerte sich im Küstenabschnitt und von Merckem bis Warneton am Abend wieder zu großer Heftigkeit; auch heute morgen war er vielfach äußerst stark. Nächtliche Erkundungsstöße der Engländer bei Nieuport scheiterten ebenso wie starke Teilangriffe, die der Feind beiderseits der Bahn Boesinghe-Langemarck frühmorgens ansetzte.

Nördlich von St. Quentin griffen die Franzosen mehrmals die bei Fayet von uns gewonnenen Gräben an, die bis auf einen geringen Teil sämtlich gehalten wurden."

Am 11. August tobte an der flandrischen Front abends und nachts ein starker Geschützkampf, doch kam es nicht zum Angriffe. Am 12. mußten nördlich von Hollebeke zum Stoß angesetzte englische Regimenter unter schwersten Verlusten zurückgehen. Am 13. fand bei Westhoek ein für die Deutschen günstiges Gefecht statt. Der 14. August war der Vorbereitungstag auf den Großangriff, den das englische Heer von neuem unternehmen wollte. Mit ungeheurer Kraft wütete der Geschützkampf die ganze Nacht hindurch. Am Morgen des 15. brach dann der Kampf los, von dem die deutsche Heeresleitung meldete:

„In Flandern ist die zweite große Schlacht entbrannt.

Der Artilleriekampf nahm gestern an der Küste und zwischen Yser und Deule wieder äußerste Heftigkeit an, wurde während der Nacht unvermindert fortgeführt und steigerte sich heute früh zum Trommelfeuer. Hinter dichten Feuerwellen trat dann die englische Infanterie zwischen Bixschoote und Wytschaete in 18 Kilometer Frontbreite zum Angriff an.

Im Artois griffen die Engländer zwischen Hulluch und Lens schon gestern Morgen mit den vier kanadischen Divisionen an. Sie drangen nach stärkster Feuerwirkung in unsere erste Stellung ein und suchten durch dauernden Nachschub



Generalmajor Maercker.
(Phot. H. Wessels, Borkum.)



Generalleutnant Rauchenberger.
(Phot. Elvira, München.)



Generalleutnant Philipp v. Hellingrath.
(Phot. Elvira, München.)



General v. Maur.
(Phot. A. Braun, Ludwigsburg.)



Generalleutnant v. Alten.
(Phot. A. Möhlen, Hannover.)



General der Infanterie z. D. v. Bacmeister.
(Phot. Marie Müller, Breslau.)



Generalleutnant v. Schöler.
(Phot. Albert Meyer, Inh. A. Schulz Berlin.)



Generalmajor Lequis.



Generalmajor Meckel.



General der Infanterie Freiherr v. Soden.



Generalleutnant v. Berrer.



Generalmajor v. Sauberzweig.



General der Infanterie Oskar v. Hutier.
(Phot. Ernst Sandau, Berlin.)



General der Infanterie Riemann.
(Phot. E. Bieber, Berlin.)

frischer Kräfte die Einbruchsstelle beiderseits von Loos zu vertiefen. Nach aufgefundenen Befehlen war das Ziel ihres Angriffes das vier Kilometer hinter unserer Front gelegene Dorf Vendin-le-Vieil.

In tagsüber währenden, erbitterten Kämpfen drängten unsere Truppen durch Gegenangriffe den eingebrochenen Feind bis über die dritte Linie unserer ersten Stellung wieder zurück. Der Gewinn der Engländer ist gering; in neuen Angriffen, die sich bis zu elf Malen wiederholten, versuchte der zähe Gegner am Abend nochmals sein Glück. Vor unserer Kampflinie brachen die feindlichen Sturmwellen zusammen. Südlich von Hulluch und westlich von Lens wurde der Angreifer, der an allen Stellen des Kampffeldes schwerste Verluste erlitten hat, abgewiesen.

Bei St. Quentin entfalteten die Franzosen nachmittags besonders lebhafte Feuertätigkeit. Es gelang ihnen mit etwa 3000 Schuß auf die innere Stadt das Pfarrhaus in Brand zu schießen. Von dort sprang das Feuer auf die Kathedrale über, die seit 8,30 Uhr abends in Flammen steht."

Der Heeresbericht über den 16. August lautete:

„Ein neuer, der zweite Großkampftag der Flandernschlacht ist zu unseren Gunsten entschieden, dank der Tapferkeit aller Waffen, dank der nie versagenden Angriffskraft unserer unvergleichlichen deutschen Infanterie!

Nach einstündigem Trommelfeuer brach am Morgen des 16. 8. die Blüte des englischen Heeres, auf dem nördlichen Flügel begleitet von französischen Kräften, tiefgestaffelt zum Angriff vor. Auf 30 Kilometer Front von der Yser bis zur Lys tobte tagsüber die Schlacht.

Der an dem Yser-Kanal bei Trie-Grachten vorgeschobene Posten wurde überrannt; der Feind erkämpfte sich auch das nördlich und östlich von Bixschoote von unseren Sicherungen schrittweise aufgegebene Vorfeld der Kampfstellung am Martje-Vaart.

Die Engländer durchstießen bei Langemarck unsere Linien und drangen, Verstärkungen nachschiebend, bis Poelkapelle vor. Hier traf sie der Gegenangriff unserer Kampfreserven. In unwiderstehlichem Ansturm wurden die vorderen Teile des Feindes überwältigt, seine hinteren Staffeln zurückgeworfen. Am Abend war nach zähem Ringen auch Langemarck und unsere Stellung wieder in unserer Hand.

Auch bei St. Julien und an zahlreichen Stellen weiter südlich bis nach Warneton drang der Gegner, dessen zerschlagene Angriffstruppe durch immer neue Kräfte ergänzt wurde, in unsere Kampfzone ein. Die Infanterie fing den gewaltigen Stoß überall auf und warf den Feind unter enger Mitwirkung der Artillerie und Flieger wieder zurück. An den von Roulers und Menin auf Ypern führenden Straßen drangen sie über unsere alte Stellung hinaus in erfolgreichem Angriff vor.

In allen anderen Abschnitten des weiten Schlachtfeldes brach der englische Ansturm vor unseren Hindernissen zusammen. Trotz schwerster Opfer haben die Engländer nichts erreicht!

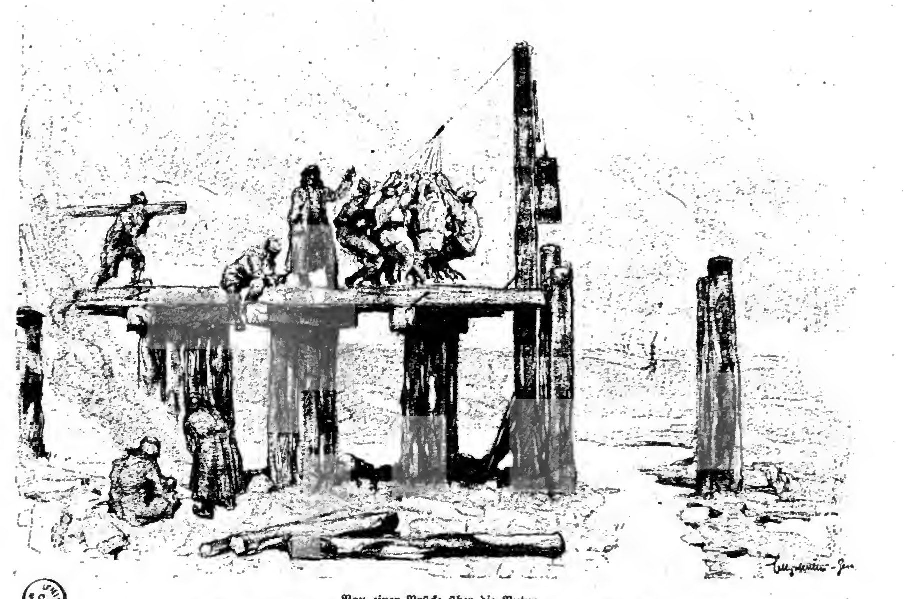
Wir haben in der Abwehr einen vollen Sieg errungen. Unerschüttert, in gehobener Stimmung steht unsere Front, zu neuen Kämpfen bereit!

Im Artois griffen die Engländer gegen Abend bei Loos wiederum heftig an; örtliche Einbrüche wurden durch kraftvolle Gegenstöße wettgemacht.

St. Quentin lag weiter unter französischem Feuer; der Dachstuhl der Kathedrale ist eingestürzt, das Innere des historischen Bauwerks ausgebrannt."

Am 17. verloren die Deutschen Langemarck durch einen überraschenden englischen Angriff. Im Übrigen war vom 17. bis 20. August die Kampftätigkeit gering. Die Verluste der Engländer waren so groß gewesen, daß sie einige Tage der Ruhe bedurften. Aber nach den Teilvorstößen gingen sie schon am 22. August zwischen Langemarck und Hollebeke zu einheitlichen großen Angriffen über. Sie dauerten den ganzen Tag an und führten zu schweren Kämpfen. Bis zu sechsmal stürmten sie unter Einsetzung neuer Kräfte gegen die deutschen Stellungen an, wurden aber jedesmal in zähem Nahkampf zurückgeworfen. Von ihren Panzerkraftwagen, die den Durchbruch durch die deutschen Linien ermöglichen sollten, wurden nicht weniger als 21 durch das deutsche Feuer zerschossen. Bis auf zwei Stellen hielten die Deutschen die ganze Kampffront von 25 Kilometern gegen den feindlichen Ansturm. Am 23. unternahmen die Engländer Vorstöße bei Westhoek, bei Lens, und an der Bahn Arras – Douai, die sämtlich scheiterten. Aus den zahlreichen Kämpfen des 24. August sind hervorzuheben die Gefechte bei Lens, die Eroberung des Gehöftes Gillemont durch die Deutschen und vor allem die Schlacht auf der Südseite von St. Quentin, wo Franzosen die deutschen Stellungen in einer Breite von 3 Kilometern mit starken Kräften angriffen und erst nach schweren Kämpfen zurückgeworfen werden konnten. Am 25. August fanden Gefechte bei Le Catelet statt und dauerten am folgenden Tage mit wechselndem Erfolge an. Am 26. unternahmen die Engländer außerdem heftige Vorstöße nordwestlich von Lens, die verlustreich scheiterten. Der 27. August war wieder ein Tag, der bedeutendere Kämpfe brachte. An der Straße Ypern – Menin brach am frühen Morgen ein starker englischer Angriff zusammen. Nachmittag setzte schlagartig stärkstes Trommelfeuer gegen die Kampfzone zwischen Langemarck und der Bahn Roulers – Ypern ein. Unter Verwendung zahlreicher Panzerwagen und tieffliegender Flugzeuge trat bald darauf die englische Infanterie auf dieser Front zum Sturm an. Abends erfolgte ein zweiter geschlossener Ansturm unter nochmaliger gewaltiger Feuersteigerung. Der Erfolg war sehr gering. Nur an einer Stelle gelang ein unbedeutender Einbruch in die deutschen Gräben, sonst überall behaupteten die Deutschen ihre Stellungen Dank der Tapferkeit besonders württembergischer Truppen und der vernichtenden Wirkung ihres zusammengefaßten Artilleriefeuers. Nach dieser Schlacht, die der deutsche Heeresbericht als eine blutige Niederlage des Feindes bezeichnete, ereigneten sich bis Ende des Monats nur unbedeutende Kämpfe an verschiedenen Stellen der Front in Flandern.

Nicht viel besseres Glück entwickelten im August die Franzosen, die der Heeresgruppe des deutschen Kronprinzen gegenüberstanden. Bis zum 20. spielten sich auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes nur Kampfhandlungen von geringer Bedeutung ab. Am Chemin-des-Dames, auf dem Westufer und auf dem Ostufer der Maas, bei Cerny, auf dem nördlichen Aisneufer fanden vom 1. bis 9. August kleine Gefechte statt, in denselben Gegenden sowie in der West-Champagne, nördlich der Straße Laon – Soissons und südwestlich von Ailles wurde zwischen dem 10. und 12. August gekämpft. Von da an begannen die Kämpfe bedeutender zu werden. Mehr noch als am 12. steigerten die Franzosen am 13. ihre Feuertätigkeit an der Nordfront von Verdun. Der 14. August war ein Artilleriekampftag an beiden Ufern der Maas, wobei die französische Artillerie nach dem deutschen Heeresbericht zeitweilig durch die deutsche lahmgelegt wurde. Auch scheiterten am Chemin-des-Dames mehrere französische Angriffe.



Bau einer Brücke über die Putna.

Für die „Illustrierte Weltkriegschronik“ gezeichnet von dem Kriegsteilnehmer Leutnant Willy Müller-Gera.

Am 15. August kam es nach lebhafter Tätigkeit der Geschütze zu heftigen Angriffen der Franzosen, deren einer am frühen Morgen zurückgewiesen wurde, der andere erst am Abend in einer Breite von 5 Kilometern einsetzte, sich wiederholte und bis tief in die Nacht fortdauerte. Ein Erfolg war den Franzosen nicht beschieden, ihre Vorstöße waren vergeblich und kosteten ihnen viel Blut. Am 16. brachen badische Regimenter überraschend in den Caurièreswald vor, zerstörten die feindlichen Angriffsarbeiten und führten 600 Gefangene mit sich fort.

Vom 16. bis zum 18. August überschütteten die beiden Gegner einander mit einem furchtbaren Hagel von Geschossen und am 19. August eröffneten die Franzosen die Schlacht von Verdun, indem sie auf beiden Ufern der Maas vom Walde von Avocourt bis zum Caurièreswalde in einer Breite von 23 Kilometern zum Angriff vorgingen. Sie besetzten kampflos den Talou-Rücken östlich der Maas, der schon seit dem März als Verteidigungslinie aufgegeben war. Am 21. August wurden die deutschen Stellungen vom Walde vor Avocourt bis zum Ostrande des Caurièreswaldes in ein weites ödes Trichterfeld verwandelt. Unter dem Schutze des nach vorn verlegten Artilleriefeuers brach am frühen Morgen die französische Infanterie tiefgegliedert zum Sturm vor. An vielen Stellen drang sie in die deutsche Abwehrzone ein, wurde aber fast überall durch kraftvolle Gegenstöße zurückgeworfen. Der gewaltige Kampf tobte tagsüber hin und her. Auf dem Westufer der Maas gewannen sie die Höhe Toter Mann und den Südrand des Rabenwaldes, auf dem Ostufer gewannen sie nur an der Höhe 344 südöstlich von Samogneux und im Fosseswalde etwas Boden. Dieser immerhin geringe Gewinn war mit Strömen von Blut erkauft, denn entsprechend ihrem Masseneinsatz waren die Verluste der französischen Infanterie außerordentlich hoch. Auf einigen Abschnitten des Schlachtfeldes führten die Franzosen auch am folgenden Tage die Kämpfe fort, zum Teil bis in die Nacht hinein. Nach mehrmaligem vergeblichen Ansturm faßten sie im Südteile des Avocourtwaldes und auf Hügeln östlich davon Fuß. An der Höhe 304 scheiterten alle ihre Angriffe, dagegen gelang es ihnen auf dem Ostufer der Maas in den südlichen Teil von Samogneux einzudringen. Im übrigen wurden ihre dichten Massen, die von der Höhe 344 bis zur Straße Beaumont—Vacherauville gegen die deutschen Linien anstürmten, unter schweren blutigen Verlusten zurückgeworfen.



Pioniere beim Schleudern von geballten Ladungen, die Breschen in die feindlichen Drahthindernisse reißen sollen. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Willy Loeper.

In der Nacht vom 21. zum 22. August räumten die Deutschen die Höhe 304 und ließen dort nur eine schwache Besatzung zurück. Gegen diese richteten die Franzosen am 22. einen starken Angriff und verkündeten dann die Einnahme der Höhe als einen großen französischen Sieg. Am 24. August stießen die Franzosen am Forgesbache zwischen Malancourt und Béthincourt mit starken Kräften vor, wurden aber abgewiesen und hatten schwere Verluste. Auch ihre Vorstöße von der Höhe 344 in nördlicher Richtung blieben ergebnislos. Der 26. August brachte nicht unbedeutende Kämpfe bei Beaumont, im Fosses- und Chaumewalde. Anfänglich wurden die Deutschen zurückgedrängt, aber am Abend behaupteten sie alle ihre Stellungen. Bis zum Ende des Monats fanden noch auf den verschiedensten Teilen der Front

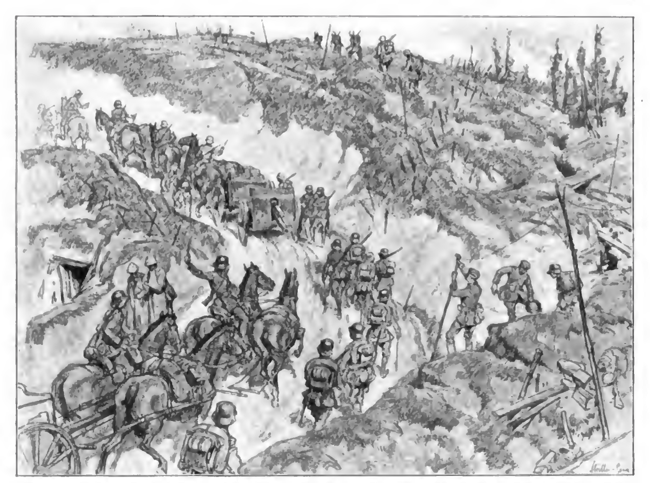
heftige französische Angriffe statt, aber siegreich waren sie nirgends und führten keine Änderung der Lage herbei.

Im September ereigneten sich wieder ein englischer Großangriff und zwei französische Angriffe mit starken Kräften. Die Engländer hatten bis zum 18. nur kleinere Vorstöße, dagegen öfters sehr starke Beschießungen der deutschen Stellungen vorgenommen. Am 19. September steigerte sich das Feuer auf verschiedenen Teilen der deutschen Heeresfront so gewaltig, daß eine große Unternehmung der Engländer mit Sicherheit zu erwarten war. Sie blieb auch nicht aus. Der 20. September wurde ein Tag, wie er selbst auf diesen schlachtgewohnten Gefilden zu den ganz seltenen gehörte. Auf einer 12 Kilometer breiten Front gingen die Engländer mit 9 Divisionen zwischen Langemarck und Hollebeke gegen die Armee des Generals Sixt von Armin vor. Vorangegangen war stärkstes Trommelfeuer aller Kaliber, unterstützt wurde der Angriff durch Flammenwerfer und Tanks in großer Zahl. Aber sie vermochten doch nur einen Kilometer tief in die deutsche Abwehrzone einzudringen; nur nördlich der Straße Menin–Ypern blieb ein weiter vorn liegendes Stück des Geländes in ihrer Hand. Am Abend waren nach zähem, blutigem Ringen alle in der Kampflinie liegenden Ortschaften noch in deutschem Besitz.

Der Angriff wiederholte sich am Abend des folgenden Tages. Wieder ging zwischen Langemarck und Hollebeke englische Infanterie nach stärkstem Trommelfeuer gegen die deutschen Gräben vor. An mehreren Stellen wurde sie im Nahkampf, an anderen Stellen durch das Feuer der deutschen Geschütze zur Umkehr gezwungen. Darauf brachten es die Engländer am 22. September nur zu Teilangriffen südöstlich von St. Julien, und am 23. und 24. erfolgten nur noch Feuerkämpfe, keine Infanterieangriffe mehr. Der große englische Angriff war wieder einmal gescheitert. Am 25. gingen die Deutschen ganz plötzlich nördlich der Straße Menin–Ypern zum Angriff über und eroberten Teile des verlorenen Geländes in kraftvollem Vorstoß zurück. Heftige Gegenangriffe der Engländer blieben ohne Wirkung. Aber die englische Stoßkraft war noch nicht gelähmt. Am 26. September entbrannte in Flandern eine neue Schlacht, und wiederum schlug die Armee des Generals Sixt von Armin die Übermacht zurück. Nur östlich von St. Julien konnten die Stürmenden einen Geländegewinn erringen. Sonst war auch das furchtbarste Trommelfeuer, das Einsetzen einer großen Macht von Tanks und ungeheurer Menschenmassen vergeblich. Zwölf Divisionen stürmten gegen die deutsche Linie an, und doch blieb ihnen der Sieg versagt. Am Abend des furchtbaren Tages waren die von ihnen errungenen Vorteile so gering, daß die auf dem Schlachtfelde liegenden Leichenhügel als umsonst gebrachte Opfer gelten mußten. Der September ging dann zu Ende, ohne daß die Engländer einen Großangriff hätten wiederholen können. Vom 27. bis zum 29. erfolgten nur Teilvorstöße an verschiedenen Stellen.

Auf dem französischen Kriegsschauplatze ereignete sich während dieses Monats kein eigentlicher Großangriff. Abgesehen von einem mißglückten Vorstoß der Franzosen in der Champagne am 3. September, wurden bis zum 6. September nur im Raume um Verdun Gefechte geliefert, die, abgesehen von einem französischen Erfolg am 1., für die Deutschen günstig verliefen. Am 7. und 8. September versuchten die Franzosen Angriffe größeren Stils. Am ersten Tage wurde zwischen Samogneux und der Straße Beaumont–Vacherouville erbittert gerungen, am zweiten Tage noch erbitterter zwischen Fosseswald und Bezonvaux, im Chaumewalde und in der Richtung auf Orna. Nach anfänglichen Erfolgen wurden die Franzosen doch schließlich zurückgeworfen. Von den Teilkämpfen des 9. September ist ein siegreicher Vorstoß deutscher Stoßtruppen beiderseits der Höhe 344 zu erwähnen. Am 10. September setzten die Franzosen wieder eine größere Unternehmung ins Werk. Sie griffen ihren Gegner auf dem östlichen Maasufer zwischen Fosses- und Chaumewald mit starken Kräften an. Südlich des Wavrille-Waldes drangen sie in die deutschen Linien ein, wurden aber auch hier, wie sonst allerwärts, wieder zurückgeworfen. Am 14. September suchten sie an der Straße Somme-Py–Souain die Deutschen zu überrumpeln, indem sie ohne Feuervorbereitung ihre Gräben zweimal bestürmten. Aber es gelang ihnen nicht, einzudringen. Dagegen stürmten badische Truppen die Höhe östlich des Chaumewaldes, fügten den Franzosen schwere blutige Verluste zu und brachten 300 Gefangene zurück. Der 18. und 19. September waren wieder größere Schlachttage. Westlich der Straße Beaumont–Vacherauville brachen die Franzosen in 3 Kilometer Breite vor und führten einen starken Stoß gegen die deutschen Stellungen, wurden aber im Nahkampf zurückgeworfen und dann beim Weichen von der deutschen Artillerie in schrecklicher Weise zusammengeschossen. Auch bei der Höhe 344 östlich von Samogneux holten sie sich am 18. eine blutige Schlappe, wiederholten dort ihre Vorstöße am 19., wurden jedoch abermals geworfen. Bis Ende des Monats sind dann auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes nur noch Beschießungen, Erkundungs- und Sturmtruppengefechte ohne Bedeutung zu erwähnen.

Der Oktober war ein Monat allerschwerster Kämpfe in Flandern, denn je lästiger und bedrohlicher den Engländern der Unterseekrieg wurde, um so eifriger strebten sie danach, die Stützpunkte dieses Krieges zu erobern und die Deutschen zum Verlassen der belgischen Küste zu nötigen. Sie glaubten das erreichen zu können, wenn sie vorläufig das hochgelegene Gelände in Flandern mit Einschluß des Höhenrückens zwischen Tourout und Thielt in ihre Gewalt brachten. Das war eingestandenermaßen das Ziel ihrer Oktoberangriffe, und daran müssen ihre Erfolge gemessen werden. Nach kurzer Zeit sahen sie ein,



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Angriffstruppen überschreiten den Chemin-des-Dames. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Leutnant d. Res. Willy Müller-Gera.

daß sie allein nicht im Stande seien, die Deutschen zu vertreiben. Daher wurden wieder französische Divisionen zu ihren großen Kampfhandlungen herangezogen.

Der erste Großangriff der Engländer erfolgte am 4. Oktober, und wieder hatte die deutsche 4. Armee den gewaltigen Stoß auszuhalten. Er erfolgte aus der Gegend nordwestlich von Langemarck bis südlich der Straße Menin—Ypern. Brennpunkte der Schlacht waren Poelkapelle und die einzelnen Höfe 3 Kilometer westlich von Passchendaele, die Wegekreuzungen östlich und südöstlich von Zonnebeke, die Waldstücke westlich von Becelaere und das Dorf Gheluvelt. Den ganzen Tag über wogte das Ringen hin und her. Es gelang den Engländern, eine Reihe von Dörfern, d. h. Stellen, wo einst Dörfer gestanden hatten, in ihre Gewalt zu bringen. Im Ganzen umfaßte ihr Geländegewinn noch nicht eine halbe Quadratmeile, war also ein sehr bescheidener. Die englische Presse aber erzählte ihren Lesern, diese Schlacht sei die größte Niederlage, die Deutschland seit der Marneschlacht erlitten habe.

Die Großangriffe wurden wiederholt am 9. und 12. Oktober. Betrachtet man die deutschen Berichte darüber, so waren die Erfolge der Engländer sehr gering. Die britischen und französischen Berichte wissen dagegen von außerordentlichen Erfolgen, ja sogar von glänzenden Siegen zu erzählen. Mögen nun aber die Berichte der deutschen Heeresleitung manches verschweigen, verschleiern und beschönigen, — im Großen und Ganzen müssen sie doch mit der Wahrheit übereingestimmt haben. Denn immer kehren in allen Berichten, den deutschen wie den feindlichen, dieselben Namen wieder, Bixschote und Gheluvelt, der Houthoulster-Wald, Poelkapelle, Mangelaere, Langemarck, Passchendaele und ihre Umgebung sind immer wieder der Schauplatz der Kämpfe. Das ist der sicherste Beweis dafür, daß die Deutschen wirklich ihre Stellungen behaupteten, wenn auch vielleicht hie und da ein Stück davon abbröckelte.

Die englischen Verluste bei dem großen Angriff am 12. Oktober waren so schwer, daß die Engländer 9 Tage lang Ruhe hielten. Erst am 23. rafften sie sich wieder zu einem Großangriffe auf, der aber gleichfalls keinen Erfolg hatte. Vollkommen erfolglos verliefen auch ihre erneuten Großangriffe am 26. Oktober und am 30. Oktober. Passchendaele hätten sie allerdings am 30. fast in ihre Gewalt gebracht, aber gegen Abend eroberten es die Deutschen zurück und hielten es fest. Gheluvelt vermochten sie nicht einmal

zu erreichen. — Es wurde in den englischen Heeresberichten selbst zugegeben, daß die Ziele, die man sich gesteckt hatte, im Oktober nicht erreicht worden seien, doch wurde das auf die ungünstige Witterung geschoben. Sie war in der Tat mit schuld an den englischen Mißerfolgen. Wäre nicht die Vertreibung der Deutschen aus Flandern als unbedingt nötig empfunden worden des Seekrieges wegen, so hätte Haig seine Truppen sicher nicht zu immer neuen Angriffen in ein Gelände vorgetrieben, das durch den fortwährenden Regen halb zum Moraste geworden war.

Von den Oktoberkämpfen auf der französischen Front ist bis zum 29. wenig zu sagen. Nicht unbedeutend waren die Kämpfe am 2., 3. und 4. Oktober auf dem Ostufer der Maas. Am 2. hatten württembergische Truppen die französischen Gräben am Nordhange der Höhe 344 in einer Breite von 1200 Metern mit stürmender Hand genommen. Achtmal versuchten die Franzosen noch an demselben Tage, ihre verlorenen Stellungen zurückzuerobern, viermal unternahmen sie dasselbe an den beiden folgenden Tagen, überschütteten die Württemberger mit Trommelfeuer und schickten sehr starke Kräfte gegen sie vor, kämpften auch mit größter Tapferkeit und Zähigkeit, und doch war alles vergeblich. Die wackeren Schwaben hielten alles aus, ohne zu weichen, und fügten den Stürmenden fürchterliche Verluste zu. Am 10. Oktober entrissen rheinische und westfälische Bataillone den Franzosen wichtige Gelände im Chaumewalde und ließen sich durch viermaligen Gegenangriff nicht wieder vertreiben. Mehrere ähnliche Unternehmungen glückten den Deutschen in den nächsten Tagen an verschiedenen Stellen der Kampffront. Zu bedeuten hatte das alles im letzten Grunde nichts. Aber am 18. Oktober begannen die Franzosen eine gewaltige Artillerieschlacht nordöstlich von Soissons, setzten sie vom 19. bis 22. fort und gingen am 23. zu einem Großangriff über. Am Chemin-des-Dames vor dem Ailette-Grund nördlich von Vauxaillon bis zur Hochfläche von Paissy gingen sie in einer Breite von 25 Kilometern zum Sturm vor. Nach schwerem, wechselvollem Ringen gelang es ihnen, Allemant und Chavignon zu nehmen, worauf die Deutschen genötigt waren, ihre dazwischen liegenden Stellungen aufzugeben. Sie verloren dabei viele Gefangene und sehr viel Kriegsmaterial, auch eine große Anzahl schwerer Geschütze. Bei La Royere und zwischen Braye und Ailles brachen ihre Angriffe zusammen. Am 25. setzten sie ihren Vorstoß mit Erfolg fort. Sie trieben die deutschen Truppen hinter den Oise–Aisnekanal zurück, der ihnen Halt gebot. Wiederum fiel nicht geringes Kriegsmaterial in ihre Hände. Bis Ende des Monats gelang ihnen dann nichts mehr. Die Stellung bei Braye, die mehrfach hart berannt wurde, hielten die Deutschen und brachten den Angreifern durch Gegenstöße starke Verluste bei.

Einen vollen Monat brauchten die Franzosen, das soll gleich hier bemerkt werden, ehe sie wieder zu einem Großangriffe fähig waren. Er geschah am 25. November zwischen Samogneux und Beaumont. In 4 Kilometer Breite griffen sie dort an, aber sie vermochten nicht die geringsten Vorteile zu erringen. Ihre großen Truppenmassen kamen gar nicht an die deutschen Stellungen heran, sondern fluteten im deutschen Angriffsabwehrfeuer zurück in ihre Ausgangsstellungen. Was im übrigen während des November an der französischen Kampffront geschah, war bedeutungslos. Zu erwähnen ist höchstens ein für die Deutschen siegreiches Gefecht im Chaume-Walde am 9. November.

Um so größere Dinge geschahen während dieses Monats in Flandern. Durch nichts wird die Bedrängnis, in die England infolge des deutschen Unterseekrieges geraten war, so schlagend erwiesen, wie durch die wahrhaft grauenvollen Opfer, die das englische Heer für die Eroberung Flanderns bringen mußte. Der englische Feldherr hatte sich geradezu in den Gedanken verbissen, noch vor Ende des Jahres die Deutschen aus Belgien zu vertreiben, und jagte rücksichtslos die Massen seines Heeres in den Tod, um sein Ziel zu erreichen. Schon am 6. November unternahm er einen neuen Großangriff, der am vorhergehenden Tage durch Geschützkampf vorbereitet war. Von Poelkapelle bis zur Bahn Ypern–Roulers und gegen die Höhen von Becelaere und Gheluvelt traten die englischen Divisionen zum Sturm an. Die einzige Errungenschaft des ganzen blutigen Tages war für die Engländer die Eroberung der Westhälfte des Dorfes Passchendaele. Am 10. November begann das erbitterte Ringen zwischen Poelkapelle und Passchendaele von neuem, diesmal mit noch geringerem Erfolg und mit ganz außerordentlich hohen blutigen Verlusten für die Anstürmenden. Der Geländegewinn der Engländer war ganz unbedeutend. Es war eben zu spät im Jahre zu einem solchen Angriffe; auch das tapferste Heer — und wer hätte den Engländern die Tapferkeit absprechen wollen — konnte in dem von Regengüssen aufgeweichten Gelände nicht vorwärts kommen.

Der englische Generalissimus merkte das nun endlich auch, aber statt die Angriffe überhaupt einzustellen, um sie in günstiger Jahreszeit wieder aufzunehmen, verlegte er sie nur an eine andere Stelle. Am 20. November begann er, die Deutschen zwischen Arras und St. Quentin anzugreifen. Der Hauptstoß zwischen Bapaume und Péronne in Richtung auf Cambrai brachte den Engländern einen beträchtlichen Geländegewinn, wenn auch das Hauptziel, der Durchbruch nach Cambrai, nicht erreicht wurde. Ihren Erfolg hatten die Engländer vor allen Dingen ihren Tanks zu verdanken. Diese Panzerkraftwagen waren zu der Zeit, da sie zum ersten Male auf den Schlachtfeldern in Flandern und Frankreich auftauchten, ein Kampfmittel gewesen, das die Deutschen wenig fürchteten und zuweilen geradezu wegen seiner Unbehilflichkeit verlachten. Aber die Engländer waren nicht müßig gewesen, sie zu verbessern und den Erfordernissen des Krieges anzupassen, und jetzt bereits, gegen Ende des Jahres 1917, waren sie zu höchst gefähr-

lichen Kriegsmaschinen geworden." Es sollte den Deutschen noch teuer zu stehen kommen, daß sie ihre Bedeutung viel zu lange unterschätzt und viel zu lange es versäumt hatten, ihnen etwas Gleichwertiges entgegenzustellen.

Der gesamte Geländegewinn der Engländer am ersten Tage der neuen Flandernschlacht betrug etwa 20 Quadratkilometer. Unter den Ortschaften, die in ihre Gewalt gerieten, sind Graincourt und Marcoing besonders zu erwähnen.

An den folgenden Tagen machten die Engländer die größten Anstrengungen, ihre Einbruchsstelle in die deutsche Front zu erweitern und den Durchbruch nach Cambrai doch noch zu erzwingen. Aber von einem Durchbrechen der deutschen Linien war gar nicht die Rede, und ihr Geländegewinn war sehr mäßig. Mit welchem Einsatz von Kräften um Fontaine, Bourlon, Rumilly, Banteux und wie sonst die Dörfer dieser Gegend heißen, gekämpft wurde, geht daraus hervor daß am Abend des 23. November allein vor Fontaine dreißig zerschossene Tanks lagen. Inchy und Bourlon waren vom 24. bis 26. die Hauptbrennpunkte der Schlacht, aber ihre Einnahme konnten die Engländer trotz aller Anstrengungen nicht erreichen. Am 27. November suchten sie mit frisch eingesetzten Divisionen Bourlon und Fontaine zu erobern, gelangten auch vorübergehend in den Besitz der beiden Dörfer, mußten sie aber schließlich doch den Deutschen überlassen. An den beiden folgenden Tagen erfolgten nur heftige englische Teilangriffe an verschiedenen Stellen der Front, aber am 1. Dezember meldete der deutsche Heeresbericht:

„Die Schlacht bei Cambrai ist gestern erneut mit großer Heftigkeit entbrannt ... Zwischen Moeuvres und Bourlon und von Fontaine und La Folie heraus warfen wir den Feind auf die Dörfer Graincourt, Anneux und Cantaing zurück. B.iderseits von Banteux erstürmten unsere Truppen von der Schelde herauf die Höhen auf dem Westufer des Flusses, durchstießen die ersten feindlichen Linien und nahmen die Dörfer Gonnelieu und Villers Guislain ... 4000 Engländer wurden gefangen, mehrere Batterien wurden erbeutet."



Von dem Kampf einer Reserve-Division bei Cambrai. Im Kampf um Crèvecoeur. Nach einer Zeichnung für die „Illustrierte Weltkriegschronik" von dem Kriegsteilnehmer Martin Frost.

Das war der Anfang eines deutschen Gegenangriffes, der den ganzen Dezember mit Unterbrechungen andauerte und den Engländern weit mehr entriß, als was sie im November erobert hatten. Sie konnten sich nur zu zwei bedeutenden Gegenstößen aufraffen, am 2. bei Passchendaele und am 3. nördlich von Gheluvelt, die aber beide von den Deutschen zurückgeschlagen wurden. Am 3. Dezember erstürmten und behaupteten die Badener La Vacquerie. Seit dem 30. November hatten die Deutschen 6500 Gefangene gemacht und über 100 Geschütze erbeutet. Am 6. Dezember meldete die deutsche Heeresleitung:

„Unter der Einwirkung der letzten deutschen Angriffserfolge und unter dem steten Druck von Norden und Osten räumte der Feind zwischen Moeuvres und Marcoing seine vordersten Stellungen und zog sich auf die Höhen nördlich und östlich von Flesquières zurück. In scharfem Nachdrängen wurden die Dörfer Graincourt, Anneux, Cantaing, Noyelles, sowie die Waldhöhen nördlich von Marcoing genommen. Auf 10 Kilometer Breite haben wir unsere Linien bis zu 4 Kilometer Tiefe vorgeschoben. Auf seinem Rückzug hat der Feind, soweit die Zeit es noch zuließ, die Ortschaften durch Brand und Sprengung zerstört. Die Trümmer dieser Dörfer und das zwecklos begangene Zerstörungswerk an der nun dem Feinde wieder weit entrückten Stadt Cambrai sind die Spuren, die der Engländer von seiner mit so großer Hoffnung begonnenen, mit einer schweren Niederlage endenden Durchbruchsschlacht bei Cambrai für lange Zeit auf Frankreichs Boden hinterläßt. — Die Zahl der aus den Kämpfen bei Cambrai eingebrachten Gefangenen hat sich auf mehr als 9000, die Beute an Geschützen auf 148, an Maschinengewehren auf 716 erhöht!"

Alle weiteren Gefechte des Dezembers waren für die Deutschen günstig. Dasselbe war der Fall auf der Front des deutschen Kronprinzen, wo größere Unternehmungen den ganzen Monat über nicht stattfanden. Fest und unerschüttert stand am Ende des Jahres 1917 die deutsche Westfront da und schien noch jahrelang so stehen zu können.

## Der Krieg im Orient während des Jahres 1917.

Im Jahre 1916 war der Krieg im Orient für die Engländer sehr unglücklich verlaufen. Sie hatten nirgendwo Erfolge zu erringen vermocht, und auf dem Hauptkriegsschauplatze in Mesopotamien hatten sie eine schwere Niederlage erlitten. Das änderte sich in den ersten Monaten des Jahres 1917. Sie hatten Verstärkungen herangeführt, vor allem eine Menge schwerer Geschütze, und nun gerieten ihre Gegner immer mehr in eine schwierige Lage und verloren alles wieder, was sie vorher erstritten hatten und noch vieles dazu.

Im Januar lauteten allerdings die türkischen Berichte im ganzen noch sehr günstig. Nach ihnen hatten sie am 3. Januar einen Vorstoß der Engländer bei Inam Muhamed an der Tigrisfront abgeschlagen, am 10. sich an derselben Stelle eines großen Angriffes erwehrt, der nach achtundvierzigstündiger Feuervorbereitung erfolgt war. Am 11. war eine englische Brigade östlich von Kut-el-Amara, stärkere englische Kräfte waren am 11., 19. und 20. daselbst unter schwersten Verlusten zurückgeworfen worden. Am 24. Januar gelang es den Engländern, südlich des Tigris unter schweren Opfern ein wenig Gelände zu erobern. Am 26. wiederholten sie ihre Angriffe, hatten aber keinen Erfolg. Am 1., 2., 9., 10., 12., 17. und 22. Februar wurde wieder südlich des Tigris heftig und mit Einsatz starker Kräfte gekämpft. Nach den türkischen Berichten drangen die Engländer wohl hier und da in die türkischen Gräben ein, wurden aber an fast allen Punkten durch Gegenangriffe, teilweise im Nahkampf und unter sehr schweren Verlusten, wieder zurückgetrieben. Wohl wurden am 24. an der Tigrisfront die türkischen Truppen „planmäßig und um ihre Verbindung mit eingetroffenen Verstärkungen herzustellen", in westlicher Richtung zurückgenommen; am 23. gingen jedoch die Engländer über den Schumran, und am 24. fiel Schumran in ihre Hände. Am 27. Februar besetzten sie Kut-el-Amara.

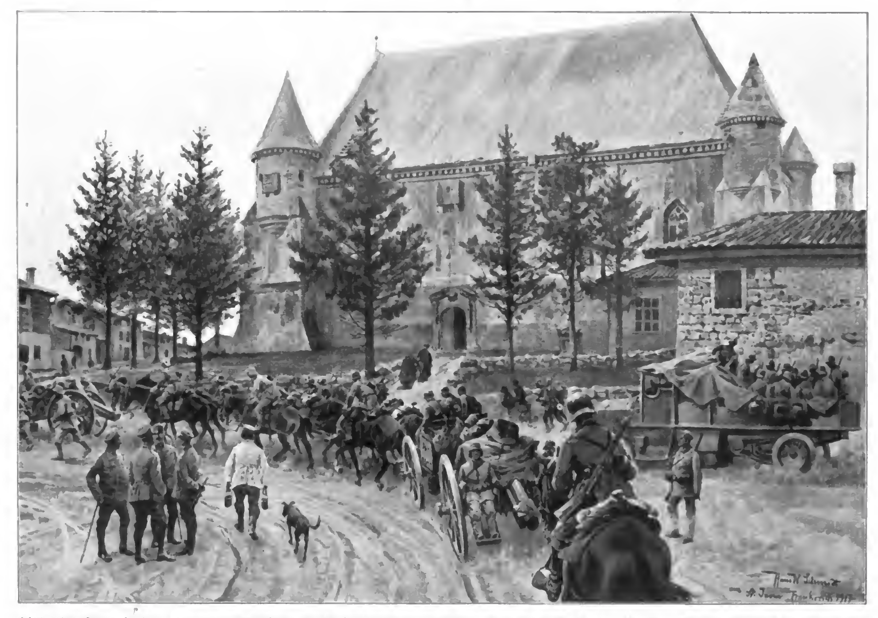
Die eingetroffenen Verstärkungen, um derentwillen die türkische Truppe zurückgenommen war, konnten das Kriegsglück nicht wenden. Am 6. März wurde zwar noch ein türkischer Sieg gemeldet, westlich von Azizie, 80 Kilometer südöstlich von Bagdad. Aber die Meldung scheint wenig glaublich, denn schon am Morgen des 11. März zogen die Engländer in Bagdad ein.

Der Verlust von Bagdad war für die Türken ein schwerer Schlag. Kindisch war es, daß die deutschen und österreichisch-ungarischen Zeitungen nun versuchten, den großen Erfolg der Engländer zu verkleinern und die Bedeutung der Stadt, deren Wichtigkeit sie vorher in allen Tonarten gepriesen hatten, herabzusetzen. Schon der moralische Eindruck des Falles der alten Kalifenstadt auf die Gemüter der orientalischen Völker mußte ein sehr starker sein.

Im April drangen die Engländer weiter nach Norden vor und erreichten nach Überschreitung der Dijala und des Schatt-el-Adhem eine Stellung nördlich von Samara. In den folgenden heißen Monaten gelang es ihnen nicht, in Mesopotamien irgend welche Fortschritte zu machen. Es wurden von türkischer Seite verschiedene Gefechte gemeldet, in denen die Engländer schlecht abgeschnitten haben sollten, aber der Himmel mag wissen, was daran wahr ist. Die türkischen Berichte waren ohne Zweifel die gefärbtesten von allen. Mit echt orientalischer Phantasie waren die kleinsten Erfolge zu Siegen aufgebauscht, Schlappen dagegen wurden solange verschwiegen, wie es irgend ging und ihre Folgen, das Zurückgehen der türkischen Heere und der Verlust wichtiger Städte, zu verheimlichen waren. Ein klares Bild der wirklichen Lage ergab sich aus ihnen niemals. Die Engländer verfuhren in derselben Weise, doch waren ihre Berichte immer noch eher der Wahrheit entsprechend.

Auch im September und Oktober geschahen in Mesopotamien nur unbedeutende Dinge. Im November traten die Engländer den Vormarsch zu beiden Seiten des Tigris an, aber bis zu Ende des Jahres kamen sie nur eine kurze Strecke vorwärts.

Den Russen gegenüber waren die Türken, wenn man ihren Berichten glauben will, fast immer siegreich. Die russischen Berichte erzählten dagegen beständig von Schlappen, die ihre Truppen den Türken beigebracht haben wollten. Von der Kaukasusfront wurden die Ortschaften, bei denen die Kämpfe stattgefunden haben sollten, dabei niemals genannt. Es hieß immer nur, „auf dem rechten Flügel" oder „auf dem linken türkischen Flügel" geschah dies oder



Hinter der Front in den Argonnen: Wehrhafte Kirche in St.-Juvin (Ostseite). Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem auf dem westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Professor Hans W. Schmidt.

jenes. Somit sind die Berichte nicht nachzuprüfen, und ob und wie weit eine oder die andere Partei im Vorteil war, ist nicht genau festzustellen. Vom April an wirkte die russische Revolution auch auf diesen Kriegsschauplatz ein und die Siege, die von den Türken gemeldet wurden, gewinnen eine gewisse Wahrscheinlichkeit. So die Einnahme von Musch, als sich die Russen im April auf Erzerum zurückzogen. Zu größeren Kampfhandlungen aber kam es bis Ende des Jahres nicht, und somit verschoben sich auch die Machtverhältnisse auf der Kaukasusfront nicht wesentlich.

An der persischen Front geschah einiges, was nicht ganz ohne Bedeutung war. Im Januar waren die Türken in bemerkenswertem Vorschreiten. Am 2. siegten sie in einem größeren Gefechte bei Hamadan, am 9. Januar wurden die Russen aus der Stadt Devlet Abad vertrieben und flohen nach Nordosten und Südosten. Am 13. zogen die Türken in Rahat ein, am 29. in Diz Abad. Vom Februar bis Anfang Juli wurden keine Kämpfe gemeldet. Am 4., 5., 6. und 16. Juli ereigneten sich einige Gefechte, in denen die Türken siegreich blieben. Im ganzen aber vermochten sie auch hier während des ganzen Jahres keinen größeren oder gar entscheidenden Erfolg zu erringen.

Auf dem syrischen Kriegsschauplatze hatten die Engländer das ganze Jahr über nach den Berichten der Türken Mißerfolge zu verzeichnen, und einige dieser Berichte scheinen die Wahrheit gesagt zu haben. So der Bericht über die Schlacht bei Gaza am 26. und 27. März. Dort wurden vier englische Divisionen von einem Türkenheere geschlagen, ließen 3000 Tote auf dem Schlachtfelde und zogen sich nach Südweiten zurück. Die Nachhut der Engländer wurde bis Wadi Gaza, 7 Kilometer südlich von Gaza, zurückgetrieben. Das war eine ganz beträchtliche Niederlage, und der Nachricht darüber wurde von den Engländern nicht widersprochen. Am 19. April eröffneten sie eine neue Schlacht bei Gaza, nachdem sie Verstärkungen herangezogen hatten. Aber auch diesmal blieben die Türken Sieger. Auch das Eingreifen der englischen Flotte war ohne Erfolg. Bis Anfang November wurden nur unbedeutende Gefechte gemeldet. Aber dann änderte sich die Sache. Am 8. November meldeten die Türken, daß ihre Front ohne nennenswerte Verluste vor der zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes „ein Stück“ zurückgenommen worden sei. Der Kundige konnte daraus entnehmen, daß die Engländer auf diesem Kriegsschauplatze die Überhand bekommen hatten, und das wurde am 17. November bestätigt, denn das hart umstrittene Gaza fiel in ihre Hände. Vom 20. bis zum 24. November tobte dann nördlich von Gaza eine neue große Schlacht, die nach den türkischen Berichten ein türkischer Sieg war und den Engländern große Verluste beibrachte. Merkwürdig war, daß diese türkischen Siege fast immer zur Folge hatten, daß der schwer geschlagene Feind vorrückte, während die türkischen Sieger weiter und weiter zurückwichen. So fand am 1. Dezember in der Gegend von Naalin wieder einer der türkischen Siege statt, der die wunderbare Folge hatte, daß sieben Tage später es „den Engländern gelang, ihren Angriff näher an die Stadt Jerusalem heranzutragen“. Die Türken „verlegten“ darauf, wie sie sich anmutig ausdrückten, „die westlich und südlich der Stadt gelegenen Truppen auf die Ostseite“, d. h. sie überließen die Stadt den Engländern. Am 8. Dezember rückte Old-England in Jerusalem ein. Auch den Mohammedanern ist Jerusalem eine heilige Stadt. Sein Fall mußte natürlich tief einwirken auf die Gemüter der Orientalen, ebenso wie der von Bagdad. Aber nicht nur den Orientalen bewies er das unaufhaltsame Vordringen der englischen Macht, er zeigte auch den Deutschen und ihren Verbündeten, daß der Traum, England an seinem Lebensnerv, dem Suezkanal, zu treffen, endgültig ausgeträumt war. Das türkische Heer hatte überall versagt. Das lag an seiner Führung, die nirgendwo auf der Höhe stand, und es lag vor allen Dingen an seinem elenden Verpflegungswesen und an der Lotterwirtschaft, die im ganzen Reiche herrschte. Der türkische Soldat war tüchtig und brauchbar, tapfer und genügsam und ganz geeignet, bei leidlicher Verpflegung und unter guter Führung Ausgezeichnetes zu leisten. Aber was war von einer Truppe zu erwarten, die häufig als Mittagsmahlzeit eine Hand voll Feigen erhielt und sonst nichts! Das Unwesen in der Türkei war in Deutschland vielen bekannt, aber niemand durfte etwas darüber sagen, ebensowenig wie etwas gesagt oder geschrieben werden durfte über die uns noch weit näherliegende Lotterwirtschaft in Österreich und Ungarn. Denn unsere Bundesgenossen waren alle ehrenwerte Männer, über die kein Wort des Tadels oder auch nur des Mißfallens gesagt werden durfte — bis die ganze Bundesherrlichkeit in Trümmer fiel, wobei sich übrigens die Türkei immer noch ehrlicher und nobler benahm als die anderen.

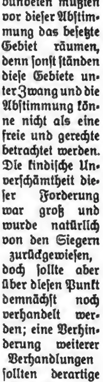
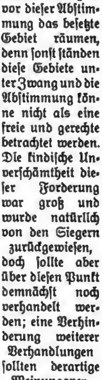
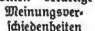
## Der Friede von Brest-Litowsk. — Ausgang des Krieges mit Rumänien. — Friede von Bukarest.

Am 15. Dezember 1917 war zwischen den bevollmächtigten Vertretern der russischen obersten Heeresleitung und den obersten Heeresleitungen der gegen Rußland verbündeten Mächte ein Waffenstillstand unterzeichnet worden. Am 17. Dezember gab die deutsche Regierung halbamtlich bekannt, daß die Friedensverhandlungen demnächst beginnen sollten und unverbindliche Vorbesprechungen bereits im Gange seien. Am 22. Dezember wurden in Brest-Litowsk die Friedensverhandlungen eröffnet. An der Spitze

der deutschen Friedensabordnung stand der Staatssekretär Richard von Kühlmann, von den übrigen Abgeordneten ist noch zu erwähnen der General Hoffmann, Hindenburgs Mitarbeiter und Vertrauter. Österreich-Ungarn hatte acht Vertreter entsandt, Wortführer war der Minister des Äußern Graf Czernin, von den Bulgaren war der Justizminister Popow, von den Türken der Minister des Äußern Achmed Nessimi Bey als Führer ihrer Abordnung entsandt worden. Die Sowjet-Republik Rußland hatte an die Spitze ihrer Abordnung die beiden bekannten Bolschewisten Joffe und Kamenew gestellt, unter ihren anderen Vertretern befand sich auch eine Frau, was sich bisher in der Weltgeschichte noch niemals bei einer Friedensverhandlung ereignet hatte.

Die Verhandlungen können hier nur in großen Umrissen geschildert werden. Sie zogen sich monatelang hin, und das kam daher, daß die Russen ein falsches Spiel spielten. Sie wollten Zeit gewinnen, um während der Hin- und Herrederei in Brest-Litowsk die Revolution auch in den siegreichen Staaten zu entfesseln. Von der Weltrevolution erwarteten die Petersburger Juden und ihre Gefolgschaft das Heil der Welt und insbesondere Rußlands. Deshalb sandten sie ihre Agenten überall hin in großer Zahl, traten überall mit den zum Umsturz alles Bestehenden geneigten Kreisen in die innigste Verbindung und entfalteten unter Ausstreuung großer Geldmittel eine fieberhafte Werbetätigkeit. Es ist ungemein bezeichnend, daß die Soldaten der deutschen Heeresleitung dieses niederträchtige Spiel viel tiefer und viel klarer durchschauten als die Staatsmänner der verbündeten Mächte und ihre nach Brest-Litowsk entsandten Vertreter.

In den ersten Sitzungen einigte man sich dahin, daß man einen Frieden ohne Kriegsentschädigung und Eroberungen schließen wolle. Natürlich ergaben sich Schwierigkeiten über die zur Zeit von den Verbündeten besetzten Gebiete, sowie über die Aufbringung der Kosten für den Unterhalt der Kriegsgefangenen und die Entschädigung der den Zivilangehörigen feindlicher Länder im eigenen Gebiete zugefügten Schäden, z. B. der Zerstörung deutschen Eigentums und der Beraubung in Rußland wohnender Deutscher. Die Russen schlugen vor, daß diese Aufwendungen und Entschädigungen aus einem internationalen Fonds erfolgen sollten; die Teile Rußlands, die selbständig werden wollten, sollten daran nicht gehindert werden. Es müsse dort eine Volksabstimmung stattfinden, die Verbündeten müßten vor dieser Abstimmung das besetzte Gebiet räumen, denn sonst ständen diese Gebiete unter Zwang und die Abstimmung könne nicht als eine freie und gerechte betrachtet werden. Die kindische Unverschämtheit dieser Forderung war groß und wurde natürlich von den Siegern zurückgewiesen, doch sollte aber über diesen Punkt demnächst noch verhandelt werden; eine Verhinderung weiterer Verhandlungen sollten derartige Meinungsverschiedenheiten nicht bilden. Am 27. Dezember wurde auf Antrag der Russen eine Unterbrechung der Verhandlungen bis zum 4. Januar beschlossen, „damit die Abordnung mit ihren heimischen Behörden Fühlung nehmen könnte“, in Wahrheit, damit die Sache verschleppt werde. Am 2. Januar schlug Joffe eine Verlegung des Verhandlungsortes in ein neutrales Land und zwar nach Stockholm vor. Die Verbündeten lehnten das ab. So mußten die Russen am 7. Januar wieder in Brest-Litowsk erscheinen, und an ihrer Spitze erschien der eine der beiden Beherrscher Rußlands, Trotzki, der von nun an im Namen seines Staates das Wort führte. Die Ukraine hatte übrigens ihre eigenen Vertreter entsandt und verhandelte mit den Verbündeten gesondert wie ein souveräner Staat. Trotzki erkannte das Recht dieser Haltung der Ukrainer rückhaltlos im Namen der russischen Regierung an, da es sich aus dem Rechte der Selbstbestimmung aller Völker ergebe. Es wurde bei den neu wieder einsetzenden Verhandlungen den Russen einmal deutlich gesagt, daß es sich nicht um einen allgemeinen Völkerfrieden, sondern um einen

Blick auf das heißumstrittene Dorf Fontaine bei Cambrai nach der Wiedereroberung; auf der Straße einer der vielen von den deutschen Truppen erbeuteten englischen Tanks.

Sonderfrieden mit Rußland handle. Deshalb sei eine Verlegung des Verhandlungsortes ausgeschlossen. General Hoffmann legte dazu in sehr scharfer Weise Verwahrung ein gegen die Versuche der russischen Regierung und obersten Heeresleitung, die deutschen Truppen durch Aufrufe und Flugschriften revolutionär zu beeinflussen. Es wurde so den Russen zu Gemüte geführt, daß es eine Grenze für ihre Unverschämtheit gebe, und das wurde in Deutschland überall — mit Ausnahme selbstverständlich der sozialistischen Presse — mit Genugtuung begrüßt. Es folgten nun aber endlose Auseinandersetzungen über die Frage, ob die bisher zu Rußland gehörenden Randvölker, Kurländer, Finnen, usw. als selbständige und also mit verhandlungsfähige Staaten anzuerkennen seien oder nicht, und da zeigte sich's, daß Trotzki völlig fest auf seinem revolutionären Standpunkte stehen blieb. „Die Landtage, die ihre Meinung über die Lostrennung von Rußland ausgesprochen haben, sind nur Vertreter einer Klasse der Bevölkerung, das Proletariat ist dort gar nicht gefragt worden. Ehe das geschehen ist, wissen wir die wahre Meinung der betreffenden Völker nicht. Das ganze Volk muß erst in diesem Gebiete befragt werden. Seinem Spruch wird sich dann die russische Regierung fügen", so lautete seine Erklärung, und davon wollte er nicht abgehen.

Wie die russischen Bolschewisten in Wirklichkeit über die Befragung des ganzen Volkes dachten, das bewiesen sie, während diese Verhandlungen in Brest-Litowsk geführt wurden, an ihrer eigenen Volksvertretung. Am 18. Januar war endlich die sogenannte „Constituante", die verfassunggebende Versammlung der gewählten russischen Volksvertreter, eröffnet worden. Es ergab sich, daß in ihr die Bolschewisten die Mehrheit nicht hatten. Die Versammlung wollte nicht die Republik der Sowjets, die Aufhebung alles Privateigentums, die Entwaffnung der bürgerlichen Klassen, die Bewaffnung des Proletariats, die Sozialisierung aller Banken, die Ungültigkeitserklärung der Staatsanleihen und die anderen Forderungen der Kommunisten anerkennen. Darauf traten die Bolschewisten gleich in der ersten Sitzung aus der Versammlung aus und sprengten sie in der Nacht vom 18. zum 19. Januar auseinander. Hiermit war entschieden, daß in Rußland nicht der Wille des ganzen Volkes, sondern eine einzelne Klasse herrschen solle. Es war also weiter nichts eingetreten als eine Machtverschiebung. Die Letzten waren die Ersten geworden. Gebessert war damit natürlich gar nichts, im Gegenteil, das unglückliche Land war nun ganz den Demagogen ausgeliefert. Unter ihnen befanden sich weltfremde Träumer, die im ehrlichen Idealismus die Welt reformieren wollten, aber die Mehrzahl war eine für das Zuchthaus reife Rotte, Gauner aller Nationalitäten, besonders des auserwählten Volkes, die nur das Proletariat von einer Schandtat zur andern führten und sich selbst jede Gemeinheit und Niedertracht erlaubten, sich also nach ihrem Wohlgefallen auslebten.

Bei dieser Lage der Dinge in Rußland nahmen sich die tönenden Reden, die Trotzki in Brest-Litowsk über Völkerbefreiung und Selbstbestimmungsrecht und dergleichen schöne Dinge hielt, sehr lächerlich aus, wurden aber von der Versammlung immer wieder angehört, und es wurde mit ihrer Anhörung und Widerlegung ungeheuer viel Zeit vertrödelt. Mit der Ukraine kam indessen schon am 2. Februar ein Friedensvertrag zustande. Er setzte fest, daß die Grenzen zwischen Österreich-Ungarn und der Ukraine dieselben sein sollten, wie die bisherigen Grenzen zwischen Österreich-Ungarn und Rußland. Von Entschädigungen und Wiedergutmachungen war nicht die Rede. Vor allem sollten die Handelsbeziehungen zwischen den Verbündeten und der Ukraine wieder aufgenommen werden. Als einen „Brotfrieden" bezeichnete Graf Czernin den Frieden mit der Ukraine. Die Mittelmächte versprachen sich also vor allen Dingen eine bessere Versorgung ihrer Länder mit Getreide und anderen Lebensmitteln und somit eine Besserung der Nahrungsverhältnisse. Es sei gleich hier gesagt, daß diese Erwartungen sich nur zum kleinsten Teile erfüllten, und daß von dem Wenigen, was wirklich geliefert wurde, Österreich den Löwenanteil erhielt. In der Ukraine kamen die Verhältnisse nicht zur Ruhe, ein wilder Bürgerkrieg zwischen den Anhängern der Zentralrada und den Bolschewisten brach aus. Die Bolschewisten wurden von der Petersburger Regierung, obwohl sie die Ukraine als selbständigen Staat anerkannte, stark unterstützt, das Volk wurde planmäßig gegen die Rada-Regierung aufgehetzt, und da nun die ohnehin miserablen Verkehrsmittel zum Teil zerstört waren, war die Abführung der Vorräte sehr erschwert und konnte nur zum Teil stattfinden. Auch hatten die Bolschewisten vieles vernichtet und fuhren damit fort, wo es ihnen möglich war. Immerhin war der Friede mit der Ukraine ein großer Fortschritt und erregte bei den Ententegenossen die größte Besorgnis, es könne nunmehr der Erfolg der englischen Blockade in Frage gestellt sein.

Die Unterzeichnung des Friedens mit Rußland sollte noch eine gute Weile dauern. Trotzki machte immer neue Ausflüchte und führte die Abgeordneten der Mittelmächte geradezu an der Nase herum. Die bolschewistischen Treibereien an der deutschen Front nahmen immer mehr zu. Am 10. Februar brachte Kühlmann einen Befehl zur Sprache, den die russische Oberste Heeresleitung unter den deutschen Truppen verbreitet hatte, um sie zur Meuterei gegen ihre Offiziere zu veranlassen. Trotzki wußte davon nichts. Dagegen machte er die überraschende Mitteilung, daß Rußland auf den Frieden nicht mehr warten wolle. Es werde einfach seine Heere nach Hause schicken und abwarten, was weiter geschehen werde. Es gehe aus dem Kriege hinaus, verzichte aber auf einen Friedensvertrag und werde die Friedensbedingungen seiner Feinde nicht unterschreiben. Darauf erhielt er die Antwort, daß dann der zwecks der Friedensverhandlungen unterbrochene Krieg sofort wieder aufleben

werde. Er verließ am andern Tage mit seiner Abordnung Brest-Litowsk und erklärte, man könne in Petersburg weiter mit Rußland verhandeln, es gebe ja Telegramme und Funksprüche. Er versprach sich von diesem Schritte eine große Wirkung auf die feindlichen Heere und hoffte, die deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten würden ihren Führern unmöglich machen, wieder vorzurücken. Aber so unterwühlt diese Heere zum Teil auch waren, so wenig dachte die große Mehrzahl an eine Meuterei an der Front. In Petersburg, wo Trotzki nach seiner Erklärung weiter verhandeln wollte, wurde die Kommission der Mittelmächte mehrere Tage lang wie dumme Schulbuben behandelt. Keiner der russischen Würdenträger verhandelte mit ihnen, alle schützten andere Geschäfte vor. So verließen sie am 15. Februar die russische Hauptstadt, und die deutsche Regierung ließ am 16. in der „Norddeutschen Allg. Zeitung" erklären: Der Waffenstillstand sei mit der russischen Regierung geschlossen worden, um über den Frieden zu verhandeln. Die russische Regierung habe am 10. Februar die Verhandlungen mit einer einseitigen Erklärung abgebrochen. Folglich trete vertragsmäßig 7 Tage nach Abbruch der Verhandlungen der Kriegszustand wieder ein. An demselben Tage traf in Berlin ein Hilferuf aus der Ukraine gegen die Bolschewisten ein, die raubend und plündernd und alle möglichen Schandtaten verübend das Land durchzogen und die Getreidevorräte planmäßig vernichteten. Am 18. Februar traten infolgedessen die deutschen Truppen den Vormarsch auf Kowel an. Auch an der Nordfront trat der Kriegszustand wieder ein. Die Deutschen drangen auf Dünaburg vor und erreichten kampflos die Düna. Der Vormarsch der Deutschen in der Ukraine erregte übrigens den Unmut der Polen in hohem Maße, denn sie hatten darauf gerechnet, einen Teil dieses Landes ihren Staaten einzuverleiben, und waren nun voller Gift und Galle darüber, daß die Ukraine auch das Gouvernement Cholm umschließen sollte, das zum Teil von Polen bewohnt wurde. Sie schlugen Lärm im deutschen Reichstag und fanden dabei selbstverständlich die freudigste Beistimmung der unabhängigen Sozialdemokraten. Es zeigte sich wieder einmal, welch ein Meisterstück der Staatskunst das neugeschaffene „Königreich Polen" war. Viele Polen schlossen sich, da ihre Begehrlichkeit ins Ungemessene gesteigert war, den russischen Banden an, die in der Ukraine plünderten und mordeten. Es kam, wie es Kenner der Geschichte und einsichtige Staatsmänner vom ersten Tage der Gründung Polens an geahnt und vorausgesagt hatten.

In Großrußland aber hatte das deutsche Vorgehen die Wirkung, daß die Bolschewisten sich endlich zum Friedensschlusse bequemten. Trotzki erklärte seine Be-



**Nächtliche Szene aus dem Kampfgebiet bei Cambrai: Gestörte Verwundetensuche mit Sanitätshunden. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Martin Frost.**

Die aus einem Sanitätsoffizier und einem Sanitätshundeführer mit je einem Sanitätshunde bestehende Patrouille sucht in Granattrichtern Schutz gegen Leuchtkugeln und Maschinengewehrfeuer aus dem 40 Meter nahen englischen Graben. Später verließ sie die Deckung und fand bei weiterem Spüren die Vermißten.

reitwilligkeit, die Verhandlungen in Brest-Litowsk wieder aufzunehmen. Darauf sandte die deutsche Regierung eine Antwort nach Petersburg, die in der Form eines Ultimatums gehalten war. Binnen 48 Stunden sollten die in der Antwort niedergelegten deutschen Friedensbedingungen angenommen werden, die russischen Bevollmächtigten sollten sich sofort nach Brest-Litowsk begeben und binnen drei Tagen den Frieden unterzeichnen, der innerhalb weiterer zwei Wochen ratifiziert sein müsse. Am 24. Februar sandten Lenin und Trotzki ein Telegramm nach Berlin, das die Annahme des Ultimatums aussprach, und am 3. März wurde der Friede zu Brest-Litowsk unterzeichnet.

Die Bedingungen dieses Friedens haben ja nur zehn Monate lang die Beziehungen zwischen Rußland und den Mittelmächten bestimmt. Sie sind von den Vertretern Rußlands widerwillig und unter Vorbehalt angenommen und von russischer Seite niemals ehrlich eingehalten worden. Aber für die Zukunft waren sie von großer Bedeutung. Als im Oktober 1918 Deutschland und seine Verbündeten einen Verständigungsfrieden nachsuchten, wiesen die Ententeregierungen höhnisch auf den Brest-Litowsker Frieden hin und erklärten, er sei das Muster des Friedens, den sie den Deutschen auferlegen wollten. Seine Bedingungen müssen daher hier mitgeteilt werden. Sie hatten folgenden Wortlaut:



Fernschreibersaal bei einer hohen Befehlsstelle. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Artikel I

Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei einerseits und Rußland andererseits erklären, daß der Kriegszustand zwischen ihnen beendet ist. Sie sind entschlossen, fortan in Friede und Freundschaft miteinander zu leben.

Artikel II

Die vertragschließenden Teile werden jede Agitation oder Propaganda gegen die Regierung oder die Staats- und Heereseinrichtungen des anderen Teiles unterlassen. Die Verpflichtung gilt, soweit sie Rußland obliegt, auch für die von den Mächten des Vierbundes besetzten Gebiete.

Artikel III

Die Gebiete, die westlich der zwischen den vertragschließenden Teilen vereinbarten Linie liegen und zu Rußland gehörten, werden der russischen Staatshoheit nicht mehr unterstehen; die vereinbarte Linie ergibt sich aus der diesem Friedensvertrag als wesentlicher Bestandteil beigefügten Karte. (Anlage 1.) — Die genaue Festlegung der Linie wird durch eine deutsch-russische Kommission erfolgen. Den in Rede stehenden Gebieten werden aus der ehemaligen Zugehörigkeit zu Rußland keinerlei Verpflichtungen gegenüber Rußland erwachsen. Rußland verzichtet auf jede Einmischung in die inneren Verhältnisse dieser Gebiete. Deutschland und Österreich-Ungarn beabsichtigen, das künftige Schicksal dieser Gebiete im Benehmen mit deren Bevölkerung zu bestimmen.

Artikel IV

Deutschland ist bereit, sobald der allgemeine Friede geschlossen und die russische Demobilmachung vollkommen durchgeführt ist, das Gebiet östlich der im Artikel III Absatz 1 bezeichneten Linie zu räumen, soweit nicht Artikel IV anders bestimmt. Rußland wird alles in seinen Kräften Stehende tun, um die alsbaldige Räumung der ostanatolischen Provinzen und ihre ordnungsmäßige Rückgabe an die Türkei sicherzustellen.

Die Bezirke Erdehan, Kars und Batum werden gleichfalls ohne Verzug von den russischen Truppen geräumt. Rußland wird sich in die Neuordnung der staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Verhältnisse dieser Bezirke nicht einmischen, sondern überläßt es der Bevölkerung dieser Bezirke, die Neuordnung im Einvernehmen mit den Nachbarstaaten, namentlich der Türkei, durchzuführen.

Artikel V

Rußland wird die völlige Demobilmachung seines Heeres einschließlich der von der jetzigen Regierung neugebildeten Heeresteile unverzüglich durchführen. Ferner wird Rußland seine Kriegsschiffe entweder in russische Häfen überführen und dort bis zum allgemeinen Friedensschluß belassen oder sofort desarmieren. Kriegsschiffe der mit den Mächten des Vierbundes im Kriegszustand verbleibenden Staaten werden, soweit sie sich im russischen Machtbereich befinden, wie russische Kriegsschiffe behandelt werden.

Das Sperrgebiet im Eismeer bleibt bis zum allgemeinen Friedensschluß bestehen. In der Ostsee und, soweit die russische Macht reicht, im Schwarzen Meer wird sofort mit der Wegräumung der Minen begonnen. Die Handelsschiffahrt in diesen Gebieten ist frei und wird sofort wieder aufgenommen. Zur Festlegung der näheren Bestimmungen, namentlich zur Bekanntgabe der gefahrlosen Wege für die Handelsschiffe, werden gemischte Kommissionen eingesetzt. Die Schiffahrtswege sind dauernd von treibenden Minen freizuhalten.

Artikel VI

Rußland verpflichtet sich, sofort Frieden mit der ukrainischen Volksrepublik zu schließen und den Friedensvertrag zwischen diesem Staate und den Mächten des Vierbundes anzuerkennen. Das ukrainische Gebiet wird unverzüglich von den russischen Truppen und der russischen Roten Garde geräumt. Rußland stellt jede Agitation oder Propaganda gegen die Regierung oder die öffentlichen Einrichtungen der ukrainischen Volksrepublik ein.

Estland und Livland werden gleichfalls ohne Verzug von den russischen Truppen und der russischen Roten Garde geräumt. Die Ostgrenze von Estland läuft im allgemeinen dem Narwa-Flusse entlang, die Ostgrenze von Livland verläuft im allgemeinen durch den Peipus-See und Pskowschen See bis zu dessen Südwestecke, dann über den Lubenschen See in Richtung Livenhof an der Düna. Estland und Livland werden

von einer deutschen Polizeimacht besetzt, bis dort die Sicherheit durch eigene Landeseinrichtungen gewährleistet und die staatliche Ordnung hergestellt ist. Rußland wird alle verhafteten oder verschleppten Bewohner Estlands und Livlands sofort freilassen und gewährleistet die sichere Rücksendung aller verschleppten Estländer und Livländer.

Auch Finnland und die Alandsinseln werden alsbald von den russischen Truppen und der russischen Roten Garde, die finnischen Häfen von der russischen Flotte und den russischen Seestreitkräften geräumt. Solange das Eis die Überführung der Kriegsschiffe in russische Häfen ausschließt, werden auf den Kriegsschiffen nur schwache Kommandos zurückbleiben. Rußland stellt jede Agitation oder Propaganda gegen die Regierung oder die öffentlichen Einrichtungen Finnlands ein.


Beisetzung eines gefallenen englischen Fliegeroffiziers durch deutsche Truppen in Palästina.

Die auf den Alandsinseln angelegten Befestigungen sind sobald als möglich zu entfernen. Über die dauernde Nichtbefestigung dieser Inseln sowie über ihre sonstige Behandlung in militärischer und schiffahrtstechnischer Hinsicht ist ein besonderes Abkommen zwischen Deutschland, Finnland, Rußland und Schweden zu treffen; es besteht Einverständnis darüber, das hierzu auf Wunsch Deutschlands auch andere Anliegerstaaten der Ostsee hinzuzuziehen sein würden.

Artikel VII

Von der Tatsache ausgehend, daß Persien und Afghanistan freie und unabhängige Staaten sind, verpflichten sich die vertragschließenden Teile, die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit und die territoriale Unversehrtheit dieser Staaten zu achten.


Türkischer Divisions-Kommandeur vor seinem Zelt in Palästina.

Artikel VIII

Die beiderseitigen Kriegsgefangenen werden in ihre Heimat entlassen. Die Regelung der hiermit zusammenhängenden Fragen erfolgt durch die im Artikel XII vorgesehenen Einzelverträge.

Artikel IX

Die vertragschließenden Teile verzichten gegenseitig auf den Ersatz ihrer Kriegskosten, d. h. der staatlichen Aufwendungen für die Kriegführung, sowie auf den Ersatz der Kriegsschäden, d. h. derjenigen Schäden, die ihnen und ihren Angehörigen in den Kriegsgebieten durch militärische Maßnahmen mit Einschluß aller in Feindesland vorgenommenen Requisitionen entstanden sind.


Lebensmitteltransport an die Front durch Kamele in Palästina.

Artikel X

Die diplomatischen und konsularischen Beziehungen zwischen den vertragschließenden Teilen werden sofort nach der Ratifikation des Friedensvertrages wieder aufgenommen. Wegen Zulassung der beiderseitigen Konsuln bleiben besondere Vereinbarungen vorbehalten.

Artikel XI

Für die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Mächten des Vierbundes und Rußland sind die in den Anlagen 2 bis 5 enthaltenen Bestimmungen maßgebend, und zwar Anlage 2 für die deutsch-russischen, Anlage 4 für die bulgarisch-russischen, Anlage 5 für die türkisch-russischen Beziehungen.

Artikel XII

Die Herstellung der öffentlichen und privaten Rechtsbeziehungen, der Austausch

Cetrocani, dicht bei Bukarest gelegen, der endgültige Friede geschlossen. Es ist gar nicht zu leugnen, daß es ein Gewaltfrieden war. Die Dobrudscha mußte bis zur Donau abgetreten werden. Dadurch wurde Rumänien vom Schwarzen Meere abgeschnitten, doch sollte ihm ein Handelsweg über Konstanza offenbleiben. Unter der außerordentlich dehnbaren Bezeichnung von „Grenzberichtigungen" mußte es einen Streifen an Ungarn abtreten, der von der Donau bei Turnu-Severin bis zum Pruth östlich von Czernowitz reichte und die beherrschenden Höhen und Übergänge der transsylvanischen Alpen in ungarischen Besitz brachte. Das war an sich durchaus berechtigt, aber mit den tönenden Reden des Grafen Czernin gegen alle Annexionen und Kriegsentschädigungen war es allerdings durchaus nicht in Übereinstimmung zu bringen. Deutschland trug nur Vorteile auf wirtschaftlichem Gebiete davon, aber die waren in der Tat sehr bedeutend. War der Friede in der Ukraine ein „Brotfrieden" genannt worden, so konnte der von Bukarest ein „Ölfrieden" genannt werden. Deutschland und Österreich-Ungarn pachteten auf die Dauer von dreißig Jahren alle Erdöle des Landes. Der rumänische Staat sollte nur einen Gewinnanteil erhalten. Unter welchen Einzelbedingungen und Verklausulierungen der Erdölvertrag abgeschlossen wurde, kann hier nicht ausgeführt werden. Natürlich sollte eine „Gesellschaft", nach dem Muster der berühmten deutschen Kriegsgesellschaften, die Sache in die Hand nehmen, und ebenso natürlich waren alle Bedingungen und Bestimmungen für die Olländereien-Pachtgesellschaft m. b. H. so günstig, für die rumänische Regierung so ungünstig wie möglich. Wunderlicherweise stand in dem Friedensvertrage als 28. und letzter Artikel: „Die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses soll in Rumänien keinen Einfluß auf die Rechtsstellung der Einwohner, insbesondere auf ihre politischen und bürgerlichen Rechte, ausüben. — Der in Absatz 1 ausgesprochene Grundsatz wird auch insoweit zur Durchführung gebracht werden, als es sich um die Einbürgerung der staatlosen Bevölkerung Rumäniens mit Einschluß der dort bisher als Fremde angesehenen Juden handelt. Zu diesem Zwecke wird in Rumänien bis zur Ratifikation des Friedensvertrages ein Gesetz erlassen werden, wonach jedenfalls alle Staatlosen, die am Kriege, sei es im aktiven Militärdienst, sei es im Hilfsdienst, teilgenommen oder die im Lande geboren und dort ansässig sind und von dort geborenen Eltern stammen, ohne weiteres als vollberechtigte rumänische Staatsangehörige angesehen werden sollen und sich als solche bei den Gerichten einschreiben lassen können; der Erwerb der rumänischen Staatsangehörigkeit wird sich auf die Ehefrauen, die Witwen und die minderjährigen Kinder solcher Personen erstrecken."



Bahn- und Wegebau in Syrien. Nach einem Aquarell des nach den türkischen Kriegsschauplätzen entsandten Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Es folgt das Ölabkommen und die Gründung der Olländereien-Pachtgesellschaft m. b. H. Menschlichem Gefühl hätte es näher liegen müssen, in den Friedensvertrag eine Bestimmung zugunsten der unglücklichen Feldsklaven, alias Bauern, einzufügen, die von den Bojaren und Juden zugleich ausgesogen wurden.

Der Friede von Bukarest trug übrigens einen sehr bösen Keim in sich, der böse Frucht bringen sollte. Die Dobrudscha war 1913 den Bulgaren von den Rumänen geraubt worden. Nun wurde sie nicht etwa an Bulgarien, sondern an die verbündeten Mächte zur gesamten Hand abgetreten. Statt sie sofort den Bulgaren zu übergeben, behielten sie die Mächte in gemeinsamer Verwaltung, und bald erhoben die Türken Ansprüche auf verschiedene Teile. Deutschland und Österreich-Ungarn konnten sich nicht entschließen, diese Ansprüche kurz und entschieden zurückzuweisen. Sie schwankten zwischen Bulgarien und der Türkei hin und her. Das machte in Sofia sehr böses Blut und arbeitete allen denen trefflich in die Hände, die im bulgarischen Volke gegen die Deutschen und Österreicher wühlten und hetzten und sich mühten, das Bündnis mit den Mittelmächten zu Fall zu bringen. Solcher gab es eine große Zahl, und sie wurden mit jedem Tage mächtiger. Einer ihrer Mittel- und Sammelpunkte war die amerikanische Gesandtschaft in Sofia. Bulgarien lebte nämlich mit den Vereinigten Staaten im Frieden. Seine Bundesgenossen hatten es nicht gezwungen, mit der Union zu brechen — eine der zahlreichen politischen Unbegreiflichkeiten, die von den politischen Dilettanten in Wien und Berlin so zahlreich begangen worden sind. Einigermaßen verständlich wird sie nur dann, wenn man sich vorstellt, in welch kindlichen Meinungen sich sämtliche Politiker der Mittelmächte bewegten. Sie waren ganz ehrlich davon überzeugt, daß es zu einem ernsten Waffengange mit Amerika gar nicht kommen werde, und leider, leider wurden sie von ihren Marinesachverständigen darin bestärkt. Tirpitz z. B. war noch im Frühling 1918 fest davon überzeugt, daß die Amerikaner eine wesentliche militärische Hilfe ihren Verbündeten nicht würden leisten können. Da mochte denn Bulgarien ruhig sein amerikanisches Verschwörernest in Sofia behalten.

## Wilsons Friedensvorschlag. — Der Seekrieg im ersten Vierteljahr 1918.

Am 8. Januar 1918 richtete Wilson eine seiner langatmigen und salbungsvollen Botschaften an den amerikanischen Kongreß. Ebenso wie die Bücher haben auch die Reden ihre Schicksale — Wirkungen, die kein Mensch voraussagen kann. Was das Oberhaupt der Yankees hier sagte, war fast dasselbe, was drei Tage vorher Lloyd George in einer an englische Arbeiter gerichteten Rede gesagt hatte. Aber das, was der englische Staatsmann gesagt hatte, fand wohl in der Tagespresse aller Länder Zustimmung oder Widerspruch, aber nachher war es vergessen. Die vierzehn Punkte dagegen, die Wilson in seiner Botschaft an den Kongreß als Kriegsziele der gegen Deutschland verbündeten Mächte aufstellte, sollten zu einer Leimrute werden, auf der sich Millionen politischer Gimpel fingen. Sie haben den Gang des Krieges weit mehr beeinflußt, als jedes andere Dokument, keines ist in seiner Wirkung auch nur entfernt damit zu vergleichen.

„Das Programm des Weltfriedens", wie sein Schöpfer es nannte, hatte folgenden Wortlaut:

Der 1. Punkt ist, daß alle Friedensverträge öffentlich sind und öffentlich zustande gekommen sind, und daß danach keine geheimen internationalen Vereinbarungen irgendwelcher Art mehr getroffen werden dürfen, sondern daß die Diplomatie immer offen und vor aller Welt getrieben werden soll.

Der 2. Punkt ist vollkommene Freiheit der Schiffahrt auf dem Meere außerhalb der territorialen Gewässer im Frieden sowohl wie im Kriege, mit Ausnahme jener Meere, die ganz oder teilweise durch eine internationale Handlung zwecks Durchsetzung internationaler Verträge geschlossen werden.

Der 3. Punkt ist die Beseitigung, soweit sie möglich ist, aller wirtschaftlichen Schranken und die Errichtung der Gleichheit der Handelsbeziehungen unter allen Nationen, die sich dem Frieden anschließen und sich zu seiner Aufrechterhaltung vereinigen.

Die 4. Bedingung ist, daß entsprechende Garantien gegeben und angenommen werden, daß die Rüstungen der Völker auf das niedrigste mit der inneren Sicherheit zu vereinbarende Maß herabgesetzt werden.

Der 5. Punkt ist die freie, aufrichtige und vollkommen unparteiische Ordnung aller kolonialen Forderungen, die auf der strengen Befolgung des Grundsatzes begründet ist, daß bei der Entscheidung aller Souveränitätsfragen die Interessen der in Betracht kommenden Bevölkerungen das gleiche Gewicht haben müssen wie die berechtigten Forderungen der Regierungen, deren Rechte abgegrenzt werden müssen.

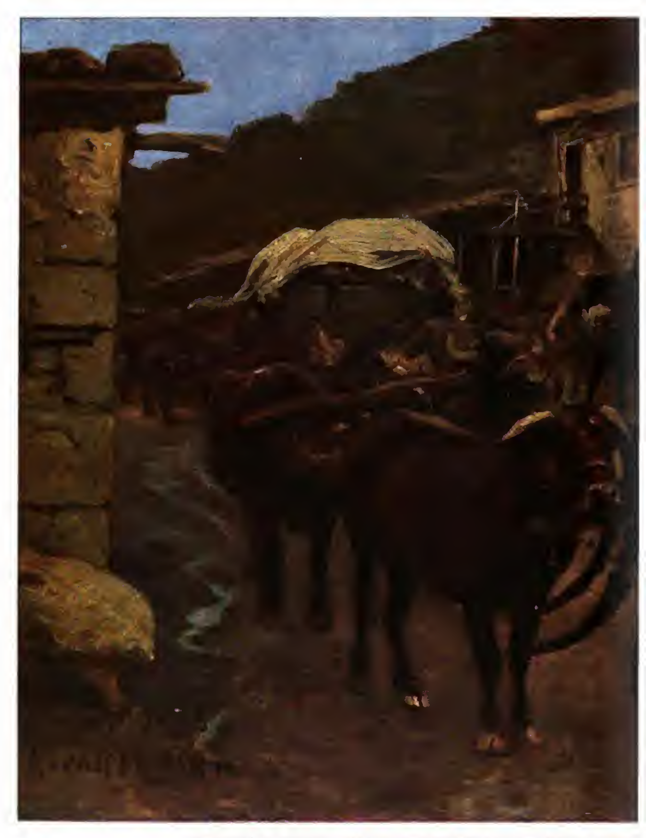
Der 6. Punkt betrifft die Räumung des ganzen russischen Gebietes und eine solche Regelung aller Rußland betreffenden Fragen, die das beste und freieste Zusammenwirken der anderen Nationen der Welt sichert, um für Rußland die unbehinderte Gelegenheit zu erlangen, unabhängig über seine eigene politische Entwicklung und nationale Politik zu entscheiden und Rußland die aufrichtige, freundliche Aufnahme in die Gesellschaft der freien Nationen unter Gesetzen, wie es sie selbst will, zu sichern und, mehr als das, Unterstützung in allen Dingen, die Rußland braucht und selbst wünscht. Die Behandlung, die Rußland von seinen Schwesternationen in den kommenden Monaten gewährt werden wird, wird eine klare Probe auf ihren guten Willen sein und ihr Verständnis für Rußlands Nöte zum Unterschied von ihren eigenen Interessen.

7. Punkt: Die ganze Welt wird zustimmen, daß Belgien geräumt und wiederhergestellt werden muß, ohne daß irgendein Versuch unternommen wird, seine Souveränität, deren es sich in Gemeinschaft mit allen anderen freien Nationen erfreut, zu beschränken. Keine einzige andere Handlung wird so wie diese dazu dienen, das Vertrauen unter den Nationen in die Gesetze, die sie selbst zur Regelung ihrer Beziehungen untereinander festgesetzt haben, wiederherzustellen. Ohne diese versöhnende Handlung wäre das ganze Gefüge und die Kraft des internationalen Völkerrechtes für immer beeinträchtigt.

8. Punkt: Das ganze französische Gebiet soll befreit und die besetzten Teile wiederhergestellt werden. Das Unrecht, das Frankreich durch Preußen im Jahre 1871 in der elsaßlothringischen Frage geschehen ist und das den Weltfrieden seit nahezu 50 Jahren beunruhigt hat, soll wieder gutgemacht werden, damit der Friede wieder im Interesse aller gesichert wird.

9. Punkt: Die Berichtigung der Grenzen Italiens soll nach klar erkennbaren nationalen Linien vorgenommen werden.

10. Punkt: Den Völkern Österreich-Ungarns, deren Platz unter den Nationen wir geschützt und gesichert zu sehen wünschen, soll die erste Gelegenheit zu autonomer Entwicklung gewährt werden.



Die Türkei im Weltkrieg: Rast an einer Wasserstelle in den Bergen Kleinasi



15. Nach einem Gemälde für die „Illustrirte Zeitung" von Fritz Grotemeyer.

11. Punkt: Rumänien, Serbien und Montenegro sollen geräumt und die besetzten Gebiete wiederhergestellt werden. Serbien soll ein freier und sicherer Zugang zum Meere gewährt werden. Die Beziehungen der verschiedenen Balkanstaaten untereinander sollen durch freundliche Besprechungen entsprechend den geschichtlich gegebenen Linien der Zugehörigkeit der Nationalität festgesetzt werden. Für die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit und die territoriale Unversehrtheit der verschiedenen Balkanstaaten sollten Garantien geschaffen werden.

12. Punkt: Den türkischen Teilen des jetzigen osmanischen Reiches sollte der sichere Genuß der Souveränität zugesichert werden, aber den anderen Nationalitäten, die sich jetzt unter türkischer Herrschaft befinden, sollte ebenso unzweifelhaft Sicherheit des Lebens und absolut unbelästigte Gelegenheit zu autonomer Entwicklung gesichert werden. Die Dardanellen sollten als freie Durchfahrt für die Schiffe und den Handel aller Nationen unter internationalen Garantien geöffnet werden.

13. Punkt: Ein unabhängiger polnischer Staat, der die von zweifellos polnischer Bevölkerung bewohnten Gebiete einschließen müßte, sollte errichtet werden. Er müßte freien Zugang zum Meere haben. Seine wirtschaftliche Unabhängigkeit und territoriale Integrität müßte durch einen internationalen Vertrag garantiert werden.

14. Punkt: Ein allgemeiner Völkerbund muß errichtet werden. Spezielle Verträge müssen für gegenseitige Garantien der politischen Unabhängigkeit und der territorialen Integrität für große und kleine Staaten in gleicher Weise sorgen.

Zunächst fanden die vierzehn Punkte nur in der amerikanischen Presse einmütige Anerkennung. Die englische und französische Arbeiterpresse fiel ihr gleichfalls zu, während die Zeitungen der anderen Richtungen in beiden Ländern sich sehr kühl dagegen verhielten. In Italien begegneten sie einer sehr scharfen Ablehnung, denn der italienische sacro egoismo war ja keineswegs zufriedengestellt mit der Berichtigung der italienischen Grenzen nach klar erkennbaren nationalen Linien. In Deutschland war die ganze Presse von der „Kreuzzeitung" bis zum „Vorwärts", ja bis zum „Berliner Tageblatt" in der Ablehnung einig. Auch die Kreise in Deutschland, die nicht mehr an einen Sieg, sondern an einen unentschiedenen Ausgang des Krieges glaubten, sahen ein, daß das alles nur nach einer Niederlage Deutschlands zu verwirklichen war. Sie hätten ebensogut sagen können, daß auch eine Niederlage Englands dazu gehören würde, die Punkte des amerikanischen Präsidenten zu verwirklichen, denn wie hätte England jemals freiwillig die Freiheit der Schiffahrt auf allen Meeren anerkennen können! Aus diesem Punkte allein hätte schon jedermann erkennen können, daß die ganze Aufstellung ein Köder war oder, wie die „Kölnische Zeitung" sich ausdrückte, „eine grobe Falle".

Vorderhand war die Wirkung der vierzehn Punkte gleich null; sie trat erst später ein. Es ist kaum nötig, zu sagen, daß die Staatsmänner der Mittelmächte es einmütig ablehnten, auf dieser Grundlage überhaupt in Verhandlungen über den Frieden einzutreten. Sie betrachteten Wilsons Rede vor allem als einen Versuch, die Verhandlungen in Brest-Litowsk zu stören, und es ist sehr möglich, daß sie in der Tat keinen anderen Zweck gehabt hat. Vielleicht ist Wilson über die spätere Wirkung seiner Worte selber nicht wenig erstaunt gewesen.

Jedenfalls aber hinderte ihn seine stark betonte Sehnsucht nach dem Frieden nicht im mindesten, mit aller Kraft zum Kriege zu rüsten. Solange der Krieg dauerte, sollten jährlich 700000 Mann in die Armee eingestellt werden. Deshalb wurde am 16. Januar ein Gesetz im Senat eingebracht über die Registrierung aller männlichen Personen, die seit dem 5. Juni 1917 das 21. Lebensjahr vollendet hatten — ein kaum glaublicher Eingriff in die Freiheit des jungen Amerikaners. Die Maßregel bewies, wie ernst es den Amerikanern mit dem Kriege war, und ebenso bewiesen das die ungeheueren Geldausgaben — bis zum 5. Februar betrugen sie 7100 Millionen Dollars — und die Beschränkungen, die man sich im Kohlen- und Lebensmittelverbrauche auferlegte.

Am 11. Februar richtete Wilson wieder eine Botschaft an den Kongreß als Antwort auf die Reden, in denen die Staatsmänner der Mittelmächte seine Botschaft vom 8. Januar zurückgewiesen hatten. In dieser Februarbotschaft taucht wieder der Gedanke an eine „Liga der Nationen" (Völkerbund) und eine „neue Völkerordnung" auf. Im übrigen war sie belanglos. Der Präsident knüpfte dabei an die Entschließung des deutschen Reichstages vom 19. Juli 1917 an, in der ein Gerichtshof über alle Völkerstreitigkeiten gefordert sei, und erklärte, die Rede des deutschen Reichskanzlers stimme nicht zusammen mit dem Willen der deutschen Reichstagsmehrheit. Überhaupt unterschied Wilson stets zwischen dem deutschen Volke, für das er allen möglichen Weihrauch ausstreute, und seiner Regierung und der das deutsche Volk beherr-



Ochsen als Vorspann für ein steckengebliebenes Automobil in Palästina.



Karl I., Kaiser von Österreich, als apostolischer König von Ungarn Karl IV.

(Atelier Adèle, Wien.)

schenden Militärkaste, der niemand trauen dürfe, da sie Eroberungs- und Weltherrschaftspläne verfolge. Dadurch suchte er einen Keil zwischen das deutsche Volk und seine Führer zu treiben, und seine Anstrengungen waren nicht vergeblich. Jedes andere Volk der Welt hätte sofort die Absicht gemerkt und wäre verstimmt worden. Das politisch dümmste und unreifste Volk der Welt aber ging hordenweise in die ihm gestellte Falle. Bei den Demokraten und Sozialdemokraten Deutschlands bildete sich allmählich die Meinung, daß der Präsident der großen Republik ein Freund des deutschen Volkes sei und nur die deutsche Regierung bekämpfe. Wäre also diese Regierung gestürzt, die Monarchie in Deutschland beseitigt, so folgerten sie, dann könne das deutsche Volk sehr bald durch die Vermittlung des großen Menschen- und Friedensfreundes Wilson einen guten Frieden haben. Daß das ganze Wilsonsche Friedens- und Völkerbundsgeschwafel eine Kriegslist sein könne, dazu bestimmt, die Kraft des Gegners und seinen Siegeswillen zu lähmen, darauf kamen sie in ihrer rührenden Einfalt nicht. Wie eine geistige Epidemie griff das Vertrauen auf Wilson im deutschen Volke um sich und sollte nach wenigen Monaten schon dem deutschen Volke zum schweren Verhängnis werden.

Ohne Frage hat Wilson durch seine geschickten, auf die Kinderhaftigkeit der Deutschen schlau berechneten Reden seinen Verbündeten unermeßlichen Nutzen gebracht und zum für sie günstigen Ausgang des Krieges viel beigetragen. Auch die Waffenhilfe Amerikas begann schon im ersten Vierteljahr des neuen Jahres an der flandrisch-französischen Front in Erscheinung zu treten. Sie wurde in den amtlichen deutschen Berichten, so lange es ging, übersehen, aber schon im März ging das nicht mehr, und es mußte zugegeben werden, daß namhafte amerikanische Truppenkörper auf dem Festlande im Kampfe standen. Die deutschen Unterseeboote waren demnach nicht imstande gewesen, die amerikanischen Transporte nach Frankreich zu hindern, und man konnte daraus schließen, daß sie auch in Zukunft nicht dazu imstande sein würden. Das wurde in Deutschland um so weniger verstanden, als der Admiralstab vom Unterseekriege im übrigen nur Erfreuliches, ja Glänzendes zu berichten wußte. Nach seinen Angaben wurden im Januar versenkt 632000, im Februar 680000, im März 689000 Brutto-Registertonnen. Die Engländer gaben wesentlich niedrigere Zahlen an, aber selbst wenn ihre Rechnung richtig gewesen wäre, so blieben die Verluste der Ententeflotte und der Neutralen, die das Sperrgebiet befuhren, doch noch sehr hoch. Am 5. Januar erweiterten die Deutschen das Sperrgebiet um die Azoren nach Osten bis über Madeira hinaus und schufen ein neues Sperrgebiet um die südlichen Stützpunkte auf den Kap Verdischen Inseln und Dakar mit den anschließenden Küstengebieten. — Von größeren Unternehmungen zur See war im Januar so gut wie nichts zu berichten. Am 14. und 15. unternahmen leichte deutsche Streitkräfte einen Streifzug durch die südliche Nordsee und stießen nördlich der Themsemündung bis dicht an die englische Küste vor. Sie trafen dabei weder Handelsfahrzeuge noch Kriegsschiffe an. Am 20. Januar hatten die Engländer ein Seegefecht mit türkischen Schiffen, den früheren deutschen Kreuzern „Goeben" und „Breslau", unweit der Insel Imbros. Nach türkischen Berichten zogen sie dabei den Kürzeren und verloren mehrere Schiffe, doch ging bei der Rückfahrt nach dem Hafen die „Breslau" in einem englischen Minenfelde unter. — Im Februar gelang es einem deutschen U-Boote, einen Truppentransportdampfer von 14348 Tonnen mit amerikanischen Truppen an Bord in der irischen See zu torpedieren. Das Schiff ging unter, die Besatzung aber wurde größtenteils gerettet. Am 15. Februar griffen deutsche Torpedoboote unter Korvettenkapitän Heinecke die starke Bewachung des englischen Kanals zwischen Calais–Dover und Grisnez–Folkestone überraschend an. Mehrere englische Bewachungsfahrzeuge wurden vernichtet. Die Deutschen erlitten keine Verluste. Am folgenden Tage führten deutsche leichte Seestreitkräfte einen neuen Streifzug in dem östlichen Teil des Ärmelkanals durch und stellten fest, daß die bisherige starke Bewachung in der Straße von Dover–Calais und in der Linie Kap Grisnez–Folkestone nicht mehr vorhanden war. Auch sie kehrten wohlbehalten zurück. Der 23. Februar war für die deutsche Flotte ein Tag stolzen Triumphs. Es kehrte der Hilfskreuzer „Wolf" in die Heimat zurück, nachdem er 15 Monate unter Fregattenkapitän Nerger im Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean gefahren war und dabei 35 feindliche Handelsschiffe mit 210000 Bruttoregistertonnen vernichtet hatte.

Am 28. Februar richtete die finnische Regierung ein Hilfegesuch an die Deutschen, in dem sie um Schutz vor den Roten Garden der Bolschewisten bat. Dem wurde Folge gegeben und vom 3. bis 7. März ein Unternehmen der deutschen Flotte nach den Aalandsinseln durchgeführt, das die Besetzung der Inseln zur Folge hatte.

Am 21. März wurde die Festung Dünkirchen von deutschen Torpedobooten wirkungsvoll beschossen. Von den Küstenbatterien wurde das Feuer heftig erwidert, auch gerieten sie bei ihrer Rückfahrt mit leichten feindlichen Streitkräften ins Gefecht, kehrten aber wohlbehalten wieder zurück. Im übrigen verloren die Engländer im März ein paar Schiffe durch Torpedierung. Sonst ist von kriegerischen Ereignissen zur See in diesem Monat nichts zu berichten.

Dagegen war das erste Vierteljahr des Jahres 1918 verhältnismäßig reich an Luftkämpfen. Der 29. Januar brachte einen großen besonders erfolgreichen Angriff deutscher Flieger auf Südengland und die Nordküste Frankreichs. London und Southend, Dünkirchen, Gravelines und Calais wurden stark mit Bomben belegt. Am 16. Februar wurden London, Dover, Dünkirchen mit Bomben angegriffen. Am 17. erfolgte ein neuer Fliegerangriff auf London, am 18. Februar einer auf Calais. Am 8. März war wieder London das Ziel deutscher Flugzeuge, auch

wurden Margate und Sherneß unter ihr Feuer genommen, und überall wurden gute Wirkungen erzielt. In der Nacht vom 12. zum 13. griff ein deutsches Marineluftgeschwader mit gutem Erfolg befestigte Plätze und militärische Anlagen am Humber und in der Grafschaft York an. Am 14. März belegte ein deutsches Marineluftschiff, geführt von Kapitänleutnant Dietrich, den Hafen und die Industrieanlagen von Hartlepool ausgiebig mit Bomben. Es wurden durch alle diese Angriffe sehr starke Schäden angerichtet, aber es war bewundernswert, wie die Engländer alle ihre Verluste zu vertuschen und zu verschleiern wußten. Es erfolgten oft herbe Kritiken in den englischen Zeitungen über den Abwehrdienst, der sich immer noch als unfähig erweise, die Luftangriffe ganz zu verhindern. Aber von den teilweise ungeheuren Zerstörungen, die in London und anderwärts durch die deutschen Flugzeuge verursacht worden waren, drangen nur die allerkärglichsten Notizen in die Öffentlichkeit. Was man auf dem Festland erfuhr, das stammte von Schilderungen holländischer, norwegischer oder dänischer Augenzeugen her, die zufällig einen solchen Luftüberfall auf englischem Boden miterlebt hatten. Sie schilderten die furchtbaren Wirkungen der deutschen Bomben so übereinstimmend, daß man ihre Angaben als wahrheitsgemäß erachten durfte. Umsomehr Anerkennnng verdient die Standhaftigkeit der Engländer, die das alles über sich ergehen ließen, ohne mutlos zu werden und an Friedensschluß zu denken. Auf Berlin war während des ganzen Krieges noch keine feindliche Bombe herabgeworfen worden, und doch war dort die Nervosität der Bevölkerung viel größer als in London und steckte leider auch die Männer an, die dort versammelt waren als Vertreter des preußischen und des deutschen Volkes. „Das Volk wird siegen, das die stärksten Nerven hat“ — das Wort, das am Anfange des Krieges von den Deutschen geprägt und zuversichtlich nachgesprochen worden war, hatte offenbar seine Richtigkeit, aber mit jedem Monat wurde zweifelhafter, welches Volkes Nerven sich schließlich als die stärkeren erweisen würden.

## Der Krieg in Italien vom 1. Januar bis 1. Oktober 1918. — Zustände in Österreich unter der Regierung Karls I.

Das kalte und regnerische Wetter der ersten Januarhälfte sowie die Erschöpfung der italienischen Truppen waren die Ursache, daß in diesem Zeitraume an der italienischen Front größere Kämpfe unterblieben. Erst am 14. Januar gingen die Italiener wieder zu einem Angriffe vor. Er erfolgte zwischen der Brenta und dem Monte Pertica. Nach starker Geschützvorbereitung, die sich teilweise bis zum Trommelfeuer steigerte, drang die italienische Infanterie nach sehr heftigen Nahkämpfen an einzelnen Stellen in die feindlichen Gräben ein, wurde aber durch Gegenstoß wieder hinausgeworfen. Am 15. tobte ein lebhafter Feuerkampf zwischen Brenta und Piave, besonders im Gebiete des Monte Asolone, doch blieb der erwartete italienische Angriff aus. Kleinere italienische Vorstöße am Monte Fontana Secca scheiterten, ebenso ein Angriff, den die Italiener am 26. Januar gegen den Monte Pertica unternahmen. Aber am 27. Januar begannen sie einen Großangriff, durch den sie, allerdings unter schwersten Verlusten, nicht unbedeutende Erfolge errangen. Auf der Hochebene der Sieben Gemeinden begannen sie die österreichisch-ungarischen Stellungen mit einem furchtbaren Geschoßhagel zu überschütten, besonders in der Gegend des Col del Rosso. Am 28. gingen sie dort zum Infanterieangriff über. Mit starken Kräften stürmten sie östlich von Asiago bis zur Brenta vor. Am Monte Sisemol und westlich davon brach ihr Angriff schon vor den österreichisch-ungarischen Stellungen im Geschützfeuer zusammen. Der Monte di Val Bella, auf dem sie vorübergehend Fuß fassen konnten, wurde ihnen durch Gegenstoß wieder entrissen. Ebenso blieben die österreichisch-ungarischen Truppen im Gebiete des Col del Rosso sowie zwischen der Frenzelaschlucht und der Brenta nach schweren Kämpfen siegreich. Die Italiener verloren an Gefangenen 10 Offiziere und 350 Mann. Die italienischen Angriffe, die am 29. Januar mit starken Kräften fortgesetzt wurden, scheiterten im Gebiete des Monte Sisemol auch an diesem Tage, dagegen blieben der Monte di Val Bella und der Col del Rosso nach schweren Kämpfen in den Händen der Angreifer. Die Angriffe der Italiener südwestlich von Asiago am 30. Januar blieben erfolglos, ebenso die starken Angriffe, die sie am 31. Januar von ihrer neu eroberten Stellung aus unternahmen.

Aus den Ereignissen des Februar, die fast nur in Kleinkämpfen bestanden, sind etwa hervorzuheben ein italienischer Angriff auf dem Monte Pertica am 19. Februar, der unter schweren Verlusten der Angreifer scheiterte, und ein größerer italienischer Vorstoß am 23. Februar. Östlich von der Brenta brachen die Italiener überraschend am Abend vor, wurden aber abgewiesen. Am 11. Februar hatte der Kaiser den bisherigen Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes Freiherrn Conrad von Hötzendorf dieses Postens enthoben und an seine Stelle den General Arz von Straußenburg gesetzt. Hötzendorf übernahm den Befehl an der italienischen Front.

Im März ereignete sich nichts, was der Erwähnung wert wäre.

Von Anfang April an wurde eine große österreichisch-ungarische Offensive erwartet. Die Italiener waren darauf gefaßt, daß ihre Feinde jetzt losbrechen würden, denn der Zeitpunkt war für sie so günstig wie möglich. Erlitten doch die Engländer und Franzosen in Frankreich und Flandern so gewaltige Schläge

**Von den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk: Die Vollsitzung am 1. Februar zur endgültigen Klärung der Stellungnahme der beteiligten Regierungen gegenüber der ukrainischen Zentralrada; der ukrainische Delegierte Lubynsky bei der Erwiderung auf die gegen die Zentralrada gerichteten Ausführungen Trotzkys.**

Nach einer Zeichnung des zu den Verhandlungen nach Brest-Litowsk entsandten Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt. (Namenserklärung enthält die unten wiedergegebene erläuternde Abbildung.)

(B. = Mitglied der bulgarischen Abordnung, D. = Mitglied der deutschen Abordnung, Ö.-U. = Mitglied der österreichisch-ungarischen Abordnung, R. = Mitglied der russischen Delegation, T. = Mitglied der türkischen Abordnung, U. = Mitglied der ukrainischen Abordnung.)

1. Erster Leg.-Sekr. Dr. Kermektschiew (B.); 2. Leg.-Sekr. Nizameddin-Bey (T.); 3. Kapit. z. S. Hussein Raauf-Bey (T.); 4. Militärstaatsanwalt Hauptm. M. Markow (B.); 5. Fregattenkapitän Nedew (B.); 6. Leg.-Rat a. Baligand (D.); 7. Leg.-Sekr. a. Bülow (D.); 8. Kapitän z. S. Horn (D.); 9. Graf a. Soden (D.); 10. Attaché Graf a. Rex (D.); 11. Wirkl. Geh. Leg.-Rat Simons (D.); 12. Geh. Leg.-Rat Edler a. Stockhammern (D.); 13. Leg.-Rat Graf Colloredo (Ö.-U.); 14. Leg.-Sekr. Graf Csáky (Ö.-U.); 15. Prof. Serhij Ostapenko (U.); 16. Wirkl. Leg.-Rat Nadolny (D.); 17. Frau A. A. Bicenko (R.); 18. Geh. Leg.-Rat Schüler (D.); 19. Geh. Oberreg.-Rat Dr. Neuhaus (D.); 20. Herr L. B. Kamenew (R.); 21. Mitglied d. ukrain. Parlaments Mykola Lubynsky (U.); 22. Herr A. A. Joffe (R.); 23. Hauptmann Hey (D.); 24. Herr Skowarenke (U.); 25. Herr K. W. Radek (R.); 26. Erster Leg.-Sekr. Dr. Anastassow (B.); 27. Major v. Mirbach (Ö.-U.); 28. Prof. Miletitsch (B.); 29. Gesandter Taschew (B.); 30. Herr Woldemar (U.); 31. Gesandter Stayanowitsch (B.); 32. Mitglied d. ukrain. Parlaments Mykola Lewytzky (U.); 33. Korvettenkapitän Olaf Wulff (Ö.-U.); 34. Oberstleutnant Pokorny (Ö.-U.); 35. Feldmarschalleutnant v. Cicerics (Ö.-U.); 36. Mitgl. d. ukrainischen Parlaments Alexander Sewrjuk (U.); 37. Major Brinkmann (D.); 38. Russischer Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten L. D. Trotzky (R.); 39. Generalmajor Hoffmann (D.); 40. Leg.-Sekr. Baron Gautsch (Ö.-U.); 41. Major i. Generalstab a. Glaise (Ö.-U.); 42. Gesandter Freiherr a. Mittag (Ö.-U.); 43. Min.-Direktor Dr. Kriege (D.); 44. Min.-Direktor Schraeder (D.); 45. Sektionschef Dr. Gratz (Ö.-U.); 46. General d. Kav. Ahmed Izzet-Pascha (T.); 47. Oberst Gantschew (B.); 48. Min.-Direktor Koerner (D.); 49. Großwesir Talaat-Pascha (T.); 50. Staatssekr. v. Kühlmann (D.); 51. Gesandter a. Rosenberg (D.); 52. Leg.-Sekr. a. Hoesch (D.); 53. Ministerpräsident Radoslawow (B.); 54. Gesandt. a. Wiesner (Ö.-U.); 55. Minister d. Ausz. Graf Czernin (Ö.-U.); 56. Botschafter Ibrahim Hakki-Pascha (T.); 57. Dolmetscher Neumann (U.); 58. Staatsminister Dr. K. Graf v. Podewils-Dürnitz (D.); 59. Dolmetscher Dr. Wagner (D.); 60. Dr. Behn (D.).



**Erläuterung zur oben wiedergegebenen Zeichnung von den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk: „Die Vollsitzung am 1. Februar."**

von den Deutschen, daß sie unmöglich im Stande waren, ihren Bundesgenossen mit nennenswerten Unterstützungen zu Hilfe zu kommen. Aber es erfolgte nichts. Nur wurde an einigen Tagen der Geschützkampf an verschiedenen Stellen der Front heftiger als gewöhnlich. Die österreichische Regierung schob das Unterbleiben der Offensive auf das ungünstige Wetter, allein sie fand nicht einmal bei ihrem eigenen Volke damit Glauben. In Wien erzählte man sich — die Zeitungen durften darüber natürlich nichts bringen — die Untätigkeit des Heeres habe einen ganz anderen Grund. Der Kaiser werde von seiner Gemahlin Zita, ihrer Mutter und ihren sonstigen Verwandten bearbeitet, den Krieg aufzugeben und mit der Entente sich im Sonderfrieden zu verständigen. Nun kamen im April Dinge an den Tag, die solchen Gerüchten neue Nahrung gaben, ja sogar ihre Richtigkeit für jeden Verständigen bewiesen und den Herrscher Österreichs in einem sehr eigentümlichen Lichte zeigten.

Man darf an diesen Dingen nicht vorübergehen, denn sie enthüllen einen der Gründe dafür, daß der Krieg für die Mittelmächte verloren ging und daß nach dem Kriege die Revolution ausbrach.

Die großen Fürstenhäuser, die Europa seit Jahrhunderten beherrschten, sind mit daran zugrunde gegangen, daß sie das Legitimitätsprinzip zu hoch gespannt hatten. Sie heirateten immer wieder untereinander, selten kam einmal frisches Blut hinein, obwohl Deutschland allein 54 „ebenbürtige" Familien besaß, katholische und protestantische. Das hatte auf körperlichen wie auf geistigen Gebieten die üblen Folgen, die eben die Inzucht überall mit sich bringt, und sie lagen vielleicht bei keinem Herrscherhause so offen am Tage wie bei den österreichischen Lothringern, die sich Habsburger nannten. Bildeten doch zahlreiche Anekdoten, die von Erzherzögen erzählt wurden, das ständige Entzücken weiter Kreise in Österreich. Die andere üble Folge der gegenseitigen hochfürstlichen Versipptheit war die, daß eine fürstliche, hoch über den Völkern schwebende Internationale entstand, die mehr dynastisch als völkisch empfand. Durch ihre ausländischen Familienbeziehungen und Heiraten wurden diese Herrschaften den eigenen Völkern vielfach innerlich entfremdet, wurzelten nicht im heimischen Boden.

Ein Schulbeispiel dafür war der neue Kaiser von Österreich und König von Ungarn, Karl I. Er war verheiratet mit einer Prinzessin aus dem Hause Bourbon-Parma. Die Neigung dieser Familie gehörte Frankreich. Als der Krieg ausbrach, eilten zwei Prinzen zu Parma, Brüder der Kaiserin, Sixtus und Xaver, von Österreich nach Frankreich und boten ihrem alten Vaterlande ihre Dienste an. Sie mußten dort abgewiesen werden, denn den Angehörigen der Häuser, die früher in Frankreich geherrscht hatten und noch Anspruch auf die französische Krone erhoben, verbot ein Gesetz, in der französischen Armee zu dienen. Sie beschlossen, als einfache Soldaten in das englische Heer einzutreten, wurden aber auch hier nicht angenommen. Endlich fanden sie Unterkunft im belgischen Heere, dienten erst als Krankenträger, dann mit der Waffe gegen die Deutschen, kämpften tapfer und erhielten das französische Kriegskreuz im April 1916 aus der Hand des Präsidenten Poincaré selbst. Dabei erklärte der Prinz Sixtus, er sei über diese Auszeichnung besonders „gerührt", weil es seit 80 Jahren die erste französische Auszeichnung sei, die ein Prinz des Hauses Bourbon erhalte. Andere Mitglieder des Hauses Parma, die auf österreichischem Boden geblieben waren, hatte der alte Kaiser Franz Joseph polizeilich überwachen lassen.

Man hätte meinen sollen, der neue Kaiser werde wenigstens mit den Parmas, die gegen seine Bundesgenossen unter Waffen standen, den Verkehr abbrechen. Aber weder er noch seine erlauchte Gemahlin dachten daran. Die Kaiserin traf sich mit ihrem Bruder in der Schweiz. Prinz Sixtus durfte sogar als feindlicher Offizier nach Steiermark kommen und traf dort mit seinen Verwandten zusammen. Vor allem aber blieb der Kaiser mit seinem Schwager Sixtus in brieflichem Verkehr, und das kam im April 1918 an die Öffentlichkeit und erregte überall das gewaltigste Aufsehen.

Der österreichische Ministerpräsident behauptete am 14. April in einer Rede über die Lage, Clemenceau habe bei ihm feierlich anfragen lassen, ob man nicht Verhandlungen über die Beendigung des Krieges anknüpfen könne. Als Czernin erwidert habe, das sei wohl möglich, aber über eine Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich könne überhaupt nicht verhandelt werden, seien die Friedensfühler von Clemenceau wieder eingezogen worden. Diese ganze Darstellung erklärte der französische Ministerpräsident für erlogen und veröffentlichte nun eine Erklärung, worin es hieß, der Kaiser selber habe seinen Schwager Sixtus von Bourbon-Parma wissen lassen, er halte die Ansprüche Frankreichs an Elsaß-Lothringen für durchaus gerecht. Das erklärte Czernin für eine Lüge, und Karl I. tat dasselbe in einem entrüsteten Schreiben an seinen Bundesgenossen Wilhelm II. Nun ließ Clemenceau durch die Agence-Havas das Folgende als amtliche Erklärung der französischen Regierung veröffentlichen:

„In dem Lügengewebe muß Halt gemacht werden. Da Kaiser Karl unter den Augen von Berlin die lügnerischen Ableugnungen des Grafen Czernin auf seine Rechnung nimmt, zwingt er die französische Regierung, den Beweis zu erbringen. Hier ist der Wortlaut des handschriftlichen Briefes, der am 31. März 1917 von dem Prinzen Sixtus von Bourbon, dem Schwager des Kaisers von Österreich, Herrn Poincaré, dem Präsidenten der Republik, und mit Zustimmung des Prinzen sofort dem französischen Ministerpräsidenten mitgeteilt wurde:

Mein lieber Sixt!

Das Ende des dritten Jahres dieses Krieges, der so viel Trauer und Schmerz in die Welt gebracht hat, nähert sich. Alle Stämme meines Reiches sind enger als je vereint im gemeinsamen Willen, die Unversehrtheit der Monarchie selbst und der Seinen unter schwersten Opfern zu wahren. Dank ihrer Einigkeit und des großmütigen Zusammenwirkens aller Nationalitäten meines Reiches hat die Monarchie seit fast drei Jahren schwersten Stürmen standhalten können. Niemand

wird die von meinen Truppen davongetragenen Vorteile bestreiten, besonders die auf dem Balkankriegsschauplatze. Seinerseits hat Frankreich prächtige Widerstandskraft und Begeisterung gezeigt. Wir alle bewundern rückhaltlos die traditionelle Tapferkeit seiner Armee und die Opfergröße des ganzen französischen Volkes. Deshalb ist es mir besonders angenehm, zu sagen, daß, obwohl wir augenblicklich Gegner sind, kein Auseinandergehen der Gesichtspunkte oder der Aspirationen ein Strich von Frankreich trennt. Ich bin berechtigt, hoffen zu dürfen, daß meine lebhaften Sympathien für Frankreich vereint mit denen, die in der Monarchie herrschen, auf immerdar die Rückkehr eines Kriegszustandes vermeiden werden, für den mir keine Verantwortung zufällt.

Zu diesem Zwecke und um die Echtheit dieser Gefühle auf bestimmte Art darzutun, bitte ich Dich, geheim und inoffiziell, als auch außerhalb seiner Grenzen verhindert und daß es unter der Garantie der Entente auch so dies gewährleistet.

Die Ereignisse, die sich in Rußland abgespielt haben, zwingen mich, meine diesbezüglichen Ideen für jene Tage vorzubehalten, an denen dort eine gesetzliche und dafür nötige Regierung vorhanden sein wird.

Nachdem ich nun meine Gedanken dargelegt habe, bitte ich dich, mir deinerseits nach Besprechung mit den beiden Mächten zunächst die Meinung Frankreichs und dann Englands auseinander zu setzen, um dergestalt eine Grundlage vorzubereiten, auf der offizielle Besprechung begonnen werden könnte, damit wir zur Befriedigung aller gelangen. Hoffen wir, daß auf diese Weise beiderseits bald dem Leiden Tausender von Menschen und von Familien, die in Trauer und Furcht leben, ein Ende gesetzt werden könne. Karl."



Von der Offensive gegen Italien: Erstürmung der italienischen Stellungen am Monte Asolone im Grappamassiv durch österreichisch-ungarische Truppen am 18. Dezember 1917. Nach einer Zeichnung des auf den italienischen Kriegsschauplatz entsandten Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Richard Aßmann.

Herrn Poincaré, dem Präsidenten der französischen Republik, mitzuteilen, daß ich mit allen Mitteln und unter Aufbietung alles meines persönlichen Einflusses bei meinen Verbündeten die gerechten Ansprüche hinsichtlich Elsaß-Lothringens unterstützen werde. Was Belgien anbetrifft, so muß es in seiner Souveränität wieder hergestellt werden und seine gesamten afrikanischen Besitzungen erhalten, unbeschadet der Entschädigungen, die es für erlittene Verluste erhalten sollte.

Serbien wird in seiner Souveränität wieder hergestellt werden, und als Unterpfand unseres guten Willens sind wir bereit, ihm einen gerechten natürlichen Zugang zum Adriatischen Meer sowie weitgehende wirtschaftliche Konzessionen zu sichern. Seinerseits wird Österreich-Ungarn als erste und absolute Bedingung verlangen, daß das Königreich Serbien alle Beziehungen abbricht und jede Gesellschaft oder Vereinigung unterdrückt, deren Ziel die Auflösung der Monarchie ist, insbesondere die Narodna Odbrana, daß es loyal und durch alle Mittel jede derartige politische Agitation sowohl in Serbien

So der Kaiserbrief, der nachher bei weiterer Ableugnung der Wiener Herrschaften auch faksimiliert erschien. Er war natürlich echt. Aber selbstverständlich konnte der deutsche Kaiser nicht anders als den Beteuerungen seines hohen Verbündeten, er sei gefälscht, Glauben schenken, d. h. so tun, als ob er ihnen Glauben schenke. Die Unwahrhaftigkeit, die der junge Träger der österreichischen Krone an den Tag gelegt hatte, war aber einigen Leuten in Deutschland so heftig auf die Nerven gefallen, daß sie von da an die Bundesgenossenschaft Österreich Ungarns als etwas Unsicheres betrachteten und meinten, der Bundesgenosse könne sich wohl eines Tages in einen

Feind verwandeln. Zu diesen Leuten gehörte der General Ludendorff, wenn man den Nachrichten trauen kann, die aus dem großen Hauptquartier in die Öffentlichkeit hindurchsickerten.

Daß Kaiser Karl kein Mann war, der von deutscher Seite sonderliches Vertrauen verdiente, ging auch aus anderen seiner Handlungen hervor. Überall in den slawischen Kronländern und bei den Rumänen regten sich die Bestrebungen, den Staatsverband zu sprengen und die eignen kleinen Nationen selbständig zu machen — natürlich „unter habsburgischem Zepter", wie die Führer dieser Bewegungen vorsichtiger Weise erklärten. Hie und da warfen die Herren aber auch bereits die Maske ab und verkündeten als ihr Ziel die Zertrümmerung Österreichs und die Aufrichtung nationaler Republiken. Schon der alte Franz Joseph war diesem hochverräterischen Treiben nicht mit der nötigen eisernen Strenge entgegengetreten, aber er hatte doch wenigstens fast immer der Justiz ihren Lauf gelassen, wenn die Hochverräter gefaßt und gerichtlich verurteilt waren. Der neue Herr versuchte die Empörer und Verschwörer durch Milde und Gnade zu versöhnen und zu gewinnen, wodurch er allein schon bewies, daß kein Tropfen staatsmännischen Blutes in ihm war. Er hielt die Tschechen und Slawen und alle diese Völker für treue Untertanen seiner Krone, weil sie schlau genug waren, die in der Juninote der Ententemächte an Wilson geforderte Befreiung der österreichischen Slawenvölker mit Entrüstung zurückzuweisen. Darum begnadigte er, was nur immer zu begnadigen war, und ahnte nicht, daß ihm seine Haltung als Schwäche ausgelegt wurde und daß er damit die hochverräterischen Umtriebe nur begünstigte. Wie weit der Hochverrat in Österreich-Ungarn schon gediehen war, das erfuhr die deutsche Öffentlichkeit aus einer Rede des Grafen Czernin vom 14. April, derselben, in der er von den Friedensverhandlungen Clemenceaus erzählte. „Die den Krieg verlängernde Hoffnung unserer Gegner sind zum großen Teile unsere innerpolitischen Verhältnisse und — gewisse politische Führer, nicht zuletzt im tschechischen Lager. Das wissen wir ganz genau aus zahlreichen übereinstimmenden Meldungen aus dem Auslande. Vor Kurzem waren wir, wie schon erwähnt, nahe daran, in Verhandlungen mit den Mittelmächten zu treten. Da schlug plötzlich der Wind um, und wie wir genau wissen, beschloß die Entente, noch zu warten, denn die parlamentarischen und politischen Vorgänge bei uns berechtigten zu der Hoffnung, daß die Monarchie bald wehrlos sein werde. Welch furchtbare Ironie! Unsere Söhne und Brüder kämpfen wie Löwen auf dem Schlachtfelde. Millionen von Männern und Frauen im Hinterlande tragen heroisch ihr hartes Los. Sie senden heiße Gebete zu dem Allmächtigen um rasche Beendigung des Krieges, nur gewisse Führer des Volkes und Volksvertreter wühlen gegen das deutsche Bündnis, das sich so herrlich bewährt hat, fassen Resolutionen, die mit keinem Haar mehr mit dem Staatsgedanken zusammenhängen, finden kein Wort des Tadels für tschechische Truppen, die verbrecherisch gegen ihr eigenes Vaterland und ihre Waffenbrüder kämpfen, wollen Teile aus dem ungarischen Staate herausreißen, halten unter dem Schutze der Immunität Reden, die nicht anders verstanden werden können als ein Ruf an das feindliche Ausland, den Kampf fortzusetzen, um ihre eigenen politischen Bestrebungen zu unterstützen und entfachen stets von neuem den ersterbenden Kriegsfuror in London, Rom und Paris."

Im deutschen Heere wußte man freilich längst, daß nicht nur einzelne Tschechen und Slowaken massenhaft zu den Russen desertiert waren, um unter ihren Fahnen gegen Österreich zu fechten, sondern daß ganze geschlossene Heereskörper zu ihnen übergegangen waren. Die deutschen Soldaten hatten die Kunde davon mit in die Heimat gebracht, und sie ging da von Mund zu Mund, aber die Zeitungen sollten davon nichts bringen, nur selten gelangte eine Notiz in ihre Spalten, die von diesen und anderen schändlichen Vorgängen in Österreich und Ungarn berichtete, und sogar nachdem der österreichische Ministerpräsident selbst auf den tschechischen Hochverrat hingewiesen hatte, suchte die deutsche Zensur den wahren Sachverhalt nach Möglichkeit dem Volke zu verschleiern. Wie es in Wirklichkeit aussah jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle, und welche Kräfte dort gegen Deutschland am Werke waren, das sollte das deutsche Volk nicht erfahren, auf daß es nicht an diesem prächtigen Bundesgenossen verzweifle und seine Regierung frage, warum man denn für einen Staat von solcher Beschaffenheit das „Hohenzollernschwert" aus der Scheide gezogen und mit der berühmten „Nibelungentreue" an ihm festgehalten habe. Die Stimmen, die so fragten, wurden trotz aller Gegenbemühungen der Zensur immer lauter und zahlreicher, als der neue Herrscher Österreichs das ungeheure Wagnis unternahm, das Parlament, den Reichsrat, einzuberufen. Das ungarische Abgeordnetenhaus hatte getagt von Anfang des Krieges an. Den Reichsrat in Wien zusammenzurufen, hatten Franz Joseph und seine Minister sich gescheut, und sie wußten wohl warum. Es war ja vorgekommen, daß Tschechen und Deutsche in den ersten Tagen des Krieges auf dem Markte von Prag gemeinsam die Wacht am Rhein gesungen hatten, und dem deutschen Volke war erzählt worden, aller Stammeshader sei in Österreich erloschen angesichts der großen gemeinsamen Gefahr. Aber solche Vorkommnisse waren nur Ausnahmen gewesen. In Wahrheit standen sich die Völker Österreichs so feindlich gegenüber, wie nur je, und je länger der Krieg dauerte, um so klarer trat es zutage, daß die Tschechen und Serben und Kroaten und Slowaken, nicht zu vergessen die Polen, den Ring zersprengen wollten, der sie in einem Staate zusammenhielt. Immer lauter und kecker erscholl aus ihren Lagern das Geschrei: Los von Österreich!

Am 30. Mai trat der Reichsrat in Wien zusammen. Es war zu erwarten, daß seine Sitzungen einen recht



Schwere Funkenstation im Aufbau auf dem italienischen Kriegsschauplatz. Nach einem Gemälde von Fritz Grotemeyer.

erbaulichen Verlauf nehmen würden. Am 16. Mai erließ der Polenklub folgende Bekanntmachung: „Sowohl in Angelegenheiten der allgemeinen Politik wie auch in den Landesangelegenheiten begegnete der Klub während der ganzen Dauer des Weltkrieges der Gleichgültigkeit und der Passivität der Regierung. Er hat bisher der gegenwärtigen Regierung gegenüber eine abwartende Stellung eingenommen in der Voraussetzung, daß die Regierung eine Änderung des ganzen seit Beginn des Krieges den Polen und dem Lande gegenüber in schädigender Weise angewandten Systems durchführen werde. Nachdem bis jetzt trotz wiederholt gegebener Versprechungen nichts geschehen ist, im Gegenteil das Vorgehen und das Verhalten der Militär- und Zivilbehörden weiterhin des Landes Interesse nicht berücksichtigt, das Land direkt zerstört und Material ruiniert und auch an dem System, das Land ohne Mitwirkung der Polen zu regieren, festgehalten wird, so erklärt der Polenklub, daß er nicht in der Lage sein wird, die Regierung zu unterstützen."

Das klang nicht gerade ermutigend für die Regierung. Was ihr sonst bevorstehen mochte, das kam zutage, als der Reichsrat am 30. Mai zum ersten Male zusammentrat. Der südslawische Klub, der sich vor kurzem erst gebildet hatte, erklärte, alle von Slowenen, Kroaten und Serben bewohnten Gebiete der Monarchie müßten zu einem selbständigen, freien, auf demokratischer Grundlage aufgebauten Staatskörper unter dem Zepter der habsburgisch-lothringischen Dynastie vereinigt werden. Die Tschechen forderten dasselbe. Österreich sollte ein Bundesstaat werden, in dem alle Stämme freie, gleiche, unabhängige Staaten bilden sollten, der tschechische vor allen Dingen. Die Deutschen erklärten sehr entschieden, ihre in Böhmen wohnenden Brüder dürften keinesfalls in den Tschechenstaat gezwängt werden. Die Polen forderten, daß alle Polen in einem Staat zusammengefaßt werden müßten, die Galizier, daß eine staatsrechtliche Einheit der ukrainischen Gebiete geschaffen werden solle, die auch Cholm, das die Polen verlangten, Podolien und Wolhynien zu umfassen habe. Unter diesen Vorzeichen trat der Reichsrat zusammen und wurde natürlich sofort der Schauplatz der wütendsten Nationalitätenkämpfe.

Man muß es sagen: Die drei Parlamente der Mittelmächte boten ein erbauliches Bild. Im ungarischen Reichstag erhitzten sich die Gemüter bis zur Weißglut wegen der Einführung eines neuen demokratischen Wahlrechtes. Der harte, unerschrockene Vorkämpfer des bisherigen, sehr aristokratischen Wahlrechtes stand vor seinem Sturze, und die Führer der Regierungsgegner, die Grafen Karolyi, Apponyi usw. schickten sich an, seinen Platz einzunehmen. Im deutschen Reichstage stand es ganz ebenso; auch hier stand im Vordergrunde der Streit um das Wahlrecht, noch dazu um das Wahlrecht in Preußen, das eigentlich die Vertreter des deutschen Gesamtvolkes gar nichts anging. Die drei Staaten führten einen Krieg, bei

dem sich's um ihr Sein oder Nichtsein handelte, bei dem ihre ganze Zukunft auf dem Spiele stand, aber wer die Berichte aus ihren Volksvertretungen las, der mußte zu der Überzeugung kommen, daß den Volksboten der drei Reiche ihre inneren Zwistigkeiten viel bedeutungsvoller erschienen als der ganze Krieg. Bei den Polen, Tschechen und Südslawen im österreichischen Reichsrate war das in der Tat so. Sie wollten gar nicht, daß Österreich-Ungarn den Krieg gewinnen sollte, denn sie wollten los von Österreich. Auch den Führern der deutschen Sozialdemokraten lag der Sieg ihrer Partei viel mehr am Herzen, als der Sieg des Deutschen Reiches über seine äußeren Feinde. Seine Niederlage wünschten ja nur einige verbohrte Narren unter ihnen, und sie gehörten der deutschen Rasse nicht an, aber ein entscheidender deutscher Sieg wurde von der Mehrzahl nicht gewünscht, sogar, als dem Ziele der Partei schädlich, gefürchtet. Wohin das führte, wird später zu berichten sein.

Die nächsten Folgen der parlamentarischen Kämpfe waren eine Reihe von Ministerstürzen. In Ungarn mußte am 23. Mai 1917 Graf Tisza zurücktreten, weil der König seine Vorschläge über die Wahlreform nicht angenommen hatte. Ein Ministerium Esterhazy trat an seine Stelle. Über den Sturz Bethmann-Hollwegs in Deutschland ist schon berichtet worden. In Österreich fiel im Juni das Ministerium Clam-Martinitz, und Dr. v. Seidler bildete ein neues. Das Ministerium Esterhazy in Ungarn lebte nur drei Monate Es wurde am 26. August 1917 durch ein Ministerium Weckerle abgelöst. Seidler hielt sich länger im Amt, mußte aber im August sein Ministerium völlig „umbilden". Eine solche Umbildung erfolgte dann nochmals im Januar 1918 usw. Es ging in den österreichischen wie in den ungarischen Ministerien zu wie in einem Bienenhause — Minister traten aus und ein, neue Ministerien wurden gebildet, so in Ungarn vier solche, die sich mit dem Kriege und der Übergangswirtschaft beschäftigen sollten, in Österreich eins für soziale Fürsorge. Alle diese Ministerien und Regierungen, wie sie auch hießen und womit sie sich auch beschäftigten, konnten das Auseinanderfallen des Staates nicht verhindern. Sie wurden auf der einen Seite bedrängt durch die Sozialdemokraten, die einen immer größeren Anhang fanden, weil die Not des Volkes und damit die Unzufriedenheit mit jedem Monat höher stiegen, und durch die Nationalitäten, die immer offener die Auflösung des österreichischen Staates forderten. Beiden begegnete die Regierung mit der größten Schwäche und Nachgiebigkeit. Um die Sozialdemokraten nicht zu reizen, wurde der Mörder des Ministerpräsidenten Grafen Stürgk, Dr. Adler, der von Rechts wegen zum Tode verurteilt worden war, zu schwerem Kerker begnadigt, und die Rädelsführer der Tschechen, Dr. Kramarcz und Genossen, wurden sogar in Freiheit gesetzt. Diese Menschen hatten den offenen Abfall von Österreich gepredigt, hatten in Paris und Petersburg gegen Österreich agitiert, Staatsgeheimnisse und militärische Geheimnisse dem Feinde verraten, tschechische und slowakische Soldaten zur Fahnenflucht und zum Kampfe gegen den österreichischen Staat verleitet, hatten also den Tod hundertfach verdient. Aber statt des wohlverdienten Strickes — eine Kugel wäre für sie zu schade gewesen — erhielten sie die Freiheit und durften weiter hetzen und schüren und wühlen. Durch solche Gnadenakte glaubte der unreife Phantast, der auf Österreichs Throne saß, die Empörer für sich zu gewinnen. Statt dessen erreichte er nur, daß die Frechheit der Tschechen, der Polen, Kroaten und Serben ins Unermeßliche stieg. Die Tschechen sprachen in den sogenannten „Prager Entschließungen" vom 6. Januar 1918 aus, daß sie volle staatliche Unabhängigkeit beim Friedensschlusse haben wollten, wobei von Österreich und dem Zepter der habsburgischen Dynastie nicht mehr die Rede war. Ganz Böhmen, auch die deutschen Gebiete sollten einen unabhängigen Staat bilden. Am weitesten gingen die Polen. Da der Friede von Brest-Litowsk das Cholmer Land der Ukraine zusprach, so kündigten sie nicht nur der Regierung in Wien die Gefolgschaft, sie hetzten geradezu das galizische Volk auf, keine Nahrungsmittel mehr nach Österreich auszuführen, d. h. sie suchten es wirtschaftlich zu boykottieren.

Damit konnten sie, wenn ihr Aufruf Erfolg hatte, das Reich an seiner empfindlichsten Stelle treffen. Österreich war mit der Rationierung der Lebensmittel dem Deutschen Reiche langsam und zögernd gefolgt, und als die Rationierung erfolgte, hatte sie lange nur auf dem Papiere gestanden. In Österreich war ja immer viel lässiger regiert worden als in Deutschland, und wer die ganze dortige Wirtschaft gekannt hatte, der mußte lebhaften Zweifel hegen, ob die Brot- und Fleischkarten sich in den österreichischen Ländern überhaupt würden einführen lassen. Sie wurden eingeführt, aber die Bevölkerung kümmerte sich wenig darum. Die Bauern verfütterten noch lange seelenruhig ihr Getreide und konnten deshalb auch noch viel wohlgenährtes Vieh schlachten und verkaufen. Noch im Frühling und Sommer 1917 blickten die Wiener mit einer gewissen mitleidigen Geringschätzung nach München und Berlin hin, wo die Leute so erbärmlich leben mußten, und mit neidischem Erstaunen erzählten die aus Österreich heimkehrenden Deutschen, was man da drüben alles noch haben könne. Aber dann brach die Herrlichkeit mehr und mehr zusammen, und an ihre Stelle trat die schwerste Not. Das Volk hatte seine Vorräte gänzlich ausgegeben und wußte nicht, wovon es leben sollte. Das getreidereiche Ungarn sollte helfen, und es gewährte auch Hilfe, aber in durchaus unzulänglicher Weise. Tisza wollte nicht, daß Ungarn irgend welche Not leiden sollte, darum half er den Österreichern nicht wie einem Brudervolke, sondern gestattete nur, daß der ungarische Überschuß — gegen respektable Preise, versteht sich — über die Grenze geschafft wurde. Seine Nachfolger machten es kaum anders. Darum mußte Österreich die Hauptmasse aus der rumänischen

und aus der ukrainischen Beute erhalten, und mehrmals mußte Deutschland, dessen Vorräte doch selbst überaus knapp waren, mit großen Mengen von Getreide aushelfen. Das erregte hier in großen Volkskreisen böses Blut, denn man spürte die Knappheit, oder besser gesagt, den Hunger am eignen Leibe und schob die fortwährende österreichische Hilfsbedürftigkeit der Unfähigkeit zu, richtig zu wirtschaften und Haus zu halten, und hatte damit in der Hauptsache recht. Auch die eingeführten Getreidemengen genügten nicht, die Hungersnot überall abzuwehren. Am meisten litten, wie in Deutschland auch, die großen Städte, während die Bewohner des Landes, wie ebenfalls in Deutschland auch, von eigentlicher Not noch wenig oder gar nichts verspürten. Wien, in dem wenigstens die Wohlhabenden noch lange geschwelgt hatten, geriet im Anfang des Jahres 1918 in Zustände, die einer wirklichen Hungersnot verzweifelt ähnlich waren, und es brachen im Sommer Unruhen aus, die nur mit Mühe gestillt werden konnten. Geradezu grauenhaft lagen die Dinge in Deutschböhmen. Es stand unter tschechischer Hungersperre. Im Jahre 1917 starben in Böhmen 1228 Menschen an Hungerwassersucht, davon in Deutschböhmen 1226, in Tschechien 2. Die Deutschen in Böhmen forderten im März 1918, die Wiener Regierung solle in Berlin beantragen, daß Böhmens deutsches Randvolk für die Dauer des Krieges und der Übergangszeit dem reichsdeutschen Verpflegungsgebiete angegliedert werden solle. Die erbärmliche Gesellschaft in der Hofburg, die den Monarchen umgab, wußte ihm die Meinung beizubringen, der Notschrei eines hungernden Volkes sei Hochverrat, und als er Ende März in Begleitung seines Ministers von Seidler in das böhmische Notstandsgebiet fuhr, um die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen zu lernen, sah er nur, was seine Umgebung ihn sehen ließ. „Ich will die deutschen Empörer zu Paaren treiben!" sagte er oder soll er gesagt haben. Das böse Wort kann sehr wohl gefallen sein, denn es wurden tschechische Truppen in die deutschen Gebiete gelegt, um die Kundgebungen der Hungernden zu unterdrücken. Es waren Truppen, die von der Isonzofront wegen Unzuverlässigkeit hatten entfernt werden müssen. Denn die Tschechen gingen nicht nur zu den russischen Bolschewisten über und bildeten dort eine tschechische Legion, sie liebäugelten auch mit den Italienern, desertierten in großer Zahl und übten Verrat. Die österreichisch-ungarischen Angriffspläne waren fast immer mehrere Tage, bevor sie ausgeführt werden sollten, den Feinden bekannt. Hatten im Anfang des Krieges Tschechen, Slowaken, Kroaten und Ruthenen ihre Pflicht ebenso erfüllt, wie die Deutschen, so waren sie jetzt, da Österreich sich zersetzte, ganz unzuverlässig geworden und konnten nur mit Vorsicht verwendet werden. Das hatte zur Folge, daß die deutschen Regimenter, die jetzt bei weitem die Hauptlast des Krieges trugen, ganz ungeheure Blutopfer bringen mußten und so die deutsche Volkskraft viel mehr geschwächt wurde als die der Slawenvölker. Mehr und mehr sahen das die Deutschen ein, und ihre Begeisterung für ihren obersten Kriegsherrn und sein Haus wurde dadurch nicht gerade gehoben.



An der Piave-Front. Nach einem Gemälde für die „Illustrierte Weltkriegschronik" von dem Kriegsteilnehmer Major Julius von Kaan-Albest.

Mit einem solchen Heer, das nun noch dazu keineswegs glänzend verpflegt wurde, war es schwer, große Offensiven zu unternehmen. Der April ging hin,

und es kam zu nichts. Vom folgenden Monat ist dasselbe zu sagen. „Gesteigerte Geschütztätigkeit" wurde meist gemeldet, nur an wenigen Punkten der Südtiroler Front kam es zu Nahkämpfen. Am 1. Juni unternahmen die Engländer an der Piave einen Angriff, der abgeschlagen wurde, und nun schien es in den nächsten Tagen, als sollten die Italiener und ihre Hilfstruppen wieder die Rolle des Angreifers übernehmen, denn jeder Tag brachte italienische Vorstöße. Aber am 15. Juni war endlich die österreichisch-ungarische Armee soweit, daß sie die längst geplante große Offensive beginnen konnte, und obwohl das ganze Unternehmen den Italienern verraten worden war, errangen doch die Angreifer höchst beträchtliche Erfolge. An mehreren Stellen überschritten sie die Piave, erbeuteten 50 Geschütze und nahmen 10000 Mann gefangen. An der Brenta stießen sie bis in die dritte italienische Stellung vor und machten 6000 Gefangene, konnten aber die dort errungenen Vorteile nur zum Teil behaupten. In den Waldzonen der Sieben Gemeinden war der Angriff schon seit Tagen verraten und demgemäß die Abwehr so gut vorbereitet worden, daß die Österreicher keinen nennenswerten Vorteil davontragen konnten. Dagegen entrissen sie bei Riva den Italienern den Dosso Alto. Am folgenden Tage erweiterten die Angreifer ihren Erfolg und nahmen Caposile. Es wurde im österreichisch-ungarischen Heeresberichte ausdrücklich hervorgehoben, daß auch tschechische und ruthenische Truppen hier tapfer ihre Pflicht getan hätten und „daß die seit Monaten sich täglich wiederholenden Versuche des Feindes, sie zu Verrat und Schurkerei zu verleiten, erfolglos geblieben seien". Am 17. Juni nahm die Schlacht in Venetien ihren Fortgang. Die Österreicher und Ungarn drangen immer weiter vor, erreichten den Kanal Fosetta, schlugen italienische und englische Gegenangriffe ab und berechneten am Abend des dritten Schlachttages ihre Beute auf insgesamt 120 Geschütze und 30000 Gefangene. Am 18. überschritten die Österreicher den Fosetta-Kanal, durchstießen am Montello mehrere feindliche Linien und wiesen zwischen Brenta und Piave, südöstlich von Asiago und am Dosso Alto erbitterte italienische Angriffe zurück. Nunmehr aber war die Stoßkraft der österreichisch-ungarischen Armee erschöpft, und es erfolgte ein starker Rückschlag. Am 19. Juli setzte die italienische Gegenoffensive ein Den gewaltigen Angriffen gegenüber war an ein weiteres Vordringen der Österreicher nicht zu denken, doch behaupteten sie sich an diesem und den beiden folgenden Tagen noch in ihren Stellungen, machten auch noch Gefangene — die Italiener natürlich auch — und drangen sogar an verschiedenen Stellen etwas vor. Aber am 22. Juli hieß es im österreichisch-ungarischen Heeresberichte, die Anschwellung der Piave infolge der wolkenbruchartigen Regen mache es fast unmöglich, den Kämpfern an der Front den nötigsten Bedarf an Verpflegung und Munition zuzuführen, und am 23. Juli ging das österreichisch-ungarische Heer über den Fluß zurück. Am 24. drängten die Italiener nach und griffen die Österreicher und Ungarn in ihren alten Stellungen jenseits des Flusses an, woran



Bei den Feldluftschiffern: Der „Elefant der Luft" in seinem Waldversteck.



Der Beobachter im Ballonkorb schießt mit der Leuchtpistole ein Leuchtsignal nach der Erde zu ab.

sie merkwürdigerweise die schweren wolkenbruchartigen Regen der letzten Tage nicht hinderten. Erfolge hatten ihre Angriffe nicht, auch nicht in den nächsten Tagen. Vom 29. wurden starke italienische Angriffe in den Sieben Gemeinden gemeldet, am 30. erbitterte Kämpfe im Raume von Asiago.

Am 2. August begann eine große italienische Offensive, die zur Folge hatte, daß am 5. die Österreicher gegen den Hauptarm des Flusses zurückgingen, am 6. das Piave-Plateau ganz räumten. Damit war nun wiederum die Stoßkraft des italienischen Heeres vorläufig erschöpft. In den nächsten Wochen wurden nur hin und wieder starke Gefechte bei Asiago erwähnt.

Am 8. und 10. August rannten die Italiener wieder einmal in den Sieben Gemeinden gegen die österreichisch-ungarische Front an, am 13. und 14. im Tonale-Gebiet, ohne daß sie Vorteile zu erkämpfen vermochten. Am 15. August scheiterten italienische Angriffe gegen die Montozzostellung. Am 30. fanden schwere Kämpfe am Monte Majo statt. Am 6. September unternahmen Italiener und Franzosen gemeinsame starke Angriffe auf der Hochfläche von Asiago, die aber zurückgewiesen wurden. Ebenso erging es den Italienern am folgenden Tage mit ihren Vorstößen am Monte Pertico. Am 16. September versuchten die Italiener noch einmal einen Großangriff zwischen Brenta und Monte Solarolo. Nach heftigem Trommelfeuer stürmten sie mit starken Kräften vor, aber ein Erfolg blieb ihnen versagt.



Der Ballon mit geöffnetem Entleerungsloch.

Das war die letzte große Kampfeshandlung im September. Kämpfe an der hinteren Front am 19., gescheiterte italienische Teilangriffe in den Sieben Gemeinden am 24. waren bedeutungslos und brauchen kaum erwähnt zu werden.

## Beginnende Zersetzung des deutschen Heeres. — Der Krieg in Frankreich und Flandern vom 1. Januar 1918 bis zum Waffenstillstand.

Nach dem Frieden von Brest-Litowsk war das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit von der Überzeugung durchdrungen, daß der Krieg gewonnen sei. Auch die waren davon durchdrungen, die später am lautesten schrien, sie hätten alles vorher gewußt. Die Engländer in ihrer Dickköpfigkeit und die Franzosen in ihrem blinden Haß würden wohl den Krieg noch eine Weile fortsetzen, so meinte man, aber der Tag könne doch nicht mehr fern sein, an dem die Nutzlosigkeit weiteren Blutvergießens klar werden müsse. Denn 3½ Jahr hätten sie vergeblich versucht, die kleinere Hälfte der deutschen

Macht mit vereinten Kräften niederzuzwingen. Käme nun die ganze Macht Deutschlands über sie, so würden sie bald verloren sein. Derartigen Gedankengängen begegnete man im Januar 1918 in fast allen deutschen Zeitungen.

Leider aber beruhte diese Schlußfolgerung auf einer ganz falschen Voraussetzung. Das Volk war in einem ungeheuren Irrtum befangen, wenn es meinte, alle die Kräfte, die bis jetzt gegen Rußland und Rumänien gefochten hätten, würden nun gegen den Westen in Bewegung gesetzt werden. Den größeren Teil des Ostheeres ließ die deutsche Heeresleitung im Osten stehen, und die kleinere Hälfte der dort bisher gebunden gewesenen Truppenteile und Geschütze warf sie an die deutsche Westgrenze. Das ist ihr hinterher von vielen Seiten zum Vorwurf gemacht worden — ob mit Recht oder mit Unrecht, das wird sich später erst entscheiden lassen. Die deutschen Führer fürchteten unliebsame Überraschungen von Seiten der Bolschewisten, Polen, Rumänen und mußten die besetzten Gebiete vor revolutionären Banden schirmen, auch die Ukraine besetzt halten, da sonst schwerlich ein Wagen mit Getreide nach Deutschland gelangt wäre. Sie konnten also ihre Maßnahmen sehr wohl begründen. Ferner ließ die öffentliche Meinung in Deutschland ganz außer acht, daß die Engländer und Franzosen an der deutschen Westfront längst nicht mehr allein kämpften. Sie mußte das außer acht lassen, denn über die großen Truppenüberführungen der Amerikaner war sie nur ganz mangelhaft oder gar nicht unterrichtet. Bis weit in den Sommer hinein unterschätzten fast alle amtlichen Stellen die Stärke und die Bedeutung der amerikanischen Hilfsheere in fast lächerlicher Weise, und die Zeitungen erhielten die Weisung, sie ebenfalls zu unterschätzen. Erst etwa im Juli erfuhr das deutsche Volk, daß ihm in den Amerikanern ein höchst gefährlicher Feind gegenüberstand.

Ein noch viel gefährlicherer Feind erstand ihm von Jahresanfang an in den Reihen des eigenen Heeres. Die Truppen von seiner Westfront hatten in jahrelangen Kämpfen und Entbehrungen Unglaubliches, Übermenschliches geleistet, und daß sie sich von ganzem Herzen nach einem Ende des Krieges sehnten, war wohl begreiflich. Trotzdem herrschte unter ihnen im großen und ganzen noch ein guter Geist. Hier und da kamen Fälle von Gehorsamsverweigerung gegen unbeliebte Vorgesetzte vor, aber im ganzen war die Manneszucht noch nicht erschüttert, und der Glaube an den endlichen Sieg stand noch fest. Das wurde von nun an anders. Die Truppen, die von Osten herübergeworfen wurden, brachten einen anderen Geist mit. Auch unter ihnen gab es noch zuverlässige Bataillone und Regimenter, aber viele waren ganz kriegsunlustig geworden. Sie hatten lange in Ruhestellungen gelegen oder waren nur gegen Feinde eingesetzt worden, die vor ihnen davonliefen. Die Westfront erschien ihnen wie eine Schlachtbank, auf die sie geliefert werden sollten. So suchten sie sich vor dem Kampfe zu drücken, wo und wie es nur irgend

Prüfen des Ballon-Ventils.



Entleeren des Ballons.

möglich war. Viel verhängnisvoller aber war es, daß eine große Anzahl der aus dem Osten kommenden Leute von revolutionären Gedanken durchseucht war. Die bolschewistischen Flugblätter, die ihnen die Russen — natürlich in deutscher Sprache abgefaßt — zukommen ließen, waren sehr wirksam gewesen. Die Meinung, der Krieg werde nur für die Mächtigen und Großen, vor allem für die Geldmänner weitergeführt, hatte sich um so leichter in ihren Gemütern festsetzen können, als ja sehr viel Wahres daran war, denn in der Tat war der Krieg von seinen Urhebern um der Macht und des Geldes willen entfesselt worden und wurde nur der Macht und des Geldes willen fortgeführt.



Zum Schutz gegen Fliegersicht mit Netzen überzogener Kraftwagen.

Daß Deutschland nur in der Abwehr stand, bedachten sie nicht mehr, es wurde ihnen auch, wenn sie auf Urlaub in die Heimat kamen, planmäßig ausgeredet. Das Kapital ist schuld am Kriege, er ist eine Folge der kapitalistischen Weltordnung, er hört sofort auf, ja alle Kriege hören auf und sind in Zukunft unmöglich, wenn die sozialistische Weltordnung sich durchsetzt, so redeten den kriegsmüden Männern die Sozialdemokraten ein, insbesondere ihr radikaler Flügel, der sich die „Unabhängigen" nannte. Unter diesen Leuten herrschte geradezu eine Angst vor einem Siege Deutschlands, denn dann, das fühlten sie wohl, waren sie zur politischen Ohnmacht verurteilt. Ihre führenden Männer waren noch dazu Juden, denen es höchst unbehaglich war bei dem Gedanken, wie nach einem deutschen Siege das deutsche Nationalgefühl erstarken werde. So taten sie denn alles, was in ihrer Macht lag, um in der Heimat und im Heere den Siegeswillen zu untergraben. „In langsamer, zielbewußter, planmäßiger Arbeit" — so äußerte sich später einer ihrer Führer — „haben wir seit Anfang 1918 die Disziplin im Heere zerstört. Sie taten diese Arbeit nicht allein. Andere, die sich nicht Sozialdemokraten, sondern „Demokraten" nannten, natürlich auch im wesentlichen Glieder des auserwählten Volkes, leisteten ihnen in der Flaumacherei die ersprießlichsten Helferdienste. Am 2. Januar 1918 sandte der deutsche Kronprinz an seinen kaiserlichen Vater folgendes Telegramm: „Ich bitte Dich, die drei Zeitungen: Frankfurter Zeitung, Berliner Tageblatt und Vorwärts an der Westfront zu verbieten! Das Unheil, das diese drei Blätter während der letzten Monate in den Köpfen unserer Soldaten angerichtet haben, ist bedauerlich". Die Blätter predigten in ihren Spalten Tag für Tag, daß der Krieg nun und nimmermehr gewonnen werden könne, daß ein Verzichtfrieden geschlossen werden müsse und zwar so schnell wie möglich, daß jeder ein Frevler sei, der einen andern Frieden wolle, daß alle weiteren Kämpfe nichts seien als nutzlose und verbrecherische Menschenschlächtereien. Als dann in Folge dieser Hetze das deutsche Heer zerbrach, da fragten dieselben Blätter höhnisch triumphierend: Haben wir nicht recht gehabt? Es sieht doch jedes Kind, daß mit einem solchen



Mit Netzen als Fliegerdeckung überspanntes englisches Langrohrgeschütz.

Heere der Krieg nicht fortzuführen, der Sieg nicht zu gewinnen war.

Die Zahl der Leute, die so redeten und durch ihre Miesmacherei den Willen des Volkes zum weiteren Ertragen der Kriegsleiden lähmten, stieg mit jedem Monat mehr. Wer in Deutschland reiste, traf in den Fahrabteilen häufig auf Leute, die den aufhorchenden Mitreisenden klar zu machen suchten, daß die Feinde durch ihre Zahl und ihre Machtmittel unbesiegbar seien und daß alle deutschen Erfolge im Felde nichts nützen könnten. Daß diese Erfolge nach Möglichkeit verkleinert und herabgesetzt wurden, verstand sich von selbst. Auch wurden Schauergeschichten in Umlauf gesetzt, die gänzlich erfunden waren. Reiste man in der Gegend von Hamburg, so hörte man, daß in Leipzig Meutereien von Regimentern, Volksaufläufe mit hundert Toten und dergl. stattgefunden hätten. Reiste man in der Gegend von Leipzig, so wurde dasselbe von Hamburg erzählt. Zumeist war an den Schauergeschichten kein wahres Wort, aber das alles trug dazu bei, die Stimmung des Volkes herabzudrücken und zu vergiften. Schon damals wiesen einzelne deutsche Zeitungen darauf hin, daß die nationale Vergiftungsarbeit offenbar planmäßig betrieben werde, und ihre Ansicht war richtig. Etwa 10 Millionen Pfund verwendeten England und Amerika darauf, und für rund 200 Millionen Mark läßt sich schon eine große Menge von Agenten besolden, und das Geld war vortrefflich angelegt. Die Führer der Ententestaaten kannten den deutschen Volkscharakter ganz genau. Sie rechneten auf die deutsche Leichtgläubigkeit, Parteiverblendung und Nörgelsucht und rechneten ganz richtig.

Allmählich nahm in Folge dieser Machenschaften die Manneszucht im deutschen Heere ab, und die Kriegsverdrossenheit stieg von Tag zu Tage. Schwerlich aber wäre es gelungen, die eiserne Disziplin dieses Heeres zu zermürben, wenn seine Führerschaft eine andere gewesen wäre. Das alte aktive Offizierskorps, das im Jahre 1914 an der Spitze seiner Truppen ins Feld gezogen war, lag längst unter dem Rasen. Damit hatte das Heer sein Rückgrat verloren, denn diese Leute von militärischer Erfahrung und Erziehung, zum allergrößten Teile leuchtende Vorbilder kriegerischer Tugenden, waren durch nichts zu ersetzen. Nur Trümmer von ihnen befanden sich noch bei der Armee, und glücklicher Weise waren alle obern Führerstellen von ihnen besetzt. Die unteren Führerstellen bis zum Bataillonskommandeur herauf waren zum großen Teil in den Händen von Reserveoffizieren, die Kompagnieführerstellen fast ausschließlich mit neugebackenen und blutjungen Leutnants besetzt. Unter den älteren Reserveoffizieren, den Hauptleuten und Majoren, gab es viele sehr tüchtige und tapfere Leute, aber auch viele, die des Lebens Ruhe und Bequemlichkeit recht hoch einschätzten und nicht einsahen, weshalb sie durch allzu häufigen Aufenthalt in den vorderen Linien ihre Familien daheim in Gefahr bringen sollten, ihren Vater und Ernährer zu verlieren. Unter den jungen Leutnants waren viele schon deshalb ihrer Stellung nicht gewachsen, weil sie noch halbe Kinder waren und eigentlich auf die Schulbank der Obersekunda gehörten. Welche Belastung der Heeresdisziplin, wenn diesen Knaben eine Kompagnie vierzigjähriger Landsturmmänner unterstellt wurde, unter denen sich unter Umständen — es ist nicht selten vorgekommen — ihre früheren Lehrer befanden! Im Laufe des Krieges wurden ja in Deutschland Menschen zum Heeresdienste eingezogen, von denen man früher auch nicht im Traume gedacht hätte, daß sie jemals in ihrem Leben ein Gewehr würden in die Hand nehmen müssen. Nur fast vollkommene Blindheit und schweres Herzleiden sowie der Verlust eines Beines befreite vom Dienst, sonst wurde auf Krankheit und Untauglichkeit um so weniger Rücksicht genommen, je länger der Krieg dauerte. Es konnte in der Tat vorkommen, daß der achtzehnjährige Leutnant seinen sechsundvierzigjährigen Vater als Rekruten auszubilden hatte. Dabei wurde nur der Offizier, der das Einjährig-Freiwilligenexamen hinter sich hatte, ganz seltene Ausnahmen abgerechnet. Der Kreissekretär, der in seinem Kreise ein geachteter, einflußreicher Mann war, konnte es bei aller Tüchtigkeit höchstens bis zum Offiziersstellvertreter bringen. Wer aber das Notabiturium eines Volksschullehrer-Seminars gemacht oder die Versetzung in die Obersekunda eines Gymnasiums erreicht hatte,



Besprechung mit dem Ballonbeobachter vor dem Aufstieg. Am Ballonkorb ist die Karte des Geländeabschnittes angebracht.

der konnte nach einiger Zeit die heißbegehrten Offiziersachselstücke erhalten. Selbst wenn die jungen Offiziere wohlerzogene, von Natur gutmütige und bescheidene Menschen waren, so besaßen sie doch eben nicht die Fähigkeit, ältere Leute zu leiten, die ihnen an Bildung und Lebenserfahrung weit überlegen waren. Sehr viele von ihnen aber waren weder gutmütig noch bescheiden, noch Menschen von guter Erziehung, sondern häufig Leute „ohne Kinderstube", und wie mußte es auf die Gemüter dieser Jünglinge wirken, daß sie „dem ersten Stande der Nation" angehörten, die Rangbezeichnung „Hochwohlgeboren" erhielten, die den bürgerlichen Beamten erst zustand, wenn sie „Räte vierter Klasse" geworden waren. An Tapferkeit standen sie den alten aktiven Offizieren kaum nach, sie wußten für ihr Vaterland zu sterben, aber vielfach schadeten sie durch ihre hochnäsige Eingebildetheit — die bei ihrer Jugend nur allzu erklärlich war — durch ihren Mangel an Takt, ihre Unfähigkeit, die Leute richtig zu behandeln.



Eine Luftschiffhalle, die mit einer Landschaft und farbigen Streifen an den Seitenwänden bemalt ist.

Das Verhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften wurde im Laufe des Krieges ein ganz anderes, als es früher gewesen war. Noch gehorchte die Mannschaft, aber vielfach ohne Respekt. Außerordentlich verbitternd wirkte es auch, daß die Offiziere anders verpflegt wurden als der gemeine Mann. In den Gräben vorn aßen und tranken sie dasselbe, wie ihre Leute, aber wenn sie abgelöst wurden, so hatten sie ihre Kasinos, und da ging es häufig hoch her. Daraus war dem Einzelnen gar kein Vorwurf zu machen, denn junge Leute, die beständig in Todesgefahr stehen, nehmen mit, was sich ihnen von Freuden des Lebens bietet. Aber verwunderlich und unbegreiflich war es, daß die Heeresleitung nicht eingriff und diese Zustände von Grund aus änderte. Noch für einen andern Übelstand, der aufreizend wirkte, war schließlich die oberste Leitung verantwortlich zu machen, nämlich für den ungeheuren Unfug, der mit der Verleihung der Kriegsorden und Ehrenzeichen getrieben wurde. Das eiserne Kreuz zweiter Klasse wurde im Bewußtsein des Volkes ganz entwertet, so massenhaft wurde es verliehen. Und wenn es nur wenigstens die allein erhalten hätten, die es wirklich verdient hatten, die Kämpfer an der Front. Aber es gab Leute, die zwei oder drei Winter voller Strapazen und Entbehrungen, viele Schlachten und Gefechte mitgemacht hatten und es nicht besaßen, während sich Nichtstuer in der Etappe oder gar in der Heimat damit spreizten. Jeder derartige Fall wurde von den Leuten sehr bitter empfunden und besprochen und von den Hetzern



Deutsches schweres Eisenbahngeschütz, dessen Wagen mit bunten Farben angestrichen sind. Im Vordergrund ein Maschinengewehr zur Fliegerabwehr.

in der Front und hinter der Front eifrig ausgebeutet, und solcher Fälle gab es leider tausende.

Die deutsche Heeresleitung hätte allen Grund gehabt, alles, was den Hetzern Wasser auf ihre Mühle war, aufs allersorgfältigste zu vermeiden oder auszumerzen. Es war ihr bekannt, wie es jedem urteilsfähigen Offizier bekannt war, daß die Beschaffenheit der Mannschaften, die neu eingezogen wurden, immer schlechter wurde. Aus Not mußte man die Anforderungen weit herabschrauben, die man früher an die Aufnahme in das Offizierskorps gemacht hatte. Noch unendlich viel schlimmer war es, daß man nun gezwungen war, zu Zehntausenden Leute in die Reihen der Mannschaften zu stellen, die eher in eine Besserungsanstalt hätten gebracht werden müssen. Es wurden 1918 die jungen Menschen zu den Waffen gerufen, die aus Knaben zu Jünglingen geworden waren ohne unter väterlicher Zucht zu stehen, denn ihre Väter standen im Felde oder waren gefallen. Es kamen Giftpflanzen der Großstädte, die von ihrem sechzehnten Jahre an schwindelhaft hohe Löhne eingeheimst und sie mit Dirnen wieder vergeudet hatten. Die Regierung hatte zwar den Sparzwang der Jugendlichen angeordnet, d. h. es sollte Leuten unter 18 Jahren nur ein Teil ihres Lohnes ausgezahlt, der andere zurückbehalten und zinsbringend angelegt werden. Aber da das der unter Bethmann-Hollweg und seinen armseligen Nachfolgern übermächtigen sozialdemokratischen Partei nicht gefiel, so konnte die vernünftige und segensreiche Verordnung nicht durchgeführt werden. So wuchs ein verrohtes und verwahrlostes Geschlecht heran, herrlich geeignet, auf den Straßen zu schreien und zu krakeelen und Revolution zu machen, aber ganz ungeeignet, die straffe Zucht, die das Soldatenleben — nun vollends im Kriege — verlangt, auf sich zu nehmen. Durch und durch sittlich verdorben waren viele von ihnen, gegen die herrschenden Gewalten verhetzt so ziemlich alle. Nur was an Heeresersatz vom Lande kam, war noch zuverlässig, aber es wurde dann von den großstädtischen Kameraden schon dafür gesorgt, daß die Bauern- und Tagelöhnersöhne bald aufgeklärt wurden. Bereits im Jahre 1917 wies das deutsche Heer eine große Menge solcher Gestalten auf, und im folgenden Jahre wurde ihre Zahl beängstigend groß.

Aber trotz aller dieser und anderer Schäden war das Heer noch in der ersten Hälfte des Jahres ein gewaltiges kriegerisches Machtmittel, und man darf nicht vergessen, daß sich ähnliche Schäden und Mißstände auch in dem Heere der Feinde Deutschlands bemerkbar machten. Sie waren dort nur weniger gefährlich, weil Engländer und Franzosen ein weit stärkeres Nationalgefühl und weit mehr politisches Verständnis besitzen als die Deutschen.

Zu welch großartigen Leistungen die Deutschen noch immer fähig waren, das sollte bereits im März der Welt offenbar werden. Im Januar und Februar verhinderte die Witterung jede größere Unternehmung. Vom Februar an war es in der englischen Armee bekannt, daß Hindenburg sobald wie möglich einen Großangriff unternehmen wolle, und der englische Oberbefehlshaber gab sich alle Mühe, die Stellen zu erkunden, wo der Durchbruch geplant war. Daher waren die beiden ersten Monate des Jahres angefüllt mit englischen Vorstößen und Erkundungsgefechten. Die Franzosen taten es ihnen nach, an der ganzen Front bis nach Lothringen und den Vogesen hinab wurde es lebendig, aber die einzelnen Gefechte waren zu unbedeutend, als daß sie hier Erwähnung finden könnten. Es handelte sich meist nur um Vorstöße einzelner Kompagnien.

Das dauerte an bis zum 20. März, dann erfolgte die längst erwartete deutsche Offensive, und sie erfolgte mit solcher Kraft und Wucht und brachte den Deutschen derartige Erfolge, daß es ein paar Tage lang schien, als solle sie die Entscheidung des ganzen Krieges herbeiführen. Zwischen Arras und La Fère auf einer fast 80 Kilometer breiten Front drängten die Deutschen vor und nahmen die ersten Linien der Engländer mit stürmender Hand. Die Angegriffenen waren völlig überrascht, denn sie hatten die deutschen Großangriffe erst für Anfang April erwartet. Zugleich lag schweres Feuer auf den feindlichen Stellungen zwischen La Fère und Soissons, zu beiden Seiten von Reims, in der Champagne und im Raume von Verdun. Die dort stehenden feindlichen Heere waren im Ungewissen, ob nicht auch auf einer dieser Fronten ein deutscher Großangriff erfolgen werde und konnten nicht den Engländern zu Hilfe kommen.

Drei deutsche Armeen waren es, die gegen die Engländer vorgingen, im Norden Otto v. Below, in der Mitte von der Marwitz, im Süden v. Hutier, der Eroberer Rigas. Ihre Erfolge in den ersten drei Tagen faßte der deutsche Heeresbericht vom 23. März folgendermaßen zusammen:

„Die Armee des Generals von Below (Otto) hat die Höhe von Monchy erstürmt und südlich davon den Angriff über Wancourt und Henin nach Westen vorgetragen. Nordöstlich von Bapaume steht sie im Kampf um die dritte feindliche Stellung. Starke englische Gegenangriffe wurden zurückgeschlagen.

Die Armee des Generals von der Marwitz blieb dem geschlagenen Feinde auf den Fersen und stieß in scharfer Verfolgung noch in der Nacht vom 22. zum 23. bis zur dritten feindlichen Stellung in Linie Equancourt—Hurlu—Templeux—La Fosse—Bernes vor. Gestern früh griff sie den Feind erneut an und schlug ihn trotz verzweifelter Gegenwehr und dauernder feindlicher Gegenangriffe. Die Vereinigung mit dem linken Angriffsflügel der Armee des Generals v. Below wurde erzielt. Zwischen Manancourt und Peronne haben die Truppen der Generale v. Kathen und v. Gontard den Übergang über den Tortille-Abschnitt erzwungen und stehen auf dem Kampffelde der Sommeschlacht im Gefecht um Bouchavesnes. Peronne fiel. Andere Divisionen drangen südlich davon bis an die Somme vor.

Schon am Abend des 22. März erstürmte die scharf nachdringende Armee des Generals von Hutier die dritte feindliche Stellung, durchbrach sie und zwang den Gegner zum Rückzug. In rastlosem Folgen haben die Korps der Generale von Luettwitz und von Oetinger die Somme erreicht. Ham fiel nach erbittertem Kampfe in die Hand unserer siegreichen Truppen. Englische Reserven, die sich in verzweifelten Angriffen ihnen entgegenwarfen, verbluteten. Die Korps der Generale v. Webern und v. Conta und die Truppen des Generals von Gayl haben nach heißem Kampfe den Crozat-Kanal überschritten. Sie warfen eiligst von Südwesten zum Gegenangriff herangeführte französische, englische und amerikanische Regimenter auf Chauny und in südwestlicher Richtung zurück. —"



Vernichtung englischer Tanks durch deutsche Sturmtruppen.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von dem zum westlichen Kriegsschauplatz zugelassenen Kriegsmaler Kurd Albrecht.



Übergang über die Somme bei St.-Christ im März 1918. Nach einer Zeichnung des Kriegsteilnehmers Leutnant der Reserve Willy Müller-Gera.

Die Schlacht bei Monchy—Cambrai—St. Quentin —La Fère — so faßte der deutsche Heeresbericht die Erfolge dieser Tage zusammen — ist gewonnen. Die englische dritte und fünfte Armee und Teile der herangeführten französisch-amerikanischen Reserven wurden geschlagen und auf Bapaume—Bouchavesnes und hinter die Somme zwischen Péronne und Ham sowie auf Chauny unter den schwersten Verlusten zurückgeworfen.

Die Beute betrug nach der deutschen Meldung 600 Geschütze und 30000 Gefangene.

An den folgenden Tagen setzten die Deutschen ihren Siegeszug fort. Nichts schien ihrem Vordringen Halt gebieten zu können, und durch die gesamte Presse der Ententeländer ging ein großer Schrecken. Am 24. März durchbrachen die Korps der Generale von dem Borne, v. Lindequist und Kuehne die starken feindlichen Stellungen nordöstlich von Bapaume in erbitterten Kämpfen, die Truppen der Generale Gruenert und Staabs warfen die Feinde über Ytres und Sailly zurück. Ein riesiger, mit vielen Tanks und gewaltigen Massen unternommener Gegenangriff scheiterte vollständig. Bapaume fiel im nächtlichen Kampfe in die Hände der Deutschen, die am Abend mitten auf dem Felde der Sommeschlacht standen. Hutiers Armee erzwang den Übergang über die Somme. Die über den Crozat-Kanal vorgedrungenen deutschen Truppen warfen in heißem Ringen Engländer, Franzosen und Amerikaner über La Neuville und Villequier-Aumont zurück. Guiscard und Chauny wurden am Abend erobert. Über 45000 Gefangene, weit über 600 Geschütze, ungeheure Bestände an Munition und Gerät stellte der deutsche Heeresbericht als Beute seit dem 21. März fest. — An diesen Erfolgen hatten die deutschen Tanks hervorragenden Anteil. Sie waren, nach den Berichten der deutschen Kriegsberichterstatter, den englischen weit überlegen.

Der 24. März brachte der Entente nicht nur eine blutige Niederlage im Felde, sondern auch noch eine ganz absonderliche böse Überraschung. In Paris fielen plötzlich Bomben nieder, töteten und verwundeten Menschen und richteten allerlei Sachschaden an. Wie das zuging, war den Parisern zunächst ganz verborgen, denn Flieger waren nicht zu sehen. Erst allmählich erkannten sie, daß ihre Stadt von einer Kanone beschossen wurde. Dieses Geschütz aber stand hinter der deutschen Schlachtfront in einer Entfernung von 120 Kilometern. Es war von einem Kruppschen Ingenieur, Dr. Raußenberger, erfunden und hergestellt worden, und seine Herstellung gehört ohne Frage zu den größten kriegstechnischen Leistungen aller

Zeiten. In allen diesen Dingen waren die Deutschen ihren Feinden und besonders den Franzosen, weit überlegen, aber leider muß gesagt werden, daß dafür die Franzosen den Deutschen an Nervenkraft überlegen waren. Es flohen natürlich infolge der Beschießung durch die deutsche Riesenkanone viele Leute aus Paris, besonders die Reichen und Besitzenden, aber die Kammer hielt in der beschossenen Stadt ruhig ihre Sitzungen weiter ab und verlor keine Stunde lang die Zuversicht, daß trotzalledem der Sieg zuletzt bei Frankreich und seinen Verbündeten sein werde. Wie würde sich wohl der deutsche Reichstag mit seinen Cohns und Scheidemännern in ähnlicher Lage verhalten haben! — Die Beschießung von Paris dauerte viele Tage lang an. Der Einschlag der Geschosse konnte bei der weiten Entfernung nicht beobachtet werden, und so war sie für die Bewohner und Verteidiger der Stadt weniger eine ernste Gefahr, als eine Nervenprobe. —

Am 25. März errangen die Deutschen weitere große Erfolge im Felde. Otto von Below und von der Marwitz eroberten eine Reihe von Dörfern und überschritten die Straße Bapaume—Albert. Südlich von Péronne erzwang General von Hofacker den Übergang über die Somme und erstürmte die Höhen vor Maisonette, sowie die Dörfer Biaches und Barleux. Hutier drang in heißen Kämpfen bis auf die Höhen nördlich von Noyon vor, nachdem er Etalon und Bussy erobert hatte. — In den deutschen Schlachtberichten wurden auch die Fliegerleistungen besonders hervorgehoben. Rittmeister Manfred von Richthofen errang seinen 67. und 68. Luftsieg, Leutnant Bongartz seinen 32., Oberleutnant Loerzer seinen 24., Vizefeldwebel Bäumer seinen 23., Leutnant Kroll seinen 22., Leutnant Thuy seinen 20. Luftsieg. Schon am folgenden Tage wurden der 69. und 70. Sieg des unvergleichlichen Richthofen gemeldet. — Am 26. erkämpften sich die Deutschen nördlich und südlich von Albert den Übergang über die Ancre, nahmen Albert und Noyon und stürmten Noyon in blutigem Straßenkampfe. Ihre alten Stellungen vor der Sommeschlacht von 1916 hatten sie nach Westen an vielen Stellen überschritten. — Am 27. kämpften die Engländer mit frischen Truppen erbittert um die Wiedereroberung von Albert. Sie hatten keinen Erfolg, holten sich nur blutige Verluste. Die Kronprinzenarmee stieß in unaufhaltsamem Angriff die feindlichen Stellungen in 60 Kilometer Tiefe ein, indem sie vor St. Quentin über die Somme vordrang, und eroberte Montdidier. Der 28. März verlief unter erbitterten Kämpfen um Albert, auch griffen die Deutschen zwischen Somme und Ancre erneut an und drängten ihre Feinde weiter zurück. Zwischen Montdidier und Noyon scheiterten französische Gegenangriffe. Die festgestellte



Im Sommetal zwischen Péronne und Cléry am 25. März 1918. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Martin Frost.

Beute betrug seit Beginn der Schlacht 70000 Gefangene und über 1100 Geschütze. Rittmeister v. Richthofen errang seinen 74. Luftsieg.

Am 29. März ereignete sich etwas sehr Bedeutsames: General Foch wurde zum Generalissimus der Ententeheere ernannt. Die deutschen Blätter brachten die Nachricht kurz und kühl und gingen nicht weiter darauf ein. Warum auch? Joffre, Nivelle, Pétain — die Liste wurde um einen Namen vermehrt. Wenn sie gewußt hätten, was dieser Name für Deutschland bedeuten sollte, so hätten sie die Meldung in der größten Schrift und mit Trauerrand bringen müssen. Denn mit Foch war ein großer Stratege an die Spitze der Ententestreitkräfte getreten, ein ebenbürtiger Gegner Hindenburgs und Ludendorffs. Daß die am 25. und 26. März neu entbrannte Schlacht nach anfänglichen großen Erfolgen der Deutschen zum Stehen kam, war schon sein Verdienst. Er stand mit einer gewaltigen Reservearmee von rund 52 Divisionen nordöstlich von Paris, um die Hauptstadt zu decken. Am 27. März aber erkannte er, daß das englische Heer vor einer entscheidenden Niederlage stand, wenn ihm nicht durchgreifend geholfen wurde. Brachen die Deutschen bei Amiens durch, so wurden die beiden Heere getrennt, und das konnte die verhängnisvollsten Folgen haben. Sprachen doch schon englische Stimmen davon, daß man den Krieg auch fortführen könne und müsse, wenn man etwa genötigt sein sollte, die englischen Feldarmeen vom Festlande hinwegzunehmen. So beschloß Foch, Paris bei Amiens zu verteidigen, und sandte große Truppenmassen den Engländern zu Hilfe. So konnten die Deutschen am 26. März noch Albert, Roye und Noyon erobern, am 27. Montdidier nehmen, am 30. noch eine Reihe von Dörfern in ihre Gewalt bringen, z. B. Aubercourt, Hangard, Demuin. Aber dann ging es nur noch in langsamem, zähem und überaus blutigem Ringen vorwärts. Am 4. April sah die deutsche Heeresleitung ein, daß der Feind zu stark geworden war, als daß sie noch auf einen Durchbruch hätte hoffen dürfen. Die Kämpfe bei Albert und südlich der Somme in der Richtung auf Amiens führten zu keinem Erfolge. So brachen sie die Schlacht ab. Sie hatten den Durchbruch nicht erzwingen können, auch war es ihnen nicht gelungen, Amiens zu erreichen und die Verbindung des englischen und französischen Heeres zu durchbrechen. Aber war die Schlacht auch nicht entscheidend, so war sie doch ein großer Sieg, brachte den Deutschen 90000 Gefangene und 1300 Geschütze ein und bewies vor allem die außerordentliche Kraft, die noch immer in ihren Heeren lebendig war. Das vor allem, nicht die verlorenen Männer und Kanonen, erregte in England und Frankreich die größte Bestürzung, und hätten nicht Männer von Eisen an der Spitze der beiden Völker gestanden, so hätte der deutsche Sieg wohl dazu mithelfen können, daß in London und Paris die Freunde des Friedens und der Verständigung obenauf kamen. Aber Clemenceau dachte nicht an Frieden und Verständigung und Lloyd George noch weniger. Unerschütterlich blieben sie der Überzeugung, daß sie doch noch den Sieg gewinnen würden. Der englische Diktator hoffte aber nicht nur, sondern er handelte. Er sandte alle verfügbaren und auch alle eigentlich nicht verfügbaren Schiffe nach Amerika, um dem Bundesgenossen jenseits des Ozeans möglich zu machen, so schnell wie möglich große

Deutsches Lager vor Miraumont. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Engelhardt-Kyffhäuser.



Deutsche Truppen auf dem Marktplatz in Bapaume vor dem Sockel des Faidherbe-Denkmals. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Engelhardt-Kyffhäuser.



Truppenmassen nach Europa zu werfen. Er wußte auch, unterstützt durch eine ausgezeichnet geschulte und verständnisvolle Presse, die Ententevölker mit der Zuversicht zu erfüllen, daß die amerikanische Hilfe trotz aller Schwierigkeiten und Niederlagen sie schließlich aus aller Not herausreißen werde. Auf Wilsons Kriegswillen konnte er sich ja verlassen. Der Präsident hielt am 6. April in Baltimore eine Rede, in der er erklärte, der Krieg sei nur hervorgerufen durch die Weltherrschaftspläne der deutschen militärischen Führer, die Deutschland beherrschten, und so müsse die amerikanische Union den Kampf aufnehmen, um ihrer Stellung als großer Nation und „um ihrer Mission" willen. Die Rede schloß mit den Worten: „Gewalt bis zum Äußersten".

Den Worten entsprachen die Taten. Amerika hob rücksichtslos gewaltige Menschenmassen aus und schickte sie nach Frankreich hinüber. Dort wurden sie ausgerüstet, notdürftig einexerziert und dann an die Front geworfen. Sie hatten nur den Wert von Miliztruppen, aber die Mehrzahl der deutschen Ersatztruppen war auch nicht viel besser geübt und gedrillt, und die Amerikaner waren nicht kriegsmüde oder kriegsverdrossen, sondern ganz erfüllt von der Überzeugung, daß sie die Sache der Freiheit, des Fortschritts, der Kultur und des Christentums gegen eine barbarische, kulturfeindliche, unchristliche Macht vertraten. Die ungeheure Mehrzahl dieser Leute wußte nicht, daß die Deutschen unter ihren angeblichen Tyrannen viel freier waren, als die Bürger der Union, hatten überhaupt kaum eine Ahnung von den Zuständen in Deutschland, während ihr Präsident bewußt die Unwahrheit sprach, als er Deutschland herabsetzte. Denn früher hatte er es das bestregierte Land Europas genannt.

Im April war die amerikanische Hilfe noch wenig fühlbar. Die große Schlacht in Frankreich war zum Stehen gebracht worden, weil die französisch-englische Führung noch in letzter Stunde große Reserven herangebracht hatte, und weil die Deutschen allzugroße Schwierigkeiten hatten, Kriegsbedarf an die Front heranzubringen und ihre Truppen genügend zu verpflegen. Darum stellten sie ihren Großangriff ein, aber im Einzelnen errangen sie im April noch manchen schönen Erfolg. Am 6. erzwangen sie den Übergang über die Oise, erstürmten die Vorstädte von Chauny und brachten mehr als 1400 Gefangene ein. Am 7. fielen mehrere Ortschaften und die Höhen von Folembray in ihre Hand, am 8. eroberten sie Landricourt und Coucy le Château. Die Franzosen wurden über den Aisne-Oise-Kanal zurückgeworfen.

Zwischen Armentières und dem La Bassée-Kanal begann vom 9. April an eine neue Schlacht. Sie bezweckte nicht den Durchbruch der englischen Stellungen, sondern diente der Verbesserung der deutschen Stellungen und der Vorbereitung der deutschen Angriffsfront. Am ersten Tage erstürmten die Deutschen die erste Linie, wo neben Engländern auch Portugiesen standen, eroberten 100 Geschütze und brachten 6000 Gefangene zurück. Das Vorgehen der Deutschen verlangsamte sich am Abend, auch am folgenden Tage kamen sie nur wenig vorwärts. Aber am 11. April fiel Armentières, und auch Merville wurde von ihnen erobert. Bisher hatte der Sieg den Deutschen 20000 Gefangene eingebracht.

Um die Engländer zu zwingen, die Yserstellung zu räumen, richteten die Deutschen ihre Absicht auf die Eroberung der Höhen im Norden der Lysebene. Sie gelang in langsamem, zähem Ringen. Tag für Tag rückten die deutschen Linien vorwärts; französische Gegenangriffe an der Somme, die zur Entlastung der Engländer unternommen wurden, scheiterten unter schweren Verlusten der Angreifer. Am 10. April gelangten die Deutschen in den Besitz von Bois Grenier, Neuve-Chapelle, Hollebeke, am 13. gewannen sie Merris und Vieux Berquin, am 15. Wulvergem, am 16. Passchendaele, Cappelynde, Bailleul und Meteren, am 17. Poelcapelle, Langemark und Zonnebeke, alles Ortschaften, die fast seit Beginn des Krieges heiß umstritten waren, d. h. die Ruinen dieser Ortschaften, denn in Wahrheit war in ihnen kein Haus mehr heil und ganz. Mit besonderer Genugtuung verzeichnete der deutsche Heeresbericht am 20. April eine blutige Niederlage der Amerikaner bei Seicheprey. Am 25. April gelang den Deutschen ein Hauptschlag. Sie eroberten den gewaltigen Kemmelberg, der die Gegend weithin beherrschte. Dabei machten sie 6500 Gefangene. Die Engländer sahen sich nun genötigt, einen Teil des Geländes von Ypern zu räumen, machten aber selbstverständlich mit den Franzosen gemeinsam die heftigsten Anstrengungen, den Kemmel zurückzuerobern. Die nächsten Wochen vergingen unter diesen erbitterten Kämpfen, die ihnen viel Blut kosteten, aber erfolglos blieben.

Erwähnt sei noch, daß die Deutschen am 22. April ihre erfolgreichsten Kampfflieger verloren. Rittmeister Freiherr Manfred von Richthofen fiel durch einen Schuß ins Herz bei der Verfolgung eines feindlichen Flugzeugs, nachdem er kurz zuvor seinen 80. Luftsieg errungen hatte. Die Franzosen begruben ihn ehrenvoll und legten Kränze auf sein Grab, davon einer die Inschrift trug: „Einem tapfern und würdigen Feinde". In Deutschland erregte der frühe Tod des Helden tiefe Teilnahme und große Trauer.

Bis gegen Ende Mai unternahmen die Deutschen keine Großangriffe mehr, und ihre Feinde waren nicht in der Lage, sie zu unternehmen. Die Hälfte der französischen Divisionen war abgekämpft, da sie den Engländern hatten Hilfe leisten müssen, und von den 59 englischen Divisionen, die in Frankreich und Flandern standen, hatten 53 an der Schlacht teilgenommen, die Hälfte davon war mehrmals eingesetzt gewesen. So konnte Foch nur Teilangriffe unternehmen, die sich alle um die Rückeroberung des Kemmels drehten, alle ergebnislos, aber für beide Teile sehr verlustreich.

Am 27. Mai begann ein neuer deutscher Durchbruchsversuch. Da möge denn hier des Mannes

gedacht werden, der beide Durchbruchsversuche artilleristisch vorbereitet hat, des Obersten Bruchmüller, der sich dabei die größten Verdienste erwarb, und den Ludendorff als einen der hervorragendsten Soldaten des ganzen deutschen Heeres bezeichnet.

Der deutsche Angriff hatte zwischen Sapigneul und Vauxaillon zunächst die erstaunlichsten Erfolge, denn er kam den Feinden wieder völlig überraschend. Die Franzosen hatten einen Angriff an der Aisne so wenig erwartet, daß sie frische Divisionen aus der Front herauszogen und durch abgekämpfte englische ersetzt hatten. So errang denn die Armee des deutschen Kronprinzen schon am ersten Tage einen gewaltigen Sieg. Der blutgedrängte Chemin des Dames fiel in ihre Hand, Vauxaillon, Pinon, Chavignon, Craonne, Fort Malmaison, Sapigneul wurden erobert. Am zweiten Tage fielen Braisne und Fismes, und die Deutschen drangen noch weit über Fismes hinaus in das Land vor, das seit dem August 1914 kein deutscher Fuß mehr betreten hatte. Am 29. eroberten die Deutschen Soissons und die Nordwestfront von Reims, erreichten am 30. Mai mit ihren Spitzen, am 31. in breiter Front die Marne und drangen am Ourcq vor; ihre Beute bestand aus 400 Geschützen, 45000 Gefangenen. Anfang Juni stellten sie den Großangriff ein, nur südwestlich von Soissons drangen sie noch weiter vor.

Blick auf den Marktplatz der Stadt Noyon, die am 26. März 1918 erobert und in blutigem Straßenkampf vom Feinde gesäubert wurde. (Phot. A. Groß, Berlin.)



Die Kathedrale der am 26. März 1918 von den deutschen Truppen eroberten Stadt Albert.

So hatte, wie im März und April England, jetzt Frankreich eine schwere und blutige Niederlage erlitten. Die amerikanische Hilfe war nicht im Stande gewesen, sie abzuwenden. Aber die Franzosen blieben ebenso ungebeugt wie die Engländer, obwohl ihre Hauptstadt schwer bedroht schien, und von Friedensneigung war bei ihnen nichts zu verspüren. „Ich schlage mich vor Paris, ich schlage mich in Paris, ich schlage mich hinter Paris", erklärte Clemenceau in der Kammer. Man denke sich Bethmann, Michaelis oder Hertling in derselben Lage, und man wird verstehen, warum trotz aller Siege der Krieg für die Deutschen verloren ging.

Am 1. Juni wurde von den Deutschen der Savières-Abschnitt am Ourcq überwunden und Château-Thierry von den Franzosen gesäubert. Am folgenden Tage schlugen sie starke französische Gegenangriffe zurück nördlich der Aisne und bei Soissons, warfen am 3. Juni die Franzosen auf die Linien Le Soulier – Dommiers und am 4. auf Ambleny–Cutry und nahmen mehreretausend Mann gefangen. Ein gewaltiger Gegenstoß Fochs scheiterte, d. h. der französische Feldherr konnte kein Gelände zurückerobern, doch war er nicht umsonst, denn er brachte das deutsche Vorrücken auf einige Tage zum Stehen. Bisher hatte den Deutschen ihr Sieg 55000 Gefangene, unter ihnen 1500 Offiziere, und 650 Geschütze eingebracht. Am 9. Juni setzte eine neue deutsche Offensive ein. Die französischen Stellungen bei Mortemer und Orvillers wurde durchstoßen, die Höhen von Gury erobert, Ricquebourg und Lamotte besetzt, 8000 Gefangene gemacht. Sie wurde am 10. fortgesetzt und führte dazu, daß Mery erobert, Antheuil und Ribécourt erreicht wurden. Die Angriffe wurden von dem einen Teile des deutschen Heeres am 11., von dem andern am 13. Juni eingestellt, da Foch sehr bedeutende Reserven heranführte und ein größeres Ergebnis nicht mehr zu erwarten war. An den folgenden Tagen begann Foch kräftige Gegenangriffe, und am 18. Juni gelang es

ganzen Front in erbittertem Ringen ab. Die Angreifenden erlitten natürlich die schwersten Verluste und erreichten in der Tat so gut wie nichts, aber lächerlich genug war es, wenn eifrige deutsche Kriegsberichterstatter die mühsame Abwehr des Angriffes als einen großen Erfolg priesen. Der deutschen Kriegsleitung, versicherten sie, komme es nicht sowohl darauf an, einen großen Geländegewinn zu machen und weiter vorzudringen, sondern darauf, daß die Feinde möglichst hohe blutige Verluste hätten und dadurch „zermürbt" würden. „Zermürbung" war das Schlagwort des Tages, und dabei hätte sich jeder sagen können, daß den Franzosen ihre Negerverluste total gleichgültig waren, und daß die amerikanischen Hilfstruppen jeden Ausfall an Menschen leicht ersetzen konnten. Foch war in der Lage, soviel Leute opfern zu können, wie er wollte, während der deutsche Ersatz immer schwieriger wurde, und das schlimmste war, daß der französische Oberbefehlshaber das ganz genau wußte. — Planmäßig räumten die Deutschen ihre Stellungen nördlich der Marne und gingen in die Linie zurück, die sie sich zu weiterem Widerstande ausersehen hatten. Der Rückzug gelang und wurde in guter Ordnung vollzogen trotz heftigen Nachdringens der Franzosen, aber von da an hatten die Deutschen die Initiative verloren und befanden sich lediglich in der Abwehr. Die Gesetze des Handelns auf dem Kriegsschauplatze der Westfront schrieb von nun an der Marschall Foch vor. In der Nacht vom 1. zum 2. August wurde die deutsche Front hinter die Vesle zurückverlegt, die feindlichen Angriffe gegen die neue Stellung wurden überall abgewiesen.

Von da an meldeten die deutschen Heeresberichte fast jeden Tag größere gescheiterte Teilangriffe der Fochschen Heere, aber auch fast jeden Tag eine weitere Zurückverlegung der deutschen Linie. Auf dem Marneschlachtfelde ging Boehn am 2. August weiter zurück, an demselben Tage wurden starke englische Angriffe bei Ypern abgewiesen. Am 3. August erfolgte ein Zurücknehmen der deutschen Front bei Albert, am 4. August bei Montdidier und Fismes. Die nächsten Tage hörte man nur von Erkundungsgefechten und weniger bedeutenden Angriffen, bis dann



Ein deutsches weittragendes Geschütz in Feuerstellung. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.

über den 8. August eine deutsche Niederlage gemeldet wurde. Aber wie wurde sie gemeldet? So, daß niemand auch nur im entferntesten die furchtbare Bedeutung dieses Ereignisses zu erkennen vermochte.

Der amtliche Heeresbericht darüber lautete:

„Zwischen Ancre und Avre griff der Feind gestern mit starken Kräften an. Durch dichten Nebel begünstigt, drang er mit seinen Panzerwagen in unsere Infanterie- und Artillerielinien ein. Nördlich der Somme warfen wir den Feind im Gegenstoß aus unseren Stellungen zurück. Zwischen Somme und Avre brachten unsere Gegenangriffe den feindlichen Ansturm dicht östlich der Linie Morcourt – Harbonnières – Caix – Fresnoy Contoire zum Stehen. Wir haben Einbuße an Gefangenen und Geschützen erlitten. Durch Gefangene, die wir machten, wurden Engländer mit australischen und kanadischen Hilfskorps sowie Franzosen festgestellt."

Nun, wir haben also eine kleine Schlappe erlitten. Unsere unvergleichlichen Feldherren und unser ebenso unvergleichliches Feldheer werden sie schon bei nächster Gelegenheit wieder gut machen — so mochte der deutsche Bürger denken, der diesen Bericht las. Der Erfahrene mochte sich sagen, daß die Schlappe recht bedeutend sein mußte, wenn der Heeresbericht Verluste an Gefangenen und Geschützen ausdrücklich zugab. Was aber der Tag wirklich bedeutete, konnte kein Mensch ahnen. Wir erfahren es nachträglich aus den Kriegserinnerungen Ludendorffs, der darüber schreibt:

„Der 8. August ist der schwarze Tag des deutschen Heeres in der Geschichte dieses Krieges. Schlimmeres erlebte ich nur in den Ereignissen, die vom 15. September ab sich an der bulgarischen Front abspielten und das Schicksal des Vierverbandes besiegelten. — —

Am 8. August früh bei dichtem Nebel, der noch durch künstlichen verstärkt wurde, griffen Engländer, vornehmlich mit australischen und kanadischen Divisionen, und Franzosen zwischen Albert und Moreuil mit starken Tankgeschwadern, im übrigen aber mit keiner großen Überlegenheit an. Sie brachen zwischen Somme und Luce-Bach tief in unsere Front ein. Die dort stehenden Divisionen ließen sich vollständig überrennen. In ihrem Stabsquartier wurden Divisionsstäbe von feindlichen Tanks überrascht. Die Einbruchsstellen erweiterten sich sehr bald über den Luce-Bach; die noch bei Moreuil tapfer sich wehrenden Truppen wurden aufgerollt. Nach Norden gebot die Somme Halt. Unsere nördlich davon kämpfenden Truppen hatten den gleichen Anprall siegreich abgewehrt. Die am Tage vorher als übermüdet abgelösten Divisionen, die in der Gegend südwestlich Péronne standen, wurden seitens des Armeekommandos der 2. Armee sofort alarmiert und in Marsch gesetzt. Gleichzeitig wurden von ihnen alle irgendwie verfügbaren Truppen gegen die Einbruchsstellen vorgezogen. Die Heeresgruppe Rupprecht setzte Reserven mit der Bahn dorthin

in Bewegung. Die 18. Armee griff mit den ihrigen von Südosten her unmittelbar in den Kampf ein und schob andere in die Gegend nordwestlich Roye. Auch die 9. Armee, selbst gefährdet, mußte auf meinen Befehl sie abgeben. Natürlich vergingen Tage, ehe die Truppen von weither eingetroffen sein konnten. Kraftwagenkolonnen wurden in ausgedehntestem Umfange zu ihrem Transport ausgenutzt. Ich gewann bereits in den Vormittagsstunden des 8. August ein vollständiges Bild der Lage. Es war sehr trübe. — — Die Reserven der 2. Armee vermochten dem weiteren Vordringen des Feindes noch südlich Bray Einhalt zu gebieten. In Richtung Roye hatte der Feind bis etwa Arvillers Gelände gewonnen, südlich der Avre mußte unsere Front von Montdidier an zurückgebogen werden. Sechs bis sieben deutsche Divisionen, die durchaus als kampfkräftig angesprochen werden konnten, waren vollständig zerschlagen. Drei bis vier und die Trümmer der zerschlagenen standen bereit, den weiten Raum zwischen Bray und Roye zu schließen. Die Lage war ungemein ernst. Falls der Feind weiterhin nur einigermaßen scharf angriff, konnten wir uns westlich der Somme nicht mehr behaupten. Die 2. Armee hatte hier aber zu halten, die 18. Armee unter Verbleib ihres linken Flügels auf den Höhen an der Matz mit dem rechten bis Roye zurückzuschwenken. Diese Bewegung war für die Nacht vom 9. zum 10. August in Aussicht genommen. Gelang sie nicht, so wurde hier ein großer feindlicher Sieg möglich."



Kampf mit Tanks in Hallu (südlich von Chaulnes). Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.

Sie gelang. Das von Ludendorff Befürchtete trat nicht ein. Foch konnte am 9. August nur geringen Geländegewinn erzielen. An den folgenden Tagen griff er heftig und mit starken Kräften an, doch standen nun die Deutschen wieder fest, und das Unglück des 8. wiederholte sich nicht.

Trotzdem hatte die Niederlage des 8. August eine entscheidende Bedeutung. Foch hatte wichtige Akten erbeutet, die ihm Aufschluß gaben über die schwierigen Ersatzverhältnisse der Deutschen, und er und sein Heer hatten den Eindruck gewonnen, daß die Widerstandskraft des deutschen Heeres „geschwächt", untergraben sei. Das stimmte leider.

„Ich hörte", sagt Ludendorff, „von Taten glänzender Tapferkeit, aber auch von Handlungen, die ich, ich muß es offen aussprechen, in der deutschen Armee nicht für möglich gehalten hätte: wie sich unsere Mannschaften einzelnen Reitern, geschlossene Abteilungen, Tanks ergaben.

Einer frisch und tapfer angreifenden Division wurde von zurückgehenden Truppen „Streikbrecher" und „Kriegsverlängerer" zugerufen. Worte, die auch später noch fallen sollten. Die Offiziere hatten an vielen Stellen keinen Einfluß mehr, sie ließen sich mitreißen. — Ein Bataillonsführer von der Front, der kurz vor dem 8. August mit Ersatz aus der Heimat eingetroffen war, führte diese Zustände auf die Zuchtlosigkeit der Leute und auf den Geist zurück, den unsere Soldaten mitbrächten. Alles, was ich befürchtete, wovor ich so unendlich oft gewarnt hatte, war hier an einer Stelle zur Wahrheit geworden. Unser Kampfinstrument war nicht mehr vollwertig. Unsere Kriegsfähigkeit hatte Schaden gelitten, auch wenn sich die bei weitem größere Mehrzahl unserer Divisionen heldenhaft schlug. Der 8. August stellte den Niedergang unserer Kampfkraft fest und nahm mir bei solcher Ersatzlage die Hoffnung, eine strategische Aushilfe zu finden, welche die Lage wieder zu unseren Gunsten festigte. Ich gewann im Gegenteil die Überzeugung, daß die Maßnahmen der Obersten Heeresleitung, die ich bisher, soweit dies im Kriege möglich ist, auf sicherer Grundlage aufbauen konnte, dieser jetzt entbehrten. Das Kriegführen nahm damit, wie ich mich damals ausdrückte, den Charakter eines unverantwortlichen Hazardspiels an, das ich immer für verderblich gehalten habe. Das Schicksal des deutschen Volkes war für ein Glücksspiel zu hoch. Der Krieg war zu beendigen."

Noch eine dritte Folge hatte die Niederlage des 8. August: Sie trug wesentlich dazu bei, Bulgarien und Österreich-Ungarn in ihrer Bundestreue noch wankender zu machen, als sie bereits waren. Der junge Kaiser von Österreich hatte den Krieg längst satt, was ihm niemand verdenken konnte, und er stand durch seine Verwandten aus dem Hause Parma mit Frankreich und England in geheimen Unterhandlungen, was ihm jeder anständige Mensch verdenken mußte. Öffentlich bekundete er überall seine Bundestreue, kam mit seinem Minister Grafen Burian — Czernin war inzwischen zurückgetreten — nach Spaa, wo der deutsche Kaiser, der Reichskanzler, der Staatssekretär von Hintze und andere mit der deutschen Heeresleitung über die Lage beratschlagten, und reiste anscheinend im besten Einvernehmen mit seinem Bundesgenossen wieder ab. Aber man hat guten Grund zu der Annahme, daß er schon fest entschlossen war, das sinkende Schiff zu verlassen und so bald wie möglich Frieden zu schließen, wenn nicht mit, dann ohne Deutschland, ja, wenn es der Vorteil des Erzhauses erfordern sollte, gegen Deutschland. Die Aufklärungen, die er in Spaa über die schwierige

Lage der deutschen Armee notwendigerweise erhalten mußte, waren nur allzu geeignet, solche Gedanken in seiner schwachen, aber ungeheuer herrschsüchtigen Seele anzuregen und stark werden zu lassen. Ebenso übel war die Wirkung der deutschen Niederlage auf die Bulgaren. Dort war Radoslawow aus seinem Amte verdrängt worden, der bedeutendste Staatsmann unter den Staatsmännern der Mittelmächte — wozu freilich nicht allzuviel gehören mochte — und Malinow war an seine Stelle getreten. In Berlin wußte man ganz genau, daß mit ihm ein Deutschenfeind vom reinsten Wasser an die Spitze der bulgarischen Regierung trat, aber es geschah nichts, um das zu hindern, ebenso wie der Kanzler des Deutschen Reiches es ruhig mit ansah, daß Malinow ein Ministerium aus lauter Deutschfeinden bildete. Die Berliner Diplomaten glaubten, das neue Ministerium werde wohl oder übel so regieren müssen wie das abgetretene, da der Zar und die größte Hälfte des bulgarischen Volkes fest zu dem Bündnisse stehe. Aber das Ansehen des Zaren stand in dem wankelmütigen Slavenvolke längst nicht so fest, wie man in Berlin wähnte, und die zweideutige Haltung Deutschlands und Österreich-Ungarns in der Dobrudschafrage hatte im Volke das tiefste Mißtrauen hervorgerufen.

Der deutschen Heeresleitung erschienen die teuren Bundesgenossen sehr verdächtig, die Haltung der Truppen zum großen Teil bedenklich, die Ersatzaussichten, und das war das Entscheidende, überaus erbärmlich, denn mit Leuten, die eventuell, wenn ein Angriff befohlen wurde, den „Streik" ausriefen, war kein Krieg mehr zu führen. Sie befürwortete demnach schon am 13. und 14. August in Spaa bei einer Besprechung in Gegenwart des Kaisers die Einleitung von Friedensschritten und gab sich nicht der Täuschung hin, daß der Friede ein günstiger werden könne. Dazu wußte der Feind viel zu genau, daß er den Sieg in der Hand hielt. Jede Division, die frisch von Amerika herüberkam, stärkte ihn an Kampfkraft; jede Ersatztruppe, die Deutschland aus bisherigen Drückebergern, kriegsverwendungsfähig geschriebenen Munitionsarbeitern und verhetzten Jugendlichen an die Front schaffte, war ein sehr unsicherer Zuwachs, schwächte die deutsche Kampfkraft mehr als sie zu heben. Nur zweierlei hätte die Leiter der Entente überhaupt zum Frieden bewegen können: Die Rücksicht auf das Blut ihrer Leute und die Erwägung, daß ein zur Verzweiflung gezwungener Feind zuweilen noch ganz ungeahnte Kräfte entfaltet. Noch konnten derartige Erwägungen wirksam sein auch bei haßerfüllten Feinden, darum war keine Zeit mehr zu verlieren.

Der deutsche Kaiser wünschte, daß die Königin der Niederlande den Frieden vermittele. Dieser Plan wurde durch die österreichischen Diplomaten zunichte gemacht. Wie fast immer während des Krieges, ließ Berlin sich von Wien leiten und bestimmen. Zunächst wurde von Friedensbestrebungen überhaupt nichts ruchbar; der Krieg ging weiter, und die Regierungen des Vielverbandes und ihre Völker strengten alle ihre Kraft an, ihn siegreich zu beenden.

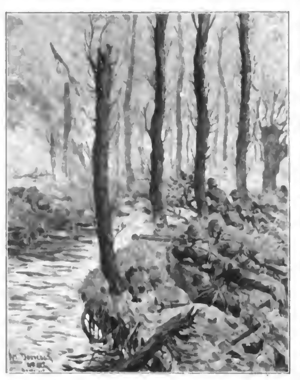
Ein Großangriff folgte auf den andern. Am 15. August warf der französische Feldherr gewaltige Kräfte gegen Noyon, aber er vermochte dort nur geringe Erfolge zu erzielen. In der Hauptsache blieben die deutschen Stellungen unversehrt. Am 16. August scheiterte ein Großangriff der Franzosen an der Avre. Am 17. waren die französischen Vorstöße nicht so stark wie am vorhergehenden Tage und wurden sämtlich zurückgewiesen. Am 18. griffen die Franzosen, zwischen Aisne und Oise an, Engländer und Franzosen an der Somme und an der Straße Amiens–Roye, setzten ihre Angriffe am folgenden Tage fort und suchten am 20. August mit aller Kraft den Durchbruch zu erzwingen. Zwischen Oise und Ancre gelang es den Franzosen, an mehreren Stellen tief in die deutschen Linien einzudringen. Zum Teil wurden sie wieder zurückgeworfen, aber die dort stehenden deutschen Heeresteile mußten in der Nacht zum 21. und zum 22. hinter die Oise und Ailette zurückgenommen werden. Auch dieser Tag zeigte in erschreckender Weise, wie sehr die Widerstandskraft des deutschen Heeres abgenommen hatte. Am 21. August begannen die Engländer zwischen Boisleux und der Ancre südlich von Arras ihre Angriffe gegen die Heeresgruppe des Kronprinzen Rupprecht, die bis zum Ende des Krieges ununterbrochen fortgeführt wurden. Jeden Tag stürmten die Engländer zwischen Arras und Somme, die Franzosen zwischen Somme und Oise gegen die deutschen Stellungen an, und wenn sie auch meistens zurückgeworfen wurden, so schwächten sie doch das deutsche Heer derartig, daß die deutsche Heeresleitung sich genötigt sah, einen Heeresteil nach dem andern zurückzunehmen. Am 24. unternahmen die Deutschen einen großen Gegenangriff gegen die Engländer, erzielten auch Geländegewinn, trugen aber große Verluste davon und konnten die erkämpften Vorteile nicht behaupten. Am 28. August gingen sie weiter zurück und räumten Noyon, am 29. gaben sie Bapaume auf. Ein englischer Riesenangriff am 30. August wurde unter den schwersten Verlusten für die Stürmenden abgewehrt, aber am 31. August mußten sich die Deutschen entschließen, den Kemmel wieder zu räumen, wo so viel edles deutsches Blut geflossen war. Hinter die Ailette waren sie schon am vorhergehenden Tage zurückgegangen. Wie groß das Ansehen Hindenburgs und Ludendorffs war, geht daraus hervor, daß die Mehrzahl der deutschen Zeitungen den fortwährenden Rückzug als etwas Gewolltes, Berechnetes priesen, wodurch die deutschen Heere geschont, die feindlichen „abgenutzt" würden. Auch der schweizerische Oberst Egli, der in den „Baseler Nachrichten" den Krieg mit seiner Kritik zu begleiten pflegte, sah darin ein Manöver Hindenburgs, der mehr auf die Zertrümmerung der feindlichen Heere, als auf Raumgewinn ausgehe, und sogar der berühmte Kriegsbesprecher des „Berner Bundes", Hermann Stegemann, betrachtete „die wan-



Der Marktplatz der am 16. April 1918 von den deutschen Truppen genommenen Stadt Bailleul. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsmaler Professor Hans von Hayek.

dernde Schlacht" mit hoffnungsvollen Blicken. Sie wußten noch nicht, daß die beiden großen Feldherren ihrer Soldaten nicht mehr sicher waren und daß „die wandernde Schlacht" ein sehr ungewollter, aber unabwendbarer Rückzug war. Die deutschen Heerführer hatten nur noch das Ziel, ihre Armeen in die starken, mit vieler Kunst im Rücken der deutschen Heeresmacht ausgebauten Stellungen zu bringen, wo sie sich noch einmal setzen wollten — unsicher, ob sie sich hier würden halten können.

„Jetzt ist die Zeit gekommen, unsern Feinden den endgültigen Schlag zu versetzen", äußerte Lloyd George in diesen Tagen, und Foch handelte dementsprechend. Am 1. September holte er zu einem Durchbruchsstoße zwischen Scarpe und Somme aus. Unter dem Schutze mächtiger Tankgeschwader und nach einer furchtbaren Artillerievorbereitung ging hier die Infanterie in 45 Kilometer Breite zum Angriffe vor. Sie wurde nach hartem Kampfe in der Gegend von Sailly – St. Pierre – Vaast-Wald und östlich von Bouchavesnes-Mont-St. Quentin zum Stehen gebracht. Aber Péronne fiel in ihre Hand. Am 2. September wiederholte Foch den Stoß mit ebenso starken Kräften, und diesmal hatte er einen bedeutenden Erfolg zu verzeichnen. Beiderseits der Straße Arras–Cambrai warf er die Deutschen bis Etaing–Cagnicourt–Quéant zurück, also 4 Kilometer in fast 10 Kilometer Breite. Auch im Süden hatten die deutschen Truppen nach hartnäckigen Kämpfen zurückgehen müssen bis zur



Ein Kampf am Douvebach, wo die Engländer wiederholt starke Gegenangriffe zur Wiedergewinnung des Kemmel unternahmen. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.

Linie östlich Sailly-Moislains-Aizecourt le haut-Péronne. Die Sache stand für die Deutschen sehr schlecht, aber die völlige Niederlage wurde doch vermieden und zwar dadurch, daß die Deutschen es verstanden, sich in der Nacht vom Feinde abzulösen. Am 3. September standen sie in der längst vorbereiteten starken Stellung Arleux-Moeuvres-Manancourt. Bei Noyon scheiterten französische Angriffe. Der 4. September verging damit, daß die Engländer in dem verlassenen Kampfgelände sich langsam vortasteten. Nur bei Wijtschate, südlich der Ailette, bei Terny-Sorny-Clamecy und Vuc le long erfolgten Teilangriffe auf die deutschen Stellungen, die sämtlich erfolglos verliefen. Am 5. und 6. September fanden zum Teil sehr heftige Vorfeldgefechte statt. Bei Fismes unternahmen an beiden Tagen die Amerikaner Angriffe auf die deutschen Stellungen, wurden aber zurückgeworfen. Von den Kämpfen des 8. September sind hervorzuheben heftige, aber erfolglose Angriffe Fochs gegen Cambrai. Auch am folgenden Tage hatte er hier kein Glück, auch zwischen Ailette und Aisne und bei Ypern kamen seine Truppen nicht vorwärts. Am 10. fanden nur Vorfeldgefechte statt, aber am 11. September erfolgten Teilangriffe in Flandern, am La Bassée-Kanal, zwischen Arras und Péronne, zwischen Ailette und Aisne und bei Fismes. Zwischen Maas und Mosel griffen Franzosen und Amerikaner den Bogen von St. Mihiel an. Die Kämpfe dauerten den ganzen Tag an, wurden am Tage darauf fortgesetzt und endeten damit, daß die Deutschen den Bogen von St. Mihiel räumten. Am 12. September scheiterten starke englische Angriffe zwischen Arras und Péronne. Zwischen Ailette und Aisne wurden am 13. die Angriffe wieder aufgenommen, am 14. erfolgte dort sogar ein französischer Großangriff, er wurde aber ebenso verlustreich abgewiesen wie ein starker englischer Vorstoß bei Havrincourt, der auch am 15. September zu keinem Erfolge führte. An den drei folgenden Tagen lag der Schwerpunkt des Kampfes zwischen Ailette und Aisne, am 18. September gesellten sich starke englisch-französische Angriffe beiderseits der Somme zu den französischen zwischen Ailette und Aisne. Überall gelang es den Deutschen, sich zu behaupten. Auch am 19. wurden die Engländer bei Gouzeaucourt und die Franzosen an der Aisne abgewiesen. Am 20. nahmen die Deutschen ihre Vortruppen südlich der Somme und westlich von Jony zurück. Am 21. suchten die Engländer südlich von Cambrai vergeblich den Durchbruch zu erzwingen. Am 22. scheiterten englische Angriffe bei Epehy. Vorbereitet durch gewaltigen Artilleriekampf am 22. und 23., erfolgte am 24. September wieder ein englisch-französischer Großangriff in der Richtung auf St. Quentin, der beiden Teilen viel Blut kostete, aber zu keinem Erfolge führte. Am 25. wiesen die Deutschen Teilangriffe an der Somme und östlich der Mosel ab.

Am 26. September setzten Großangriffe der Fochschen Heere ein, die alles bisher Dagewesene übertrafen. Amerikaner und Franzosen suchten zwischen Aisne und Mosel durchzudringen, erlitten dort die schwersten Verluste und konnten schließlich so gut wie nichts erreichen. Am 27. stürmten die Engländer im Raume von Cambrai, die Franzosen in der Champagne und in den Argonnen, die Amerikaner zwischen Maas und Mosel gegen die deutschen Linien an. Hier und da gelang es ihnen, ein Stück vorzudringen, aber im ganzen wurden sie überall abgewiesen. Am 28. September setzten sie ihre Angriffe fort. Die ganze Front von Verdun bis Flandern war ein großes Schlachtfeld. Es wurde zugleich gekämpft in Flandern, im Raume von Cambrai, zwischen Somme und Aisne, am Damenweg, in der Champagne und zwischen Maas und Mosel. Die Angreifenden konnten überall zurückgeworfen werden, aber bei Cambrai verlegten die Deutschen ihre Front rückwärts. Dasselbe geschah zwischen Ailette und Aisne und in den Argonnen. Am 29. hielten die feindlichen Großangriffe und die deutschen Rückwärtsbewegungen an, die übrigens überall in guter Ordnung, meist in der Nacht, von den Feinden unbemerkt, ausgeführt wurden. Der 30. September bot dasselbe Bild. War schon am 29. September Cambrai geräumt, so geschah jetzt in St. Quentin das gleiche. Am 1. Oktober fanden wechselvolle Großkämpfe statt an fast allen Stellen der Front. Es wurden, besonders bei der Heeresgruppe Gallwitz, ungeheuer viel feindliche Tanks abgeschossen, wobei sich besonders die Leutnants Suhling und Burmeister, Keibel, Schräpler, Ribbell, Mayer, Bräuer und Berninghaus, die Vizefeldwebel Jollmann und Rauguth und der Unteroffizier Thele hervortaten. Am 2. Oktober gaben die Deutschen auch Lens und Armentières auf, immer unter dem Drucke wuchtiger feindlicher Angriffe, deren sie sich tapfer und nicht erfolglos, aber mühsam erwehrten.

Bis weit in den September hinein hatten die Kriegsberichterstatter und ihren Spuren folgend die deutschen Zeitungen ihren Lesern erzählt, der deutsche Rückzug geschehe freiwillig und habe den Zweck, die Feinde in das Gelände zu bringen, das durch den Krieg vollständig verwüstet war. Dort sollten sie unter denkbar ungünstigen Verhältnissen den Herbst und Winter verbringen. Etwa vor Mitte September verstummte dieses Gerede. Dann hieß es mit einem Male, die Lage sei sehr ernst, so ernst, wie sie noch kaum gewesen, und als Bulgarien zusammenbrach und Österreich in die Welt hinausschrie, daß es Frieden haben müsse um jeden Preis, da begriff es jedermann, daß das Kriegsglück sich völlig gewendet habe und Deutschland vor dem schweren Kampfe um seine Existenz stehe! Wie verzweifelt aber die deutsche Regierung die Lage ansah, wußte doch im Volke niemand, und so wirkte es wie ein Donnerschlag, als am 4. Oktober von Berlin ein Gesuch an Wilson erging, den Frieden zu vermitteln und sofort einen Waffenstillstand herbeizuführen.

Der Antrag bedeutete, daß die deutsche Regierung den Krieg verloren gab. Sie hatte den Mut verloren, sie verzweifelte daran, daß die jetzt üble Kriegs-

lage sich wieder zu Deutschlands Gunsten ändern könne, ja sie war der Meinung, daß auch eine Besserung der Lage an der Front die deutsche Niederlage nicht abwenden werde. Diese Auffassung war im ganzen richtig. Siegen konnte selbst Hindenburg nicht mehr, nachdem die Bundesgenossen abgefallen waren, während die feindliche Übermacht an Menschen und Kriegsmaterial mit jedem Tage bedrohlicher anwuchs. Die Heeresleitung selbst riet der Regierung, sobald wie möglich einen Waffenstillstand herbeizuführen und Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Aber die unglücklichen Ereignisse seit dem 8. August erklären sich doch nicht nur aus der feindlichen Übermacht. Mit welcher Übermacht hatten Hindenburg und Ludendorff in Rußland gefochten und waren doch Sieger geblieben! Nun, das deutsche Heer konnte jetzt deshalb über keine Übermacht mehr siegen, weil es nicht mehr das alte war, und es war nicht mehr das alte, weil es von der Heimat her zersetzt worden war. Darum ist der Niedergang im Felde, das Friedensgesuch und nun vollends der völlige Zusammenbruch der deutschen Kraft, der gleich nach dem Waffenstillstandsgesuch begann, nur dem verständlich, der weiß, wie sich im Innern Deutschlands während des letzten Kriegsjahres die Dinge entwickelt hatten.

## Politische und wirtschaftliche Zustände in Deutschland vom Beginn des ersten Kriegsjahres bis zum Friedensgesuch.

Schon im Frühling des Jahres 1915 verglichen deutsche Staatsmänner und Politiker die Lage der Mittelmächte mit der Lage einer von Feinden eingeschlossenen Stadt, die nur in den spärlichsten Mengen Nahrungsmittel und Rohstoffe von außenher erhalte. Der Vergleich war richtig und wurde mit jedem Jahre, ja, mit jedem Monate richtiger, denn immer mehr machte sich die Abschließung von allem Weltverkehr geltend, immer unerträglicher wurden ihre Folgen. Als Rußland niedergerungen war, die baltischen Provinzen und die Ukraine besetzt waren, da flammte im deutschen Volke die Hoffnung hell empor, daß es nun besser werden müsse mit der Ernährung und der Versorgung mit Rohstoffen, aber schon im Herbste erkannte man, daß nichts besser geworden sei und daß man vor einem höchst traurigen, entbehrungsreichen Winter stehe. Die großen Getreidevorräte, die man in der Ukraine erwartet hatte, waren zum Teil gar nicht vorhanden gewesen, zum Teil waren sie von den Bolschewisten vernichtet worden, zum Teil konnten sie bei dem elenden Zustand der dortigen Bahnen und dem Mangel an Wagen nicht abtransportiert werden, und von dem, was wegzuschaffen war, erhielten noch dazu die Bundesgenossen den Löwenanteil. Mag das Getreide, das aus der Ukraine angekommen ist, dem deutschen Volke das Durchhalten mit ermöglicht haben, eine Besserung seiner Ernährungsverhältnisse hat es nicht herbeizuführen vermocht, und die Bevölkerung der deutschen Städte, also zwei Drittel der Gesamtbevölkerung, litt seit Mitte des Jahres 1916 nicht nur Mangel, nein, sie hungerte buchstäblich. Auf den Tag gab es in den Städten 350 Gramm Brot, zuweilen, so im Sommer 1917, sank die tägliche Menge auf 210 oder 220 Gramm herab. Von Kartoffeln waren auf den Kopf wöchentlich, je nachdem sie heranzuschaffen waren, 8, 5 oder 3 Pfund gewährt. Oft waren sie überhaupt nicht herbeizuschaffen, denn eine wirklich gute Kartoffelernte hat Deutschland während des ganzen Krieges nicht gehabt, und zwei Ernten waren halbe Mißernten. Manchmal fehlten in den Großstädten die Kartoffeln ganz, dann half man sich mit Kohlrüben. Während des Winters von 1916 auf 1917 hat die städtische Einwohnerschaft wesentlich von Kohlrüben gelebt, wenigstens in Nord- und Mitteldeutschland. In wahrhaft furchtbarer Weise wurde bald der Mangel an Fett empfunden. Die Menschen magerten in erschreckender Weise ab; Gewichtsabnahmen von 30, 40 und mehr Pfund waren an der Tagesordnung. Wer das Geld dazu hatte, half sich einigermaßen durch den überall blühenden Schleichhandel. In Scharen zogen die Städter auf die Dörfer hinaus, um bei den Bauern Butter oder Eier oder sonstige Nahrungsmittel zu „erhamstern". Auf kleinen, entlegenen Eisenbahnhaltestellen, die sonst kaum einen Verkehr an Menschen gehabt hatten, stiegen jetzt tagaus-tagein Hunderte von „Hamsterern" mit Rucksäcken und Körben aus und ein, um Lebensmittel einzukaufen. Das war gesetzlich streng verboten, fast in jedem Kreise war die Ausfuhr von Lebensmitteln untersagt. Das Gesetz und zahlreiche Verordnungen bedrohten den Schleichhandel mit Strafen, sogar mit sehr schweren Strafen — vergebens, es war nichts dagegen zu machen. Bestraft sollte werden nicht nur der Verkäufer von Lebensmitteln, sondern auch der Käufer, wenn er über den gesetzlichen Höchstpreis zahlte. Es war also durch die Behörde dafür gesorgt, daß keiner den andern anzeigen konnte und daß nur die allerwenigsten Fälle des Schleichhandels die Gerichte beschäftigten. Mit der Zeit sahen die Behörden, daß sie gegen die ganze Sache machtlos waren. Die Kontrolle auf den Bahnhöfen und in den Dörfern, die anfänglich zum Teil sehr streng gewesen war, wurde zwar nicht amtlich eingestellt, aber sie schlief allmählich ein. Daß die hungernden Städtebewohner kleine Mengen von Kartoffeln, Eiern und dergleichen vom Lande holten, wurde wohlwollend übersehen. Da die Bestände auf dem Lande nun einmal nicht vollkommen erfaßt wurden, war der Schleichhandel auch gar nicht zu unterbinden. Das hätte nur geschehen können, wenn es gelungen wäre, alles Getreide, alle Kartoffeln usw., überhaupt alles, was der Selbstversorger nach

dem Gesetze verpflichtet war, abzuführen, auch wirklich der Allgemeinheit zukommen zu lassen. Aber das gelang nicht im Entferntesten. Die Kontrolle bei den Erzeugern der Nahrungsmittel wurde in einer Weise ausgeübt, die nur durch äußerste Stupidität oder durch freundliche Rücksichtnahme der betreffenden Instanzen zu erklären ist. Dem Bauer aber war es nicht zu verdenken, daß er behielt, was er behalten konnte. Die Höchstpreise für seine Erzeugnisse waren so gering, daß er sie dafür nicht produzieren konnte, wenn er nicht zusetzen wollte. So behielt er denn gewisse Mengen — leider sehr beträchtliche Mengen — zurück und verkaufte sie zu den Preisen, die ihm die Städter boten. Warum sollte er die 10, 15 oder gar 20 Mark, die ihm die in sein Haus eindringenden Fremdlinge für ein halbes Pfund Butter anboten, nicht annehmen? Im Anfang sträubte sich mancher dagegen, es erschien ihm geradezu sündhaft, solche Preise zu nehmen. Aber wenn er dann in die Stadt kam und für ein Paar Stiefel 100 bis 150 Mark zahlen sollte, und das Fett, das er zum Schmieren seiner Wagenräder brauchte, teurer wurde als früher der teuerste Rheinwein gewesen war, da vergingen ihm die Gewissensbedenken, und er nahm mit, was ihm geboten wurde. Wie hätte es anders sein können? In jeder Weise sah der Bauer sein Leben beengt, bedrückt und beschwert. Seine Milchkühe nahm man ihm zum Teil hinweg und zwar zu einem geringen Preise, seine Schweine mußte er größtenteils abschlachten. So fehlte es an Dünger, und auch der künstliche Dünger war teuer und schwer zu bekommen, denn die Kaliwerke waren von Leuten entblößt, und die Bahnen waren durch die Heerestransporte in Anspruch genommen. Die Arbeitskräfte auf seinem Hofe führte ihm der Staat hinweg. Erwachsene Söhne und Knechte wurden ins Heer eingereiht, selbst wenn sie von sehr zweifelhafter Körperbeschaffenheit waren, und die erwachsenen und halberwachsenen Mädchen strömten in die Munitionsfabriken, die überall wie Pilze aus dem Erdboden schossen. Dort verdienten sie einen sündhaft hohen Lohn, den Tag 8 oder 10 Mark und mehr, und konnten in ihren Freistunden und an den Abenden und bis in die Nacht hinein tun, was sie wollten. Dazu kam, daß er seines Eigentums niemals sicher war. Jeden Tag konnte eine neue Verordnung erscheinen, die ihn zwang, von seinen Vorräten an Heu oder Hafer oder Kartoffeln wieder etwas abzuliefern, und die Schnüffeleien der Behörden in seinen Ställen, Kellern und Vorratsräumen hörten nicht auf. Wollte er nicht unter die Räder geraten, so mußte er zugreifen, wo etwas zu verdienen war, auch wenn ihm der Verdienst nicht ganz rechtlich



Die Eroberung des Kemmel bei Ypern: Der Sturm des deutschen Alpenkorps auf den als uneinnehmbar bezeichneten Berg am Morgen des 25. April 1918. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.



Der erfolgreiche deutsche Vorstoß an die Marne: Durchbrechen der feindlichen Stellungen; rechts Sperrfeuer der deutschen Artillerie. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsmaler Kurd Albrecht.

und ehrenhaft erschien und das Gesetz ihn mit Strafe bedrohte. Er lernte, das muß man sagen, mit überraschender Leichtigkeit und Gründlichkeit und erwies sich dabei nicht dümmer und schwerfälliger als die Städter, die bisher auf den „dummen Bauern“ mitleidig herabgesehen hatten. Ohne Frage aber wurde durch den allgemeinen Wucher das Leben ungeheuer erschwert. Am meisten litten die Beamten, nicht nur die kleinen, sondern auch die höheren, deren Gehalt immer dasselbe blieb, schon vor dem Kriege meistens sehr mager gewesen war und nun gar nicht mehr zureichen wollte. Die seit 1917 gezahlten Kriegsteuerungszulagen waren und blieben gänzlich unzureichend, denn was wollte eine Aufbesserung des Gehaltes um 20 oder 30 Prozent bedeuten, wenn die Preise für fast alle zum Leben notwendigen Dinge um das acht- und zehnfache gestiegen waren! Im Sommer 1918 kostete in Berlin das Pfund Butter 45 bis 50 Mark, ein Zentner Äpfel 160 bis 200 Mark, ein Paar Stiefel 150 bis 200 Mark, ein Herrenanzug 500 bis 600 Mark. In den andern Großstädten waren die Preise nicht viel niedriger, da und dort noch höher. Darunter seufzte der gesamte Mittelstand und kam in die schwierigste



Vorbringen von Minenwerfern durch das genommene Gelände. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Leutnant der Reserve Willy Müller-Gera.

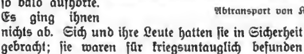
und drückendste Lage, und auch die Arbeiter waren durchaus nicht in einer rosigen Lage, denn sie verdienten zwar hohe Löhne, hatten dafür aber auch enorm hohe Ausgaben. Nur die Jugendlichen, die noch für niemand als für sich zu sorgen hatten, konnten ein üppiges Leben führen und führten es natürlich auch. Es war grauenhaft, wie die Jugend verwilderte, am meisten die in den großen Städten. Bengel von 16 und 17 Jahren saßen da in den Cafés und Weinlokalen und verpraßten das leicht verdiente Geld mit ihren „Bräuten". Geredet und geschrieben wurde dagegen genug, aber etwas Durchgreifendes dagegen zu tun, war unmöglich. Wer sollte den jungen Arbeiter, der unter dem schützenden Schilde der herrschenden Partei stand, daran hindern, sich auszuleben? Die Väter standen im Heeresdienst oder im Hilfsdienst, die Lehrer waren machtlos, die Geistlichen desgleichen, und ihre Warnungen und Mahnungen wurden verlacht. Die Machtlosigkeit der Kirche, der evangelischen nicht nur, sondern auch der katholischen, trat in erschreckender Weise zutage, denn in Köln und München war das Treiben der Jugendlichen nicht minder schamlos wie in Leipzig oder Hamburg. Um das hier zu sagen: Der Glaube, der Krieg mit seinen Lasten werde die Seele des Volkes läutern, seine Religiosität vertiefen, die Sittlichkeit fördern, hatte sich als eine ungeheure Täuschung erwiesen. Die Sittlichkeit des Volkes, des ganzen Volkes, nicht nur der Jugendlichen, verschlechterte sich von Woche zu Woche, und von der religiösen Begeisterung der ersten Kriegszeit war, in der Heimat wenigstens, so gut wie nichts übrig geblieben. Mehr aber als alles andere sank der gesetzliche Sinn, der bisher das deutsche Volk in besonderer Weise ausgezeichnet hatte. Von den vielen hundert und tausend Kriegsgesetzen und Verordnungen mit Gesetzeskraft konnten viele nicht gehalten werden, denn ihre Befolgung lief der menschlichen Natur allzusehr zuwider. Damit fiel die Achtung vor dem Staatsgesetz überhaupt hin oder wurde wenigstens gründlich erschüttert, und auch die Achtung vor den Trägern der Staatsgewalt wurde immer geringer. Wie mußte es z. B. aufs Volk wirken, wenn Richter den Gastwirt, an dessen Tische sie vermittels des Schleichhandels gut gespeist hatten, dieses Schleichhandels wegen verurteilten, oder wenn der Staatsanwalt einen Bauern, von dem seine eigene Frau Butter oder Eier wider das Gesetz einhandelte, unter Anklage stellen mußte! Die allermeisten Richter hätten sich für befangen erklären müssen. Das geschah nun freilich nur in einigen Fällen, aber dafür fielen die Strafen, die Wucherer und Schleichhändler erhielten, zumeist sehr mild aus. Leider hatten die Gerichte dabei das Unglück, daß ihre Sprüche dem Rechtsempfinden des Volkes sehr häufig nicht entsprachen. Die kleinen Übeltäter, die nur unter dem Drucke der Not sündigten, wurden unverhältnismäßig hoch, die großen unverhältnismäßig niedrig bestraft. Was machte es einem Getreideschieber aus, der eine halbe Million mit seinem unsaubern Geschäfte verdient hatte, wenn er mit 5000 oder 10000 Mark Strafe belegt wurde? Die Milde der Gerichte mochte im Gesetzesbuchstaben begründet sein — auf das Volk wirkte sie höchst verderblich, verwirrte die Gewissen und nährte den Argwohn, daß mit zweierlei Maß gemessen wurde. Die unabhängige Sozialdemokratie


Von der planmäßigen Räumung im Westen: Räumungsarbeiten in einer Artillerie-Werkstatt.


Rückverlegung einer Artillerie-Werkstatt.

redete der Masse ohnehin ein, und die feindlichen Agenten und Emissäre verkündeten unablässig, der Krieg werde geführt, um die „Großen" noch größer zu machen. Dieses Schlagwort wurde mit der Zeit eine immer verhängnisvollere Macht.

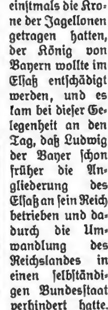
Leider kann nicht geleugnet werden, daß etwas Wahres an dem war. Der Krieg wurde natürlich nicht weitergeführt, um einzelne Leute und einzelne Stände zu bereichern, so wenig er deshalb begonnen worden war. Von deutscher Seite nämlich. Für die Deutschen war er nur ein Verteidigungskrieg gegen den Überfall übermächtiger Räuber, der von langer Hand vorbereitet war. So empfand in den Augusttagen 1914 das ganze Volk mit wenigen Ausnahmen. So empfand selbst ein großer Teil der Fremdstämmigen, die in Deutschland lebten. Aber mit der Zeit hatte sich das geändert. Es waren mit der Zeit Leute in die Höhe gekommen, die den Krieg als etwas recht Angenehmes betrachteten und ein brennendes Interesse daran hatten, daß er nicht so bald aufhörte. Es ging ihnen nichts ab. Sich und ihre Leute hatten sie in Sicherheit gebracht; sie waren für kriegsuntauglich befunden worden.





Abtransport von Kleinbahn-Lokomotiven.

So konnten sie in der Heimat oder in den besetzten Gebieten Geschäfte machen, Geschäfte, die ihnen unglaubliche Gewinne einbrachten. Gelegenheit dazu boten ihnen vor allem die Kriegsgesellschaften, wo sie sich z. B. Einblick verschaffen konnten in die Geschäftsgeheimnisse ihrer Konkurrenzfirmen, sie trieben einen ungeheuren Schleichhandel mit Getreide, Mehl, Speck und dergleichen, oder sie stellten Ersatzstoffe her, zum großen Teil halb oder ganz wertlosen Schund, den sie sich teuer bezahlen ließen. Die Gerissensten unter diesen Herrschaften — viele waren erst während des Krieges eingewandert aus Polen oder Galizien — „verdienten" viele Millionen, die kleineren Leute Hunderttausende. Ein neuer Reichtum kam herauf und wurde protzenhaft zur Schau getragen, was die notleidenden Schichten des Volkes über die Maßen erbitterte. Zudem war allgemein bekannt, daß die großen Geldleute am kaiserlichen Hofe im größten Ansehen standen und das Ohr der Majestät hatten. Viele, deren Groß- oder Urgroßväter noch mit Pfropfenzieherlocken durchs Land hausiert hatten, waren in den Adelsstand erhoben worden und gehörten zur Umgebung des regierenden Herrn, besaßen außer bei der obersten Heeresleitung, überall bei den höchsten Behörden den größten Einfluß. Daß diese Kriegsgewinnler und ihre Vettern ihren Einfluß nur anwendeten, den Krieg zu verlängern, daß sie bestrebt seien, jede Friedensmöglichkeit im Keime zu ersticken, wurde in den weitesten Kreisen des Volkes geglaubt. Auch daß die Sonderbegehrlichkeiten einzelner deutscher Fürsten ausgiebig in der Öffentlichkeit erörtert wurden, war unklug und schuf eine böse Stimmung. So machte der König von Sachsen Ansprüche auf Litauen, weil die Wettiner einstmals die Krone der Jagellonen getragen hatten, der König von Bayern wollte im Elsaß entschädigt werden, und es kam bei dieser Gelegenheit an den Tag, daß Ludwig der Bayer schon früher die Angliederung des Elsaß an sein Reich betrieben und dadurch die Umwandlung des Reichslandes in einen selbständigen Bundesstaat verhindert hatte. Das Schriftstück, das den Elsässern und Lothringern Autonomie verhieß, war schon lange vor dem Kriege fertig gewesen, aber die Unterschrift des Kaisers war durch den Wittelsbacher verhindert worden. Die Sache war leider so, und das bewies, wie sehr die gekrönten Häupter Deutschlands, etwa mit Ausnahme des Badeners, des Hessen und zwei oder drei von den ganz Kleinen, noch in den dynastischen Gedankengängen des 18. Jahrhunderts lebten. Nun hieß es an allen Enden, der Krieg mit Frankreich und somit der Krieg überhaupt, hätte vermieden werden können, wenn die Unterschrift rechtzeitig erfolgt wäre. Das war ein Unsinn, denn die Geldkönige, die Frankreich regierten, wollten die Bodenschätze des Reichslandes haben, hatten deshalb auf den Krieg hingearbeitet und dem dummen Volke den Revanchegedanken einhämmern lassen: Dieser Krieg war ein Krieg der Hochfinanz der ganzen Welt und war nicht dadurch aufzuhalten, daß man den Reichslanden diese oder jene Verfassung gab. Aber überall erzählten Leute mit der Miene des Eingeweihten und zugleich sittlich Entrüsteten: Der Krieg hätte vermieden werden können, wenn der König von Bayern nicht so habgierig und der Kaiser nicht so schwach



gewesen wäre — und ihre Darstellung fand bei der Masse der Urteilslosen Glauben. Es wurde überhaupt alles geglaubt, was geeignet war, auf die „Großen" einen Flecken zu werfen. Das mußte vor allem der Erbe der deutschen Kaiserkrone erfahren. Kronprinz Wilhelm war ein frischer Mensch mit offnen Augen und hellem Sinn, tapfer, schlicht und einfach, dem Theaterpomp seines Vaters ganz abgeneigt und frei von der mystischen Gottesgnadenfrömmelei, die dem Kaiser so viele Herzen entfremdete. Er hatte einige Proben staatsmännischer Begabung an den Tag gelegt. Wie weit seine Fähigkeiten in dieser Hinsicht gingen, war daraus noch nicht zu ersehen, aber ohne Zweifel war er seinem ganz und gar unstaatsmännischen Vater weit überlegen. Bei seinen Soldaten war er sehr beliebt, und wenn er auch kein Feldherr war, so war er doch ein guter Soldat. Während sein Vater sich beraten ließ von Bethmann, Ballin, Rathenau, Bleichröder, Isidor Löwe, Jonas Simon, Felix Simon, Lewin, Markus, Friedländer-Fuld, umgab sich der Kronprinz lieber mit Leuten, deren Namen schon zur Zeit Friedrichs des Großen und früher einen guten Klang gehabt hatten. Die eigentlichen Machtinhaber unter der Regierung Wilhelms II. sahen in ihm eine Gefahr, die Feinde natürlich auch, denn denen konnte nur ein Hohenzollern recht sein, der aus der Art geschlagen war. So wurde von inneren und äußeren Feinden zugleich eine Hetze gegen den Kronprinzen in Szene gesetzt, die ihresgleichen suchte. In puncto sexti war sein Leben nicht ganz einwandfrei gewesen, und das wäre ja auch ein Kunststück gewesen für einen jungen Fürsten, den die Verführung tausendmal mehr zu umdrängen pflegt als andere Sterbliche, und dem sich die holde Weiblichkeit aller Bevölkerungsklassen begeistert an den Hals wirft. Daraus drehte man ihm nun den Strick. Ungeheuerliche Märchen wurden über sein jeder Sittlichkeit Hohn sprechendes Leben in Umlauf gebracht. Er sollte beständig von einem Harem umgeben sein, auch im Felde, ja es sollten ihm junge Französinnen und Belgierinnen mit Gewalt zugeführt worden sein. Die Zeitungen durften darüber natürlich nichts bringen oder höchstens die zartesten Andeutungen, aber durch Flugblätter, gefälschte Feldbriefe und durch das gesprochene Wort wurden solche Gerüchte verbreitet. Die Giftsaat fiel auf fruchtbaren Boden. In dem durch Nervenüberreizung halb wahnsinnigen Volke wurden derartige Gerüchte geglaubt und haben mit dazu geholfen, der Revolution den Weg zu bereiten.

Die Seele des deutschen Volkes war krank, sehr krank geworden, das konnte man aus diesen und anderen Zeichen aufs deutlichste erkennen, und die Hauptursache ihrer Erkrankung war der Hunger. Noch im Jahre 1916 hatte es unter den deutschen Ärzten Narren gegeben, die behauptet hatten, die Entziehung tierischer Nahrungsstoffe und die Nötigung zu fasten, könne die allgemeine Volksgesundheit in Deutschland heben. Das deutsche Volk habe viel zu viel gegessen, die Gewöhnung an schmale Kost werde den meisten nur dienlich sein. Aber schon Anfang 1917 war dieses blödsinnige Geschwätz völlig verstummt, und als dieses Jahr zu Ende ging, da wußte jeder verständige Arzt in Deutschland, daß jeder weitere Monat der Blockade dem deutschen Volke furchtbare und dauernde gesundheitliche Schädigung bringe. Im Klima Mitteleuropas kann kein Mensch auf die Dauer gesund bleiben ohne reichliche Fettzufuhr. Aber an Fetten und Ölen war ein derartiger Mangel, daß er kaum noch erträglich schien. Immer deutlicher trat zutage, daß der „Schweinemord", d. h. die massenhafte Abschlachtung der Schweine auf behördliche Anordnung, eine riesige Dummheit gewesen war. Die Leute magerten in erschreckender Weise ab. Gewichtsabnahmen von 20, 40, 60 Pfund waren gar nicht selten. Entsetzlich litten vor allen Dingen die Kinder und die Alten. Die kleinen Kinder in den Großstädten siechten dahin und starben massenhaft, denn zu der mangelnden Fetternährung gesellte sich ein schauderhafter Mangel an Milch. Auch sie wurde nur auf Karten ausgegeben, wie denn schließlich fast alle Lebensmittel rationiert worden waren. Wenn da auf ein Kind ein halbes Liter Milch täglich kam, so war das sehr viel. In zahlreichen Städten konnte nur ein viertel Liter bewilligt werden, und hin und wieder stockte die Milchzufuhr ganz und gar. Es konnte auch gar nicht anders sein, denn man hatte den Bauern einen großen Teil ihrer Milchkühe als Schlachtvieh zwangsweise weggenommen; nun suchten sie im Schleichhandel das zu ersetzen, was ihnen dadurch verloren ging. Den Schaden hatten die Kinder der Leute, die nicht das Geld hatten, die Schleichhandelspreise zu bezahlen, oder nicht die Zeit, auf den Dörfern mit Rucksäcken und Handtaschen herumzuvagabundieren.

Im Winter 1917 zu 1918 stellten sich die Ernährungsverhältnisse in den Großstädten etwa so: Es wurden wöchentlich auf den Kopf abgegeben 3 bis 5 Pfund Brot, 3 bis 5 Pfund Kartoffeln (wenn nämlich welche vorhanden waren), 100 bis 150 Gramm Fleisch, 50 bis 100 Gramm Butter oder Fett oder Margarine, alle 3 Wochen ein Ei, hin und wieder einmal ein viertel oder ein halbes Pfund Gemüse, Graupen und dgl. Milch gab es nur für stillende Mütter und kleine Kinder. Kranken mußte der Arzt bescheinigen, daß sie der Milch bedürftig waren, und sie durften sich glücklich schätzen, wenn die zur Milchverteilung eingesetzte Kommission das Zeugnis des Arztes anerkannte.

Wer wirklich auf diese Ration gesetzt war, verkümmerte oder starb. Nach der Feststellung deutscher Ärzte, die damit beauftragt waren, die Folgen der Blockade statistisch nachzuweisen, waren bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes ungefähr 800000 Menschen in Deutschland an Hunger gestorben, und zahllose andere hatten durch die Unterernährung dauernden Schaden an ihrer Gesundheit erlitten. Zu der außerordentlich erhöhten Sterblichkeit gesellte sich schon



General v. Eberhardt.



General der Infanterie Freiherr v. Lyncker.
Nach einer Zeichnung von Professor Arnold Busch. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg.)



General v. Webern.



Generalmajor Freiherr Prinz v. Buchau.



General Alfred v. Larisch.
(Phot. Bensemann Metz.)



Generalleutnant Sieger.
(Phot. Max Steckel, Kattowitz.)



General v. Carlowitz.
(Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)



Generaloberst v. Kessel.
(Phot. H. Noack, Berlin.)



Generaloberst v. Plessen.
(Phot. W. Höffert, Potsdam.)

seit Mitte 1915 eine immer rapidere Abnahme der Geburten, und sie war ja sehr verständlich. Wer wollte in der Zeit der Hungersnot Kinder in die Welt setzen, die zum Tod oder zum Siechtum bestimmt erschienen und die womöglich auch ihren Müttern Siechtum brachten! Denn wie sollte sich bei der herrschenden Lebensmittelnot eine Frau von den Folgen einer Entbindung erholen! Viele Frauen mußten ja zu den Entbehrungen auch noch die Arbeiten der Männer auf sich nehmen.

Man muß das alles wissen und sehr wohl bedenken, wenn man verstehen will, warum Deutschland schließlich zusammenbrach, und so elend und würdelos zusammenbrach. Der Hunger macht den Menschen zum Tier, auch den wohlerzogenen, mit sittlichen Grundsätzen ausgerüsteten Menschen, und in hungernden, jahrelang hungernden Völkern zerbrechen die Triebe der Tierheit mit elementarer Wucht alle Schranken der Moral, der Gesetzlichkeit, Zucht und Ordnung. Die Lehre „alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht", findet dann eine günstige Stätte bei Millionen, die sonst ruhig in den Tag hineinlebten. So kam es, daß die Lehre der halbverrückten Narren, die Rußland zugrunde richteten, im deutschen Volke nicht nur einige wenige, sondern allmählich sehr viele Anhänger erhielt. Die Leute, die auf deutschem Boden die Lehre des Bolschewismus verkündeten, waren zumeist Angehörige der Nation, die Mommsen einmal als „Ferment der Zersetzung" in der ganzen Welt bezeichnet hat. Vorderhand durften sie sich ja auch nicht an die Öffentlichkeit wagen, aber sie arbeiteten in der Stille mit größtem Eifer und fanden einen starken Rückhalt an der Unabhängigen Sozialdemokratie. Die Mehrheits-Sozialdemokratie billigte das Treiben nicht und stand den kommunistischen Ideen und Bestrebungen ablehnend gegenüber. Sie wollte nicht nur sozialistisch, sondern auch demokratisch sein. Die Diktatur des Proletariats, wie sie in Rußland während des Sommers und Herbstes 1917 angestrebt und im Januar 1918 verwirklicht wurde, wollte sie nicht. Die Majorität sollte regieren, und daß für den Bolschewismus keine Majorität vorhanden war und sicherlich niemals vorhanden sein würde, lag auf der Hand. Aber für eine scharfe Absage an die Unabhängigen war sie nicht zu haben, suchte immer wieder mit ihnen anzubändeln, immer wieder den Riß, der durch die Sozialdemokratie ging, zu verkleistern. Es blieb denen um Scheidemann und Ebert auch kaum eine andere Haltung übrig. „Regierungssozialisten" wurden sie von den Unabhängigen genannt. Das klang ihnen sehr häßlich in die Ohren und war für die Massen, denen sie ihre Wahl verdankten, ein sehr böses Schlagwort. Wer ein echter Sozialdemokrat sein wollte, der durfte nicht in den Verdacht kommen, daß er ein Knecht der Regierung sei, die aus Junkern, Pfaffen und Schlotbaronen bestand. Sonst verlor er bei der nächsten Wahl die Stimme seiner Wähler. Daher die unentschlossene Haltung der Sozialdemokratie zu ihren Auswüchsen. In mancher Hinsicht waren diese Auswüchse den Führern der Partei sogar recht angenehm. Denn wenn da und dort Streiks ausbrachen und Straßenkrawalle von Rowdys und unreifen Burschen angestellt wurden, so konnten sie der Regierung sagen: Seht, wir allein halten den Ausbruch des Volkszorns noch zurück. Wenn wir wollten, so wäre die Revolution jeden Tag zu entfachen. Die Regierung glaubte das, stürzte unter dem Drucke der Angst mitten im Kriege das alte preußische Wahlrecht um und gab ein Kronrecht nach dem andern preis. So war es unter Bethmann gewesen, so blieb es bis zum Ende des Krieges, denn die Kanzlerschaft des wackeren Dr. Michaelis war nur eine kurze Episode, und sein Nachfolger war ein Mitglied und seitheriger Führer der Partei, die mit der Sozialdemokratie eng verbündet dasselbe Ziel anstrebte, nämlich die Parlamentsregierung, und die mit derselben Gewissenlosigkeit wie sie ihre Parteisuppe am Feuer des Weltkrieges kochte.

Die Kanzlerschaft des Dr. Michaelis begann am 14. Juli und endete am 1. November 1917. Also gerade $3^1/_2$ Monate lang hatte er das Steuer des Reichsschiffes in der Hand, dann mußte er es in andere Hände legen, keineswegs in kräftigere und tüchtigere. Die Kürze seiner Amtszeit erklärt sich aus verschiedenen Dingen. Er war den Mehrheitsparteien von vornherein unangenehm, denn sie hatten gehofft, daß sie bei der Besetzung des Reichskanzlerpostens befragt werden würden. Soweit meinten sie schon den Kaiser und seine Regierung mürbe gemacht zu haben. Daß trotzdem Wilhelm II. es wagte, wie bisher den obersten Beamten des Reiches aus eigener souveräner Machtvollkommenheit zu ernennen, war ihnen eine peinliche Überraschung. Noch dazu ging dem neuen Kanzler der Ruf voraus, er sei von der Obersten Heeresleitung dem Kaiser vorgeschlagen oder sogar aufgedrängt worden. Das entsprach zwar nicht der Wahrheit, aber es wurde geglaubt und erfüllte alle Gemüter in der Sozialdemokratie, im Zentrum und beim Freisinn mit großem Mißtrauen. Ob er in Wahrheit, wie ihm nachgesagt wurde, ein scharfer, schroffer Charakter und der nach dem schlaffen Bethmann ersehnte starke Mann war, ist kaum mit Sicherheit zu sagen; dazu war er viel zu kurze Zeit im Amte. Ein gerader, ehrlicher Mann war er jedenfalls, leider auch ein Mann ohne parlamentarische Erfahrung und ohne diplomatisches Geschick, und deshalb war er besonders unfähig dazu, mit diesem Kaiser und mit diesem Reichstage zusammen zu arbeiten. „Er widersetzte sich dem Streben der Parteien nach Macht und stand dem Reichstage selbst fremd gegenüber", sagt Ludendorff von ihm. Ein solcher Kanzler konnte nicht dauern. „Er verbrauchte seine Kraft in diesem Kampfe und fand keine Zeit, für den Krieg zu arbeiten."

Das erste, was unter seiner Amtsführung und durch ihn oder wenigstens mit seiner Zustimmung geschah, war eine vollständige Neubesetzung der

Ministerstellen im Reiche und in Preußen. Es verloren ihre Stellen die preußischen Minister Lentze (Finanzen), v. Loebell (Inneres), Beseler (Justiz), v. Trott zu Solz (Kultus), Frhr. v. Schorlemer (Landwirtschaft), ferner die Reichsbeamten Staatssekretäre Krätke (Post) und Lisko und Zimmermann (Auswärtiges), der Präsident des Kriegsernährungsamtes v. Batocki und der Unterstaatssekretär Richter. Helfferich hatte seine Ämter zur Verfügung gestellt, wurde aber nur von der Leitung des Reichsamtes des Innern entbunden, blieb Stellvertreter des Reichskanzlers und Mitglied des Staatsministeriums. In die Stelle der Ausscheidenden rückten ein in Preußen Spahn als Justizminister, Drews als Minister des Innern, Schmidt, bisher Ministerialdirektor, als Kultusminister, v. Eisenhart-Rothe als Landwirtschaftsminister, Hergt als Finanzminister. — An die Spitze des Reichsamtes des Innern trat der bisherige Oberbürgermeister von Köln Wallraf, an die des neugegründeten Reichswirtschaftsamtes Schwander, bisher Bürgermeister von Straßburg. Staatssekretär des Auswärtigen Amtes wurde v. Kühlmann. An die Stelle Batockis trat Waldow, Unterstaatssekretäre im Reichsernährungsamt wurden von Braun und der Genosse August Müller. Mit ihm nahm der erste Sozialdemokrat auf einem Ministersessel in Deutschland Platz.



Brückensprengung vor der Siegfriedstellung. Nach einer Originalzeichnung von A. Paul Weber.

So kamen lauter neue Männer in die führenden Stellungen des Reiches und Preußens, aber in vielen Fällen war nicht einzusehen, warum die Veränderung erfolgt war. Lentze z. B. war ein durchaus tüchtiger Finanzminister gewesen, von den Ministern v. Trott zu Solz, Beseler, Schorlemer ließ sich in ihren Resorts dasselbe sagen. Die Ernennung Spahns war eine Verbeugung vor dem Zentrum, die Müllers eine Verbeugung vor der Sozialdemokratie, auch sollte, da beide Parlamentarier waren, durch ihre Erhebung angedeutet werden, daß hinfort, wie in England, hervorragende Parlamentarier in die leitenden Stellen berufen werden sollten. Aber dieses schwächliche und unbedeutende Entgegenkommen befriedigte natürlich in keiner Weise die Parteien, die auf eine Parlamentsherrschaft im Reiche und in Preußen hinarbeiteten. Noch am erklärlichsten war die Ausschiffung Zimmermanns, denn wenn er auch nichts Übles getan, so hatte er doch Unglück gehabt. Im Januar 1917 hatte er der Republik Mexiko ein Bündnis angeboten für den Fall, daß Amerika in den europäischen Krieg eingreifen sollte. Das Dokument war durch Diebstahl in die Hände der amerikanischen Regierung gekommen, und Wilson hatte es weidlich ausgebeutet, die Kriegslust in seinem Volke zu entzünden. Es wurde vielfach behauptet, Zimmermann habe zur Überbringung der wichtigen Botschaft nicht die rechten sicheren Leute ausgewählt. Vielleicht wurde er deshalb von dem neuen Reichskanzler beseitigt, vielleicht aber auch nur, um in alle Ämter neue Leute zu bringen. Daß Michaelis mit der Wahl seines Nachfolgers besonderes Glück entwickelt habe, wird niemand behaupten wollen. Kühlmann war sehr gewandt, aber ein echter Erbe Bethmannschen Geistes.

Michaelis hätte ein ganz anderer Mann sein müssen, als er war, wenn er den gänzlich verfahrenen Karren der Reichspolitik aus dem Sumpfe hätte ziehen wollen. Die Oberste Heeresleitung schrie schon längst nach einem sogenannten Propagandaministerium. Sie erkannte deutlich, was die glänzend organisierte, mit überreichen Mitteln ausgestattete feindliche Propaganda in Deutschland ausrichtete. Dem sollte etwas Gleichartiges und womöglich Gleichwertiges von deutscher Seite entgegengestellt werden, eine Stelle, von der aus eine großartige Propaganda im eigenen Volke und Heere, bei den Neutralen und in die Völker der Feinde geleitet werden sollte. Die Reichsregierung war unter Michaelis dafür ebensowenig zu haben, wie sie es unter Bethmann-Hollweg gewesen war. Die Oberste Heeresleitung beschwerte sich in Sonderheit darüber, daß gegen den Fürsten Lichnowsky nichts geschehe. Der war früher in London Botschafter gewesen und hatte nun eine Broschüre geschrieben, worin er die deutsche Regierung bezichtigte,

den Ausbruch des Krieges verschuldet zu haben. Dieses Machwerk entsprang der gekränkten Eitelkeit und war zwar ohne jede Beweiskraft oder bewies nur das eine, was für Diplomaten vor dem Kriege die wichtigsten Ämter anvertraut gewesen waren. Aber den Engländern paßte sie natürlich ganz vorzüglich in ihren Kram. Sie druckten sie in einer Millionenausgabe nach und druckten zugleich mit ihr Aussprüche des Kaisers ab, die den Ententevölkern die Schuld am Kriege zuschrieben. Sie wurde dann durch englische Flieger über den deutschen Linien abgeworfen, damit die deutschen Soldaten erkennen sollten, daß der Kaiser sie betrogen habe. Die Oberste Heeresleitung verlangte, daß gegen den Fürsten vorgegangen werde, denn eine solche Veröffentlichung in dieser Zeit sei Hochverrat. Er aber behauptete, er habe sie nur Freunden gezeigt und in die Hand gegeben, und so sei sie durch eine Indiskretion in die Öffentlichkeit gelangt. Er erreichte dadurch, daß die Sache dem Reichsgericht übergeben und auf die lange Bank geschoben wurde. So durfte er frei herumlaufen, und es geschah ihm gar nichts. Dadurch wurden die deutschen Soldaten irre an der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe ihres obersten Kriegsherrn; die Disziplin wurde in unerhörter Weise untergraben, aber weder gegen den Verfasser, noch gegen den Verbreiter der Broschüre, einen Hauptmann v. Beerfelde, wurde vorgegangen.

In einer anderen Angelegenheit wollte Michaelis gegen die Hoch- und Vaterlandsverräter kraftvoll durchgreifen, kam aber darüber selber zu Fall. Es war im August zu einer sehr ernsten Verschwörung auf der deutschen Flotte gekommen. Die Meuterer beabsichtigten nach ihrem eigenen Geständnis, auf allen Schiffen Vertrauensmänner zu wählen und die gesamte Mannschaft der Flotte zur Gehorsamsverweigerung zu bringen. Offiziere, die sich entgegenstemmen würden, sollten mit Gewalt beseitigt werden.

Zweck der Verschwörung war, durch Lahmlegung der Flotte das Ende des Krieges herbeizuführen. So furchtbar ernst und gefährlich der Plan war, so milde wurden die Verschwörer behandelt. Die meisten wurden nur zu längeren Freiheitsstrafen verurteilt. Von den zum Tode verurteilten — eigentlich hatten nach strengem Kriegsrecht alle den Tod verdient — wurden nur zwei erschossen, die anderen zu Freiheitsstrafen begnadigt. Der Kaiser wollte seine „blauen Jungen" schonen, an denen er später das größte Herzeleid erleben sollte. Er hielt sie für Leute, deren Jugend oder Dummheit von gewissenlosen Hetzern und Verführern gemißbraucht worden sei. Die eigentlich Schuldigen, meinte er und meinten seine Berater, die das Gift der Untreue und des Verrats in die Marine hineingetragen hätten, die müßten mit dem Tode bestraft werden, nicht die Verführten. Das machte seinem guten Herzen alle Ehre, diente aber nicht dazu, die bedenklich gefährdete Manneszucht auf der Flotte wieder zu festigen. Clemenceau ließ, als französische Soldaten meuterten, die Verbrecher reihenweise an die Wand stellen und erschießen und erreichte damit das, was er wollte.

Wo die saßen, die sowohl in das Heer wie in die Marine die Zersetzung hineintrugen, wußten sehr viele in Deutschland, sie konnten es nur nicht juristisch beweisen. Auch Michaelis wußte es, und leider unternahm er den Versuch, ohne durchschlagende juristische Beweise die Schuldigen anzugreifen. In der Reichstagssitzung am 9. Oktober erklärte er unter ungeheurer Bewegung des Hauses, er stehe allen Parteien in voller Objektivität gegenüber, sofern sie nicht den Bestand des deutschen Reiches und Staates gefährdende Ziele verfolgten. „Die Partei der Unabhängigen Sozialdemokraten", fuhr er mit erhobener Stimme fort, „steht für mich jenseits dieser Grenze."

Der Marinestaatssekretär v. Capelle gab darauf die Begründung dieses Ausspruches, der zum ersten Male klipp und klar anerkannte, daß das Kaiserwort „Ich kenne keine Parteien mehr" hinfällig geworden war. Capelle bezeichnete es als eine Tatsache, daß die meuterischen Matrosen Beziehungen zur Unabhängigen sozialistischen Partei hatten. „Es steht aktenmäßig fest, daß der Hauptagitator hier im Reichstage im Fraktionszimmer der Unabhängigen Sozialisten den Abgeordneten Dittmann, Haase und Vogtherr seine Pläne vorgetragen und Billigung gefunden hat. Die Abgeordneten haben auf die Gefährlichkeit des Unternehmens hingewiesen und zur größten Vorsicht gemahnt, aber ihre volle Unterstützung durch Übermittlung von Material zur Aufreizung der Flotte zugesagt. Dieser Lage gegenüber war meine erste Pflicht, das Einbringen des zugesagten Materials in die Flotte unmöglich zu machen."

Was der Staatssekretär mit Billigung des Reichskanzlers den drei Abgeordneten vorwarf, war schwerer Vaterlandsverrat, der, wenn er gerichtlich erwiesen worden wäre, den Herren eine langjährige Zuchthausstrafe hätte zuziehen müssen. Er war aber juristisch nicht zu beweisen, und deshalb war es höchst unklug vom Kanzler, die ganze Frage hier aufzurollen und nun vollends ein derartiges scharfes Urteil über die ehrenwerten Männer der Unabhängigen auszusprechen und aussprechen zu lassen. Später haben sie sich ja damit gerühmt, daß es ihnen gelungen sei, „in langsamer, zielbewußter und zäher Arbeit" die Disziplin in Heer und Flotte zu untergraben, jetzt aber war es noch zu gefährlich, sich zu solcher Arbeit zu bekennen, und so erhoben sie denn gegen die Anschuldigungen des Staatssekretärs den heftigsten Widerspruch, und nun ereignete sich eine Szene, die eben nur im Reichstage des politisch dümmsten aller Völker möglich war: Mit Ausnahme der Konservativen nahm das ganze Haus Partei für die angegriffenen Unabhängigen. Der Abgeordnete Naumann von der fortschrittlichen Volkspartei formulierte seinen Widerspruch gegen Michaelis und seine Schildknappen

dahin: „Es ist kläglich, wenn wir sehen, daß eine Regierung vorhanden ist, die aus dem Marinefall und den Begleitumständen eine Waffe im politischen Kampfe zu machen sucht. Da der Reichsanwalt nicht beim Reichstag die Aufhebung der Immunität beantragt hat, um eine Strafverfolgung zu ermöglichen, so folgt daraus mit Sicherheit, daß in den Akten des Reichsanwalts nichts ist, was in den Ausführungen des Staatssekretärs als vorhanden vorausgesetzt wird. Nach dem 4. August 1914 ist es eine moralische Unmöglichkeit, eine Partei außerhalb des nationalen Falles zu stellen." Er merkte nicht und hatte nicht bemerkt, daß die Partei der Kriegskreditverweigerer den nationalen Boden schon längst verlassen hatte, und dabei war dieser Mann eine Erscheinung, die an Geist und Charakter über die große Mehrzahl der deutschen Volksvertreter weit hinausragte, geistvoll, begeisterungsfähig, gedankenreich, ein glänzender Redner, aber politisch ein vollkommener Phantast. Auch der Redner des Zentrums mißbilligte den Michaelis-Capelleschen Vorstoß, denn es schien den Herren vom Zentrum „recht bedenklich und nicht angängig, die Partei der Unabhängigen Sozialdemokraten in ihrer Gesamtheit ohne weiteres mit den Anschuldigungen in Zusammenhang zu bringen, die gegen drei Abgeordnete erhoben sind." Es versteht sich von selbst, daß auch die Mehrheitssozialisten ihre Entrüstung und Mißbilligung über das Vorgehen des Kanzlers zum Ausdruck brachten. So hatte denn Michaelis in aller Form und noch dazu mit großer Schärfe ein Mißtrauensvotum der Mehrheitsparteien erhalten. Kanzler konnte er nunmehr nur dann bleiben, wenn der Kaiser sich darüber hinwegsetzte und ihn hielt, wie einst Wilhelm I. seinen Ministerpräsidenten Bismarck gehalten hatte einer noch viel größeren und kraftvolleren Mehrheit gegenüber. Aber das lag Wilhelm II. sehr fern. Er hatte Bethmann-Hollweg so lange wie möglich im Amte gehalten, weil der ein Mann nach seinem Herzen war. Zu Michaelis stand er in gar keinem inneren Verhältnis, hatte ihn wohl vom ersten Tage an nur als Notbehelf betrachtet. Michaelis hatte das hohe und verantwortungsvolle Amt auch nur zögernd und seiner eigenen Kraft mißtrauend angenommen und mochte wohl jetzt fühlen, daß er ihm in der Tat nicht gewachsen war. So reichte er sein Abschiedsgesuch ein, und nach einer Anstandsfrist von einigen Wochen entließ ihn der Kaiser — natürlich mit dem üblichen gnädigen Handschreiben und der Verleihung eines hohen Ordens.


Auffahren eines schweren Geschützes in Schlamm und Regen im Kampfgebiet. Nach einer Zeichnung von Berthold Adolph.

An seiner Statt wurde Reichskanzler der bayerische Ministerpräsident Graf Georg v. Hertling. Er war ein Mann von nicht gewöhnlicher Klugheit, unbestreitbarer persönlicher Ehrenhaftigkeit und großer parlamentarischer Gewandtheit, ein langjähriger Führer der Zentrumspartei im Reichstage. Diesmal war der Kaiser so wohlberaten, daß er dem Reichstage nicht einen Mann zusandte, den keiner kannte und wenige mochten, sondern er holte vor der Ernennung des neuen Kanzlers den Rat der Parteiführer ein. Die einigten sich auf den bayrischen Zentrumsgrafen, und der Kaiser nahm ihn an, wohl vor allem in der Hoffnung, daß nunmehr das unberechenbare Zentrum eine sichere Stütze der neuen Regierung sein werde. Diese Hoffnung ging ebensowenig in Erfüllung wie die meisten anderen, die der Kaiser auf den gewandten Parlamentsredner und -führer gesetzt haben mochte. Der böse Geist des Zentrums, der vielgeschäftige Abgeordnete Erzberger, wurde zwar nach einiger Zeit von Hertling durchschaut und nicht mehr empfangen, aber weder wurde dadurch seine unheilvolle Tätigkeit unterbunden, noch sein Einfluß auf die Partei, besonders auf ihren linken Flügel. Graf Hertling war trotz seiner noch eben genügenden körperlichen Rüstigkeit ein alter Mann, 75 Jahre alt, als er die Zügel der Regierung in gefahrvoller Zeit ergriff. Clemenceau war freilich auch nicht jünger, aber der war eine Ausnahmenatur, was von Hertling niemand wird behaupten wollen.

Seine Ernennung war auf eine Weise zustande gekommen, die sich der von den Mehrheitsparteien ersehnten „Parlamentarisierung" einigermaßen näherte, denn zum ersten Male hatte ein deutscher Kaiser den Reichstag um seine Meinung befragt, ehe er den obersten Beamten des Reiches in seine Stellung berief. Schon aus diesem Grunde wurde der neue Kanzler von der Presse dieser Parteien warm begrüßt. Die preußischen Konservativen dagegen empfingen ihn sehr kühl. Er hatte, ehe er das Kanzleramt übernahm, sich mit den Parteien im Reichstage



Angriff eines feindlichen Fliegers aus niedrigster Höhe auf den bis zum Eintreffen der Reserven heldenhaft ausharrenden kleinen Rest einer Grabenbesatzung. Nach einer Zeichnung von Berthold Adolph.

ins Vernehmen gesetzt, dagegen den preußischen Landtag ganz beiseite gelassen — klugerweise, wenn er einmal entschlossen war, die Berufung nach Berlin anzunehmen, denn dort würde man ihm jedenfalls deutlich gesagt haben, daß ein großer Teil der Abgeordneten ungern einen Bayern als preußischen Ministerpräsidenten sehen werde. Mit nicht unberechtigter Bitterkeit erinnerten auch preußische rechtsstehende Zeitungen daran, daß der Zeitpunkt seiner Berufung übel gewählt sei. Am 31. Oktober feierten die Evangelischen Deutschlands voll dankbarer Erinnerung den 400jährigen Jubiläumstag der Reformation. Gerade am 31. Oktober ernannte der protestantische Kaiser den bayrischen Zentrumsgrafen zum Reichskanzler. „Graf Hertling", sagte die „Kölnische Zeitung", „ist Parteimann waschechter Farbe, und ein Treppenwitz der Weltgeschichte hat es gefügt, daß der ehemalige Führer des katholischen Zentrums die Zügel im Reich und in Preußen just in dem Augenblick ergriff, als unsere protestantischen Mitbürger erhobenen Gefühls den Tag begingen, an dem vor 400 Jahren Martin Luther sich von der Kirche löste." Die Ernennung wurde erst am folgenden Tage veröffentlicht, wahrscheinlich aus Rücksichtnahme auf jenes „erhobene Gefühl".

Von militärischer Seite waren dem Kaiser der Fürst v. Bülow und der Großadmiral v. Tirpitz zum Kanzlerposten vorgeschlagen worden. Der Kaiser hatte beide abgelehnt, Bülow wohl aus Furcht vor der Sozialdemokratie, Tirpitz aus innerer Abneigung gegen den furchtlosen, aufrechten und ganz selbständigen Mann. Wirkliche Männer schaltete Wilhelm II. aus den hohen Staatsämtern nach Möglichkeit und aus seiner Umgebung ganz und gar aus. Nach Tirpitz' späteren Veröffentlichungen war es ihm unmöglich, in dem letzten halben Jahre seiner Amtsführung eine Audienz beim Kaiser zu erlangen. Tirpitz schiebt das darauf, daß Bethmann und seine Leute es verstanden hätten, den Monarchen gewissermaßen mit einem undurchdringlichen Ringe zu umgeben. Ein solcher Ring mag wohl bestanden haben, aber auch ohne äußere Beeinflussung hätte der Kaiser ihn sicherlich niemals in das Kanzleramt berufen.

Der Mann, den er nun berufen hatte, war, kurz gesagt, eine Neuauflage Bethmann-Hollwegs. Die Zustände in Deutschland wurden immer verworrener; der im Anfang des Krieges verkündete „Burgfriede" war ganz und gar in die Brüche gegangen, die Parteien bekämpften sich mit äußerster Bitterkeit und Gehässigkeit, in verschiedenen Gegenden des Reiches brachen immer wieder Streiks aus, wodurch die Waffen- und Kriegsmittelerzeugung großen Schaden litt. Im Laufe des Jahres 1918 wurde es den Einsichtigen immer klarer, daß nur die Diktatur eines harten, entschlossenen Mannes das Reich noch retten konnte, und da Wilhelm II. ein solcher Mann nicht war, hätte er einen Diktator ernennen sollen. In Amerika gibt die Verfassung der Präsidentenschaft diktatorische Gewalt, sobald ein Krieg ausgebrochen ist, und Wilson übte sie mit großer Entschlossenheit aus. In Frankreich gebot Clemenceau unumschränkt, zerschmetterte jeden Widerstand, richtete alle Kräfte der Nation auf ein Ziel. In England herrschte Lloyd George in derselben Weise. Von König Georg V. war überhaupt nicht mehr die Rede, und keine der politischen Größen, die zu Kriegsanfang im Vordergrunde gestanden hatten, besaß jetzt noch Einfluß und Bedeutung. Nur der eiserne Wille des einen Mannes bestimmte die Geschicke des Landes. Allein in Deutschland herrschte kein einheitlicher Wille. Es wäre hier vielleicht noch beim Sturze Bethmanns möglich gewesen, eine ähnliche Gewalt aufzurichten, und vielleicht wäre auch der rechte Mann dafür zu

finden gewesen. Aber wie hätte der Kaiser einer solchen Selbstverleugnung fähig sein sollen! Sie widersprach seiner Natur, und zudem sah er ja ihre Notwendigkeit nicht im mindesten ein. Denn er lebte, bevor das bittere Ende hereinbrach, beständig in der Meinung, Deutschland werde siegen. Die furchtbaren Opfer des Krieges bedrückten sein Gemüt so, daß er zeitweise in tiefe Niedergeschlagenheit verfiel, in jammervolle, krankhafte Zustände, in denen er die Einsamkeit suchte, weinte, unaufhörlich betete. Aber am Siege zweifelte er deshalb nicht, war auch sehr geneigt, jeden Erfolg im Felde weit zu überschätzen. „Er sah immer nur Siege", sagte Tirpitz von ihm. Seine Umgebung war gewissenlos genug, ihn darin zu bestärken und alles von ihm fernzuhalten, was die Laune des hohen Herrn hätte trüben können. Daß Deutschland mit jedem Moment mehr in die Gefahr geriet, den Krieg zu verlieren und damit aus der Zahl der Großmächte auszuscheiden und in ein fürchterliches Elend zu versinken, war ein dem Kaiser ganz fernliegender Gedanke, wie er auch keine Ahnung hatte von der Gefahr, die ihm und seiner Dynastie im eigenen Volke heranwuchs. Daraus erklärt es sich sehr wesentlich mit, daß er Bethmann, solange es anging, hielt, dann an seine Stelle einen durchaus tüchtigen, aber auch durchaus mittelmäßigen Kopf an die erste Stelle des Reiches berief und sich endlich einen schwachen Greis aufschwatzen ließ. Es sollte nach dessen Vernutzung noch schlimmer kommen. In welchem Sinne Graf Hertling zu regieren gedachte, das kam sehr bald zutage.



Feindlicher Flieger im Lichtkegel eines Flakscheinwerfers. Nach einer Zeichnung von G. Kretzschmar.

Am 9. November 1917 trat Helfferich von seinem Amte zurück. An seine Stelle wurde am 11. November zum Vizekanzler der bisherige freisinnige Abgeordnete v. Payer ernannt. Der Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums v. Breitenbach trat am 9. November gleichfalls zurück bzw. wurde zurückgetreten und sein Posten mit dem Professor Friedberg besetzt, einem der Führer der nationalliberalen Partei. So waren denn alle Parteien in der Regierung vertreten, die Sozialdemokratie allerdings noch in sehr bescheidenem Maße. Umsomehr ging die wirkliche Macht in ihre Hände über, denn Hertling betrachtete die „Versöhnung" der Arbeitermasse mit dem Staate, ebenso wie weiland Bethmann, als seine wichtigste Aufgabe. Daher versprach er in seiner großen Antrittsrede vom 29. November nicht nur die Einrichtung von Arbeitskammern, sondern er stellte auch ein Gesetz in Aussicht, das „diejenigen Beschränkungen der Koalitionsfreiheit, die sich aus dem § 153 der Reichsgewerbeordnung ergeben, beseitigen sollte". So wurde rüstig weitergefahren auf dem Bethmannschen Wege. In einer Zeit, in der der Staat sich über jedes Machtmittel, das er gegen die Streiks in der Hand hatte, hätte freuen sollen, wurde die Aufhebung der Beschränkungen des Koalitionsrechtes ins Auge gefaßt! Auch in der äußeren Politik lockten den Kanzler die Lorbeeren seines großen Vorgängers. Wie Bethmann der Schöpfer des Königreichs Polen war, so wollte Hertling als Schöpfer eines litauischen Königreichs oder Herzogtums glänzen. Im Dezember 1917 verhieß er den Litauern die Anerkennung eines freien und selbständigen Staates Litauen mit der Hauptstadt Wilna. Vom Grafen Czernin ließ er sich dafür gewinnen, daß Polen zu Österreich geschlagen werden oder wenigstens unter dem Szepter eines Erzherzogs mit Österreich in ein enges wirtschaftliches Verbündnis treten sollte. Deutschland sollte nur eine militärische Grenzverbesserung, einen Schutzstreifen im Osten erhalten. Das Elsaß war Hertling geneigt, an Bayern zu geben, Lothringen sollte an Preußen fallen. Alle diese Pläne kamen ja später nicht zur Ausführung, weil der Krieg für Deutschland ungünstig auslief, sie zeigen aber, daß Hertling auch in der äußeren Politik Bethmann in keiner Weise überlegen war, daß

auch unter ihm die Verfolgung dynastischer Träume, auch unter ihm die Abhängigkeit der deutschen Diplomatie von Österreich bestand, die, so lange wie Bethmann Kanzler war, bestanden hatte und ohne die der Krieg überhaupt nicht ausgebrochen wäre!

Was nun Hertlings Tätigkeit für den Krieg betrifft, so war sie gleich null. Die Oberste Heeresleitung verlangte immer dringender eine große Propaganda, um den riesigen Anstrengungen der Feinde auf diesem Gebiete etwas Gleichwertiges entgegenstellen zu können, besonders auch im eigenen Heere. Der Reichskanzler war dafür nicht zu haben, er hielt „vaterländischen Unterricht" im Heere für genügend. Dabei war er aber, ebenso wie die Partei, aus der er hervorgegangen war, ein Gegner der Leute, die sich zusammengeschlossen hatten, um das Heer und das Volk im vaterländischen Sinne zu beeinflussen. Es war zu diesem Zwecke am 2. September eine Reihe von Männern zusammengetreten und hatte die „Deutsche Vaterlandspartei" gegründet. Vorsitzende waren Großadmiral Tirpitz, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und der Generaldirektor Kapp, der einst Bethmann-Hollweg in einer unerhört scharfen Schrift angegriffen und seinen höchsten Zorn erregt hatte. Sie bezweckte die Zusammenfassung aller vaterländischen Kräfte ohne Unterschied der politischen Parteistellung. Sie wollte nicht eine neue Partei sein wie die Konservativen, die Nationalliberalen usw., sondern sie wollte alle Parteien wie ein Sauerteig durchdringen. Eine Einigungspartei wollte sie sein, von der Aufstellung eigner Kandidaten absehen und am Tage des Friedensschlusses sich auflösen. Sie wollte nur der Regierung den Rücken stärken dem Reichstage gegenüber, in der ganz richtigen Ansicht, „daß der vor dem Kriege gewählte Reichstag tatsächlich nicht mehr die Vertretung des deutschen Volkswillens darstelle." In dem Aufrufe, den die neugegründete Partei erließ, hieß es unter anderem:

„Wir wollen keine innere Zwietracht! Über innerem Hader vergessen wir Deutschen zu leicht den Krieg. Der Feind vergißt ihn keinen Augenblick! Die in der Deutschen Vaterlandspartei zusammengeschlossenen Deutschen verpflichten sich, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß bis zum Friedensschluß der innere Zwist ruht. Mag der einzelne zu den innerpolitischen Fragen stehen wie er will, die Entscheidung hierüber ist der Zeit nach dem Kriege vorzubehalten, dann sind unsere Tapferen aus dem Felde heimgekehrt und können am inneren Ausbau des Reiches mitwirken. Jetzt gilt es nur zu siegen! — Wir leben nicht, wie unsere Feinde lügen, unter autokratischem Absolutismus, sondern unter den Segnungen eines konstitutionellen Staates, dessen soziales Wirken alle Demokratien der Welt beschämt und dem deutschen Volke die Kraft gegeben hat, der ungeheuren Übermacht seiner Feinde zu trotzen. Deutsche Freiheit steht himmelhoch über der unechten Demokratie mit allen ihren angeblichen Segnungen, die englische Heuchelei und ein Wilson dem deutschen Volke aufschwatzen wollen, um so das in seinen Waffen unüberwindliche Deutschland zu vernichten. Wir wollen nicht Englands Geschäfte besorgen. — Wir wissen, es geht um unseres Volkes Bestehen und Machtstellung in der Welt. Dem deutschen Volke geht es nicht, wie England, nur um das Geschäft. England, der Anstifter und beharrliche Schürer dieses Weltbrandes, ist in verzweifelter Lage: Zu Wasser und zu Lande sind wir die Sieger. Durch den U-Bootkrieg in seinem Lebensnerv getroffen, hofft England noch in letzter Stunde auf deutsche Unzufriedenheit und Uneinigkeit. In nicht zu ferner Zeit wird sein Hochmut gebrochen sein, wenn wir nur ausharren und trügerischen Feindeslockungen widerstehen. — Wir wissen, und auch unsere Feinde wissen es, wieviel Deutschland seiner militärischen Erziehung durch Preußens Könige und dem Hohenzollernhause verdankt. In dem Kaisertum erblicken die Feinde das Haupthindernis für Deutschlands Niederringung. Mit allen Mitteln der List und Lüge versuchen sie, Deutschlands Söhne zum Verlassen ihres kaiserlichen Führers zu bestimmen. Sie wissen nicht, was deutsche Treue heißt, wie die deutschen Bundesfürsten und Stämme, durch Blut und Eisen zusammengeschweißt, bis zum letzten Atemzuge zu Kaiser und Reich stehen. Sie ahnen nicht, wie kriegerische Zucht uns Deutschen kein Opfer, sondern freiester Stolz ist. Wir wollen keinen Hungerfrieden! Um einen Frieden bald zu erreichen, müssen wir nach Hindenburgs Gebot die Nerven behalten. Tragen wir willig Not und Entbehrungen, so wird dem deutschen Volke ein Frieden zuteil werden, der den Siegespreis ungeheurer Opfer und Anstrengungen heimbringt. Jeder andere Friede bedeutet einen vernichtenden Schlag für unsere Zukunftsentwicklung. Die Verkümmerung unserer Weltstellung und unerträgliche Lasten würden unsere wirtschaftliche Lage und vor allem die Aussichten unserer Arbeiterschaft vernichten. Statt hochwertige Waren auszuführen, wird Deutschland dann wieder seine Söhne in Scharen auswandern sehen."

Hier war klar und deutlich gesagt, was Deutschland vermeiden mußte, wenn es den Sieg gewinnen wollte. Ebenso klar und deutlich war gesagt, welchem Schicksale es im Falle einer Niederlage entgegenging. Wünschte der Reichskanzler „vaterländischen Unterricht" im Heere, so konnte er ja eigentlich in gar keinem anderen Sinne erteilt werden, als in diesem, wenn er die Soldaten zum Ausharren begeistern sollte. Aber die Unterstützung der Reichsregierung fand die Vaterlandspartei nicht, Michaelis war der Hinneigung zu ihr verdächtigt worden und neigte ihr wohl auch im Innersten seines Herzens zu. Graf Hertling nahm ihr gegenüber von vornherein eine kühl ablehnende Stellung ein. Es fiel ihm gar nicht ein, diese Bewegung zu begünstigen oder gar zu benutzen. Sie stand auf einem andern Standpunkte als auf dem, den am 19. Juli 1917 die Reichstagsmehrheit eingenommen, folglich war sie für einen Kanzler erledigt, der dieser Mehrheit seine Stellung verdankte und sich auf sie stützte. Die Vaterlandspartei hat, wütend angefeindet von den Sozialisten, dem Zentrum und den Kindern Israels, eine große Tätigkeit entfaltet zur Aufklärung des Volkes und des Heeres im monarchischen, nationalen Sinne, aber da sie die Unterstützung der Regierung nicht fand, war ihr Wirken ergebnislos trotz der Millionenzahl ihrer Mitglieder und ihrer sehr bedeutenden Geldmittel. Ja, sie hatte das tragikomische Los, daß sie gerade das hervorrief, was sie bekämpfen wollte: innere Zwietracht. Die Hetze für das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht wurde abgelöst durch die Hetze gegen die Vaterlandspartei. Vor allem richtete sich die Anklage ihrer Gegner darauf, daß sie den Krieg verlängere.

Wie nun freilich der Krieg zu verkürzen wäre, dafür wußte niemand ein Mittel anzugeben, außer der Unabhängigen Sozialdemokratie. Die meinte, wenn man die Kriegskredite verweigere, dem Vaterlande also die Mittel entziehe, weiter zu kämpfen, so werde der Krieg von selber aufhören. Damit hatten sie ohne Zweifel recht, nur fürchteten die

anderen Parteien, daß dann nicht nur der Krieg, sondern auch das Deutsche Reich aufhören werde. Sie konnten sich der Meinung der Cohn, Ledebour und Haase nicht anschließen, daß dann das Proletariat der feindlichen Länder, begeistert durch das deutsche Beispiel, ebenfalls ihrer Regierung die Mittel zur Fortführung des Krieges verweigern und so einen herrlichen Völkerfrieden, gegründet auf Recht und Gerechtigkeit, herbeiführen werde. Deshalb bewilligten sie im Herbste 1918 die neugeforderten Kredite von 15 Milliarden Mark gegen die Stimmen der Unabhängigen. Die 6. deutsche Kriegsanleihe im März 1917 hatte 12 Milliarden 978940700 Mark gebracht, die 7. im Oktober 1917 brachte 12 Milliarden 625600220 Mark, die 8. im April 1918 brachte 14½ Milliarden Mark, nachdem am 18. März der Reichstag wieder gegen die Stimmen der Unabhängigen 15 Milliarden Kriegskredite bewilligt hatte. Das sei gleich hier bemerkt. Diese Zahlen beweisen, wie fest die allerweitesten Kreise in Deutschland bis in das Jahr 1918 hinein von der Überzeugung durchdrungen waren, daß der Krieg einen günstigen Ausgang nehmen werde, d. h. daß Deutschland zum mindesten seine Stellung in der Welt behaupten werde. Denn man soll doch nicht wähnen, daß die große Mehrzahl der Kriegsanleihezeichner in Deutschland mit ihren Zeichnungen ein Opfer fürs Vaterland hätte bringen wollen. Die Kriegsanleihe erschien ihnen als ein gutes Geschäft mit ihrer fünfprozentigen Verzinsung und als ein sicheres Geschäft, denn sie hatten den Glauben, Deutschland werde am Ende oben bleiben. In England hatte die Regierung zum großen Teile die Mittel zur Kriegführung nicht durch Anleihen, sondern durch Steuern aufgebracht. Dabei waren fast unglaubliche Eingriffe in den Geldbeutel der Reichen und Besitzenden gemacht worden, 20, 30, ja 50 vom Hundert der großen Einkommen waren als Kriegssteuern erhoben worden. Triumphierend riefen die deutschen Zeitungen, da sehe man ja deutlich, wie viel größer die Opferwilligkeit des deutschen Volkes sei als die des englischen. Was in Deutschland freiwillig geleistet werde, das müsse in England erzwungen werden. Auch im Reichstage wurde diesem Triumphgefühle mehrmals Ausdruck gegeben, sogar von Vertretern der Regierung, und so sonnte sich denn das deutsche Volk im Bewußtsein seiner hohen moralischen Überlegenheit. In Wahrheit lag die Sache ganz anders, sie lag geradezu umgekehrt. Das englische Verfahren war viel klüger, denn es bewahrte den Staat vor der ungeheuren Schuldenlast, die sich allmählich auf das Deutsche Reich häufte, und es gab ihm die Mittel, die Kriegsgewinne ganz anders zu erfassen, als es in Deutschland geschah. Namhaftes, Durchgreifendes geschah in Deutschland gegen die Kriegsgewinne überhaupt nicht. Das sollte nach Kriegsende geschehen, da wollte die Regierung zugreifen, vorausgesetzt, daß das Parlament es erlaubte. Während des Krieges hütete sie sich, diese Leute zu verstimmen. Das englische Verfahren setzte aber auch eine viel größere Opferwilligkeit voraus. Das deutsche Volk hätte eine solche Besteuerung einfach nicht ertragen, das müssen wir uns eingestehen, wenn wir ehrlich sein wollen. Das englische Volk ertrug sie, und darin liegt auch mit eine Erklärung dafür, weshalb es zur Weltherrschaft berufen ist, das deutsche, zur Zeit, leider nicht.



Gewaltsame Erkundung. Nach einer Ölskizze von Wilhelm Buddenberg.

Immerhin beweisen die hohen Anleihezeichnungen in Deutschland, wie gesagt, wie sehr der weitaus größte Teil und gerade der besitzende und ausschlaggebende Teil des deutschen Volkes von einem günstigen Kriegsende überzeugt war, und gerade deshalb war es für jeden Kanzler so schwer, ja geradezu unmög-

lich, den Frieden herbeizuführen. Denn es steht jetzt unbedingt fest, daß Deutschland zu keiner Zeit des Krieges einen „Verständigungsfrieden" hätte haben können, wie ihn die Resolution des Reichstags vom 17. Juli 1917 erträumte. Gegen die bedingungslose Räumung Belgiens und Nordfrankreichs, die Abtretung der deutschen Kolonien und Elsaß-Lothringens und den vollen Verzicht auf seine Orientpolitik hätte Deutschland vielleicht im Sommer 1917 den Frieden haben können. Aber solche Bedingungen konnte doch nur eine Großmacht annehmen, die geschlagen war und sich besiegt fühlte, nicht eine Großmacht, die bisher im Felde stets gesiegt hatte und deren Heere tief im Feindeslande standen. Es scheint so, als ob England etwa im Juni oder Juli 1917 unter dem Eindruck der furchtbaren Verluste des ungehemmten Unterseekrieges zu einer „Verständigung" unter diesen oder ähnlichen Bedingungen geneigt gewesen wäre. Aber selbst diese Geneigtheit verflog bei den englischen Staatsmännern sehr rasch. Man hat dem Reichskanzler Michaelis den Vorwurf gemacht, daß er einem Versuch zur Herbeiführung des Friedens, den England über die römische Kurie unternommen habe, nicht in der rechten Weise entgegengekommen sei. Der Vorwurf besteht nicht zu recht, denn England hat mit seinen Verhandlungen in Rom nichts weiter bezweckt, als Deutschland über seine Kriegsziele auszuhorchen. Ebensowenig kann dem Grafen Hertling vorgeworfen werden, er habe eine Gelegenheit vorübergehen lassen, zum Frieden zu kommen, wohlgemerkt zu einem für Deutschland erträglichen Frieden. Er lud die Ententestaatsmänner ein, nach Brest-Litowsk zu kommen und sich mit Deutschland und Rußland an den Verhandlungstisch zu setzen, aber sie waren taub für seine Einladung. Er versuchte durch Privatleute mit den Feinden über den Frieden Verhandlungen anzuknüpfen — denn weder der Hamburger Großkaufmann Max Warburg, noch der Oberst von Haeften, noch der Reichstagsabgeordnete Konrad Haußmann haben ohne sein Einverständnis derartige Bemühungen unternommen — aber es war alles vergeblich. Die Feinde waren nur zu einem Frieden bereit, in dem sich Deutschland unterwarf. Die Führer der Entente wußten durch ihre Agenten ganz genau, wie es in Deutschland und Österreich stand, und die großen Streiks und schweren Unruhen in Berlin und Wien, die sich im Januar 1918 ereigneten, bestärkten sie in der Meinung, daß die Mittelmächte bald in sich zusammenbrechen würden. Besonders aber schöpften sie den Mut zu unbeugsamem Widerstand aus der Kenntnis der Tatsache, daß Deutschland in Gefahr stand, von seinem österreichischen Bundesgenossen im Stiche gelassen zu werden. Durch die Prinzen von Parma war ihnen genau bekannt, wie der Kaiser Karl und, was noch mehr zu bedeuten hatte, die Kaiserin Zita zu dem deutschen Bündnisse standen. Sie wußten aber noch mehr. Graf Czernin hatte für seinen kaiserlichen Herrn eine Denkschrift ausgearbeitet, in der er ausführte, Österreich sei an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt und werde innerlich zusammenbrechen, wenn nicht bald Friede geschlossen werde, die Revolution klopfe an die Tür der Hofburg. So sei denn die Doppelmonarchie gezwungen, auf alle Fälle und um jeden Preis Frieden zu schließen. Deutschland müsse bewogen werden, ihr auf diesem Wege zu folgen und dafür Opfer zu bringen. Tue es das nicht, so müsse Österreich Frieden schließen ohne Deutschland. Von diesem Schriftstück gab es mehrere Abschriften, und eine davon kam in die Hände des deutschen Reichstagsabgeordneten Erzberger, der sich in irgendeiner geheimnisvollen Mission in Wien aufhielt oder dorthin entboten worden war. Er wurde vom Kaiser persönlich empfangen, und es ist sehr glaublich, daß ihm die Majestät selber das ganz vertrauliche Memorandum übergeben hat. Erzberger reiste damit nach Deutschland zurück und machte von seinem Inhalt einigen seiner Freunde in Frankfurt am Main vertraulich Mitteilung. Von denen kamen die Ausführungen des Grafen Czernin vertraulich zur Kenntnis der französischen Regierung. Es gibt Leute, die behaupten, gerade das sei von Karl von Österreich und vom Abgeordneten Erzberger beabsichtigt gewesen, aber das ist kaum anzunehmen. Der Kaiser hatte genug andere Wege nach Paris; er hat dem einflußreichen Zentrumsabgeordneten das Schriftstück zugänglich gemacht, damit er im österreichischen Interesse auf seine Partei wirke, und der hat dann das, was geheim bleiben sollte, ausgeplaudert. Es wirkte ja auch zu großartig, wenn der frühere Dorfschullehrer als der Eingeweihteste der Eingeweihten vor seine Parteifreunde hintrat und ihnen die unermeßliche Wichtigkeit seiner Person beweisen konnte. Dem sei nun, wie ihm wolle — jedenfalls wußten die Feinde Deutschlands nun genau, woran sie waren, und wenn irgendetwas geeignet war, ihre Zuversicht und Widerstandskraft zu stärken, so war es die wohlgegründete Hoffnung, daß den Deutschen wahrscheinlich in nicht allzulanger Zeit ihre berühmte „Nibelungentreue" übel werde vergolten werden. Nichts trug zur Verlängerung des Krieges mehr bei, nichts machte es der deutschen Regierung schwerer, trotz aller militärischen Siege zum Frieden zu kommen.

Im Februar 1918 schien es, als solle der Frieden über Amerika erreichbar sein. Am 11. Februar richtete Wilson eine Botschaft an den Kongreß, worin er vier Grundsätze aufstellte, die für etwaige Friedensverhandlungen die Grundlage abgeben könnten. Diese vier Punkte Wilsons lauteten:

1., daß jeder Teil einer endgültigen Vereinbarung im wesentlichen auf der Gerechtigkeit in dem bestimmten Falle und auf einem solchen Ausgleich aufgebaut sein muß, von dem es am wahrscheinlichsten ist, daß er einen Frieden, der dauernd ist, herbeiführen wird;

2., daß Völker und Provinzen nicht von einer Staatsoberhoheit in eine andere herumgeschoben werden, als ob es sich lediglich um Gegenstände oder Steine in einem Spiel handelte, wenn auch in dem großen Spiel des Gleichgewichts der Kräfte, das nun für alle Zeiten diskreditiert ist; daß jedoch

3., jede Lösung einer Gebietsfrage, die durch diesen Krieg aufgeworfen wurde, im Interesse und zugunsten der betreffenden Bevölkerungen und nicht als Ziel eines bloßen Ausgleichs oder Kompromisses der Ansprüche rivalisierender Staaten getroffen werden muß;

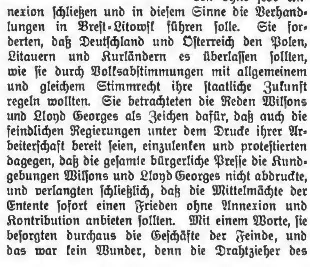
4., daß alle klar umschriebenen nationalen Ansprüche die weitestgehende Befriedigung finden sollen, die ihnen zuteil werden kann, ohne wiederum die Vereinigung alter Elemente von Zwist und Gegnerschaft, die den Frieden Europas und damit der ganzen Welt wahrscheinlich wieder stören würden, aufzunehmen. Ein allgemeiner Friede, auf solcher Grundlage errichtet, kann erörtert werden. Bis ein solcher Friede gesichert ist, haben wir keine andere Wahl, als mit dem Kriege fortzufahren.



Im Schützengraben. Nach einer Zeichnung von E. Thoeny.

Darauf erklärte Graf Hertling am 25. Februar im Deutschen Reichstage, auch nach seiner Meinung könne ein Frieden, der auf solcher Grundlage errichtet werden solle, erörtert werden, aber Wilson unterließ es, nun in eine Erörterung einzutreten und seine Verbündeten dazu zu bestimmen. Die Führer der Entente wollten keine Erörterungen, sie wollten die Unterwerfung Deutschlands und wußten ihre kriegsmüden Völker immer wieder zum Ausharren zu bewegen, wenn sie erlahmen wollten.

Die inneren Zustände in Deutschland waren so, daß die Feinde in der Tat Mut und Siegeshoffnung daraus schöpfen konnten. Die unaufhörliche Verhetzung der Arbeiterschaft durch die Unabhängige Sozialdemokratie trug eine Frucht, die aller Welt zeigen mußte, wie es in Deutschland stand. Am 28. Januar 1918 brachen große Streiks aus in Berlin, Hamburg, Altona, München, Kiel, Danzig, Stettin und in kleinerem Maße in vielen anderen Städten. Schon die Gleichzeitigkeit des Ausbruchs zeigt, daß die Sache vorbereitet und organisiert war. Ja, sie war so wohl vorbereitet, daß ihr geradezu eine Generalprobe in Österreich vorausgegangen war. Der Zeitpunkt zum Aufruf für den Generalstreik in Österreich war sehr günstig gewählt. Er kam, als das Volk guten Grund zu schwerster Besorgnis und bitterer Klage gegen die Regierung hatte. Der österreichische Verwaltungsschlendrian und die Niedertracht der Magyaren, die ihre Grenzen gegen Österreich absperrten, hatten zur Folge, daß um die Mitte des Januar eine erschreckliche Lebensmittelnot in Österreich, besonders in Wien eintrat. Es wurde dem Volke eröffnet, daß die ohnehin sehr niedrigen Mehlrationen noch beträchtlich herabgesetzt werden müßten. Das wäre allerdings kaum durchzuführen gewesen, ohne daß die große Masse der arbeitenden Bevölkerung geradezu gehungert hätte, und so war es denn den Männern des Umsturzes ein Leichtes, einen großen Streik in Szene zu setzen. Er begann am 16. Januar in Wien und dehnte sich schnell über ganz Niederösterreich aus und verfolgte, wenn auch unter dem Drucke der Hungersnot entstanden, doch auch politische Ziele. Denn die Arbeiter schrien nicht nur nach Brot, sondern forderten auch das sofortige Zusammentreten des Abgeordnetenhauses und der Delegationen, das die Regierung immer wieder hinausschiebe. Sie forderten ferner, daß Österreich einen Frieden ohne jede Annexion schließen und in diesem Sinne die Verhandlungen in Brest-Litowsk führen solle. Sie forderten, daß Deutschland und Österreich den Polen, Litauern und Kurländern es überlassen sollten, wie sie durch Volksabstimmungen mit allgemeinem und gleichem Stimmrecht ihre staatliche Zukunft regeln wollten. Sie betrachteten die Reden Wilsons und Lloyd Georges als Zeichen dafür, daß auch die feindlichen Regierungen unter dem Drucke ihrer Arbeiterschaft bereit seien, einzulenken und protestierten dagegen, daß die gesamte bürgerliche Presse die Kundgebungen Wilsons und Lloyd Georges nicht abdruckte, und verlangten schließlich, daß die Mittelmächte der Entente sofort einen Frieden ohne Annexion und Kontribution anbieten sollten. Mit einem Worte, sie besorgten durchaus die Geschäfte der Feinde, und das war kein Wunder, denn die Drahtzieher des





Ablösung der Wache auf einem Vorpostenboot bei schwerem Wetter. Das Vordeck ist teilweise vollständig unter Wasser; um das Deck passieren zu können, werden Strecktaue gespannt, an denen man Halt findet. Nach einer Zeichnung vom Marinemaler R. Schmidt-Hamburg.

ganzen Unternehmens saßen in Amerika: In Washington hatte Ende Dezember oder Anfang Januar eine Zusammenkunft von Vertretern der Vielverbandsstaaten stattgefunden, die beschlossen hatte, Deutschland und Österreich-Ungarn zu revolutionieren. Im großen Stile sollte dafür gearbeitet, Agenten und Agentinnen unter verkommenen Deutschen geworben, aufreizende Schriften in Massen nach Deutschland eingeschmuggelt werden. Im kleinen Maßstabe wurde eine derartige Propaganda schon seit Monaten betrieben.

Die Österreichische Regierung verhandelte mit den Aufständischen, gab gute Worte und suchte zu beschwichtigen. Sie fühlte aber, daß sie der Bewegung nur Herr werden könne, wenn sie dem Volke mehr Brot zu geben habe. Da Ungarn dem österreichischen Brudervolke unerbittlich seine Getreidespeicher verschlossen hielt, so wandte sie sich mit flehentlichen Bitten an die deutsche Regierung, und Deutschland schickte daraufhin eine sehr beträchtliche Menge von Brotkorn nach Wien, obwohl es selber kaum wußte, wie es seine Bevölkerung bis zur nächsten Ernte durchhalten sollte. So gelang es der österreichischen Regierung noch einmal, den Sturm zu stillen. Am 22. Januar war der große Streik zu Ende.

Ebenso schnell gelang es in Deutschland, der Bewegung Herr zu werden. Hier noch mehr als in Österreich hatten die Streiks einen politischen Charakter. Die Hauptforderungen waren die sofortige Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes für alle Männer und Frauen vom 20. Lebensjahre an und der sofortige Friedensschluß „entsprechend den von den russischen Volksbeauftragten in Brest-Litowsk formulierten Ausführungsbestimmungen“. Es war die erste noch schwache Welle des Bolschewismus, die nach Deutschland herüberschlug. Die Bewegung war weit weniger stark, als sie in Österreich gewesen war; während in Wien fast von einem Generalstreik geredet werden konnte, traten in Berlin nicht mehr als ein Viertel aller Arbeiter in den Ausstand, aber es waren die Arbeiter der Munitionsfabriken, und das machte die Sache immerhin gefährlich. Die Mehrheitssozialisten standen der Wühlarbeit, die den Streik herbeigeführt hatte, ursprünglich fern. Aber als er dann ausgebrochen war, trat ihr Führer Philipp Scheidemann doch in den Streikausschuß ein. Er und seine Leute mußten befürchten, daß ihnen die Unabhängigen bei der Masse den Wind aus den Segeln nahmen, wenn sie sich fern hielten. Er bestürmte

nun die Regierung, sie möge mit der Streikleitung verhandeln, aber der alte Graf Hertling bewies hier eine sehr anerkennenswerte Festigkeit. Er lehnte jede Verhandlung ab, der Staatssekretär Wallraf tat das Gleiche. Der Oberbefehlshaber in den Marken, Generaloberst v. Kessel, erklärte den Belagerungszustand über Berlin und Vororte und setzte außerordentliche Kriegsgerichte ein. Alle Arbeiter, die bis zum 31. Januar die Arbeit nicht wieder aufnehmen würden, sollten zur Waffe eingezogen werden. Die Munitionsfabriken wurden unter militärische Leitung gestellt, die Arbeiter militarisiert und erhielten nur Soldatenlöhnungen statt ihrer hohen Löhne. Das wirkte. Der Streik flaute ab und war etwa am 4. Februar zu Ende. In den anderen Städten verlief die Sache in gleicher Weise. Zu Blutvergießen kam es nur an wenigen Stellen, so zu einer Schießerei in Charlottenburg und Berlin-Moabit. In Treptow wurde eine Streikversammlung durch Militär zersprengt und der sozialistische Abgeordnete Dittmann, der zur Fortführung der Streiks aufgefordert hatte, wegen versuchten Landesverrates vor Gericht gestellt und — milde genug — zu 5 Jahren Festung verurteilt.

In London und Paris war die Enttäuschung nicht gering, als die Welt erfuhr, wie rasch die Streiks in Deutschland unterdrückt worden waren. Auf die erste Kunde von ihrem Ausbruch waren in London Sonderblätter verkauft worden mit der Überschrift „Zusammenbruch der Mittelmächte". Damit war es nun vorläufig noch nichts. Die Mehrzahl der älteren, besonnenen Arbeiter hatte sich von der Bewegung ferngehalten; ihre Hauptträger waren Jugendliche und Frauen gewesen, woraus die Regierung gleich sehen konnte, welches Heil dem Staate aus dem Wahlrechte der Frauen und der noch unreifen jungen Menschen erblühen mochte.

Die Kanzlerschaft des Grafen Hertling war so arm an Taten, daß darüber kaum etwas zu berichten ist. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die Wahlreform in Preußen durchzuführen und sie als Vertreter der Krone dem Abgeordnetenhause zu empfehlen, obwohl er innerlich gewiß nicht damit einverstanden war. Ein Versuch der Konservativen, jetzt während des Krieges die Verhandlungen über die ganze Sache bis nach dem Friedensschlusse hinauszuschieben, scheiterte. Der unabhängige Sozialist Adolf Hoffmann erklärte bei der Beratung dieses Antrags, den Graf Spee eingebracht hatte, dann werde seine Partei die deutschen Soldaten in den Schützengräben auffordern, solange zu streiken, bis das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht erreicht sei! Die Frage kam zur Abstimmung, und es ergab sich keine Mehrheit für die Regierung. Nun hätten Neuwahlen ausgeschrieben werden müssen, aber wurden sie nach der alten Weise vollzogen, so kam jedenfalls die gleiche Mehrheit zustande, wurde sie nach einer anderen Weise vollzogen, so war's ein Staatsstreich. Im Herrenhause hätte die Regierung nur durch einen ungeheuerlichen Pairsschub eine Mehrheit finden können. Vor beiden scheute der Kanzler zurück, und so geschah eigentlich gar nichts, als daß mit den Parteien immer wieder verhandelt wurde. — Am 10. Juli erfolgte der Rücktritt des Staatssekretärs v. Kühlmann, der die Sozialdemokratie so erregte, daß sie beinah die geforderten Kriegskredite nicht bewilligt hätte. Kühlmann, der deutsche Unterhändler in Brest-Litowsk und Bukarest, hatte im Reichstage eine Rede gehalten, worin er alle Schuld am Weltkriege Rußland aufbürdete, England nach Möglichkeit weiß wusch und überdies erklärte, der Krieg könne durch militärische Machtmittel allein nicht mehr zur Entscheidung gebracht werden; man müsse mit dem Feinde eine Verständigung suchen. Seine ganze Rede klang wie ein neues Friedensangebot, und da die Oberste Heeresleitung und der Reichskanzler ein solches zur Zeit nicht wünschten, so wurde der eigenmächtige Friedensrufer in die Wüste geschickt (15. Juli) und an seine Stelle v. Hintze zum Staatssekretär ernannt, der frühere deutsche Gesandte in Mexiko. Er war eigentlich zum deutschen Gesandten bei der Sowjet-Republik in Moskau bestimmt gewesen, denn die Bolschewisten hatten den dortigen deutschen Gesandten Grafen Mirbach ermordet. Der politische Mord war ja in Rußland althergebracht; le despotisme, modéré par l'assassinat hatte einer, der es wissen konnte, die russische Regierungsform genannt. Jetzt suchte die Mordbande, die zur Zeit Rußland regierte, sich durch das altbewährte Mittel die Männer vom Halse zu schaffen, die ihr unbequem waren. So fiel am 30. Juli auch der General v. Eichhorn, „der Gouverneur der Ukraine", neben Woyrsch und Mackensen Hindenburgs bedeutendster Unterführer im Osten, bolschewistischen Mördern zum Opfer.

Hintze wurde von der regierenden Mehrheit des Reichstags mit großem Mißtrauen aufgenommen, denn es ging ihm der Ruf voraus, er sei alldeutsch gesinnt. War er das wirklich — und er hat sich wenigstens als tüchtiger, aufrechter Mann gezeigt — so hatte er keine Zeit, es an den Tag zu legen, denn das Unheil brach herein, als er kaum ein paar Monate in seinem Amte war. Am 30. September schied Hertling aus seiner Stellung. Er unterlag der fortwährenden Wühlerei der Demagogen, die im Hauptausschuß des Reichstags und im Reichstage selber Stürme gegen ihn entfesselten. In seiner eigenen Partei fand er nicht mehr die Unterstützung, deren er bedurfte. Der linke Flügel des Zentrums unter Führung Erzbergers wandte sich von ihm ab. Es ist hier nicht der Ort, alle die Machinationen und Treibereien ans Licht zu stellen, die gegen den Kanzler unternommen wurden. Genug, Hertling erkannte, daß seine Stellung unhaltbar geworden war. Unter dem Schlagworte, die „Einheitsfront" müsse hergestellt werden, schickten sich Sozialdemokraten und Demokraten an, die parlamentarische Regierung in Preußen und dem Reiche einzuführen, die bisherige Macht der Krone zu zertrümmern. Staatssekretär v. Hintze überzeugte den Kaiser persönlich im Großen Hauptquartier

von der Notwendigkeit einer völligen Neuordnung der Dinge, sprach auch von der Möglichkeit einer Revolution. Der Kaiser ließ sich davon überzeugen. Seit Mitte August hatte Ludendorff geraten, einen Waffenstillstand und Friedensverhandlungen auf diplomatischem Wege einzuleiten, da bei dem Zustande der deutschen Armee und der geistigen und moralischen Verfassung des deutschen Volkes nicht zu hoffen sei, daß der Kriegswille der Feinde durch kriegerische Maßnahmen gebrochen werden könnte. Es war aber seitdem nichts geschehen. Nun waren nach dem Zusammenbruche Bulgariens und bei der Unsicherheit des österreichischen Bundesgenossen zwei Wege möglich, entweder man mußte die Feinde zum Waffenstillstand bewegen, oder, wenn sie darauf nicht eingingen, das Volk zum letzten Widerstande, zur letzten unerhörten Anstrengung aller Kräfte aufrufen. Beides glaubte Wilhelm II. leichter erreichen zu können, wenn er auf die bisherige Macht seiner Krone verzichtete, um die parlamentarische Regierungsform einzuführen, wie sie in England bestand. So begab er sich denn auf die schiefe Bahn, die zu betreten er freilich nach allem Vorhergegangenen kaum vermeiden konnte. Er richtete auf das Rücktrittsgesuch Hertlings folgenden Erlaß an den amtsmüden Kanzler:

„Eure Exzellenz haben mir vorgetragen, daß Sie sich nicht mehr in der Lage glauben, an der Spitze der Regierung zu verbleiben. Ich will mich Ihren Gründen nicht verschließen und muß mit schwerem Herzen Ihrer weiteren Mitarbeit entsagen. Der Dank des Vaterlandes für das von Ihnen durch Übernahme des Reichskanzleramtes in ernster Zeit gebrachte Opfer und die von Ihnen geleisteten Dienste bleibt Ihnen sicher.

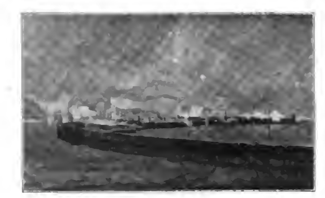
Ich wünsche, daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeitet. Es ist daher mein Wille, daß Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weitem Umfange teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung. Ich bitte Sie, Ihr Werk damit abzuschließen, daß Sie die Geschäfte weiterführen und in die von mir gewollten Wege leiten, bis ich einen Nachfolger für Sie gefunden habe. Ihren Vorschlägen hierfür sehe ich entgegen."



Kommando-Leitstand an der flandrischen Front. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

Der Nachfolger wurde gefunden, aber nicht vom Kaiser. „In Berlin", sagt Ludendorff, „begann nun die Suche nach dem neuen parlamentarischen Reichskanzler. Es war ein eigenartiger Vorgang, bei dem die Krone jede Initiative aus der Hand gab."

Der Mann, der schließlich an Hertlings Stelle trat als der achte und letzte Kanzler des von Bismarck geschaffenen Deutschen Reiches hieß Max von Baden. Ehe wir indessen eingehen können auf sein und seiner Regierungsgenossen unheilvolle Tätigkeit, muß noch erzählt werden, was sich von Anfang des Jahres bis zum deutschen Zusammenbruch auf der See ereignet hatte.



Die Mole im Feuer.



Die Molenbatterie, feuernd.

Nach Zeichnungen von Richard Fiedler.

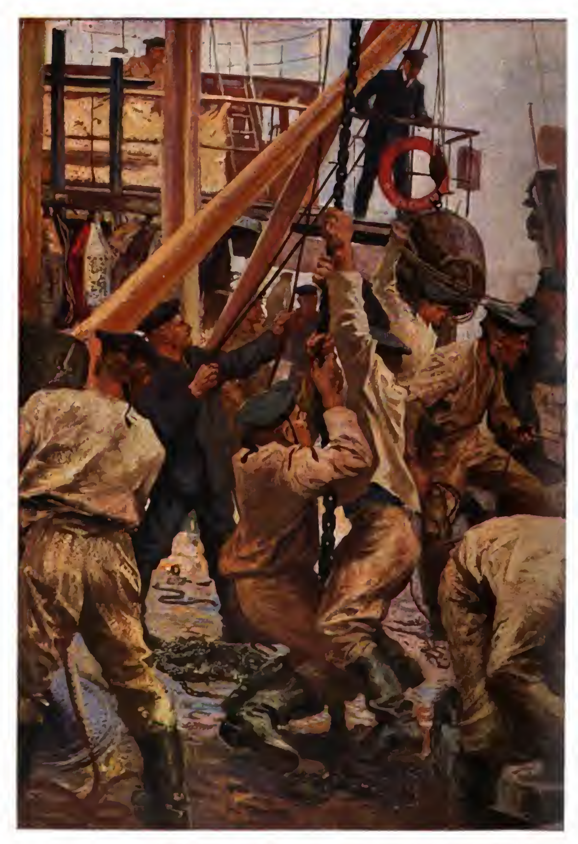
# Der Seekrieg und Luftkrieg vom 1. April bis Ende Oktober 1918. Meuterei der deutschen Flotte.

Der April war an bedeutenden Unternehmungen zur See reicher als die ersten drei Monate des Jahres. Am Abend des 9. April beschossen deutsche Torpedostreitkräfte unter Führung des Korvettenkapitäns Albrecht die militärischen Anlagen von La Panne und kehrten unversehrt zurück. Feindliche Seestreitkräfte wurden dabei nicht gesichtet, aber in der Nacht vom 11. zum 12. April unternahmen englische Seestreitkräfte, bestehend aus Monitoren, Torpedofahrzeugen und Flugzeugen, einen Angriff auf die flandrische Küste. Ostende wurde mit schwerem Kaliber beschossen, Zeebrügge durch Flugzeuge mit Bomben belegt. Nach den deutschen Berichten richteten die Engländer keinen militärischen Schaden an, und eins ihrer Torpedomotorboote geriet brennend in die Hände der Deutschen. Der Besuch wurde den Engländern auf dem Luftwege erwidert. Der rühmlichst bekannte Fregattenkapitän Strasser griff in der Nacht vom 12. zum 13. April mit einem Marineluftschiffgeschwader wichtige Stapel-, Herstellungs- und Verschiffungsplätze der Kriegsindustrie Mittelenglands an. Beworfen wurden Birmingham, Nottingham, Sheffield, Leeds, Hull und Grimsby. Trotz außerordentlich starker artilleristischer Gegenwehr und Fliegerverfolgung kehrten alle Luftschiffe wohlbehalten zurück. Hauptmann Manger, die Kapitänleutnants Herbert Ehrlich, v. Freudenreich und Flemming und Korvettenkapitän Arnold Schütze zeichneten sich mit ihren tapferen Besatzungen bei der Unternehmung besonders aus.

Kurze Zeit danach unternahmen die Engländer den größten Schlag, den sie während des ganzen Krieges zur See geführt haben. Der Bericht der deutschen Admiralität berichtet darüber:

„In der Nacht vom 22. zum 23. April wurde ein großangelegtes und mit rücksichtslosem Einsatz geplantes Unternehmen englischer Seestreitkräfte gegen unsere flandrischen Stützpunkte gerichtet. Nach heftiger Beschießung von See aus, drangen, unter dem Schutze eines dichten Schleiers von künstlichem Nebel, kleine Kreuzer, begleitet von zahlreichen Zerstörern und Motorbooten, bei Ostende und Zeebrügge bis unmittelbar unter die Küste vor, mit der Absicht, die dortigen Schleusen und Hafenanlagen zu zerstören. Gleichzeitig sollte nach Aussage von Gefangenen eine Abteilung von vier Kompagnien Seesoldaten (Royal Marines) die Mole von Zeebrügge handstreichartig besetzen und alle auf ihr befindlichen Baulichkeiten, Geschütze und Kriegsgeräte sowie die im Hafen liegenden Fahrzeuge vernichten. Nur etwa vierzig von ihnen haben die Mole betreten. Diese sind teils tot, teils lebend in unsere Hand gefallen. Auf den schmalen hohen Mauern der Mole ist von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung gefochten worden. Von den am Angriff beteiligten englischen Seestreitkräften wurden die kleinen Kreuzer „Iphigenie“, „Intrepid“, „Irene“ und zwei andere gleicher Bauart, deren Namen unbekannt sind, dicht unter der Küste versenkt. Ferner wurden drei Zerstörer und eine größere Zahl von Torpedobooten durch unser Artilleriefeuer zum Sinken gebracht. Nur einzelne Leute der Besatzung konnten von uns gerettet werden. Außer einer durch Torpedotreffer verursachten Beschädigung der Mole sind unsere Hafenanlagen und Küstenbatterien völlig unversehrt. Von unseren Seestreitkräften erlitt nur ein Torpedoboot Beschädigungen leichtester Art. Unsere Menschenverluste sind gering.“

Die Engländer mußten selbst zugeben, daß das Unternehmen vor Ostende mißglückt war. Vor Zeebrügge dagegen scheinen sie mehr Erfolg gehabt zu haben, als der deutsche Admiralitätsbericht ihnen zugestand. Dieser Bericht war überhaupt höchst irreführend. Es klang, als wäre den Engländern eine ungeheure Schlappe zugefügt worden durch die Versenkung von fünf Kreuzern. Aber die Engländer wollten die alten mit Beton und Zement gefüllten Kreuzer ja gerade versenken, um den deutschen Unterseebooten die Ausfahrt zu sperren. Das scheint ihnen bei Zeebrügge in der richtigen Fahrtrinne gelungen zu sein, bei Ostende nicht, doch kann auch die Unterbrechung der U-Bootausfahrt aus Zeebrügge nicht lange gedauert haben. Aus den Aussagen der Gefangenen ging übrigens hervor, daß der große Angriff schon viermal geplant und durch die Wachsamkeit der deutschen Seeleute vereitelt worden war, bis endlich der Nebel die Ausführung möglich gemacht hatte. Daraus ging so recht deutlich hervor, wie gefahrdrohend den Engländern der Unterseekrieg geworden war. Noch deutlicher zeigte das eine Tat, die England mit den Vereinigten Staaten im März be-



Übernahme von Minen vom Minenprahm durch einen Minenleger




der Ausfahrt. Nach einem Temperagemälde von Felix Schwormstädt.

gann, im April durchführte und die an Roheit an die Gewalttaten gegen Griechenland fast heranreichte. Die beiden würdigen Beschützer der kleinen Nationen zwangen nämlich das neutrale Holland, ihm seine gesamte Handelsflotte auszuliefern. Von Regierung und Volksvertretung der Niederlande wurde die Zumutung, ihre Schiffe ausschließlich für England und Amerika fahren zu lassen und sie dabei auch in die Kriegsgefahrzone zu bringen, als Schmach empfunden und mit der größten Entrüstung aufgenommen, aber was sollte das kleine Land dagegen tun? Es brauchte Getreide, das ihm das hungernde Deutschland nicht liefern konnte. Seine Schiffe lagen zum Teil in amerikanischen Häfen und bekamen keine Kohlen zur Abfahrt, durften auch keine Frachten aufnehmen, und zudem war es in dem Augenblicke seine Kolonien los, in dem sie England nehmen wollte. So mußte es klein beigeben und dulden, was die übermächtigen Erpresser von ihm forderten. Im April wurde, um das holländische Selbstgefühl nicht allzu tödlich zu verletzen, ein Abkommen mit Amerika geschlossen, demzufolge die Vereinigten Staaten die niederländischen Schiffe „mieteten". Aber die Sache wurde dadurch für Holland nur noch schmachvoller, denn nun sah es aus, als ob sich das Land für seinen Neutralitätsbruch — denn das war er, wenn auch ein erzwungener — bezahlen ließe.

Am 9. Mai wiederholten die Engländer ihren Angriff auf Ostende, nachdem am 8. ein mißglückter englischer Fliegerangriff unternommen worden war. Aber es gelang ihnen nicht, die Hafeneinfahrt zu verschließen. Der alte Kreuzer, den sie dafür opfern wollten, sank völlig zerschossen außerhalb des Fahrwassers. Zwei ihrer Motorboote wurden außerdem versenkt, ein Monitor schwer beschädigt. Am 19. Mai erschienen die Deutschen wieder einmal — das letzte Mal — über London und belegten es mit Bomben. Auch Dover und andere Küstenorte wurden heimgesucht. — Am 5. Juni erlebten die Yankees einen großen Schrecken, denn deutsche U-Boote tauchten an der amerikanischen Küste auf. In wenigen Tagen wurden 80000 Tonnen von ihnen versenkt und der amerikanische Handel empfindlich gestört. War aber, wie anzunehmen, von den Deutschen beabsichtigt, die amerikanischen Transporte nach Europa zu unterbinden, so gelang das nicht; die Amerikaner fuhren in großen Geleitzügen, die den U-Booten nur geringe Versenkungsmöglichkeiten darboten. Im eigentlichen Seekrieg ist in dem Monat Juni nichts als ein Gefecht zwischen Torpedobooten am 27. an der flandrischen Küste zu erwähnen. Vom Juli gilt dasselbe. — Am 1. August trat ein Wechsel in der Leitung der deutschen Marine ein. Der Chef des Admiralstabes v. Holtzendorff trat zurück; sein Nachfolger wurde der Sieger in der Skagerakschlacht, Admiral Scherr. Zu spät! In der Nacht vom 5. zum 6. August unternahmen die Deutschen ihren letzten Luftangriff auf England und suchten mit Erfolg Boston, Norwich und die Humbermündung heim. Dabei zeichneten sich besonders aus Korvettenkapitän Proelß und die Kapitänleutnants Zaeschmar, Walther, v. Freudenreich und Dose, aber leider fand der hervorragende Führer des Geschwaders Fregattenkapitän Strasser mit seinem Fahrzeuge den Untergang. Am 11. August wagten die Engländer, was sie noch nie gewagt hatten, einen Vorstoß gegen die deutsche Bucht. Mindestens 25 Linienschiffe, 6 Kreuzer, viele Zerstörer und Flugzeuge setzten sich in Bewegung. Sie zogen sich aber sogleich zurück, als deutsche Seestreitkräfte ihre Annäherung bemerkten und das Feuer eröffneten. Das war im August, September und Oktober das einzige Ereignis der Kriegführung auf See, das überhaupt zu erwähnen ist.

Was den U-Bootskrieg betrifft, so bedrängte er während des Frühlings und Sommers England noch immer sehr hart, doch sank die Zahl der versenkten Tonnen beständig. Im April betrug sie noch über 650000, im August 420000 (nach den deutschen in den Zeitungen veröffentlichten Berichten). Im September ging sie noch tiefer herab. Im Oktober hob die deutsche Regierung den unbeschränkten U-Bootkrieg mit Rücksicht auf Wilson auf, da sie ihn zum Friedensvermittler erkoren hatte und er erklärte, den Frieden nicht vermitteln zu können, so lange die deutsche „unmenschliche Kriegführung" andaure. So gab sie das stärkste Mittel, einen halbwegs erträglichen Frieden zu erlangen, aus der Hand.

Der uneingeschränkte U-Bootkrieg hatte die Erwartungen nicht erfüllt, die das deutsche Volk auf ihn gesetzt hatte, denn er kam zu spät. Tirpitz hatte ihn im Februar 1916 gefordert, er wurde aber erst ein Jahr später begonnen, nachdem er im Jahre 1916 zwar angefangen, aber auf Wilsons Einspruch abgebrochen worden war. Völlig ist er überhaupt niemals durchgeführt worden, auch nicht im Jahre 1917, sondern die deutsche Regierung hat immer wieder Ausnahmen zugestanden. Die schwächliche, unklare, zögernde Haltung der deutschen Regierung in dieser lebenswichtigen Frage hat ohne Zweifel die Niederlage sehr wesentlich mitverschuldet. Es ist kaum zu widerlegen, was Tirpitz darüber schreibt:

„In Wahrheit konnte unser U-Bootsbestand 1916 weit mehr leisten als 1917, wie ich im Februar 1916 vorausgesagt habe. Es kommt für den U-Bootskrieg nicht auf die Zahl der U-Boote, sondern lediglich auf die Versenkungsziffern an. Für diese einfache Wahrheit waren die hinzögernden Politiker zu klug. Die Erträgnisse des U-Boots sanken im Verhältnis wie die Abwehrmaßnahmen des Gegners stiegen. Diese Maßnahmen erforderten Jahre; die Jahre haben wir den Feinden gelassen. Unser U-Bootssieg war nur in einer gewissen Zeitspanne zu gewinnen; diese Zeitspanne haben wir mit Angst und Hoffnung auf Wilson versäumt. Die erschütternden Zahlen, die das belegen, konnten der Öffentlichkeit während des Krieges nicht übergeben werden, woraus die Gegner des U-Bootskrieges Nutzen für ihre Entstellungen zogen. Ich greife aus der Summe der Beweise nur eine einzige Tatsache heraus. Im Frühjahr 1916 betrug beim eingeschränkten d. h. ungenügenden U-Bootskrieg die Versenkungsziffer für Boot und Reise 17000 Tonnen. Beim unbeschränkten U-Bootskriege beträgt die Versenkungsziffer nach den Erfahrungen des Jahres 1916 mindestens das dreifache des eingeschränkten. Man hätte also damals 51000 Tonnen für Boot und Reise mit Sicherheit erzielt. Im Sommer 1917 betrug dasselbe Ergebnis 14000, im Herbst nur noch 9000 Tonnen. Wir hatten im Frühjahr 1916

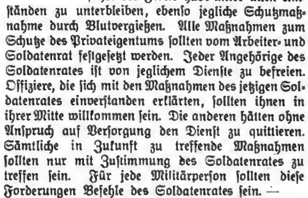
für das bevorstehende Etatsjahr mit 205 U-Booten zu rechnen, die im Dienst, im Bau und in der Erprobung standen, davon 147 im Bau befindliche, die noch während des Etatsjahres zur Ablieferung kommen sollten. Hiernach berechne man das Ergebnis, das ein wirklicher U-Bootskrieg im Jahre 1916 gehabt haben müßte. Man wird den Engländern recht geben müssen, daß sie damals den Krieg verloren haben würden, wenn wir den Mut gefunden hätten, ihn zu gewinnen."

Nachdem im Oktober 1918 die Regierung Max von Baden-Scheidemann den U-Bootskrieg eingestellt hatte, entschloß sich der Admiral Scherr, die U-Boote zu anderen Zwecken zu verwenden. Es sollte ein Vorstoß der deutschen schnellen Seestreitkräfte nach dem Ostausgange des Kanals unternommen und der Vorstoß durch die Schlachtflotte selbst gedeckt werden. Dabei konnte es zur Schlacht kommen, und es war wohl sicher von dem Admiral beabsichtigt, die Engländer zur Schlacht zu locken oder zu zwingen. Fiel sie für die Deutschen günstig aus, so konnte sie mit einem Schlage dem ganzen Kriege in letzter Stunde noch eine ganz andere Wendung geben. Es war auch die einzige Möglichkeit, ihm noch eine für Deutschland günstige Wendung zu geben. Besaßen die Deutschen mit einem Male — was allerdings nur durch rücksichtsloses Einsetzen der Flotte zu erreichen war — das Übergewicht zur See, so hörte das Vordringen der feindlichen Heere in Frankreich und Flandern auf der Stelle auf. Es sollte also wirklich im gewissen Sinne „hazardiert" werden, sowie etwa Friedrich der Große bei Leuthen Hazard spielte, als er das dreimal stärkere Heer der Österreicher angriff. Aber wie es der große König seinem Offizierkorps und seinen „Kerls" zutraute, daß sie dem überlegenen Feinde mehr als gewachsen seien, so glaubte der Sieger in der Skagerrakschlacht das auch seiner Marine zutrauen zu dürfen. Aber er sah sich aufs furchtbarste enttäuscht. Wie war die deutsche Marine in den ersten Kriegsjahren von Tapferkeit und Wagemut durchglüht gewesen! Nichts hatten die Leute sehnlicher gewünscht, als an den Feind heranzukommen. Das bezeugen Tausende von Feldbriefen und Tausende von Augen- und Ohrenzeugen. Was war davon übrig geblieben? Die Flammen waren zu Asche geworden. Von Siegeszuversicht, Kampflust und Todesverachtung war, bei der Mannschaft wenigstens, nichts mehr vorhanden. Als die Leute von der geplanten Ausfahrt Kunde erhielten, verweigerten sie den Gehorsam, und im Verlaufe von etwa einer Woche wurden fast alle Schiffe vom Geiste des Aufruhrs ergriffen. Fast die ganze deutsche Flotte wurde in den letzten Oktobertagen nach Kiel zusammengezogen, und von Schiff zu Schiff pflanzte sich die Losung fort: Greift der Engländer uns an, so verteidigen wir uns, aber wir selber greifen nicht an. Wir fahren nur bis Helgoland, weiter nicht!



Alexander Malinow,
bulgarischer Ministerpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.

Noch schien es am 31. Oktober dem Flottenkommando möglich, die Meuterei zu dämpfen. Auf den Linienschiffen „Großer Kurfürst" und „Friedrich der Große" wurde eine Anzahl von Verhaftungen vorgenommen. Ein Versuch, die Gefangenen aus dem Marine-Arrestlokal in Kiel zu befreien, führte zu einer blutigen Schießerei am Sonntag, den 3. November, der für die Aufständischen ungünstig auslief. Aber am folgenden Tage hißten fast alle Schiffe die rote Flagge. Die Offiziere, die dagegen auftraten, wurden gemißhandelt und von Bord gejagt. Auf dem Linienschiffe „König" kam es zu einem Feuergefechte zwischen den Rebellen und den Offizieren, die die Flagge verteidigten. Der Kommandeur und ein Offizier wurden erschossen, alle anderen Offiziere schwer verwundet. In der Nacht vom 3. zum 4. November wurden überall Soldatenräte gewählt. Am 4. November unterbreiteten die Aufständischen, denen sich die ganze Garnison von Kiel und die Arbeiterschaft der Stadt angeschlossen hatten, ihre Forderungen dem Gouverneur. Sie verlangten die Freilassung aller Inhaftierten und politischen Gefangenen, vollständige Rede- und Preßfreiheit, die Aufhebung der Briefzensur, sachgemäße Behandlung der Mannschaften durch die Vorgesetzten, straffreie Rückkehr aller Kameraden in die Kasernen, unbeschränkte persönliche Freiheit jedes Mannes von Beendigung des Dienstes bis zum Beginn des nächsten Dienstes. Außer Dienst solle es keine Vorgesetzten mehr geben. Die Ausfahrt der Flotte habe unter allen Umständen zu unterbleiben, ebenso jegliche Schutzmaßnahme durch Blutvergießen. Alle Maßnahmen zum Schutze des Privateigentums sollten vom Arbeiter- und Soldatenrat festgesetzt werden. Jeder Angehörige des Soldatenrates ist von jeglichem Dienste zu befreien. Offiziere, die sich mit den Maßnahmen des jetzigen Soldatenrates einverstanden erklärten, sollten ihnen in ihrer Mitte willkommen sein. Die anderen hätten ohne Anspruch auf Versorgung den Dienst zu quittieren. Sämtliche in Zukunft zu treffende Maßnahmen sollten nur mit Zustimmung des Soldatenrates zu treffen sein. Für jede Militärperson sollten diese Forderungen Befehle des Soldatenrates sein. —



Das sofortige Auftauchen von Arbeiter- und Soldatenräten in Kiel zeigte deutlich, woher der Aufruhr seine geistige Nahrung bezogen hatte, nämlich von Rußland. Es waren die Gedankengänge des Bolschewismus, die Köpfe und Gemüter der deutschen Seesoldaten verwirrt hatten: Die Dinge sind rettungslos verfahren; die Welt kommt aus dem Blutmeere überhaupt nicht mehr heraus, wenn sie nicht der kleine Mann herauszieht. Darum müssen die Letzten die Ersten werden und alle Gewalt an

sich bringen. Dann wird Friede, und zwar ewiger Friede auf Erden, die Völker verbrüdern sich untereinander und überall auf Erden herrscht eitel Glück und Seligkeit. Schon bei der Revolte des Jahres 1917 hatte sichs gezeigt, daß in einzelnen Köpfen solche Gedanken hausten. Jetzt hatte sie die Mehrzahl der Mannschaften in sich aufgenommen. Auch die blödsinnige Hoffnung der Bolschewisten auf die „Weltrevolution" hatte sich in den törichten Hirnen eingenistet.

Die meuternden Leute waren fest davon überzeugt, daß ihre englischen Kameraden genau so dächten wie sie selbst, und als das Gerücht aufkam, auch auf den Schiffen der Engländer wehe schon die rote Flagge, so wurde es inbrünstig geglaubt und mit großem Jubel begrüßt. Die Lehre der Geschichte, daß ein siegreiches Volk niemals Revolution macht, war diesen Köpfen verborgen, und England fühlte sich schon als Sieger.

Die Marinerevolution zerbrach die einzige Waffe, mit deren Hilfe Deutschland vielleicht noch einen erträglichen Frieden hätte erkämpfen können. Sie wirkte zugleich auf die verhetzten Massen der deutschen Großstädte wie der Funke auf ein Pulverfaß. Binnen weniger Tage stand ganz Deutschland in Flammen, und in diesen Flammen versank das deutsche Kaisertum und mit ihm die ganze bisherige Ordnung des deutschen Staates.

## Der Zusammenbruch Bulgariens, Österreichs und der Türkei. Die Kanzlerschaft des Prinzen Max von Baden. Waffenstillstandsverhandlungen.

Nicht nur die Verhältnisse an der Westfront hatten die deutsche Heeresleitung dazu bestimmt, der Regierung in Berlin schleunige Verhandlungen mit den Feinden anzuraten. Es war vielmehr im Osten ein Ereignis eingetreten, das eine furchtbare Gefahr heraufbeschwor und die gesamte Kriegslage im Osten von Grund aus zu Deutschlands Ungunsten veränderte. Dieses Ereignis war der Zusammenbruch Bulgariens.

Die deutsche Oberste Heeresleitung wußte schon seit Monaten, daß die bulgarische Armee nicht mehr ganz zuverlässig war. Der treffliche General v. Scholz, der die deutschen Truppen an der Balkanfront befehligte, hatte schon im Juni um Verstärkungen gebeten. Sie hatten ihm nicht gewährt werden können, da an der Westfront die Regimenter und Batterien dringend gebraucht wurden. Er mußte sehen, wie er zurecht kam. Im deutschen Hauptquartier erwartete man wohl Schlappen und Rückschläge auf dem Balkan zu erleben, auf das, was im September dort geschah, war auch die deutsche Heeresleitung nicht vorbereitet. Noch weniger war es die Berliner Regierung und am wenigsten das deutsche Volk. Wie wir uns einst von den Buren eine ganz verrückte Vorstellung gemacht hatten, so taten wir es jetzt mit den Bulgaren. Sie waren uns schlechthin ein „Heldenvolk", in jeder Hinsicht das tüchtigste, tapferste und vaterlandsliebendste unter den Völkern des Balkans, während sich in Wahrheit die Serben als das viel zähere und heldenmütigere Volk erwiesen haben. Der Bulgarenzar Ferdinand wurde in der deutschen Öffentlichkeit als einer der klügsten und tatkräftigsten Herrscher der Zeit gepriesen, und in der Tat besaß er wohl mehr staatsmännische Eigenschaften als der deutsche, der österreichische und der türkische Kaiser zusammen, aber leider war seine Macht sehr im Sinken begriffen, denn das Volk war des Krieges müde, die Beamtenschaft und das Offizierkorps zum großen Teil durch englisches und amerikanisches Geld bestochen und zur Untreue verleitet. Anfang August wußten die Staatsmänner der Entente bereits mit aller Bestimmtheit, daß die bulgarische Armee nicht mehr kämpfen werde.

Das war durch dieselben Mittel erreicht worden, die von der Entente auch in Deutschland angewendet wurden und auch hier zum Ziele führten. Im ganzen Lande wurde eine höchst geschickte Propaganda getrieben, deren Mittelpunkt der amerikanische Gesandte in Sofia war. Agenten reisten überall umher und bearbeiteten die Leute, wußten sie davon zu überzeugen, daß ihr Zar eine falsche Politik treibe und auf eine falsche Karte gesetzt habe, schilderten ihnen die Not und Verwirrung in Deutschland und Österreich-Ungarn und wußten ihnen glaubhaft zu machen, daß ihre großen Verbündeten bald zusammenbrechen müßten, stellten sie wohl auch als die Betrogenen hin, da Deutschland ihnen die Dobrudscha und somit den vollen Siegespreis vorenthalte. Vor allem aber arbeitete hier das Geld der Entente in unheimlicher Weise. Im Orient ist ja durch Bestechung so ziemlich alles zu erreichen; auch Zar Ferdinand hatte seine Macht nicht zum wenigsten seinem großen Reichtum zu verdanken. Genau so wurde im Heere gearbeitet und seine Schlagkraft völlig untergraben.

Welche von den Männern, die Bulgariens Schwankung von den Mittelmächten zur Entente vorbereiteten und durchführten, diesen Schritt aus Überzeugung taten und welche erkauft waren, läßt sich vor der Hand nicht feststellen. Malinow, der im Juli nach Radoslawows Sturz Ministerpräsident geworden war, stand seit langem den Mittelmächten feindlich gegenüber und besetzte sein Ministerium mit lauter Deutschfeinden. In Berlin steckte man dem gegenüber den Kopf in den Sand. Die Deutschen, die den Mann kannten, durften es nicht sagen, und die deutsche Presse schrieb, natürlich auf Belehrung von oben her, Malinow sei einst zwar ein Deutschfeind gewesen, habe aber seine Gesinnung geändert und werde in seines Vorgängers Bahn wandeln.

Da trat Mitte September der große Krach in Bulgarien ein. Das Ententeheer, das auf dem Balkan stand, war seit Jahresfrist in Deutschland kaum noch beachtet worden. Die deutschen Zeitungen hatten oft wochenlang die Berichte des bulgarischen Generalstabes gar nicht mehr abgedruckt, da sie ja doch nur von Erkundungsgefechten und dergleichen zu erzählen hatten. Die Ententearmee auf dem Balkan wurde nur deshalb nicht abtransportiert, weil die Verbündeten nicht eingestehen wollten, daß sie sich mit dem ganzen Unternehmen blamiert hatten — so glaubte das deutsche Publikum und freute sich, daß die Engländer und Franzosen so dumm waren, ein paar hunderttausend Mann da unten nutzlos stehen zu lassen, anstatt sie in Frankreich und Flandern zu verwenden. Außerdem meinten die Deutschen, die Balkanarmee der Entente habe mit den größten Schwierigkeiten der Ernährung, des Nachschubes und der Versorgung mit Kriegsmaterial zu kämpfen und sei dadurch zur Untätigkeit verurteilt. In der Tat hatten diese Schwierigkeiten infolge des deutschen U-Bootskrieges im Mittelmeer bestanden und waren zu Zeiten sehr bedrohlich gewesen, aber seit der Unterwerfung Griechenlands im Sommer 1917 waren sie zum Teil behoben worden. Die thessalische Ernte, die rücksichtslos für das Heer eingezogen war, hatte das Durchhalten wesentlich erleichtert. Im Herbst 1917 war es sogar gelungen, Griechenland mit in den Krieg hineinzuziehen. Der bedauernswerte Jüngling, der die griechische Krone trug, hatte auf Weisung seines allmächtigen Ministers Venizelos sein Heer gegen Bulgarien und seine Verbündeten mobil machen müssen. Eine wesentliche Verstärkung des Ententeheeres bildeten diese Truppen allerdings nicht, denn sie traten widerwillig an ihre Seite, mußten umformiert werden und konnten nur mit größter Vorsicht behandelt werden Aber dadurch war die Untätigkeit des Ententeheeres ebensowenig bedingt wie durch den Mangel an Kriegsmaterial. Sie hatte wohl den sehr einfachen Grund, daß die Entente ihre Bemühungen in Bulgarien erst wirken lassen wollte, ehe sie ihr Heer wieder in Bewegung setzte. Dadurch wurde unnützes Blutvergießen verhindert und der Sieg auf die leichteste Weise gewonnen.

Am 15. September 1918 war es so weit. Mit sehr starken Kräften griff General Guillemat, der seit Dezember 1917 an Sarrails Stelle in Mazedonien kommandierte, östlich des Wardar im Gebirge zwischen Wardar und Cerna und mit geringeren Kräften bei Monastir an. Während der Angriff auf beiden Flügeln scheiterte, brachen die Angreifer im Zentrum durch, obgleich hier in dem zerklüfteten Bergland selbst eine kleine Truppenmacht hätte erfolgreichen Widerstand leisten können. Die Bulgaren leisteten aber überhaupt keinen Widerstand, sondern liefen einfach davon. Der eine Teil ging hinter den Wardar, der andere hinter die Cerna zurück. Der deutsche General von Scholz war zu schwach, die Lücke mit seinen Regimentern zu verstopfen, da auch die bulgarischen Reserven in Stärke von drei deutschen Divisionen nicht mehr mitmachten. Die bulgarische Armee, die hier gestanden hatte, war nicht mehr. Die Soldaten liefen auseinander und gingen heim.

Die Dinge entwickelten sich nun sehr rasch. Am 17. bat General Lukow, der an der Struma den Befehl führte, den Zaren Ferdinand, er möge mit der Entente Waffenstillstand schließen. General Jekow, der Chef des bulgarischen Generalstabes, war kurz vor Beginn der Schlacht nach Wien gereist, um sich in eine Klinik zu begeben, obwohl der Angriff der Ententetruppen zu erwarten war!

Der Zar wollte dem Bündnis treu bleiben, aber nun trat es zutage, daß er in seinem Lande das Heft nicht mehr in der Hand hatte. Eigenmächtig, ohne ihn zu fragen und ohne die Sobranje zu befragen, bat Malinow die Entente am 26. September um Einstellung der Feindseligkeiten und die Aufnahme von Friedensverhandlungen. Ein Teil des Volkes war dagegen, aber es war der kleinere Teil. Dasselbe ist vom Heere zu sagen, von denen die Teile, die direkt unter deutschem Befehle standen, den langsam nach Norden vorrückenden Feinden noch Widerstand leisteten. Im Ganzen waren Heer und Volk vollkommen kriegsmüde. So wurde denn am 29. September ein Waffenstillstand abgeschlossen, d. h. Bulgarien unterwarf sich vollkommen der siegreichen Entente. Es räumte alle Gebiete, die bis zum Kriege Serbien und Griechenland gehört hatten. In den Gebieten, die von Ententetruppen besetzt waren, durfte die bulgarische Verwaltung fortbestehen. Bulgarien demobilisierte seine ganze Armee mit Ausnahme von drei Divisionen und vier Regimentern Kavallerie, mit denen es die Dobrudscha und seine östlichen Grenzen schützen durfte. Waffen und Kriegsmaterial der demobilisierten Armee mußten von den bulgarischen Behörden eingezogen werden und wurden unter die Kontrolle der Ententearmee gestellt. Die Teile des bulgarischen Heeres, die sich im Augenblicke der Unterzeichnung des Waffenstillstandes am 29. September westlich von Uskük befanden und abgeschnitten waren, hatten die Waffen niederzulegen und wurden „bis auf weiteres zurückgehalten", was eine sinnreiche und reizvolle Umschreibung des Wortes „Gefangenschaft" war. Innerhalb von vier Wochen hatten die diplomatischen und konsularischen Behörden sowie alle Staatszugehörigen der Mittelmächte Bul-



v. Hintze, Konteradmiral.

garien zu verlassen. Den Deutschen und Österreichern wurde eine ebensolange Frist gewährt, um ihre Truppen und militärischen Organe aus dem Lande zu ziehen.

Es schien nun freilich zunächst nicht so, als ob die Deutschen und Österreicher die Absicht hätten, diese Frist zu dem genannten Zwecke zu verwenden. Vielmehr wurden alle Truppen, die nur irgendwie verfügbar waren, auf die Balkanhalbinsel geworfen. Denn die Lage war dort für die Mittelmächte im höchsten Grade gefahrdrohend. Das Heer der Entente konnte Serbien befreien oder in Ungarn einfallen oder auf Konstantinopel marschieren. Die Hauptstadt des türkischen Reiches war mit einem Male aufs äußerste bedroht. Sie war bisher vor allem durch das bulgarische Heer an der Struma gedeckt gewesen. Türkische Kräfte waren zu ihrem Schutze nur in geringer Stärke vorhanden. Verstärkungen waren nur schwer herbeizuschaffen, denn die letzten Monate waren für die Türkei in Syrien und in der Gegend von Damaskus sehr ungünstig verlaufen. Die Engländer hatten in Syrien mehrere beträchtliche Siege erfochten und waren ganz wohl in der Lage, von dort Truppen abzugeben und nach Mazedonien und Bulgarien zu werfen. Gegen Damaskus schoben sie sich immer näher heran. Konstantinopel konnte in wenigen Wochen in der Hand der Entente sein, wenn nicht schleunigst durchgreifende Hilfe gebracht wurde. So wurde denn eine deutsche Division von Sewastopol nach Bulgarien geschickt und drei weitere deutsche Divisionen, die soeben vom Osten auf der Fahrt nach der hartbedrängten deutschen Westfront begriffen waren, wurden nach Serbien geschafft; auch das Alpenkorps wurde dorthin entsandt, obwohl es der Ruhe dringend bedürftig war. Österreich sandte drei Divisionen, von denen zwei gerade zur deutschen Westfront hatten abgehen sollen.

Von Bulgarien erwartete die deutsche Heeresleitung nichts mehr, weder vom Zaren, noch vom Volke, noch vom Heere. Zar Ferdinand hatte sehr schnell begriffen, daß es nicht mehr in seiner Macht stand, den Dingen eine andere Wendung zu geben. Seit einunddreißig Jahren hatte er mit eiserner Energie und größter Klugheit und Selbstbeherrschung daran gearbeitet, Bulgarien über alle Mächte auf der Balkanhalbinsel zu erhöhen, und hätten die Deutschen gesiegt, so hätte er das auch erreicht. Nun sah er sein Lebenswerk zusammenbrechen. Er war für die Bulgaren erledigt und die Bulgaren wohl auch für ihn. Auch wußte er genau, daß England sieglose Könige anders zu behandeln pflegt, als die Deutschen den rumänischen Ferdinand behandelt hatten. Auch seine Verwandtschaft mit der englischen Königsfamilie wäre nicht strafmildernd für ihn ins Gewicht gefallen, denn erstens hatte Georg V. nichts zu sagen. und zweitens hatte der Zweig des Hauses Koburg, der in England „regierte" sich im Laufe des Krieges als „Haus Windsor" aufgetan, um damit anzudeuten, daß er sich von der deutschen Abstammung und Verwandtschaft lossagen wolle. So dankte Zar Ferdinand denn schon am 26. September freiwillig ab, verließ das Land und fuhr nach Koburg, von wo sein abenteuerndes Geschlecht ausgegangen war. Den sehr schwankenden Thron Bulgariens bestieg nun sein ältester Sohn, Boris, dessen erste Regierungshandlung die Unterzeichnung des Waffenstillstandes war. Die Massen der Hauptstadt begrüßten das „mit frenetischem Jubel", und in den übrigen Städten des Landes regte sich nichts in Widerstand dagegen.

Die deutsche Heeresleitung beschloß, trotzdem den Krieg in Bulgarien fortzusetzen, was ihr allerdings nur möglich war, wenn Österreich-Ungarn fest blieb. Wie erbärmlich und wahrhaft hoffnungslos die Dinge dort standen, wußte sie noch nicht, wie es denn niemand in Deutschland wußte. Aber daß dort alles wankte und schwankte und daß auf die Habsburgermonarchie kein rechter Verlaß mehr war, das wußte im deutschen Hauptquartier wohl so ziemlich jedermann, etwa mit Ausnahme des Kaisers, dem solche Dinge schwer klar zu machen waren, weil er immer nur sah, was er sehen wollte. In Albanien hatte Österreich-Ungarn im August schöne Erfolge errungen, hatte Berat und Fieri den Italienern entrissen. Aber die österreichisch-ungarische Front in Italien hielt sich nur noch mühselig, und im Innern wurden die Massen der großen Städte immer rebellischer, die Nationalitäten strebten immer heftiger auseinander. Der Krieg stand wesentlich nur noch auf den Deutschen und Magyaren; die meisten anderen Regimenter waren unsicher. Auch die Persönlichkeit Karls von Österreich und die Zuverlässigkeit seiner Regierung wurden stark beargwöhnt. Er war Mitte August mit seinem Minister des Äußern, Baron Burian — Graf Czernin hatte im März seinen Abschied genommen — im deutschen Hauptquartier gewesen, und es soll da von einer Vertiefung des Bündnisses die Rede gewesen sein. Diese Vertiefung des Bündnisses zeigte sich dadurch, daß Burian am 14. September gegen den dringenden Rat des deutschen Staatssekretärs v. Hintze und gegen den Willen der deutschen Obersten Heeresleitung an alle kriegführenden Staaten die Aufforderung richtete, in Friedensverhandlungen einzutreten. Die Besprechungen sollten vertraulich und unverbindlich sein und an einem Orte des neutralen Auslandes stattfinden.

Die deutsche Regierung war vor eine vollendete Tatsache gestellt, wie einstmals vor Beginn des Krieges, als Österreich-Ungarn sein Ultimatum an Serbien geschickt hatte, ohne es zuvor in Berlin vorzulegen. Sie mußte sich mit der Tatsache abfinden und gab ihren ursprünglichen Plan auf, den Frieden durch Vermittlung der Königin von Holland zu suchen. Aber tun mußte sie nun etwas zur Herbeiführung des Friedens, nachdem sie seit der ersten Schwankung der Obersten Heeresleitung im August mehr als anderthalb Monate hatte verstreichen lassen, ohne etwas zu tun. Am 29. September fand in Spa eine Unterredung statt zwischen Hindenburg und Ludendorff



Dr. Georg Graf v. Hertling, Reichskanzler. (Phot. Friedrich Müller, München.)

und dem Staatssekretär v. Hintze und dann, nachdem diese drei sich geeinigt hatten, zwischen ihnen und dem Kaiser. Das Ergebnis der Unterredung war der Beschluß, Wilson um Friedensvermittlung zu bitten und in Deutschland die parlamentarische Regierungsform einzuführen. Hintze war der Meinung, daß der Volkswille auf die parlamentarische Regierungsform hindränge, und daß es sonst leicht zur Revolution kommen könne, auch werde Wilson leichter mit einer derartigen Regierung verhandeln als mit der bisherigen. So ging denn der Erlaß des Kaisers, der die Einführung des parlamentarischen Systems in Deutschland anordnete, am Nachmittag nach Berlin. Die Verhandlungen über diesen Punkt hatte Hintze mit dem Kaiser allein geführt, die Feldherren erhielten erst von dem Inhalt des Erlasses Kenntnis, als er abgesendet war. Nun trat Graf Hertling zurück, und es begann, wie schon gesagt, die Suche nach dem neuen Kanzler.



Prinz Maximilian von Baden, Reichskanzler. (Phot. Max Kögel, Heidelberg.)

Am 2. Oktober fand eine vertrauliche Sitzung aller Parteiführer des Reichstages statt, wobei Vizekanzler v. Payer den Major Freiherrn von dem Bussche den Versammelten vorführte. Der Major hatte im Auftrage der Obersten Heeresleitung die Kriegslage zu schildern und mitzuteilen, was nach der Meinung der Heerführer zu tun sei. In sachlicher und pflichtgemäßer Weise entledigte er sich dieses Auftrages. Er schilderte die Schwierigkeiten, die sich aus dem Abfall Bulgariens ergeben hatten, schilderte die Lage auf der Westfront nicht in schwarzseherischer Weise, betonte aber die Schwierigkeiten des Ersatzes und den schlechten Geist der Ersatzmannschaften und schloß die Rede, die er sich aufgezeichnet hatte, mit den Worten:



Die Reichstagssitzung am 5. Oktober 1918, die erste nach Einführung der parlamentarischen Regierungsform in Deutschland; der Reichskanzler spricht. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Felix Schwarmstädt.

„Wir können den Krieg noch auf absehbare Zeit weiterführen, dem Gegner schwere Verluste beibringen, verwüstetes Land hinter uns lassen; gewinnen können wir damit nicht mehr. — Diese Erkenntnisse und die Ereignisse ließen in dem Herrn Generalfeldmarschall und den General Ludendorff den Entschluß reifen, Sr. Majestät vorzuschlagen, den Kampf abzubrechen und dem deutschen Volke und seinen Verbündeten weitere Opfer zu ersparen. — Ebenso wie unsere große Offensive am 15. Juli sofort eingestellt wurde, als ihre Fortsetzung nicht mehr im Verhältnis zu den zu bringenden Opfern stand, ebenso mußte jetzt der Entschluß gefaßt werden, die Fortsetzung des Krieges als aussichtslos aufzugeben. Noch ist hierzu Zeit. Noch ist das deutsche Heer stark genug, um den Gegner monatelang aufzuhalten, örtliche Erfolge zu erzielen, und die Entente vor neue Opfer zu stellen. Aber jeder Tag bringt den Gegner seinem Ziele näher und wird ihn weniger geneigt machen, mit uns einen für uns erträglichen Frieden zu schließen. Deshalb darf keine Zeit verloren gehen. Jede 24 Stunden können die Lage verschlechtern und dem Gegner Gelegenheit geben, unsere augenblickliche Schwäche noch klarer zu übersehen. Das könnte die unheilvollsten Folgen für die Friedensaussichten und für die militärische Lage haben. — Weder Heer noch Heimat dürfen etwas tun, was Schwäche zeigt. Gleich mit dem Friedensangebot muß in der Heimat eine geschlossene Front entstehen, die erkennen läßt, daß der unbeugsame Wille besteht, den Krieg fortzusetzen, wenn der Feind uns keinen Frieden oder nur einen demütigenden Frieden geben will. Sollte dieser Fall eintreten, dann wird das Durchhalten des Heeres entscheidend von der festen Haltung der Heimat und dem Geiste, der aus der Heimat zum Heere dringt, abhängen."

So redete die Oberste Heeresleitung zu den Parteiführern in der Heimat. Von der Empfehlung, einen Frieden um jeden Preis zu schließen oder auch nur von dem Eingeständnis, daß ein solcher Frieden geschlossen werden müsse, kann demnach nicht die Rede sein. Auch das Geschwätz, Ludendorff habe im August 1918 einen Nervenzusammenbruch erlitten und deshalb die deutsche Regierung übereilt dazu bestimmt, dem Feinde Waffenstillstand anzubieten, sollte nun endlich verstummen. Was Ludendorff im August der Regierung des Grafen Hertling etwa geraten hat, ist vollkommen gleichgültig, denn die Regierung des Grafen Hertling hat den ganzen August und September nichts, aber auch gar nichts getan, um den Frieden herbeizuführen. Jetzt erst, unter dem Eindruck der Erklärung Busches vor den parlamentarischen Führern, jetzt erst wurde überhaupt eine Friedensaktion eingeleitet, wobei die Schlußsätze seines Vortrages ganz und gar unter den Tisch fielen.

Denn die ungünstigen Mitteilungen, die der Abgesandte der Obersten Heeresleitung über die Lage zu machen hatte, wirkten auf die Führer der deutschen Reichsboten so, daß sie geradezu einen Nervenzusammenbruch bei ihnen auslösten. Jetzt rächte sich's, daß von der Regierung das ganze Volk einschließlich seiner Vertreter wie eine Herde von kleinen Kindern behandelt worden war. Die Kanzler, die Staatssekretäre, die Herren vom Auswärtigen Amt und wer sonst noch hatten die Abgeordneten jahrelang, mit dem süßen Brei der Beschönigung, der Bemäntlung alles Übeln, der tröstlichen Verheißungen gefüttert. Jetzt mit einem Male sollten die Volksboten die harte, bittere Wahrheit schlucken. Das war zu viel für sie. Jede weitere Kriegführung erschien ihnen nun wie unnützes Blutvergießen. Sie waren, abgesehen von ein paar Männern, denen noch der alte preußische Ehrbegriff im Blute lag, für jeden Frieden.

Um den aber schließen zu können, mußte zuvörderst die vom Kaiser angekündigte parlamentarische Regierung gebildet werden. Sie wurde am 3. Oktober der staunenden Welt vorgestellt und enthielt eine derartig bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, daß einem, der in preußischen Überlieferungen groß geworden war, der Verstand stillstehen konnte. Reichskanzler wurde Prinz Max von Baden. Wer ihn zu diesem Posten vorgeschlagen hat, wird erst später bekannt werden. Er war ohne Frage das, was man in Schwaben „a guter Maa" nannte, Friedensschwärmer, Idealist vom reinsten Wasser, überzeugter Christ von jenem mystisch-süßlichen Einschlag, den in der Zeit Wilhelms II. so viele Mitglieder des deutschen hohen Adels an sich trugen. Er hatte sich sowohl um das Zustandekommen des Friedens kraft seiner dynastischen Familienbeziehungen bemüht, ohne Erfolg, dagegen mit besserem Erfolge um eine Besserung des Loses der deutschen Gefangenen in Rußland. Dadurch hatte er sich wirkliche Verdienste erworben. Er hatte früher als Gatte einer Cumberländer Prinzessin eine Rolle gespielt bei der Versöhnung der Hohenzollern und Welfen, über deren Nützlichkeit man ja verschieden denken kann. Im Laufe des Krieges waren zwei Reden von ihm bekannt geworden und hatten in der Presse trotz ihrer Gedankenarmut viele Beachtung gefunden, weil man ihren Ton bei einem deutschen Thronfolger nicht gewöhnt war. Sie trieften von Edelmut und Humanität, von Friedensliebe und liberalem Christentum und wiesen die Menschheit an, nach den Lehren der Bergpredigt zu leben. Zu den Hoftheologen Wilhelms II., deren einer den Willen zur Macht als sündhaft erklärte, paßte er; wie er auf den Posten des Reichskanzlers kam, in der Zeit der schwersten Not, ist ein Rätsel. Er ist denn auch der Totengräber der deutschen Kaiserherrlichkeit gewesen. Seine Haupthelfer dabei waren zwei Männer, die mit ihm zugleich in die Regierung eintraten, Scheidemann und Erzberger. Philipp Scheidemann aus Kassel war ursprünglich gelernter Buchdrucker, wurde dann sozialdemokratischer Agitator, Redakteur und einer der Führer der sozialdemokratischen Partei. Die Geistesgabe, die ihn an die Spitze der Genossen gebracht hatte, war eine unleugbar bedeutende demagogische Beredsamkeit. Darin war ihm noch über Matthias Erzberger aus Buttenhausen, in seiner Jugend Volksschullehrer, dann Zentrumsparteigröße, ein Mann, der während des Krieges der deutschen Sache sehr viel Unheil zugefügt hatte, und dem es vorbehalten war, beim Friedensschlusse und nachher noch viel mehr Unheil über sein Volk zu bringen. Ferner gehörten der Regierung an Adolf Gröber, ein bekannter Zentrumsmann, der einst mehr deutlich als geschmackvoll die Journalisten des Reichstags „Saubengel" genannt und dadurch einen Journalistenstreik hervorgerufen hatte. Dem Zentrum gehörte auch Trimborn an, der als Parlamentarier schon vielfach hervorgetreten war. Die Freisinnigen stellten Fischbeck, die Sozialdemo-

kraten außer Scheidemann noch Gustav Bauer, der seine Laufbahn als Schreiber bei einem Rechtsanwalt begonnen hatte. Zum Staatssekretär des Auswärtigen wurde der bisherige Staatssekretär des Kolonialamtes Dr. Solf ernannt. Er war in dieser Regierung die einzige Säule, die von verschwundener Pracht zeugte. Alle anderen waren neue Männer und zum größten Teile Männer, von denen vor wenigen Monaten noch kein Mensch gedacht hatte, daß sie jemals in solche Stellungen einrücken könnten. Ein vollkommener Sieg der Demokratie hatte sich hier vollzogen, denn auch der Thronfolger von Baden, der das Ganze leitete, war ja nur an die Spitze gelangt, weil er im Geruche demokratischer Gesinnung stand. Beinahe freilich hätte er schon nach kurzer Zeit diesen süßen Geruch wieder eingebüßt, denn es kam ein Brief von ihm an den Tag, den er an einen Hohenlohe geschrieben und in dem er durchaus undemokratische Gedanken entwickelt hatte. Die Herren von der Linken im Reichstage, besonders die von der Sozialdemokratie, entrüsteten sich darüber mächtig, und es fehlte nicht viel, so wäre der Zähringer, der in mehreren Farben schillern konnte, von seinem kurulischen Sessel wieder heruntergefegt worden. Es gelang ihm und seinen Freunden indessen, den Sturm noch einmal zu beschwören.

So war denn die Regierung geschaffen, die durch ihre Zusammensetzung den feindlichen Demokratien Vertrauen einflößen sollte, und schon am Tage nach ihrem Zusammentritt wandte sie sich an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, den Frieden und den sofortigen Abschluß eines Waffenstillstandes zu vermitteln. Wilson hatte Ende September eine Rede gehalten, worin er sich mit der Idee des von ihm schon mehrmals angepriesenen Völkerbundes beschäftigte und fünf Punkte aufgestellt hatte, die er in die Stiftungsurkunde dieses Bundes hineingeschrieben sehen wollte. Sie lauteten:

1. Die unparteiische Gerechtigkeit, die wir anstreben, wird keinen Unterschied machen dürfen zwischen denjenigen, gegen die wir gerecht sein wollen, und denjenigen, gegen die wir nicht ungerecht sein wollen. Sie wird eine Gerechtigkeit darstellen müssen, die keine Günstlingswirtschaft, sondern einzig die gleichen Rechte der verschiedenen Völker kennt.

2. Kein individuelles oder spezielles Interesse irgendeiner Nation oder irgendeiner Gruppe von Nationen wird einen Teil der Vereinbarung beeinflussen können, der nicht der Gesamtheit der Interessen aller entsprechen würde.

3. Innerhalb des allgemeinen Rahmens der gemeinsamen Kräfte der Liga der Nation darf kein Platz sein für Sonderabkommen und Bündnisse oder Verständigung zwischen Gruppen.

4. Noch weniger dürfte im Rahmen der Liga irgendeine Verbindung Platz finden, die wirtschaftlichen Sonderinteressen dienen soll. Man wird keine Klausel hinsichtlich des wirtschaftlichen Boykotts oder Ausschlusses ins Auge fassen können, ausgenommen unter der Form einer wirtschaftlichen Strafbestimmung oder des Ausschlusses von den Weltmärkten, die die Liga der Nationen als Disziplinarstrafe zu dekretieren berechtigt ist.

5. Alle internationalen Abkommen und Verträge werden zur Kenntnis der ganzen Welt gebracht werden müssen.

Vorläufig bestand noch eine Menge von Geheimverträgen, vor allem zwischen England und Frankreich, die nicht zur Kenntnis der Welt gebracht werden sollten und konnten, weil sie für die beiden Bundesgenossen nicht eben rühmlich waren. Auch Wilson kannte sie nicht, hatte keine Ahnung davon und stieß erst später darauf, als er bei den Verhandlungen in Paris Dinge in Vorschlag brachte, die diesen Geheimverträgen zuwiderliefen. Wenn dem aber auch nicht so gewesen wäre, und wenn alle Völker sich dem Völkerbunde angeschlossen hätten, und wenn auch die mächtigsten bereit gewesen wären, ihre Lebensinteressen der Abstimmung der anderen und kleineren zu unterwerfen, und wenn die Gegensätze der Nationalitäten nicht mehr gewesen wären, und wenn alle Menschen Christen gewesen wären, und wenn es nicht gegolten hätte, Frankreich mit Deutschland zu versöhnen, so hätte wohl die Liga der Nationen zustande kommen können, und dadurch wäre — das war des Pudels Kern — die vollkommene Übermacht der beiden angelsächsischen Staaten auf viele Jahrzehnte hinaus vertragsmäßig festgelegt und das große heilige Geschäft der Ausbeutung aller Völker nicht durch Kriege unbequem gestört worden.

Andere Aussichten und einen anderen Sinn und Zweck hat der Wilsonsche Völkerbundgedanke nie gehabt, und doch war es der deutschen Regierung nicht zu verdenken, daß sie sich mit ihrem Antrage an Wilson wandte. Es blieb ihr ja eigentlich gar nichts anderes übrig. Ein Gesuch bei Clemenceau oder Lloyd George konnte nur die Antwort zur Folge haben: Unterwerft euch sofort auf Gnade und Ungnade! Denn die beiden hatten aus ihrem tödlichen Hasse gegen Deutschland nie ein Hehl gemacht. Sie hatten dabei auch ihre Völker hinter sich. Wie konnte Frankreich seine verwüsteten Provinzen, England seine versenkten Schiffe, halbzerstörten Städte und die Todesangst vergessen, die es ausgestanden hatte. Amerika dagegen war vom Kriege noch wenig berührt, die Kluft, die das Land der Yankees von Deutschland trennte, schien noch am leichtesten überbrückbar, und wenn sich die deutsche Regierung auf die Kongreßbotschaft des amerikanischen Präsidenten vom 8. Januar mit ihren 14 Punkten und auf seine Rede vom 27. September mit ihren fünf Punkten berief, so war dagegen, wie die Dinge nun einmal lagen, nichts einzuwenden. Ganz lächerlich aber war die Wilsonbegeisterung, die nun die Parteien der Linken und ihre Führer an den Tag legten. Wilson war in den Augen dieser Leute ein überaus edler und erleuchteter Mann, ein stählener Charakter, eine Patriarchengestalt der Menschheit, der Bringer einer neuen Zeit, denn mit seinen 14 Punkten und seinem Völkerbunde begann auf Erden eine neue Ära, die Ära der Versöhnlichkeit und Gerechtigkeit und des ewigen Friedens. Was einst Christus mit recht mäßigem Erfolge angestrebt hatte, das führte jetzt der Heiland aus dem Lande des Dollars und der unbegrenzten Möglichkeiten siegreich durch. An seinem guten, väterlichen Willen zu zweifeln, galt denen um Scheidemann und vielen anderen als ein Zeichen niedriger Gesinnung oder boshafter Verstocktheit. Wenn der neunmal gesiebte, gerissene Vertreter angelsächsischer Kapitals-

interessen alles gehört hätte, was man im Lande der Träumer von ihm dachte und erhoffte, schrieb und sprach, er wäre sicherlich vor Lachen geborsten.

Die amtliche Note, die in der Nacht zum 5. Oktober der schweizerischen Regierung zur Übermittlung an Wilson zugestellt wurde, hatte folgenden Wortlaut:

„Die deutsche Regierung ersucht den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen, alle kriegführenden Staaten von diesem Ersuchen in Kenntnis zu setzen und sie zur Entsendung von Bevollmächtigten zwecks Aufnahme der Verhandlungen einzuladen. Sie nimmt das vom Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in der Kongreßbotschaft vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Kundgebungen, namentlich der Rede vom 27. September aufgestellte Programm als Grundlage für die Friedensverhandlungen an. — Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung, den sofortigen Abschluß eines Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen."

Österreich-Ungarn schloß sich dem Gesuche mit einer ähnlich lautenden Note an.

Damit wäre, wenn die Feinde sofort zugegriffen hätten, England seiner schweren Bedrängnis durch den U-Boot-Krieg mit einem Male ledig gewesen und die Deutschen hätten alle Vorteile verloren, die sie seit dem Einsetzen der Unterseekriegführung errungen hatten. Es könnte wundernehmen, daß England das nicht benutzte, den Waffenstillstand abschloß, die Verhandlungen hinzögerte und dann den Krieg wieder aufnahm, nachdem es sich vollkommen neu verproviantiert hatte. Aber Lloyd George wußte ganz genau, daß kein Volk, das einmal die Waffen niedergelegt hatte, zu bewegen gewesen wäre, sie wieder aufzunehmen. Auch erwartete Foch den vollen Sieg im Felde, und zwar in kurzer Zeit. Dann konnten die Verbündeten die härtesten Waffenstillstandsbedingungen vorschreiben. Daß auch ein im Felde unbesiegtes Deutschland die härtesten Bedingungen annehmen würde, konnte man in London und Paris um so weniger annehmen, als Max von Baden in seiner Antrittsrede im Reichstage gesagt hatte:



Matthias Erzberger, wurde im Oktober 1918 zum Staatssekretär ohne Portefeuille ernannt.

„Wir sind starken Herzens und voll zuversichtlichen Glaubens an unsere Kraft entschlossen, für unsere Ehre und für die Freiheit sowie für das Glück unserer Nachkommen noch schwerere Opfer zu bringen, wenn es unabänderlich ist. — Wie das Ergebnis des Friedensangebots auch ausfallen möge, ich weiß, daß es Deutschland fest entschlossen und einig finden wird, sowohl zu einem endlichen Frieden als zu einem Endkampf auf Leben und Tod, zu dem unser Volk, wenn es dazu gezwungen wird, bereit ist. Kein Zagen befällt mich bei dem Gedanken, daß dieses zweite Ergebnis eintreten könnte, denn ich kenne den Geist der gewaltigen Kräfte, die auch jetzt noch in unserm Volke vorhanden sind; und ich weiß, daß die unwiderlegliche Überzeugung, daß jeder für unser Leben kämpft, diese Kräfte verdoppeln würde."

Solche Worte brauchten nach dem, was das deutsche Volk seit vier Jahren geleistet hatte, keine leeren Prahlereien zu sein. —

Wilson antwortete am 8. Oktober oder vielmehr, er ließ Lansing antworten. Die Note Amerikas bestand in zwei Fragen und einer Bedingung. „Meint der Herr Reichskanzler," so sagte Lansing, „daß die kaiserlich-deutsche Regierung die Bedingungen, die vom Präsidenten in seiner Botschaft an den Kongreß der Vereinigten Staaten vom 8. Januar und in den folgenden Botschaften niedergelegt sind, annimmt, und daß ihr Zweck beim Eintritt in die Diskussion nur der sein würde, sich über die praktischen Einzelheiten ihrer Anwendung zu verständigen?" — Der Präsident glaube auch zu der Frage berechtigt zu sein, ob der Kanzler nur für diejenigen Gewalten des Reiches spricht, die bisher den Krieg geführt haben. Er hält die Antwort auf diese Frage von jedem Standpunkte aus für außerordentlich wichtig. Dazu erklärte der Staatssekretär der Vereinigten Staaten noch bezüglich des Waffenstillstandes: Der Präsident fühlt sich verpflichtet, zu erklären, daß er sich nicht berechtigt fühlen würde, den Regierungen, mit denen die Vereinigten Staaten gegen die Mittelmächte verbunden sind, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, solange die Heere dieser Mächte auf ihrem Boden stehen. Der gute Glauben jeder Diskussion würde von der Zustimmung der Mittelmächte abhängen, ihre Truppen sofort überall aus den besetzten Gebieten zurückzuziehen. — Das war Wilsons Antwort. (Österreich-Ungarn bekam überhaupt keine.) Sie verpflichtete den Präsidenten zu gar nichts und war eigentlich nur ein geschickter Versuch, festzustellen, wie weit die Nachgiebigkeit Deutschlands gehen werde. Außerdem wurde der Abschluß des Waffenstillstandes dadurch hinausgezögert, und das war ja gerade die Absicht des großen Friedensapostels in Washington, oder wenigstens seiner Hintermänner. Die deutsche Regierung freilich gab sich alle Mühe, die Sache so prompt wie möglich zu erledigen, denn schon am 12. Oktober ließ sie folgende Antwort an Wilson gelangen:

„Die deutsche Regierung hat die Sätze angenommen, die Präsident Wilson in seiner Ansprache vom 8. Januar und in seinen späteren Ansprachen als Grundlage eines direkten Rechtsfriedens niedergelegt hat. Der Zweck der einzuleitenden Besprechungen wäre also lediglich der, sich über praktische Einzelheiten ihrer Anwendung zu verständigen.

Die deutsche Regierung nimmt an, daß auch die Regierungen der mit den Vereinigten Staaten verbundenen Mächte sich auf den Boden der Kundgebungen des Präsidenten Wilson stellen.

Die deutsche Regierung erklärt sich im Einvernehmen mit der österreichisch-ungarischen Regierung bereit, zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes den Räumungsvorschlägen des Präsidenten zu entsprechen. Sie stellt dem Präsidenten anheim, den Zusammentritt einer gemischten Kommission zu veranlassen, der es obliegen würde, die zur Klärung erforderlichen Vereinbarungen zu treffen.

Die jetzige deutsche Regierung, die die Verantwortung für den Friedensschritt trägt, ist gebildet durch Verhandlungen und in Übereinstimmung mit der großen Mehrheit des Reichstags. In jeder seiner Handlungen gestützt auf den Willen dieser Mehrheit, spricht der Reichskanzler im Namen der deutschen Regierung und des deutschen Volkes. Solf, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes."

Man muß sich vergegenwärtigen, was Wilson in seinen 14 Punkten gefordert hatte, um die ungeheure Bedeutung dieses Schriftstückes zu verstehen. Der Präsident hatte u. a. verlangt, Wiedergutmachung des „Unrechts von 1870“ und Wiedergutmachung aller Kriegsschäden, also die Abtretung von Elsaß-Lothringen an Frankreich, den Wiederaufbau der in Belgien und Nordfrankreich verwüsteten Städte und Dörfer und Äcker, was ungeheure Summen erfordern mußte. Auch mußte Deutschland in Ausführung der Wilsonschen Bedingungen dem neugeschaffenen polnischen Staate einen Zugang zum Meere schaffen, und das hieß, Danzig abtreten und somit Ostpreußen vom Reiche absperren. Die Note vom 12. Oktober bedeutete somit nicht weniger als das Eingeständnis Deutschlands, daß es den Krieg verloren habe und bereit sei, unter den härtesten Bedingungen Frieden zu schließen.

Trotzdem griff der Präsident nicht etwa mit beiden Händen zu, wie man in Deutschland allgemein erwartet hatte. Er gab zwar sehr rasch eine Antwort, nämlich am 14. Oktober, aber sie war so gehalten, daß sie geradezu die Ehre Deutschlands verletzte. Da hieß es u. a.



Gustav Bauer,
wurde im Oktober 1918 zum Staatssekretär des Reichsarbeitsamts ernannt.
(Phot. H. Noack, Berlin)

„Es muß klar verstanden werden, daß die Entscheidung über die Räumung des Gebiets und die Bedingungen des Waffenstillstands Fragen sind, die der Entscheidung und den Ratschlägen der militärischen Ratgeber der Regierung der Vereinigten Staaten und der assoziierten Mächte vorbehalten sind. Der Präsident erachtet es als seine Pflicht, zu sagen, daß keinerlei Abmachungen durch die amerikanische Regierung angenommen werden können, die nicht absolute und befriedigende Garantien und Sicherheiten bieten, daß die heutige militärische Lage der amerikanischen und alliierten Streitkräfte im Felde aufrecht erhalten bleibt. Der Präsident vertraut, mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß dies ebenfalls die Meinung und Ansicht der alliierten Regierungen ist. Der Präsident meint, daß es seine Pflicht ist, hinzuzufügen, daß weder die amerikanische Regierung noch er selbst überzeugt ist, daß die Regierungen, die mit den Vereinigten Staaten assoziiert sind, dem zustimmen, einen Waffenstillstand in Erwägung zu ziehen, solange die bewaffneten Streitkräfte Deutschlands ihre gesetzwidrigen unmenschlichen Handlungen fortsetzen.

In der gleichen Stunde, wo die deutsche Regierung sich an die amerikanische Regierung mit Friedensvorschlägen wendet, sind die deutschen U-Boote damit beschäftigt, auf der See Schiffe zu versenken und nicht nur diese Schiffe selbst, sondern auch die Rettungsboote, worin die Passagiere und Mannschaften ihr Leben zu retten versuchen. Bei ihrem jetzigen erzwungenen Rückzuge in Flandern und Frankreich fahren die deutschen Heere damit fort, alles zu vernichten. Dies wurde und wird von mir immer als ein direktes Vergehen gegen die Regeln und Bestimmungen der zivilisierten Kriegführung angesehen. Aus Städten und Dörfern, soweit sie nicht völlig zerstört sind, werden alle Dinge, die sie enthalten, geraubt und oft sogar ihre Bevölkerung verschleppt. — Den Regierungen, die mit den Vereinigten Staaten assoziiert sind, darf man nicht zumuten, daß sie einen Waffenstillstand genehmigen, solange diese Taten der Unmenschlichkeit, Raub und Verwüstung fortdauern, die sie berechtigterweise mit brechenden und brennenden Herzen betrachten. — Es ist ebenfalls notwendig, damit keine Möglichkeit des Mißverständnisses besteht, daß der Präsident feierlich die Aufmerksamkeit der Deutschen auf die Bedeutung und den klaren Inhalt eines der Friedenspunkte lenkt, den die deutsche Regierung jetzt angenommen hat. Dieser Punkt ist enthalten in der Rede, die Präsident Wilson am 1. Juli bei Mount Vernon gehalten hat, und lautet: ‚Die Vernichtung jeder willkürlichen Macht, die es in den Händen hat, allein, geheim und aus eigener Willensbestimmung den Weltfrieden zu stören, oder, falls diese Macht gegenwärtig nicht vernichtet werden kann, ihre Herabminderung bis zur tatsächlichen Ohnmacht.‘ Und die Macht, die bis jetzt das Schicksal der deutschen Nation bestimmt hat, ist gerade eine von denen, die der Präsident bei dieser Rede im Auge gehabt hat. — Es liegt in der Macht des deutschen Volkes, das zu ändern. Die Worte des Präsidenten enthalten die berechtigten und naturgemäßen Bedingungen, bevor es zu einem Frieden kommen kann. Wenn es zu einem Frieden kommen soll, muß es durch das Eingreifen des deutschen Volkes selbst geschehen. Der Präsident sieht sich gezwungen, zu sagen, daß die ganze Entwicklung des Friedensschlusses seiner Ansicht nach von der klaren Entschiedenheit, dem genügenden Charakter der Garantien, die in dieser fundamentalen Angelegenheit geboten werden, bestimmt wird. Es ist unvermeidlich, daß die Regierungen, die gegen Deutschland verbündet sind, ohne die Möglichkeit irgendeiner Täuschung wissen müssen, mit wem sie es zu tun haben. Der Präsident wird ferner eine Antwort an die österreichisch-ungarische Regierung senden.“



Dr. Solf,
früher Staatssekretär des Reichskolonialamts, wurde im Oktober 1918 zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes berufen.

Offenherzig und geradezu nannte Wilson diese Antwort. Das war sie nicht, wenigstens nicht in ihrem zweiten Teile. Hätte Wilson offenherzig sein wollen, so hätte er sagen müssen: Jagt eure Regierung zum Teufel. Statt dessen bewegte er sich in unklaren Worten und Wendungen. Er wurde freilich auch so verstanden, ja, seine Worte hatten einen Erfolg, wie er ihn wohl selber kaum erhofft hatte. In der Masse des deutschen Volkes bis weit in die bürgerlichen Kreise hinein setzte sich jetzt die Meinung durch: Alles wäre besser, wenn Deutschland eine Demokratie wäre. Mit einem demokratisch regierten Deutschland würden die feindlichen Republiken, zu denen ja doch schließlich auch England gehörte, ganz anders verhandeln; der Friede käme dann schneller und unter besseren Bedingungen. Diese Stimmung hatten die Führer der Arbeitermassen durch ihre Reden und ihre Presse erzeugt und schürten sie nun aufs eifrigste. Denn den Umsturz der jetzt bestehenden Gewalten wollten sie alle. Es sollte ein Ende gemacht werden mit der Herrschaft der Junker, der Schlotbarone, der Bourgeoisie, ein Ende mit dem „fluchbeladenen Regiment“ der Hohenzollern, dem nun freilich das deutsche Volk mehr verdankte als jemals ein Volk seinem Herrscherhause. So konnte den Demagogen nichts gelegener kommen, als Wilsons versteckte aber deutliche Angriffe auf die deutsche

Monarchie. Sie klangen ihnen wie Musik in die Ohren, denn sie waren ja die Bestätigung ihrer eigenen Ansicht, daß eben nur der Monarchie und der Junkerherrschaft willen die ganze Welt gegen Deutschland in Waffen stehe. — Man muß der Mehrzahl dieser Leute durchaus den guten Glauben zubilligen. Mit ihrer Parteibrille auf der Nase konnten sie nicht weiter sehen. Als acht Monate später der Wilsonfrieden kam, rief ihr geistiges Haupt, Philipp Scheidemann, voll ehrlichen Entsetzens „Die Welt ist um eine Illusion ärmer". Der Mann war also derartig verblendet, daß er meinte, außer ihm und seinesgleichen habe irgend jemand, und nun gar „die Welt", den amerikanischen Humbug ernst genommen.

Die deutsche Regierung gab dem Präsidenten eine Antwort, die deutlich zeigte, daß sie den Frieden haben wollte und haben mußte. Sie legte keine Empfindlichkeit an den Tag über die Vorwürfe, die Wilson ihr gemacht hatte wegen der unmenschlichen Kriegführung, suchte sie nur zu entkräften und gab das Versprechen, daß deutsche U-Boote von nun an nicht mehr torpedieren sollten. Dann wies sie darauf hin, daß die Verfassung des Reiches geändert sei. Die Entscheidung über Krieg und Frieden unterliege in Zukunft der Mitwirkung der Volksvertretung; auch könne in Zukunft keine Regierung ihr Amt antreten oder fortführen, ohne das Vertrauen der Reichstagsmehrheit zu besitzen. Die gegen Deutschland verbündeten Regierungen hätten es zu tun mit einer Regierung, die, frei von jedem willkürlichen und unverantwortlichen Einfluß, getragen werde von der Zustimmung der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes.

Nachdem alle diese Zugeständnisse gemacht waren, geruhte der Präsident der Vereinigten Staaten am 23. Oktober der deutschen Regierung mitteilen zu lassen, daß er „es nicht ablehnen zu können glaube, mit den Regierungen, mit denen die Vereinigten Staaten verbündet seien, die Frage eines Waffenstillstandes aufzunehmen". Es würden aber, so setzte er hinzu „außerordentliche Sicherheiten verlangt werden müssen". Er halte es für seine Pflicht, auszusprechen, daß die Völker der Welt kein Vertrauen in die Worte derer setzen und setzen können, die bisher die Herren der deutschen Politik gewesen sind, und zu wiederholen, daß beim Friedensschluß und bei dem Unternehmen, die unendlichen Gewalttaten und Ungerechtigkeiten dieses Krieges wieder gut zu machen, die Regierung der Vereinigten Staaten einzig und allein mit denjenigen Vertretern des deutschen Volkes verhandeln kann, die als wirkliche Beherrscher Deutschlands eine wahre verfassungsmäßige Stellung zugesichert erhalten haben. Wenn die Vereinigten Staaten jetzt mit den militärischen Beherrschern und monarchischen Autokraten verhandeln sollen, oder wenn es wahrscheinlich ist, daß sie später mit ihnen über die völkerrechtlichen Verpflichtungen des Deutschen Reichs zu verhandeln haben werden, müssen sie nicht Friedensverhandlungen, sondern Übergabe verlangen".

Noch unverhüllter als früher redete Wilson dem deutschen Volke zu, die Monarchie zu beseitigen, Die deutsche Regierung erwiderte darauf:

„Der Präsident kennt die tiefgreifenden Wandlungen, die sich im deutschen Verfassungsleben vollzogen haben und vollziehen. Die Friedensverhandlungen werden von einer Volksregierung geführt, in deren Händen die entscheidenden Machtbefugnisse tatsächlich und verfassungsmäßig ruhen. Ihr sind auch die militärischen Gewalten unterstellt. Die deutsche Regierung sieht nunmehr den Vorschlägen für einen Waffenstillstand entgegen, der einen Frieden der Gerechtigkeit einleitet, wie ihn der Präsident in seinen Kundgebungen gekennzeichnet hat."

## Österreichs Zerfall. Zusammenbruch der Türkei.

Nach dem Zusammenbruche Bulgariens faßte die deutsche Oberste Heeresleitung den Plan, die vordringenden Truppen der Entente an der Donau abzuwehren. Der Plan hatte zur Voraussetzung, daß Österreich-Ungarn der Kampfgenosse Deutschlands blieb. Aber wenige Wochen nach der Waffenstreckung der Bulgaren barst das Reich der Habsburger auseinander.

Los von Österreich! Das war die Losung aller der Slavenvölker geworden, die unter dem Szepter Karls I. lebten, seitdem Rußland völlig zusammengebrochen war. Der ungeheure Druck der Furcht vor dem Zarenreiche hatte früher die Völker Österreichs zusammengehalten. Nachdem dieser Druck aufgehört hatte, strebten sie auseinander und wollten nicht mehr von Wien aus regiert werden. Am entschiedensten gingen die Tschechen vor. Die Zeiten, in denen auf dem Markte von Prag Deutsche und Tschechen gemeinsam „Die Wacht am Rhein" gesungen hatten, waren längst vorüber. Die maßlose Verhetzung, die bald nach dem kurzen Begeisterungsrausche von seiten der national-tschechischen Führer eingesetzt hatte, trug im Laufe des Krieges immer reichere Früchte und vergiftete schließlich das ganze Volk. Auf die tschechischen Truppen war kein Verlaß mehr. Ganze Regimenter gingen mit ihren Offizieren zu den Russen über und bildeten dort eine besondere, die tschecho-slowakische Armee. Nachdem Karl I. die Häupter der tschechischen Verhetzer, Kramarsch und Genossen, begnadigt hatte, konnten die zu den russischen Bolschewisten desertierten Soldaten, wenn sie gefangen wurden, nicht mehr bestraft werden, denn wie konnte man die Verführten bestrafen, wenn man die Verführer frei ausgehen ließ.

Das Abgeordnetenhaus in Wien war im Sommer 1918 der Schauplatz der wildesten Kämpfe. Am 21. Juli brachten die Tschechen den Ministerpräsidenten Seidler zu Fall, der ihnen scharf entgegengetreten war, der ausgesprochen hatte, das Rückgrat des vielgestaltigen Reiches sei das deutsche Volk und werde es immer bleiben. An seine Stelle trat der Freiherr Hussarek von Heinlein, und der erreichte nun wenigstens die Bewilligung des vorläufigen Staatshaushaltsanschlags

und der Kriegskredite, aber mit einer sehr, sehr schwachen Mehrheit. Im August wurde bekannt, daß er den Plan hege, Österreich in einen Bundesstaat zu verwandeln, und daß die Krone diesem Plane geneigt sei. Dann wurde das wieder von halbamtlicher Seite in Abrede gestellt, und die österreichischen Bischöfe erließen sogar einen gemeinsamen Hirtenbrief, in dem sie sich gegen die Zersplitterung der Monarchie wandten. Aber der bekannte Pazifist Professor Lammasch arbeitete insgeheim mit Feuereifer für den Plan, und die Regierung stand ihm schwerlich fern. So wie die Dinge nun einmal lagen, war es vielleicht das einzige, was Österreich noch retten konnte, freilich ein anderes Österreich als es bisher gewesen war. Aber die österreichische Staatskunst hatte mit der deutschen eines gemein: Sie kam immer zu spät. Ein Jahr früher wären vielleicht die einander feindlichen Nationen noch in ein loses Staatsgefüge unter gemeinsamem habsburgischen Szepter zusammenzuhalten gewesen, jetzt war die gegenseitige Erbitterung viel zu hoch gestiegen. Am 5. Oktober ereignete sich etwas in Österreich noch nie Dagewesenes: Die Deutschen stellten zum ersten Male ein festes Programm auf und waren zum ersten Male einig. Sie wollten nicht mehr das Rückgrat dieses vielgestaltigen Staates sein und ihre Mühe darauf verwenden, ihn zusammenzuhalten, sondern sie erklärten: „Hinfort wird die Zukunft unseres eigenen Volkes unsere einzige Sorge sein, und wir fordern deshalb auch für uns das volle uneingeschränkte Selbstbestimmungsrecht und die Errichtung eines selbständigen deutsch-österreichischen Staates, der alle deutschen Minderheiten schützen und schirmen wird." Bürgertum und Sozialdemokratie bekannten sich einmütig zu diesen Sätzen. Damit war das alte Österreich zum Tode verurteilt, denn es hatte seine letzte Stütze verloren. Das begriff auch Se. apostolische Majestät in Wien und erließ am 16. Oktober einen Aufruf „An meine getreuen österreichischen Völker", worin er die Umwandlung des Reiches diesseits der Leitha in einen Staatenbund verkündete und mitteilte, daß seine Regierung beauftragt sei, zum Neuaufbau Österreichs ohne Verzug alle Arbeiten vorzubereiten. Alles zu spät, viel zu spät! Die Völker waren nicht mehr getreu und nicht mehr österreichisch. In Prag war die tschechische Republik ausgerufen, in Wien vereinigten sich die rumänischen Abgeordneten zu einem rumänischen Nationalrat, in Agram trat ein südslavischer Nationalrat zusammen, ja sogar die 600000 Nachkommen Abrahams in Ostgalizien kündigten dem österreichischen Ministerpräsidenten an, daß sie nach dem Rechte der Selbstbestimmung zur Gründung eines Nationalrates schreiten würden. Der südslavische Nationalrat in Agram erklärte die Vereinigung der Kroaten, Slovenen und Serben zu einem einheitlichen, vollkommen souveränen, demokratischen Staatswesen und lehnte das kaiserliche Manifest ab. Die Tschechen taten dasselbe, forderten auch Teile von Ungarn für ihren Staat. Wilson erkannte in einer Note an die österreichische Regierung die Tschecho-Slowaken ausdrücklich als kriegführende Macht an und verlangte, daß die Wiener Regierung die Prager Rebellen und die desertierten Soldaten auch als kriegführende Macht anerkenne — wohl der blutigste Hohn, der einer Regierung jemals geboten worden ist. Es ging zu Ende mit Österreich, und Karl der Erste und Letzte sorgte dafür, daß das Ende kein ehrenvolles war. Hussarek trat zurück, in seine Stelle wurde Lammasch berufen. Burian trat zurück, ihm folgte Andrassy, und der richtete an Lansing eine Note, worin er die Tschecho-Slowaken als gleichberechtigte kriegführende Macht anerkannte. Am 27. Oktober bot dann Österreich-Ungarn der Entente einen Sonderfrieden an. Das war der Lohn für die „Nibelungentreue", die das Deutsche Reich unter Führung seines romantischen Kaisers dem verrotteten Habsburgerstaate vier furchtbare Kriegsjahre hindurch gehalten hatte. Aber wenn Karl I. gemeint hatte, durch den Verrat an seinem Bundesgenossen die wankende Krone auf seinem Haupte neu zu festigen, so sah er sich bitter enttäuscht. Die Staaten, die sich aus den Trümmern Österreichs bildeten, wollten überhaupt keinen Herrscher mehr, am wenigsten ihn, der allen ein Fremdling war. In Ungarn, d. h. in Budapest, brach am 28. Oktober die Revolution aus. Die Führung hatte zunächst der Graf Karolyi, der Gegner des Grafen Tisza, schon längst ein Feind des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses. Die Truppen wurden zum Teil in blutigen Kämpfen überwältigt, zum Teil gingen sie zu den Aufständischen über. Tisza wurde am 31. Oktober ermordet. Er war ein Mann von ungeheurer Willenskraft und ebenso ungeheurer Beschränktheit und gehörte zu den Leuten, die den Weltkrieg verursacht und die Schuld daran haben, daß er verloren ging. Als im Juli 1914 Graf Berchtold und seine Kollegen in schändlicher Leichtfertigkeit dahin drängten, daß der Konflikt mit Serbien auf kriegerischem Wege ausgetragen werde,



Vizeadmiral Behnke.
(Phot. Urbahns, Kiel.)



Graf Brockdorff-Rantzau,
wurde im Dezember 1918 zum Staatssekretär des Äußeren ernannt.
(Phot. Alex Binder, Berlin.)

war er freilich der einzige im Ministerrat, der dem widersprach. Aber durch die von ihm veranlaßten wirtschaftlichen Maßnahmen gegen Serbien, die einer halben Erdrosselung gleichkamen, hatte er das Volk der Karageorgiewitsche überhaupt erst zum Todfeinde Österreich-Ungarns gemacht. Er war die stärkste Stütze des Bündnisses mit Deutschland, aber die Deutschen in Ungarn hatte er, ebenso wie die Rumänen, vor dem Kriege mit der größten Roheit national vergewaltigt. Er wollte den Sieg in Gemeinschaft mit Österreich, aber daß Österreich in Hungersnot geriet, war zum großen Teile sein Werk. Alles hatte er getan aus glühender Liebe zu seinem Volke, das er reich und groß machen wollte, aber er war zu borniert, um begreifen zu können, daß dieses Volk sich selbst am besten nützte, wenn es schwere Opfer brachte. Immerhin wäre er wohl der einzige Mann gewesen, der Ungarn vor dem hätte bewahren können, was ihm bevorstand. Ungarn wurde erst eine bürgerliche, dann eine sozialistische, dann eine bolschewistische Republik und somit der Schauplatz furchtbarer und greuelvoller Ereignisse, deren Schilderung aber nicht hierher gehört.

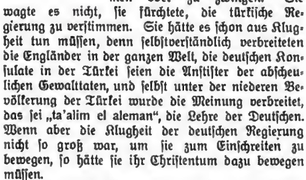
Auch nicht ein einziges der österreichisch-ungarischen Kronländer hielt am Herrscherhause fest, alle wollten Republiken werden. In den letzten Oktobertagen war der Kaiser mit seiner Familie aus Wien abgereist, und die Abreise war einer Flucht sehr ähnlich gewesen. Er fuhr nach seinem Schlosse Gödöllö und empfing hier die Nachrichten vom Abfall aller seiner Länder. Nach langen Verhandlungen, in denen er wenigstens den einen oder den anderen Thron zu retten suchte, aber überall vergeblich anklopfte, entsagte er der Herrschaft und zog sich nach der Schweiz zurück.

Das k. u. k. Heer hatte noch eine ganze Zeit lang zusammengehalten, als der Staat Österreich schon zerfallen war. Im September lebte in Italien die Kampftätigkeit auf allen Teilen der Front kräftig auf. Meist gingen die Angriffe von den Italienern und ihren Verbündeten aus, aber auch die österreichisch-ungarischen Truppen waren noch zu Angriffen fähig, obgleich im großen und ganzen die Stimmung der Leute keine gute war und viele Desertionen und Verrätereien vorkamen. Aber da und dort errangen sie noch Sturmerfolge, und die Italiener wurden überall abgewehrt. Ende September und Anfang Oktober fanden keine Kämpfe von Bedeutung statt. Aber am 11. Oktober begannen schwere italienische Angriffe in den Sieben Gemeinden, die nur mit größter Mühe zurückgeschlagen wurden. Am 29. erfolgten italienische und englische Großangriffe an der venetianischen Gebirgsfront, am 25. und 26. wurde an der Brenta erbittert gerungen und die k. u. k. Truppen hielten sich so gut, daß der Heeresbericht sagen konnte: „Die Leistungen unserer Truppen stehen gegen die größten Waffentaten früherer Schlachten nicht zurück.“ Am 27. Oktober griffen die Italiener an der Brenta wieder an und setzte der Ententeangriff an der Piave ein, der mit solcher Wucht und Übermacht erfolgte, daß die österreichische Heeresleitung den Entschluß faßte, die Stellungen nach rückwärts zu verlegen und dort weiterzukämpfen. Das geschah am 28. — aber am 29. Oktober war allgemein bekannt geworden, was in der Heimat geschehen war, und da brach das Heer, das nicht mehr wußte, für wen und für was es eigentlich noch kämpfen sollte, völlig auseinander. Es verließ seine Stellungen und ging eilig zurück, und an manchen Orten begannen sogar Kämpfe zwischen den Truppen der verschiedenen Nationalitäten. Die Heeresleitung sah sich gezwungen, den Feind eiligst um Waffenstillstand anzugehen, damit sie wenigstens die Trümmer des Heeres retten konnte, und sie erhielt ihn am 2. November. Seine Bedingungen waren beispiellos hart, wie es nicht anders zu erwarten war. Die gänzliche Abrüstung der Armee, die sofortige Räumung der besetzten Gebiete und deren Evakuierung wurden selbstverständlich gefordert, aber auch die Rückgabe aller Kriegsgefangenen ohne Gegenseitigkeit, die Übergabe des größten Teiles der Flotte, das Recht auf jeden strategisch wichtigen Punkt in Österreich-Ungarn und alle Bahnen und Transportmittel. Die Blockade sollte bestehen bleiben. Der letzte Habsburg-Lothringer fand die Bedingungen so empörend, daß er sie nicht unterzeichnen wollte, sondern seinen Generalen mitteilte, er werde von nun an die Oberste Militärgewalt nicht mehr ausüben — eine kindische Abschiebung der Verantwortung auf andere Schultern, die nichts an der Tatsache änderte, daß Österreich-Ungarn mit dem Zusammenbruch seines Heeres aufgehört hatte zu bestehen.

Die Türkei war durch den Zusammenbruch Bulgariens in eine völlig hoffnungslose Lage gekommen. Nachdem die bulgarische Armee, die an der Struma Konstantinopel beschützt hatte, nicht mehr bestand, war die Stadt aufs äußerste bedroht. Sie war es um so mehr, als die Engländer in Syrien einen großen entscheidenden Sieg errungen hatten. Noch Anfang September klangen die türkischen Berichte über die Lage in Palästina durchaus hoffnungsvoll. Am 5. September scheiterten große englische Angriffe bei Jerusalem. Aber am 23. September wurde die am Jordan stehende türkische Armee geschlagen und mußte sich unter schweren Verlusten zurückziehen. Sie ging auf Damaskus zurück, die Engländer folgten ihr in raschem Vorschreiten. Wie zerrüttet das türkische Heer war, zeigte die Übergabe einer Truppe von 10000 Mann bei Ammon am 29. September. Am 2. Oktober schon fiel Damaskus in die Hände der Sieger. Am 6. Oktober meldeten die Engländer 71000 Gefangene, darunter 3000 Deutsche. So wurde hier ein großes englisches Heer frei zur Verwendung gegen Konstantinopel. Deutschland war nicht in der Lage, namhafte Verstärkungen zu schicken, Österreich-Ungarn noch viel weniger, und so kam, was kommen mußte. Am 14. Oktober trat Enver Pascha von seinen Ämtern zurück, und die Türkei bat Wilson um Herbeiführung des Friedens. Am 27. Oktober trat sie mit den Eng

ländern in direkte Waffenstillstandsverhandlungen ein, die am 31. Oktober zum Abschluß kamen. Die Türkei hatte bedingungslos kapituliert.

So war denn von den großen Hoffnungen, mit denen man einst in Deutschland den Eintritt der Türkei in den Krieg begrüßt hatte, nur eine in Erfüllung gegangen: Es war dadurch bis zum Kriegsende die Abschnürung Rußlands und später Rumäniens von seinen europäischen Verbündeten aufrecht erhalten worden. Das war immerhin nicht wenig. Aber der Angriff auf den Suezkanal, das Hineintragen des heiligen Krieges nach Indien und vieles andere, was das deutsche Publikum im Anfang des Krieges erhofft und erwartet hatte, war ausgeblieben. Der heilige Krieg hatte gewiß bedeutende Kräfte entfesselt, vielleicht wäre ohne seine Verkündigung die Türkei schon nach kurzer Zeit zusammengebrochen, aber es zeigte sich, daß keine religiöse Begeisterung die entsetzliche Mißwirtschaft aufwiegen konnte, die im Lande der Muselmanen überall herrschte. Schmutz, Liederlichkeit, Unordnung, Bestechlichkeit waren seit Jahrhunderten dort zu Hause, und die Reformen der Jungtürken hatten zumeist nur auf dem Papier gestanden. Daran ging die Türkei vor allem zu Grunde. Die Tapferkeit des Heeres dagegen hatte sich auch diesmal bewährt, wie von jeher. Die Türken sind tapfer kämpfend untergegangen. Aber daß ihr Untergang unverdient gewesen wäre, wird niemand sagen können, der weiß, welche kaum auszudenkenden Scheußlichkeiten sie sich im Kriege haben zuschulden kommen lassen. Daß sie die Gefangenen wenigstens leidlich behandelten, dafür sorgten die Deutschen, wo sie konnten. Dagegen legte ihnen die deutsche Regierung nichts in den Weg, als sie in ihrem Reiche eine große Armenierverfolgung in Szene setzten. Schon in früheren Zeiten bis in die neuere Zeit hinein hatten Armenierverfolgungen in der Türkei stattgefunden, aber England hatte sich der Bedrängten sehr ernstlich angenommen und mehrmals durch seine Drohnoten die türkische Regierung veranlaßt, gegen die Greuel einzuschreiten. Jetzt, da Englands Druck nicht wirkte, wollten die Türken, wie es scheint, die Gelegenheit benutzen, sich ihrer Armenier zu entledigen. Besondere Veranlassung dazu war wohl der durch den heiligen Krieg neu angefachte religiöse Fanatismus und zahlreiche Verrätereien, die von Armeniern begangen worden waren. Denn allerdings ist dieses Volk keineswegs das, was fromme Traktätlein aus ihm machen. Es ist das in der Türkei, was die Juden in Galizien, Polen, Rußland sind, womit alles gesagt ist. Aber durch nichts zu rechtfertigen und durch nichts zu entschuldigen ist die grauenvolle Bestialität, mit der die Türken gegen das ihnen unbequeme, übrigens an Intelligenz weit überlegene Volk wüteten. Zu Tausenden wurden sie erschlagen und erschossen, zu Zehntausenden „deportiert", d. h. aus ihren Wohnungen gerissen und irgendwo in große Lager zusammengepfercht, so ähnlich, wie es einst die christlichen Engländer mit den Frauen und Kindern der Buren getan hatten und wie es die christlichen und noch dazu ritterlichen Franzosen mit den deutschen Gefangenen da und dort getan haben. Viele Hunderttausend Menschen, Männer und Frauen, Greise und Kinder, sind durch Hunger oder Mißhandlungen, Schändungen und andere Grausamkeiten hingemordet worden. Das deutsche Volk erfuhr von allen diesen Schändlichkeiten, dank seiner trefflichen Pressezensur während des Krieges, so gut wie nichts. Die christlichen Kreise, die davon unterrichtet waren, durften nichts in die Öffentlichkeit bringen. Die deutsche Regierung wußte fast alles, sie wußte es durch den Feldmarschall von der Goltz, der mehrmals gedroht hat, seinen Abschied zu nehmen, wenn die Schandtaten nicht aufhörten, sie wußte es durch ihre Botschaft in Konstantinopel, aber sie hat nicht die Kraft gefunden, ihre Bundesgenossen, die doch in allen Dingen von deutscher Hilfe abhängig waren, zum Aufgeben der größten Christenverfolgung der neueren Zeit zu bestimmen oder zu zwingen. Sie wagte es nicht, sie fürchtete, die türkische Regierung zu verstimmen. Sie hätte es schon aus Klugheit tun müssen, denn selbstverständlich verbreiteten die Engländer in der ganzen Welt, die deutschen Konsulate in der Türkei seien die Anstifter der abscheulichen Gewalttaten, und selbst unter der niederen Bevölkerung der Türkei wurde die Meinung verbreitet, das sei „ta'alim el aleman", die Lehre der Deutschen. Wenn aber die Klugheit der deutschen Regierung nicht so groß war, um sie zum Einschreiten zu bewegen, so hätte sie ihr Christentum dazu bewegen müssen.





Staatsminister Dr. Helfferich.

Es ist ja wohl möglich, ja, es ist leider anzunehmen, daß der Kaiser von allen diesen Dingen nichts wußte, wie ihm denn alles Unangenehme, Sterbefälle, Niederlagen und dergleichen, nach Möglichkeit verheimlicht wurden, weil seine Umgebung der Meinung war „Majestät braucht Sonne". Aber um so furchtbarer wäre dann die Schuld der Leute, die Zutritt zu ihm hatten und ihn nicht aufklärten. Besonders für seine Hoftheologen, die diese Dinge wissen mußten, so gut wie sie die Missionsdirektoren usw. wußten, wäre es eine unverzeihliche Schuld und eine Versündigung an ihrem

Volke. Denn die furchtbaren Bluttaten unserer Bundesgenossen, die Deutschland hätte verhindern müssen und ohne Zweifel auch hätte verhindern können, bilden einen schwarzen Fleck auf dem Schilde der deutschen Ehre, der nicht wegzuwischen ist, und diese Greuel sind nicht von dem Feinde erfunden und erlogen, wie die angeblich in Belgien verübten Greuel, sondern sie sind eine grauenvolle Wahrheit.

## Die Revolution in Deutschland.

„Er war nicht unbegabt; die Geisteskräfte
Genügten für die laufenden Geschäfte."

Dieser Vers des niederdeutschen Humoristen könnte jedem deutschen Reichskanzler, der nach Bismarck die Zügel des Reiches in den Händen hatte, auf den Grabstein geschrieben werden. Nur auf den letzten würde er nicht passen. Nicht einmal in ruhigen Zeiten hätte Prinz Max von Baden den Posten eines deutschen Reichskanzlers bekleiden können, denn ihm fehlte das, was der Staatsmann neben der Festigkeit des Willens am meisten bedarf — die Klarheit des Geistes. Im Januar 1918 schrieb er an seinen Vetter, den Prinzen Alexander v. Hohenlohe, Sätze wie die folgenden:

„Die Blätter der Linken, voran die mir höchst unsympathische „Frankfurter Zeitung", loben mich durch ein Brett, obgleich ich deutlich genug die demokratische Parole und die Schlagworte der Parteien zumal im Parlamentarismus sammele, The world is out of joy and peoples minds out of balance. Ein Wort sachlicher Vernunft, ernstgemeinten praktischen Christentums und nicht sentimentaler menschlicher Gesinnung können sie bei ihrer suggerierten Verrücktheit einfach nicht mehr au pied de la lettre setzen, sondern müßte es erst durch den Dreck und Schlamm ihrer entstellenden Torheit hindurchziehen, um es ihrer niedrigen Gesinnung anzupassen." (Man beachte auch das Deutsch dieses deutschen Prinzen!)

In demselben Briefe „lehnte er den westlichen Parlamentarismus für Deutschland und Baden ab" und nannte „die sogenannte Friedensresolution vom 19. Juli 1917 „ein scheußliches Kind der Angst und der Berliner Hundstage" und wünschte „möglichst große Vergütungen in irgendwelcher Form, damit wir nach dem Kriege nicht zu arm werden." Und dieser selbe Mann, der das im Januar 1918 schrieb, also doch wohl auch dachte und meinte, ließ sich im Oktober 1918 von den Mehrheitsparteien zum Kanzler machen und bildete eine Regierung aus Führern dieser Parteien. Demnach war er ein vollkommen unklarer Kopf.

Das, wofür er in der Zeit seiner Kanzlerschaft arbeitete, war neben der Herbeiführung des Wilsonfriedens die Einführung des Parlamentarismus in Deutschland und die Durchführung des allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrechts in Preußen. Am 8. Oktober stimmte der Bundesrat dem Entwurfe eines Gesetzes zu, durch das die Bestimmung der Reichsverfassung aufgehoben wurde, daß Mitglieder des Reichstages ihren Sitz verlieren, wenn sie ein besoldetes Reichs- oder Staatsamt annehmen. Es sollten also in Zukunft Mitglieder des Reichstags zugleich der Reichsleitung angehören können. Das war der erste Schritt zur Parlamentarisierung des Reichs. Dann wurde ein Gesetz angekündigt, das dem Reichstag die Mitwirkung bei der Entscheidung über Krieg und Frieden zusprach. Der Reichskanzler sollte dem Reichstage verantwortlich sein. Der Kriegsminister sollte die Ernennung der höheren Offiziere des Landheeres, der Marineminister die der höheren Seeoffiziere gegenzeichnen. Alle diese Vorschläge der Regierung wurden vom Reichstage, d. h. von den Mehrheitsparteien des Reichstags, angenommen. Eine weitgehende Amnestie befreite alle politischen Verbrecher aus dem Gefängnis oder dem Zuchthaus. So wurden die Abgeordneten Liebknecht und Dittmann, die wegen Aufhetzung des Volkes der Straße gefangen saßen, befreit und ihrer segensreichen Wirksamkeit zurückgegeben. In Preußen kam im Abgeordnetenhause und im Herrenhause unter dem Drucke von oben und unten eine Mehrheit für das demokratische Wahlrecht zustande, doch sollte die Verhältniswahl eingeführt werden, die den bürgerlichen Minderheiten in den Großstädten eine Vertretung sicherte. Das Herrenhaus sollte ganz umgestaltet werden. Die Vertretung des Grundbesitzes wollte man einschränken, Vertreter der Arbeiter und Angestellten hineinberufen und jede Stadt von 200000 Einwohnern sollte einen Abgeordneten zu entsenden haben. Die ganze Neuordnung des Reiches und Preußens bedeutete einen Sieg der Demokraten und noch mehr der Sozialdemokraten auf der ganzen Linie. Am 4. November veröffentlichten der demokratische Prinz und sein Ministerium einen Aufruf:

An das deutsche Volk!

„Wir müssen diese schweren Tage und ihre Folgen überwinden. Heute schon müssen wir arbeiten für die glücklichen Zeiten, auf die das deutsche Volk ein Anrecht hat. Die neue Regierung ist am Werk, diese Arbeit zu leisten. Wichtiges ist erreicht:

Das gleiche Wahlrecht in Preußen ist gesichert.

Eine neue Regierung hat sich aus den Vertretern der Mehrheitsparteien des Reichstags gebildet.

Der Reichskanzler und seine Mitarbeiter bedürfen zu ihrer Amtsführung das Vertrauen des Reichstags und damit des Volkes.

Grundlegende Rechte sind von der Person des Kaisers auf die Volksvertretung übertragen worden.

Kriegserklärung und Friedensschluß unterliegen der Genehmigung des Reichstages.

Die Unterstellung der Militärverwaltung unter den verantwortlichen Reichskanzler ist durchgeführt.

Eine weitgehende Amnestie ist erlassen.

Preßfreiheit und Versammlungsrecht sind gewährleistet."

Nun sollte, so hieß es weiter in dem Erlasse, das Volk mithelfen, daß Deutschland ein Volksstaat werde, der an politischer Freiheit und sozialer Fürsorge hinter keinem Staate der Welt zurückstehe. Deshalb sollte sich das Volk nicht von Phantasten sinnlos und nutzlos in neues Elend und Verderben hineintreiben lassen. Selbstzucht und Ordnung täten not.



Die heimkehrenden Truppen werden von Kindern der an der Heerstraße im Schwarzwald liegenden Höfe geschmückt. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Professor Curt Liebich.

Das freisinnige Bürgertum war nun wohl bereit, mit dem Errungenen zufrieden zu sein, und auch die ruhigeren, vernünftigeren unter den Arbeitern hörten auf die Warnung vor den Phantasten, die sie ins Elend treiben würden. Aber das eigentliche Proletariat hörte nicht darauf, hielt das Erreichte für eine erbärmliche Halbheit und wollte mehr, viel mehr. Es wollte nicht die Demokratie, sondern die Diktatur der Massen. Die Gedanken der Bolschewisten waren in die großstädtischen Massen eingedrungen, und zwar in einem Maße, wie es noch vor einem halben Jahre niemand für möglich gehalten hätte. Besonders in Berlin hatten die Bolschewisten mit gewaltigem Erfolge gearbeitet. Bis gegen Ende Oktober hatte sich in Berlin als Geschäftsträger der Sowjet-Republik der russische Jude Japheph genannt Joffe aufgehalten, bis er auf Drängen der Heeresleitung entfernt worden war. Auch diese Maßregel war zu spät gekommen, denn er hatte seine Zeit in Berlin trefflich zu nutzen verstanden. Er hatte seinen Stammesgenossen Oskar Cohn und Hugo Haase rund 1½ Million Mark „als ersten Revolutionsfonds" gegeben. Am 16. Dezember erklärte er, Cohn außerdem die Verfügung über 40 Millionen Mark gegeben zu haben. Der erklärte dann freilich, er habe sie nicht zu Revolutionszwecken gebraucht, doch ist es niemals festgestellt worden, zu welchen Zwecken sie sonst verwendet worden sind. Daß zur Revolutionierung des Volkes Geld, viel, sehr viel Geld nötig war, kann man aus dem Geständnis eines gewissen Vater, Mitglied des Magdeburger Soldatenrats, ersehen, der im Januar 1919 erklärte:

„Wir haben unsere Leute, die an die Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt. Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftslosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Und so hat sich der Verfall allmählich aber sicher vollzogen."

Ja, so hat sich der Verfall vollzogen, beim Heere und in der Heimat. Die Revolution und damit der vollkommene Zusammenbruch war überall, mit Hilfe russischen Geldes, wohl vorbereitet und hätte nur noch aufgehalten werden können, wenn der Kaiser oder ein von ihm beauftragter General sie mit Hilfe zuverlässiger Truppen in Blut erstickt hätte. Dazu war Wilhelm II. nicht der Mann. Er befand sich im Großen Hauptquartier, und dort erfuhr er durch den Minister Drews, daß die Sozialdemokraten seine Abdankung forderten. Er lehnte sie ab, weil sie nach seiner Meinung eine völlige Anarchie und ein Überhandnehmen der bolschewistischen Ideen zur Folge haben würde. Dafür wollte er die Verantwortung nicht übernehmen. Am 7. stellten die Sozialdemokraten der Reichsregierung ein Ultimatum, worin sie erklärten, wenn bis zum 8. November mittags der Thronverzicht des Kaisers nicht vorliege, so würden sie aus der Regierung austreten. Daraufhin telegraphierte Max von Baden dem Kaiser, auch er halte seine Abdankung für notwendig und könne nicht Kanzler bleiben, wenn sie nicht erfolge. Der Kaiser erwiderte, er bitte ihn, die Geschäfte weiterzuführen, bis sein endgültiger Beschluß vorliege. Er schwankte in schweren Seelenkämpfen hin und her, und in seiner Umgebung stärkte ihm niemand den Rücken zum Ausharren. Der Mann, der ihn vielleicht dazu hätte vermögen können, war nicht mehr im Großen Hauptquartier. Am 26. Oktober hatte Ludendorff seinen Abschied erbeten und in Ungnaden erhalten. Am 9. November erfuhr Wilhelm II., daß er dem Thron entsagt habe. Max von Baden gab mittags einen Erlaß bekannt, der folgenden Wortlaut hatte:

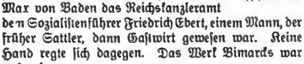
„Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Thron zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch solange im Amte, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind. Er beabsichtigt, den Regenten die Ernennung des Abgeordneten Ebert zum Reichskanzler und die Vorlegung eines Gesetzentwurfes wegen der sofortigen Ausschreibung allgemeiner Wahlen für eine verfassunggebende deutsche Nationalversammlung vorzuschlagen, der es obliegen würde, die künftige Staatsform des deutschen Volkes einschließlich der Volksteile, die ihren Eintritt in die Reichsgrenze wünschen sollten, endgültig festzustellen. Der Reichskanzler: Max, Prinz von Baden."

In Wahrheit hatte der Kaiser noch gar nicht abgedankt, und wenn der Erlaß eine Fälschung genannt wird, so kann dem schwerlich widersprochen werden. Der Prinz war des Glaubens, der Kaiser werde auf alle Fälle abdanken müssen, und hielt die sofortige Verkündigung des Thronverzichtes für unumgänglich nötig, um wenigstens die Monarchie in Preußen und damit in allen deutschen Bundesstaaten zu retten. Denn am selben Tage hatten sämtliche Arbeiter in Berlin die Arbeit niedergelegt, und die Truppen verbrüderten sich zum Teil mit ihnen. So meinte er, die Massen zu beschwichtigen, indem er ihnen die Erfüllung des sozialdemokratischen Hauptwunsches verkündete. Aber der Stein war ins Rollen gekommen, nichts hielt ihn mehr auf. Die Mehrheitssozialisten erkann-



Generalfeldmarschall v. Hindenburg begrüßt in Wilhelmshöhe die aus dem Felde zurückkehrenden Truppen vor ihrem Einmarsch in Cassel.

ten, daß sie die Massen nicht mehr zügeln könnten und daß sie mittun müßten, wenn sie nicht ihren Einfluß verlieren wollten. Vielleicht auch haben sie den Ausbruch der Revolution selbst begünstigt, wenigstens hat Scheidemann später erklärt, er habe als Staatssekretär nichts zugelassen, was zu ihrer Eindämmung hätte führen können. Genug, die beiden sozialdemokratischen Parteien fanden sich am Vormittag des 9. November wieder zusammen und beschlossen, gemeinsam eine sozialistische Regierung zu bilden. Um ein Uhr rief Scheidemann von einem Fenster des Reichstagsgebäudes die deutsche Republik aus, und um drei Uhr übertrug Max von Baden das Reichskanzleramt dem Sozialistenführer Friedrich Ebert, einem Mann, der früher Sattler, dann Gastwirt gewesen war. Keine Hand regte sich dagegen. Das Werk Bimarcks war zerbrochen.





General von Winterfeldt,
Vertreter der Obersten Heeresleitung.
(Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)

Inzwischen hatten die Waffenstillstandsverhandlungen begonnen. Nachdem die deutsche Regierung, allerdings unter Protest gegen den Vorwurf unmenschlicher Kriegführung, den unbedingten Unterseekrieg eingestellt hatte, ließ ihr Wilson durch Lansing die Nachricht zukommen, daß er bei den ihm verbündeten Mächten die Geneigtheit zum Verhandeln erreicht habe. „Der Präsident", so hieß es in der amerikanischen Note vom 3. November, „hat ein Memorandum erhalten, das die Anerkennungen der verbündeten Regierungen enthält und folgendermaßen lautet:

Die verbündeten Regierungen haben sich mit dem Notenwechsel, der zwischen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und der deutschen Regierung erfolgt ist, beschäftigt, **und sie erklären nach den ihnen gewordenen Mitteilungen ihre Bereitwilligkeit, mit der deutschen Regierung Frieden zu schließen auf Grund der Bedingungen, die der Präsident in seiner Ansprache an den Kongreß vom 8. Januar 1918 dargelegt hat, und ebenso auf Grund der Prinzipien, die er in seinen folgenden Ansprachen zum Ausdruck gebracht hat.** Sie müssen jedoch darauf hinweisen, daß der gewöhnlich so genannte Begriff der Freiheit der Meere verschiedene Auslegungen zuläßt, von denen sie einige nicht annehmen können. Sie müssen sich deshalb über diesen Gegenstand beim Eintritt in die Friedenskonferenz volle Freiheit vorbehalten. Ferner hat der Präsident in den in seiner Ansprache an den Kongreß vom 8. Januar 1918 niedergelegten Friedensbedingungen erklärt, daß die besetzten Gebiete nicht nur geräumt und befreit, sondern auch wiederhergestellt werden müssen. Die alliierten Regierungen sind der Ansicht, daß Deutschland für alle durch seine Angriffe zu Land, zu Wasser und in der Luft der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum zugefügten Schäden Ersatz leisten soll."

Daraufhin begannen am 7. November seitens der deutschen Obersten Heeresleitung die Verhandlungen mit dem Marschall Foch.

Wie stand nun Deutschland in diesem Augenblicke in militärischer Hinsicht da?

Von Anfang Oktober an war das deutsche Heer beständig auf allen Punkten zurückgezogen. Am 5. Oktober erfolgte ein Rückzug im Raume von Arras. Am 9. Oktober zogen sich die Deutschen zwischen Cambrai und St. Quentin unter Verlusten zurück. Am 11. setzten sie ihre rückzügige Bewegung weiter fort und räumten den Damenweg. Am 13. überließen sie den Feinden Laon. Am 17. gaben sie Lille, Ostende, Tourcoing, Roubaix und Douai auf. Am 18. räumten sie Brügge, Tint und Kortryk. Am 20. gingen sie an einem Punkte wieder einmal zum Angriff über und eroberten Romeries und Amerval zurück. Am 22. räumten sie die Brückenköpfe an der Serre und Souche. Am 27. Oktober fand eine Rückverlegung der deutschen Linien zwischen Oise und Serre statt. Am 31. Oktober wurden die Deutschen durch starke feindliche Angriffe zu weiterem Rückzuge gezwungen. Am 1. November zogen sie aus Valenciennes ab. Am 2. November erfolgte der deutsche Rückzug zwischen Lys und Schelde, an den folgenden Tagen ging die ganze deutsche Front zurück. Aber ein Durchbruch war den Heeren Fochs trotz der ungeheuersten Anstrengungen, trotz ihrer Übermacht und fast täglicher Großangriffe doch nicht gelungen. Noch stand die deutsche Front, und wenn einzelne Regimenter sich schlecht schlugen, so schlugen sich andere um so besser, und gerade jetzt wurde von vielen Truppenteilen, abgekämpft und übermüdet, wie sie waren, ein wahres Heldentum im treuen Ausharren an den Tag gelegt. Dieses Heer war noch lange nicht kampfunfähig. Wäre das deutsche Volk noch einmal aufgestanden, so hätte es mit diesen Truppen den Krieg noch den ganzen Winter hindurch führen und sicherlich einen anderen Frieden erringen können, als es erhielt.

Sicher sah Foch in der deutschen Obersten Heeresleitung, als die Verhandlungen begannen, noch einen starken und gefährlichen Gegner, dem er zwar schwere, aber doch nicht unerträgliche Bedingungen auferlegen wollte. Aber der Ausbruch der Revolution veränderte die Lage Deutschlands von Grund aus. Der Marschall soll dem General von Winterfeldt, einem der deutschen Unterhändler, mit dürren Worten erklärt haben, Deutschland habe nicht mehr den Anspruch auf die Rücksichten, die man noch vor einigen Tagen hätte nehmen müssen. Sollte das Wort nicht gefallen sein, so hat doch der französische Marschall demgemäß gehandelt. Von Wilsons 14 Punkten und sonstigen Auslassungen, von den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Völkerversöhnung war nicht mehr die Rede. Es wurden der deutschen Republik Waffenstillstandsbedingungen auferlegt, wie sie, nach einem englischen Zeugnisse, noch nie einer Großmacht auferlegt worden waren. Warum auch nicht? Das deutsche Heer befand sich in der Auflösung, im Deutschen Reiche ging alles drunter und drüber. Das

benutzte der französische Marschall und brachte durch seine Bedingungen Deutschland in eine solche Lage, daß es nach Abbruch des Waffenstillstandes die Waffen mit einiger Aussicht auf Erfolg kaum wieder erheben konnte.

Aus Mangel an Raum können hier nur die wichtigsten und schwersten Bedingungen mitgeteilt werden. Die Deutschen hatten binnen fünfzehn Tagen nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes das besetzte Gebiet in Belgien, Frankreich und Luxemburg zu räumen, ebenso Elsaß-Lothringen. Die deutschen Truppen, die nach Ablauf dieser Zeit noch nicht die betreffenden Gebiete verlassen hätten, sollten kriegsgefangen sein. Die Deutschen sollten in gutem Zustande abliefern 2500 schwere Geschütze und 2500 Feldgeschütze, 25000 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer, 1700 Jagd- und Bombenabwurfgeschütze. Das linke Rheinufer sollten die deutschen Armeen räumen. Diese Gebiete sollten besetzt werden durch die Truppen der Verbündeten, dazu die Brückenköpfe bei den wichtigsten Rheinübergängen, Mainz, Koblenz, Köln, von je 30 Kilometer Durchmesser auf dem rechten Ufer. Dazu sollte eine neutrale Zone auf dem rechten Rheinufer geschaffen werden, die verlaufen sollte zwischen dem Fluß und einer Linie, gezogen parallel den Brückenköpfen und dem Flusse in einer Breite von 10 Kilometern von der holländischen bis zur schweizer Grenze. Alle militärischen Einrichtungen und alle Vorräte, die einen Monat nach Unterzeichnung des Waffenstillstands nicht mit fortgeführt werden konnten, sollten zurückgelassen werden, ebenso die Lebensmitteldepots für die Zivilbevölkerung. Die Deutschen sollten 5000 Lokomotiven und 150000 Eisenbahnwagen in gutem Zustand sowie mit allen Ersatzteilen und dem nötigen Gebrauchsgerät binnen 31 Tagen ausliefern und binnen 36 Tagen 5000 Lastkraftwagen und alle elsaß-lothringischen Eisenbahnen. Alle Vorräte an Kohlen, Betriebsmaterial, Schienen usw. für den Eisenbahnbetrieb auf dem linken Rheinufer hatten sie an Ort und Stelle zu belassen. In den zu besetzenden Gebieten wurde den Verbündeten das Recht der Requisition eingeräumt. Alle Kriegsgefangenen ohne Ausnahme hatten die Deutschen, ohne das Recht auf Gegenseitigkeit, sofort auszuliefern. Die Zurückgelieferten konnten nach Belieben verwendet werden. Die Zurückführung der deutschen Kriegsgefangenen sollte beim Abschluß des Präliminarfriedens geregelt werden. Alle deutschen Truppen sollten sofort aus Österreich-Ungarn, Rumänien und der Türkei zurückgeführt werden, aus Rußland dann, wenn die Verbündeten es für ratsam erachten würden. Die Friedensverträge von Brest-Litowsk und Bukarest sollten für nichtig erklärt und den Verbündeten freier Zuzug über Danzig und die Weichsel gewährt werden zu den von den Deutschen im Osten geräumten Gebieten. Ostafrika wurde den Engländern übergeben. Alle Zivilinternierten und Geiseln hatten die Deutschen ohne Recht auf Gegenseitigkeit binnen eines Monates zurückzugeben. Die Deutschen sollten Schadenersatz leisten, und „jeder nachträgliche Verzicht und jede nachträgliche Forderung" seitens der Verbündeten und der Vereinigten Staaten wurde vorbehalten. Der Kassenbestand der Belgischen Nationalbank sollte sofort zurückerstattet werden, ebenso sämtliche Dokumente, Bargeld und Wertpapiere, die öffentliche und private Interessen in den besetzten Gebieten berührten. Das russische und rumänische Gold, das die Deutschen beschlagnahmt hatten oder das ihnen ausgeliefert war, sollten sie den Verbündeten bis zur Unterzeichnung des Friedens in Verwahrung geben. Bezüglich der deutschen Seemacht wurde bestimmt: Sofortige Einstellung aller Feindseligkeiten zur See. Rückgabe aller Kriegsgefangenen ohne Recht auf Gegenseitigkeit, Auslieferung von allen deutschen Unterseebooten, 6 Panzerkreuzern, 10 Linienschiffen, 8 kleinen Kreuzern, 50 Zerstörern neuesten Typs, aller Unterwasserkreuzer und Minenleger, Abrüstung aller übrigen deutschen Kriegsschiffe, Beseitigung aller Minen und Sperranlagen, freie Einfahrt aller Schiffe der Verbündeten in die Ostsee, Besetzung aller Forts, Küstenwerke, Batterien und Verteidigungsanlagen. Alle Luftstreitkräfte sollten stillgelegt und in den von den Verbündeten zu bestimmenden Flughäfen zusammengezogen werden. Deutschland räumt alle Häfen des Schwarzen Meeres und liefert alle beschlagnahmten russischen Kriegsschiffe aus. Alle Handelsschiffe der verbündeten Mächte werden ohne das Recht auf Gegenseitigkeit zurückgegeben. Die Blockade Deutschlands bleibt im gegenwärtigen Umfange bestehen. — Der Waffenstillstand wurde auf 36 Tage abgeschlossen. Wurden seine Bestimmungen nicht ausgeführt, so konnte er gekündigt werden. Die Kündigungsfrist betrug 48 Stunden. Um die Ausführung des vorliegenden Abkommens zu sichern, wurde die Einsetzung einer ständigen internationalen Waffenstillstandskommission vorgenommen. Sie trat in Spaa zusammen.

Der Führer der deutschen Abordnung war jener Matthias Erzberger aus Buttenhausen, der sich einst öffentlich gerühmt hatte, säße er nur erst mit Lloyd George am Verhandlungstische, so werde er in einigen Stunden den Frieden zustande bringen. Jetzt war er durch eine tolle Laune des Glückes Staatssekretär und deutscher Unterhändler mit dem Höchstkommandierenden der Ententetruppen geworden und konnte zeigen, was er zu leisten vermochte. In welcher Weise er da tätig war, dafür ein Beispiel, das in vielen Zeitungen erzählt und nicht dementiert worden ist. Foch verlangte 10000 Lokomotiven. „So viele haben wir überhaupt nicht", erwiderte Erzberger. Darauf Foch: „Nun, dann 5000". Erzberger: „Gut, 5000 werden wir liefern." Wer so unterhandelt, kann allerdings in einigen Stunden — eine Großmacht zugrunde richten. Vieles von dem Unglück, das nachher über Deutschland kam, war die Folge der vollkommenen Zerrüttung seines Transportwesens. Aber selbst wenn das deutsche Volk einen Klügeren und Geschickteren als diesen ehernen Berg selbstgefälliger

Unfähigkeit geschickt hätte, so wären wohl bessere, aber schwerlich auch nur halbwegs befriedigende Bedingungen zu holen gewesen. Wenn es nach Foch und den anderen führenden Männern Frankreichs allein gegangen wäre, so hätte der Krieg seine Fortsetzung genommen, denn als der Waffenstillstand am Nachmittag des 11. November unterzeichnet wurde, wußte der französische Marschall schon, daß Deutschlands Heer verloren war, wenn es noch weiter kämpfen wollte. Die Heimat hatte es im Stiche gelassen. In Berlin, München, Stuttgart, Dresden und vielen kleineren Residenzen war die Revolution ausgebrochen, die Revolution des Proletariats, das nichts anderes verlangte als Frieden, Freiheit und Brot. Diese Parole hatte es von den russischen Revolutionären übernommen. Die Heimat wollte keinen Krieg mehr, wie hätte ihn das Heer weiterführen können. Das wußte Foch, und deshalb hätte er lieber die deutschen Abgesandten zurückgewiesen. Aber er mußte Rücksicht auf seine Verbündeten, besonders auf Amerika nehmen. Die Ablehnung eines Waffenstillstandsgesuchs der Deutschen hätte Wilson vor seinem Volke nicht verantworten können. So stellte Foch denn derartige Bedingungen, daß sie, nach französischem Gefühl wenigstens, nicht angenommen werden konnten, und dabei fiel ihm weder Wilson noch Lloyd George in den Arm.



Der Rat der Volksbeauftragten.
Von links nach rechts: Barth, Landsberg, Ebert, Haase, Dittmann und Scheidemann.
(Phot. A. Noack, Berlin.)

Aber sie wurden angenommen. Am 10. November fand in Berlin eine Sitzung der Regierung statt, und diese Sitzung entschied über das Schicksal des deutschen Volkes. Die Regierung hätte versuchen können, das Volk zur nationalen Verteidigung aufzurufen und lieber noch einmal das Äußerste zu wagen, als sich unter diese Bedingungen zu beugen. Nur jetzt konnte das noch geschehen, später nicht mehr. Hatte Deutschland erst seine Flotte, seine Unterseeboote, seine Geschütze und Transportmittel und Kriegsvorräte ausgeliefert, war das Heer erst einmal entmutigt und demoralisiert, so war eine Wiederaufnahme des Kampfes allerdings nichts anderes als eine heroische Narrheit, die zu nichts führen konnte, als zu völliger Vernichtung. Die Regierung war gerade neu gebildet worden und zustande gekommen durch eine Einigung der beiden sozialistischen Parteien und bestand nur aus Sozialisten. Die Mehrheitssozialisten hatten Ebert, Scheidemann und Landsberg gestellt, die „Unabhängigen" Haase, Dittmann und Barth. Die „Fachminister", Staatssekretäre der verschiedenen Ressorts und alle Beamten der Behörden wurden als „technische Gehilfen des entscheidenden Kabinetts" in ihren Ämtern gelassen. Das geschah deshalb, weil sonst in wenigen Tagen die ganze Herrlichkeit zusammengebrochen wäre, da keiner von den Herren Ministern von dem, was er in seinem Fache zu leisten hatte, auch nur den leisesten Schimmer einer Ahnung hatte. Sie waren zur Ausfüllung ihrer Ämter so wenig fähig, wie es die Schuldiener wären, wenn sie plötzlich zu Gymnasialdirektoren gemacht würden. Aber zu der Entscheidung, die diese Regierung ein paar Stunden nach ihrem Entstehen zu treffen hatte, waren keine Fachkenntnisse nötig, um das Rechte zu treffen. Dazu gehörte nur ein lebhaftes Gefühl für nationale Ehre und Kraft des Willens. Beides fehlte den Herren, die ihre Macht der Straße verdankten, gänzlich, und so wurde denn der Waffenstillstand unterzeichnet, der Deutschland wehrlos machte. Zugleich wurde ein Funkentelegramm an Wilson abgeschickt, in dem es hieß:

„Die deutsche Regierung hat die Bedingungen des Waffenstillstandes erhalten. Nach einer Blockade von 50 Monaten würden diese Bedingungen, insbesondere die Abgabe der Verkehrsmittel und die Unterhaltung der Besatzungstruppen bei gleichzeitiger Fortdauer der Blockade die Ernährungslage Deutschlands zu einer verzweifelten gestalten und den Hungertod von Millionen Männern, Frauen und Kindern bedeuten. — Wir mußten die Bedingungen annehmen. Wir machen aber den Präsidenten feierlich und ernst darauf aufmerksam, daß die Durchführung der Bedingungen im deutschen Volke das Gegenteil der Gesinnung erzeugen muß, die eine Voraussetzung für den neuen Ausbau der Völkergemeinschaft bildet und einen dauerhaften Rechtsfrieden verbürgt. Das deutsche Volk wendet sich daher in letzter Stunde nochmals an den Präsidenten mit der Bitte, auf eine Milderung der vernichtenden Bedingungen bei den alliierten Mächten hinzuwirken."

Natürlich tat Wilson nichts, und der Waffenstillstand wurde ohne jede Änderung am 11. November im Walde von Compiègne von den deutschen Abgeordneten unterzeichnet. Nun schrieb der „Vorwärts" in unbeirrbarer Gläubigkeit:

„Der Waffenstillstand ist noch nicht der Friede. Aufgabe der neuen Regierung wird es sein, einen raschen und möglichst guten Frieden zu schließen. Sie rechnet dabei auf die Hilfe aller Freunde des Friedens und der Freiheit in der ganzen Welt, damit aus diesem Chaos ein Friede des Völkerbundes und der internationalen Brüderlichkeit entstehen kann."

Leider blieben aber die Freunde des Friedens und der Freiheit in der ganzen Welt stumm, am stummsten der Heiland von Amerika, und es gelang der neuen deutschen Regierung weder der Abschluß eines raschen noch eines möglichst guten Friedens. Die Machthaber der siegreichen Völker suchten den Abschluß des Friedens möglichst hinauszuziehen, denn sie alle, besonders Frankreich,

fürchteten wegen der Revolutionsgefahr eine schnelle Demobilisierung ihrer Heere, und sie alle, besonders Frankreich, wollten während des Waffenstillstandes noch aus Deutschland herauspressen, was irgend herauszupressen war. Dazu bot sich ihnen eine vorzügliche Handhabe. Die Bedingungen des Waffenstillstandes waren zum großen Teil unerfüllbar, die verlangten Räumungen und Übergaben waren beim besten Willen nicht in der vorgeschriebenen kurzen Frist zu bewerkstelligen. So konnten die Sieger immer mit einem Schein des Rechts die Kündigung des Waffenstillstands androhen und auf diese Weise immer neue Zusatzbedingungen herausquetschen. So gaben die deutschen Unterhändler schon am 13. November zu, daß die Verbündeten das Recht haben sollten, Helgoland zu besetzen, wenn die deutschen Schiffe nicht innerhalb der festgesetzten Zeit abgegeben würden. Am 13. Dezember verlängerte Foch in Trier den Waffenstillstand, nur unter der Bedingung, daß er die neutrale Zone auf dem rechten Rheinufer nördlich des Kölner Brückenkopfes bis zur holländischen Grenze besetzen könne, wenn er das „für angezeigt halte". Die Engländer erschienen am 4. Dezember mit einem Geschwader vor Wilhelmshaven und gingen dort vor Anker. Am 6. Dezember begab sich der englische Admiral Browning nach Hamburg und verlangte nicht nur die Herausgabe aller während des Krieges internierten Handelsschiffe des Verbands, sondern auch aller der Schiffe, die durch Prisengericht rechtskräftig zur Einziehung bestimmt waren. Beides bis zum 17. Dezember. Ging das schon über die Bestimmungen des Waffenstillstandes hinaus, so noch mehr die Forderung der Einreichung einer Liste aller fertigen und im Bau befindlichen deutschen Kriegsschiffe und Unterseeboote. Die Deutschen legten dagegen Protest ein, aber natürlich vergebens. Die Engländer wiesen diese Proteste ebenso kühl ab wie die Franzosen; alle, im Namen der Menschlichkeit und anderer schöner Dinge erhobenen Proteste über die rohen Massenausweisungen von Deutschen aus Elsaß-Lothringen oder über die Behandlung der deutschen Gefangenen oder über die Beschimpfung deutscher Beamten, die das rollende Material der Eisenbahnen nach Frankreich und Belgien überzuführen hatten, blieben ohne Erfolg. Entweder wurden die Protestierenden einer Antwort überhaupt nicht gewürdigt oder ihre Proteste wurden mit scharfem Hohn zurückgewiesen. Denn mit jedem Tage erkannten die Staatsmänner der Entente deutlicher, daß sie auf das besiegte Deutschland auch nicht die geringste Rücksicht mehr zu nehmen brauchten. Bis Mitte Dezember war nicht nur das deutsche Heer zurückgeführt, sondern auch vollkommen zersetzt. Bei den Truppen, die in den Etappen standen, löste sich sofort nach dem Bekanntwerden der Revolution und der — vorläufig erlogenen — Abdankung des Kaisers fast überall alle Zucht und Ordnung auf. In Berlin und in fast allen Städten Deutschlands wurden vor allem die Offiziere beschimpft und verfolgt. Auf der Straße riß ihnen der Janhagel die Achselstücke und die Kokarde herunter — ein unsäglich widerwärtiges Schauspiel, besonders, wenn sich halbwüchsige Bengel im Verein mit Dirnen und aus den Gefängnissen und Zuchthäusern befreiten Sträflingen auf alte, ehrwürdige und verdiente Truppenführer stürzten. Das wurde in der Etappe getreulich nachgeahmt, die Offiziere wurden abgesetzt und verjagt und Soldatenräte gewählt, von denen sich einige Mühe gaben, eine Art von Ordnung aufrecht zu erhalten, andere jegliche Ordnung zerstören halfen. Das Heeresgut wurde verschleudert. Deutsche Soldaten verkauften ihre Gewehre, Pferde, Uniformstücke, raubten aus den Heeresvorräten, was ihnen dienlich erschien, und überließen das, was sie nicht mitnehmen konnten, der Zivilbevölkerung. Vieles verdarb, vieles wurde sinnlos zerstört. Solches geschah nicht nur im Feindeslande bei der Räumung, sondern auch auf deutschem Boden. Wahrhaft ungeheure Werte gingen so dem Vaterlande verloren; man schätzt den Geldeswert der verschleuderten Heeresvorräte auf über fünf Milliarden Mark, und vieles war mit Geld nicht wieder zu kaufen, weil es in Deutschland nicht mehr vorhanden war. Das gilt vor allem von den Anzügen und Anzugsstoffen und dem Leder, woran in Deutschland ein solcher Mangel herrschte, daß bereits ein Anzug 400 bis 500 Mark kostete, ein Paar Männerstiefel 90 bis 120 Mark.

Das Heer aber, das an der Front gestanden und sich bis zum letzten Tage glänzend geschlagen hatte, war noch in der Hand seiner Offiziere, und es gelang, die Massen in guter Ordnung zurückzuführen. Es war dieser Rückzug die letzte Großtat des gewaltigen Führers, der einst an seine Fahnen den Sieg geknüpft hatte und nun miterleben mußte, daß sein Vaterland zusammenbrach. „Niemals", so schrieb damals eine englische Zeitung „ist Hindenburg größer gewesen als in diesen Tagen des Unglücks seiner Nation." In der Tat, wäre er von seinem Posten zurückgetreten, hätte er das Volk verlassen, das ihn verließ und jetzt in den Versammlungen der Arbeiter- und Soldatenräte beschimpfte, so wäre alles zusammengebrochen, und das Heer wäre als eine zuchtlose Rotte heimgekehrt. Aber der alte Feldherr folgte auch in dieser grauenhaften Lage dem eisernen Pflichtgebot, das der Leitstern seines Lebens von jeher gewesen war, und das kann ihm Deutschland niemals genug danken.

Die Haltung der heimkehrenden Truppen zeigte, daß es dem Kaiser wohl möglich gewesen wäre, mit ihnen die Revolution niederzuschlagen, wenn er gewollt hätte. Vielfach rissen sie bei ihrem Einzug in die Heimatsgarnisonen die roten Fahnen ab, die ihnen überall entgegenleuchteten, und wollten die Soldatenräte, die sich dort gebildet hatten, nicht anerkennen und auch keine aus ihrer Mitte wählen. Aber Wilhelm II. hatte ja seinem Volke den Bürgerkrieg ersparen wollen, und am 28. November verzichtete er auf die Krone Preußens und die deutsche Kaiserkrone. Der Kronprinz tat am 1. Dezember das Gleiche, und



Die Eröffnungssitzung der verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung im Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 6. Februar 1919: Der Volksbeauftragte, Reichspräsident Ebert, spricht. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Professor Hans W. Schmidt.

Vater und Sohn zogen sich nach Holland zurück. Die übrigen deutschen Bundesfürsten waren ihnen mit ihren Verzichten zum Teil vorausgegangen, zum Teil folgten sie ihnen nach. Die letzten, die ihre Kronen niederlegten, waren der König von Württemberg und der Großherzog von Hessen. Da somit die Regierenden selber ohne jeden Versuch eines Widerstandes ihre Sache verloren gaben und die Flinte ins Korn warfen — ein überaus übler und kläglicher Vorgang — so hatten die königstreuen Männer im Volk und im Heere nirgendwo die Möglichkeit, mit den Waffen für ihre angestammten Fürsten einzutreten. Die Monarchen machten es den Monarchisten unmöglich, für die Monarchien zu kämpfen. Auch unter den zahlreichen Prinzen des Hauses Hohenzollern fand sich keiner, der eine monarchistische Erhebung ins Werk zu setzen versucht hätte. Einer, Friedrich Leopold, zog sogar die rote Fahne auf seinem Schlosse auf. So kam es, daß die heimgekehrten Truppen sehr bald zum größten Teil sich den Revolutionären anschlossen. Sie wählten nun auch Soldatenräte, beseitigten einen großen Teil ihrer Offiziere, und an vielen Orten wiederholten sich die ekelerregenden Vorgänge, daß den um das Vaterland am meisten verdienten Männern die Achselstücke abgerissen und sonst aller möglicher Schimpf angetan wurde. Das deutsche Offizierkorps, von dem 95 Prozent verwundet, 39 Prozent im Kriege gefallen waren, wurde so schnell, wie es nur irgend anging, aufgelöst, die Truppen, so schnell es ging, nach der Heimat entlassen; viele gingen ohnehin einfach nach Hause und kümmerten sich nicht mehr um ihre Pflichten, denn in der neuen Zeit des Völkerbundes, die nach Ansicht der führenden Revolutionsmänner über die Welt heraufzog, brauchte man keine Heere und keine Offiziere. Die Auflösung wurde um so eifriger betrieben, als die Regierenden von den Offizieren eine monarchistische Gegenbewegung erwarteten.

Indessen zeigte sich's bald, daß die Regierung Ebert-Scheidemann doch nicht ganz ohne militärische Macht auskommen konnte, denn die radikalen Elemente der Arbeiterschaft versuchten, eine zweite und viel gründlichere Revolution anzuzetteln, deren Ziel die Diktatur des Proletariats war. Es handelte sich im Winter 1918 zu 1919 um die Frage: Soll Deutschland eine Demokratie werden oder soll eine Klasse des Volkes, das Proletariat, wie in Rußland, die unbeschränkte Herrschaft an sich reißen und die anderen Volksteile unter seinen Willen zwingen. Die Mehrheitssozialisten erklärten, sie seien nicht nur Sozialisten, sondern auch Demokraten, das ganze Volk sei souverän und müsse über sein Schicksal entscheiden. Deshalb müsse eine Nationalversammlung gewählt werden, die aus allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlen hervorgehen solle. Die habe über das Geschick Deutschlands zu entscheiden. Die Unabhängigen Sozialdemokraten dagegen wollten keine Nationalversammlung. Sie wollten, daß ein Ausschuß der Arbeiter- und Soldatenräte ganz Deutschlands die Herrschaft in Deutschland ausüben sollte, was nichts anderes bedeutete als die Diktatur des Proletariats. Den linken Flügel dieser Partei, der sich später von ihr trennte, aber beständig von ihr begünstigt und begönnert wurde, bildeten die deutschen Bolschewisten. Joffes (Japhephs) Arbeit hatte besonders in Berlin viele zweifelhafte Elemente und dunkle Ehrenmänner für die Sache des Kommunismus geworben. Nach seiner Entfernung setzte der Freund und Vertraute Lenins (der eigentlich Zederblume hieß), der schlaue und verwegene Radek (eigentlich Sobelsohn), das Geschäft der Aufhetzung mit russischem Gelde fort. Die Führer dieser Parteigruppen waren zwei demagogische Talente ersten Ranges, die östliche Jüdin Rosa Luxemburg (eigentlich Lübeck) und der deutsche Halbjude Karl Liebknecht, der übrigens schon ganz deutlich wahrnehmbare Spuren des Größenwahns zeigte. Fremdrassig, fremdstämmig, zum Teil nicht einmal aus Deutschland, sondern aus Rußland, Galizien, Polen und anderen Ländern östlicher Kultur gebürtig, waren fast alle Führer dieser Bewegung. Bei den Mehrheitssozialisten und den Unabhängigen war es nicht ganz so, aber 83 Prozent, nach anderer Rechnung sogar 85 Prozent aller Führer der Revolution in Deutschland und Österreich gehörten den Leuten an, deren Stammbäume in das Ghetto hinabreichten. Auch in den Soldatenräten hatten sie das Übergewicht; überall traf man auf die uradeligen Namen Manasse, Cohn, Levinsohn, Nathan usw. Im November 1918 schrieb die israelitische Zeitung „Das jüdische Echo" in München:

> „Es sind zu viele Juden in der Regierung, sowohl im Reiche, wie in Bayern, das ist die allgemeine Stimmung. — Wenn die allgemeine Stimmung diese Führer bekämpft, die nicht aus breiter, gesetzlich begründeter Wahl zu dem geworden sind, wozu sie die Revolution gemacht hat, dann handeln sie vielleicht nicht klug, wenn sie im Führeramt verharren. Ihre Tüchtigkeit findet unter solchen Umständen nicht die objektive Beurteilung, die sie erwarten durfte. Mißgunst und Mißtrauen schadet nicht nur ihnen, sondern der Allgemeinheit und vor allem dem Judentum."

Solchen Tatsachen und Zeugnissen gegenüber würde es von ungewöhnlicher Dummheit zeugen, wenn man nicht einsehen wollte, wer die deutsche Revolution gemacht hat, und es ist die sittliche Pflicht eines jeden, der sein Volk lieb hat, klar und deutlich auf die Quellen jenes Verderbens hinzuweisen.

Zwischen den beiden Richtungen der Sozialdemokratie, der gemäßigten und der radikalen, fanden während des ganzen Winters und bis ins Frühjahr hinein in Berlin und an anderen Orten heiße Kämpfe statt, Kämpfe, die nicht allein mit Worten, sondern auch mit Flinten und Maschinengewehren ausgetragen wurden. Schon am Abend des glorreichen 9. November kam es in der Umgebung des Königlichen Schlosses und des Marstalles in Berlin und am folgenden Tage wieder zu Schießereien, die Menschenleben kosteten. Am 10. November erließ das Oberkommando in den Marken eine Bekanntmachung, in der es hieß:

„Es geht das Gerücht, daß die Schüsse von Personen ausgehen, die glauben, das alte Regiment verteidigen zu sollen. Demgegenüber wird festgestellt, daß bereits vor Tagen von allen militärischen Stellen, insbesondere auch dem Oberkommando in den Marken, befohlen ist, mit allen Mitteln die gegenwärtige Reichsleitung zu unterstützen und die Ruhe unbedingt zu wahren. Dieser Befehl wird hiermit noch nachdrücklich wiederholt. gez. v. Lettow. Schöpflin, M. d. R."

Es war den Truppen also verboten, für die Regierung, auf die sie vereidigt waren, von der Waffe Gebrauch zu machen, und es wurde behauptet, dieses „Schießverbot" sei vom Kriegsminister Scheüch gegeben worden. Andere belasten den General v. Gröner damit. Mit Sicherheit ist es zur Zeit noch nicht festzustellen. Es hat natürlich sehr wesentlich zum Siege der Revolution mit beigetragen.

Es muß hier ganz und gar davon abgesehen werden, eine Geschichte der deutschen Revolutionsbewegung zu geben. Nur das wird hervorgehoben, was für den Ausgang des Krieges von Bedeutung war, d. h. alles das, was die Feinde ermutigte, den Deutschen einen Schmach- und Gewaltfrieden aufzuerlegen. Dahin gehört zuerst die Zerschlagung aller bisher im Reiche bestehenden gesetzlichen Gewalten. Bundestag und Reichstag waren mit dem Tage der Revolution beseitigt. Am 15. November wurde das preußische Abgeordnetenhaus aufgelöst, das Herrenhaus beseitigt. Die Bundesstaaten folgten diesem Beispiele, alle lösten ihre Kammern auf, und wo etwas dem preußischen Herrenhause Ähnliches bestand, wurde es gleichfalls beseitigt. Den Kampf gegen die Kirchen eröffnete in Preußen der neue Kultusminister Adolf Hoffmann, ein Mensch, der nach eigenem Geständnisse nur Volksschulbildung besaß und sich bisher im Reichstag und Landtage durch unwürdige Angriffe auf alles, was Religion heißt, hervorgetan hatte. Am tollsten gebärdete sich die Revolution in Bayern, dessen „Ministerpräsident" Kurt Eisner wurde, ein galizischer Jude, der eigentlich Salomon Kosmonowski hieß. Er dachte sogar, die Beziehungen mit Preußen abzubrechen, wenn nicht die durch ihr früheres Verhalten „kompromittierten" Männer aus der preußischen Regierung entfernt würden. Zu denen gehörte nach seiner Meinung auch Scheidemann, der ja früher deutsch-national gesinnt gewesen sei.


Oberst Reinhardt.

Derselben Meinung waren auch die Radikalen in Berlin. Ebert-Scheidemann und alle anderen Mehrheitssozialisten waren in ihren Augen Schurken, die die Revolution an das Bürgertum verraten hatten. Nieder mit der Regierung Ebert-Scheidemann! Die ganze Macht an die Arbeiter- und Soldatenräte! Das war das Feldgeschrei der „Freiheit" und der „Roten Fahne", der Organe der Unabhängigen und der sogenannten Spartakusgruppe, die von Liebknecht und der Luxemburg geführt wurden. Am 6. Dezember wurde der Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte im Abgeordnetenhause von einem Feldwebel verhaftet, aber wieder freigelassen, nachdem es sich herausgestellt hatte, daß der Rat der Volksbeauftragten den Befehl dazu nicht gegeben hatte. An demselben Tage fanden blutige Zusammenstöße in Berlin statt. Am 14. Dezember ordneten die Volksbeauftragten die Bildung einer freiwilligen Volkswehr an. Das erwies sich als sehr nützlich, denn am 23. begannen sehr ernste Unruhen in Berlin. Die Matrosen der Volksmarinedivision besetzten das Reichskanzlerpalais und nahmen Ebert und Landsberg gefangen, gaben sie aber am Abend wieder frei. Am 24. ereignete sich eine große Schießerei am Schlosse und am Marstall, die fast zur Schlacht wurde. Um die Matrosen aus dem Schlosse zu vertreiben, wurde die alte Wohnstätte der Hohenzollernkönige unter Artilleriefeuer genommen. Die Regierung verhandelte mit den Spartakisten wie mit einer kriegführenden Macht und bewies dabei die höchste Unsicherheit und Schlappheit. Das kam mit daher, daß die „Unabhängigen" in der Regierung den Mehrheitssozialisten stets in die Arme fielen, wenn diese sich tatkräftig gegen die Anstifter der Unruhen wenden wollten. Am 29. Dezember traten die drei „Unabhängigen" ganz aus der Regierung aus, weil sie Ebert und seine Leute der Hinneigung zur Reaktion verdächtigten, und nun traten an die Stelle der Ausscheidenden Wissel und Noske. Wissel war ein Mann von derselben Bedeutungslosigkeit wie die anderen, wenigstens als Charakter. Als Wirtschaftspolitiker war er klüger, als die gegenwärtige Regierung zusammen. Noske aber, der Leiter der Kieler Revolution, war ein Mann von starkem Willen und der erste unter den Revolutionsmännern, der es klar begriff, daß keine Regierung ohne Gewalt auskommen kann, und der, was noch viel mehr sagen will, danach handelte. Der Zentralrat der Arbeiter- und Soldatenräte „bestätigte" diese Wahl. Am 16. Dezember war in Berlin der Zentralrat aller deutschen Arbeiter- und Soldatenräte zusammengetreten. Hier unterlag nach langer und erbitterter Debatte die Partei, die die Diktatur des Proletariats durchsetzen wollte, und es wurde beschlossen, am 19. Januar die Wahl zur Nationalversammlung vorzunehmen.

Ehe aber die Nationalversammlung gewählt werden konnte, versuchten die Spartakisten, die Macht an sich zu reißen und dem Rätesystem in Deutschland zum Siege zu verhelfen. Vom 5. bis 13. Januar tobten blutige Straßenkämpfe in Berlin. Aber Noske, am 6. Januar zum Generalgouverneur von Berlin ernannt, übernahm den Oberbefehl über sämtliche Truppen in der Stadt und schlug den Aufstand nach schweren Kämpfen nieder. Am 15. wurden die Führer

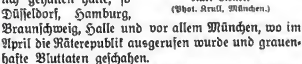
und Schürer des Aufstands, Liebknecht und die Luxemburg, verhaftet, und nach ihrer Verhaftung von Regierungstruppen und wütenden Volkshaufen ermordet. Auch in zahlreichen anderen Städten kam es im Januar zu blutigen Unruhen und fast überall wurde gestreikt, d. h. die kleinen Minderheiten der Radikalen streikten und zwangen die ruhigen und besonnenen Arbeiter zur Niederlegung der Arbeit. — Am 19. Januar 1919 fanden die Wahlen zur Nationalversammlung statt. Sie ergaben eine schwache bürgerliche Mehrheit, was die Radikalen in verschiedenen Bundesstaaten, wo sie die Macht hatten, z. B. in Braunschweig, veranlaßte, ihr den Gehorsam zu kündigen. Die Versammlung wurde nicht nach Berlin einberufen, da die Regierung fürchten mußte, daß sie dort unter die Herrschaft der Straße geraten würde, sondern nach Weimar. Hier trat sie am 6. Februar zusammen. Sie war hervorgegangen aus Wahlen, an denen alle Deutschen, die das 20. Lebensjahr überschritten hatten, teilnehmen konnten, ohne Unterschied des Geschlechts. Auch ein paar Dutzend Frauen befanden sich unter den Erkorenen der Nation, aber es kann leider nicht gesagt werden, daß auch nur eine von ihnen die Zuziehung des weiblichen Geschlechtes zum Parlament als eine zwingende Notwendigkeit erwiesen habe. Sie zeigten sich politisch nicht dümmer aber auch nicht klüger als der Durchschnitt ihrer männlichen Kollegen, und die ganze Versammlung mit Ausnahme von zehn oder zwölf Leuten bestand aus Mittelmäßigkeiten oder solchen, die an Geist, Bildung und Charakter weit unter der Mittelmäßigkeit standen. Dem entsprach ihre Leistung. Sie wählte einen Reichspräsidenten, den bisherigen Reichskanzler Friedrich Ebert, und da nach der Lage der Dinge nur ein Sozialdemokrat für diesen Posten in Betracht kam, so tat sie damit noch den besten Griff, den sie tun konnte, denn Ebert war zum wenigsten ein ruhiger und wohlmeinender Mann. Die neue Reichsregierung bildete im Auftrage des Präsidenten der Ministerpräsident Scheidemann. Sie setzte sich zusammen aus Sozialdemokraten, Zentrumsleuten und Demokraten. Zu erwähnen ist nur, daß Noske Reichswehrminister, und der demokratische Graf Brockdorff-Rantzau Minister des Auswärtigen wurden.


Prof. Dr. Hugo Preuß.
(Phot. H. Noack, Berlin.)

Die Hauptaufgabe der neuen Regierung sei, den Frieden so bald wie möglich herbeizuführen und ihn so günstig wie möglich für Deutschland zu gestalten. Aber sie war nicht imstande, diese beiden Aufgaben zu lösen. Am 6. Februar 1919 war die Nationalversammlung in Weimar zusammengetreten, am 13. Februar war die neue Regierung fertig, aber Woche auf Woche, Monat auf Monat verrann, und der Friede wurde nicht abgeschlossen. Immer wieder ließen sich die Feinde nur zu einer Verlängerung des Waffenstillstandes bereit finden, und jedesmal mußte sie mit neuen Demütigungen, Verzichten und Abtretungen erkauft werden. Die tollste Forderung erhoben sie im Januar. Da verlangten die Ententestaatsmänner, daß ihnen die deutsche Handelsflotte ausgeliefert werde. Eher würden sie Deutschland weder mit Lebensmitteln versorgen, noch den Waffenstillstand verlängern. Erzberger lieferte sie aus oder vielmehr „stellte sie ihnen zur Verfügung", wie er sich ausdrückte. Das Eigentum an den Schiffen blieb den Deutschen, wie er erklärte, „absolut gesichert mit der Sicherung, die jeder internationale Vertrag bieten kann." Natürlich waren sie vom Augenblicke der Auslieferung an für Deutschland verloren. Doch wurde darauf der Waffenstillstand um vier Wochen verlängert. Am 14. Februar erfolgte eine weitere Verlängerung unter der Bedingung, daß die Deutschen nicht mehr gegen die Polen vorgingen, die bereits einen großen Teil der gemischtsprachigen Gebiete im Osten Deutschlands mit ihren Truppen überflutet hatten, immer weiter nach Westen vordrängten und die ärgsten Gewalttaten gegen Deutsche ausübten. Noch wäre die deutsche Reichswehr stark genug gewesen, sich dieser Banden zu erwehren, ja sie sogar über die Grenze zurückzuwerfen. Aber die deutsche Regierung fügte sich und nahm eine von Foch bestimmte Demarkationslinie an, über die hinaus keine deutschen Truppen vorgehen durften und durch die das Gebiet, das die Polen bereits besetzt hatten, in deren Hand blieb. Im weiteren Verlaufe der Unterhandlungen gestattete die deutsche Regierung sogar, daß ein polnisches Heer, das aber zum Teil aus Franzosen bestand und französischen Offizieren untergeben war, auf deutschen Eisenbahnen durch das Reich nach Polen geschafft wurde, natürlich mit Geschützen, Munition und anderem Kriegsmaterial, angeblich um gegen die Bolschewisten geführt zu werden. Clemenceau, Foch und Lloyd George wußten, daß sie den Deutschen alles bieten konnten, und Wilson, der nach Europa gekommen war und von Paris aus den obersten Schiedsrichter der Welt spielen wollte, hatte ihnen gegenüber nichts mehr zu sagen, seitdem das deutsche Heer zerbrochen war. Seine Verbündeten, die vorher nach seiner Hilfe geschrieen hatten, brauchten ihn ja nun nicht mehr. Er war ihnen vielmehr geradezu lästig, denn er mußte Rücksichten auf sein Volk nehmen, das eine Vernichtung des deutschen Volkes nicht wünschte und schon aus Handelsrücksichten gar nicht wünschen konnte. Das hatten die unsinnigen Narren und Phantasten in Deutschland, die ihr Land wehrlos gemacht hatten, nicht bedacht, daß sie selbst ihren schwärmerisch verehrten Friedenshort Wilson matt gesetzt und zur Ohnmacht verurteilt hatten. Selbst wenn er den Deutschen einen besseren Frieden hätte erwirken wollen — was allerdings sehr zweifelhaft

ist, da er für England arbeitete — so hätte er das nicht mehr gekonnt. Lloyd George aber und Clemenceau waren fest entschlossen, ohne jede Rücksicht auf irgendwen und irgendwas Deutschland zu vernichten — der Engländer, um den gefährlichen Mitbewerber auf dem Welthandelsmarkte ein für allemal los zu werden, der Franzose aus Rachsucht und noch mehr aus Furcht. Deutschland sollte nach Clemenceaus ausgesprochenem Willen so geschwächt werden, daß es 20 Millionen Einwohner durch Hunger oder durch Auswanderung verliere, und außerdem sollte es zum Auseinanderfallen gebracht werden. Eine solche Gelegenheit, das fühlte Clemenceau und mit ihm ganz Frankreich, kam wahrscheinlich niemals wieder. Die Nationalversammlung schien so ohnmächtig zu sein, daß kein Mensch sagen konnte, ob sie nicht im Sommer schon auseinandergesprengt sein werde. Fast jede größere Stadt in Deutschland hatte während des Winters und im Frühling ihre Spartakistenputsche und Unruhen, große Arbeiterstreiks und als Erwiderung darauf Bürgerstreiks, wobei unendliche Werte zugrundegingen. Manche Großstädte waren wochenlang in den Händen der Kommunisten und erlebten Plünderungen und Gewalttaten, die kein Mensch auf deutschem Boden für möglich gehalten hatte, so Düsseldorf, Hamburg, Braunschweig, Halle und vor allem München, wo im April die Räterepublik ausgerufen wurde und grauenhafte Bluttaten geschahen.

Karl Kautsky.



Kurt Eisner.
(Phot. Krull, München.)



Eduard Bernstein.

Mit Mühe schlugen die Reichswehrtruppen Noskes, die zum größten Teile aus früheren Offizieren, Studenten und anderen Männern des Bürgertums bestanden, nach und nach überall die Empörer nieder. Wäre an einer einzigen Stelle wirklich voller Ernst mit der Bestrafung der Schuldigen gemacht worden, so wäre wahrscheinlich Deutschland bald zur Ruhe gekommen.

Aber das wagte die Regierung nicht, die ihre Macht der Straße verdankte, wollte es auch gar nicht, sondern verfuhr sehr glimpflich mit den Aufrührern, in denen sie nur irrende Brüder, Blut von ihrem Blute sah. Darum setzten die meisten, die entkamen, anderswo ihre Wühlereien fort. Auch den großen Streiks in den Kohlenrevieren suchte die Regierung mit dem Mittel sanfter Überredung beizukommen.

Die Folge war, daß ein Streik den andern ablöste und das deutsche Wirtschaftsleben mehr und mehr zerrüttet wurde.

Es wurden auch die Staatsgelder in einer Weise verschleudert, daß das erste halbe Jahr nach dem glorreichen 9. November dem deutschen Volke doppelt so viel kostete wie früher ein ganzes Jahr, und dazu kam die Streikwirtschaft, die verhinderte, daß neue Werte erzeugt wurden.

Eine allgemeine Arbeitsunlust hatte das früher fleißigste Volk der Welt ergriffen, und auch die Arbeitslosen, die sehr wohl hätten Arbeit finden können, wurden reichlich aus Staatsmitteln besoldet.

Der Achtstundentag war natürlich Gesetz geworden, die Arbeiter durften nicht länger tätig sein, selbst wenn sie wollten, und wie vorauszusehen war, erhoben sich nun allenthalben Stimmen, die nach dem Sechsstundentag schrieen. Viele hatten überhaupt das Arbeiten verlernt und wollten nichts tun als politisieren und Radau machen. Alle Ordnung schien aus den Fugen zu gehen. Die deutsche Bahn, die deutsche Post, früher Vorbilder für alle andern Länder, sanken fast auf die Stufe serbischer oder montenegrinischer Institute herab. Die deutschen Städte verschmutzten, nur wenige hielten sich sauber. Viele Straßen Berlins glichen einem Stalle. Hand in Hand mit der Arbeitsunlust und Unordnung ging eine rasende Genußgier. Alle Vergnügungsstätten waren beständig überfüllt. Eine wahre Tanz- und Spielwut hatte das Volk ergriffen. Auf den Straßen Berlins wurden Spielbanken für die kleinen Leute aufgetan. Die Reichen, die zumeist ihren neuen Reichtum durch Wucher- und Schiebergeschäfte gewonnen hatten, fröhnten dem Laster in eleganten Klublokalen, die in allen großen Städten wie Pilze aus der Erde schossen. Da alle Zensur aufgehoben war, so ergoß sich besonders durch das Kino ein ekler Schlammstrom sittlicher Gemeinheit über die heranwachsende Jugend der Großstädte und verdarb, was noch zu verderben war, und im Parlamente trat eine Frau für das heilige Recht der Straßendirnen ein, von der Polizei nicht mehr belästigt zu werden.

Die Neutralen sahen dem allen mit höchstem Erstaunen zu. Sie erkannten das Volk nicht wieder, das so Großes, so Übermenschliches geleistet hatte,



und fragten sich, ob Deutschland verrückt geworden sei. Die Franzosen und ihre Verbündeten sahen es mit innigster Schadenfreude, und am brutalsten, ja mit einem wahren Triumphgeschrei begrüßten sie vor allem die Anzeichen dafür, daß das Deutsche Reich, die Schöpfung des verfluchten Bismarck, anscheinend im Begriff war, auseinanderzufallen. Daß die Polen in Schlesien und Posen von Preußen und dem Reich loskommen wollten, konnte niemanden überraschen. Aber auch in Bayern traten Bestrebungen ans Licht, die darauf abzielten, eine vom Reiche getrennte Republik der Bajuvaren zu errichten, welches Unternehmen allerdings schon aus wirtschaftlichen Gründen ein Unsinn war. Viel ernster waren die Loslösungsbestrebungen im Rheinland und in Westfalen zu nehmen, denn diese Länder konnten sich wirtschaftlich an den Westen anlehnen und wären bei einer Trennung von Preußen ohne Frage bald zu einer französischen Provinz geworden. Hier riefen die Wortführer des Trennungsgedankens ihr „Los von Preußen"! — (bei Deutschland wollten sie angeblich bleiben) nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern auch deshalb, weil sie die katholische Religion in Gefahr glaubten. Sie wollten nicht mehr mit einem Staate verbunden sein, der die Religion aus den Schulen verbannte und der Geistlichkeit jeden Einfluß nahm. Sie wollten nichts mehr zu tun haben mit Berlin, das in ihren Augen ein Mischmasch von Jerusalem und Sodom und Gomorrha war. Dasselbe war in Hannover der Fall, wo man gleichfalls der Herrschaft Berlins übersatt war, und wo sich einige, nicht etwa wenige, des alten welfischen Zusammenhangs mit England entsannen und von einer Republik Hannover träumten, die unter englischem Schutze stehen und eine Vorzugsbehandlung vor dem übrigen Deutschland erfahren müsse. Sogar die paar Tausend in Sachsen und Preußen lebenden Wenden verlangten eine selbständige wendische Republik.



Gustav Noske,
seit Anfang 1919 Reichswehrminister.

Alle diese Zustände und Verhältnisse in Deutschland zusammengenommen erzeugten in den Staatsmännern der siegreichen Völker den Eindruck, daß die Unterlegenen alles hinnehmen würden, was sie ihnen auferlegen wollten, auch die härtesten, auch die schimpflichsten Bedingungen. So legten sie denn im Juni 1919 den Deutschen einen Friedensvertrag vor, der an roher Härte und Grausamkeit selbst den übertraf, den einst die Römer nach dem zweiten punischen Kriege den Karthagern auferlegten. In monatelanger Arbeit hatten Clemenceau und seine Helfershelfer ein sorgfältig ausgeklügeltes Paragraphennetz gewoben, das den am Boden liegenden Volke übergeworfen werden sollte, um es zu ersticken. Die „Friedens"urkunde bildet ein ganzes Buch, sie kann deshalb des Raummangels wegen hier nicht vollständig abgedruckt werden. Nur die wichtigsten ihrer Bestimmungen führen wir hier an. Elsaß und Lothringen waren an Frankreich abzutreten. Belgien gegenüber verzichtet Deutschland auf das ganze strittige Gebiet von Moresnet, sowie auf das westlich der Straße Lüttich—Aachen liegende Preußisch-Moresnet, ferner vorläufig auf die Kreise Eupen und Malmedy. Doch haben die Einwohner dieser Kreise das Recht, binnen sechs Monaten nach Unterzeichnung des Friedensvertrages durch Abstimmung zu erklären, ob sie bei Deutschland bleiben wollen oder nicht. Wie die deutsche Landesgrenze nach Norden verlaufen sollte, das wurde den Bewohnern Nordschleswigs selber überlassen. Eine Volksabstimmung sollte über die Zugehörigkeit der nördlichen Teile von Schleswig zu Dänemark oder zu Deutschland entscheiden, wobei vorauszusehen war, daß mindestens der an Dänemark angrenzende Landstrich, in dem die dänische Sprache vorherrschte, sich von Deutschland trennen werde. Im Osten wurde Memel den Verbündeten zur freien Verfügung gelassen — England beabsichtigte dort einen Ostsee-Stützpunkt einzurichten — Danzig mit Umgegend für einen Freistaat erklärt, ein Streifen mitten durch das deutsche Land von Polen nach Danzig hin den Polen überlassen, damit Polen, das neugegründete Sarmatenreich, einen „Korridor zum Meere" erhielt. Verkehrsanlagen, Bahnen, Straßen, Wasserstraßen, Hafen usw. sollten den Polen zur Verfügung gestellt, die Stadt auch in das polnische Zollgebiet aufgenommen werden. Die deutsche Stadt Danzig wurde in Wahrheit eine polnische Stadt; von Freiheit war gar nicht die Rede.

Stücke von Ostpreußen und Westpreußen und der größere Teil der Provinz Posen wurden von Deutschland abgetrennt und dem Polenreiche zugeteilt.

In einer Reihe von Kreisen wurde die zukünftige Staatsangehörigkeit von einer nach Friedensschluß vorzunehmenden Volksabstimmung abhängig gemacht.

Im ganzen wurden 6 bis 7 Millionen Einwohner von Deutschland abgerissen und in fremde Staatsverbände überführt. Pensionen u. dgl. hatte die deutsche Republik an die bisher dazu Berechtigten weiterzuzahlen, die in den abgetretenen Gebieten wohnen blieben. Ein Teil von Schlesien kam an den Tschecho-slowakischen Staat.

Auf dem linken Rheinufer durfte Deutschland keine Befestigungen anlegen, keine Truppenmacht halten oder zusammenziehen, keine militärischen Übungen abhalten. Die Kohlengruben des Saarbeckens wurden französisches Staatseigentum. Das

Saarbecken bleibt 15 Jahre lang von den Franzosen besetzt.

Nach Ablauf dieser Frist entscheidet die Bevölkerung durch Abstimmung, ob sie deutsch bleiben oder französisch werden will. Doch sollte dann dem famosen Völkerbunde das Recht zur Entscheidung, ob dem Wunsche der Bevölkerung Rechnung zu tragen sei, bleiben. Würde er für Deutschland entscheiden, so habe Deutschland die Gruben von Frankreich zurückzukaufen. „Außerhalb seiner Grenzen in Europa verzichtet Deutschland auf sämtliche Rechte, Ansprüche und Vorrechte, auch in bezug auf alle ihm oder seinen Verbündeten gehörenden Gebiete, sowie auf alle Rechte, Ansprüche und Vorrechte, die ihm aus irgendwelchem Grunde den alliierten und assoziierten Mächten gegenüber bisher zustanden. Selbstverständlich hatte es auch auf seine sämtlichen überseeischen Kolonien zu verzichten. — Dem also verstümmelten Deutschland wurde nun ferner auferlegt, alle Schäden wieder gut zu machen, die der Zivilbevölkerung der Ententeländer durch kriegerische Maßnahmen zu Wasser und zu Lande und in der Luft zugefügt worden waren. Die Teile Belgiens und Nordfrankreichs, die durch den Krieg verwüstet waren, sollten in ihren alten Zustand zurückgebracht werden, und dabei wurde keine Rücksicht darauf genommen, ob Dörfer oder Städte durch deutsche oder, was sehr häufig der Fall war, durch französische oder englische Granaten zerstört worden waren. Diese „Wiedergutmachungen" überstiegen schon die Kräfte Deutschlands bei weitem — die Kosten wurden auf 150 bis 200 Milliarden Mark geschätzt —, aber die Verbündeten behielten sich noch dazu das Recht vor, später, wenn es ihnen etwa belieben würde, die Deutschen auch zur Wiedergutmachung der auf russischem Boden angerichteten Schäden zu zwingen, damit die Schraube kein Ende habe. Zur Durchführung der Wiedergutmachungen sollte ein Wiedergutmachungsausschuß eingesetzt werden, der „die Ansprüche zu prüfen und der deutschen Regierung nach Billigkeit Gehör zu gewähren" habe. Zunächst einmal, gewissermaßen als Anzahlung, sollte Deutschland 20 Milliarden Mark Gold zahlen, und zwar bis zum 1. Mai 1921 (wozu das Reich nach Erzbergers Meinung fähig war). „Die deutsche Regierung liefert dem Ausschuß alle Auskünfte über Finanzlage und Finanzgeschäfte, Güter, Produktionskraft, Vorräte und laufende Erzeugung von Rohstoffen und gewerbliche Erzeugnisse Deutschlands und seiner Reichsangehörigen, deren er bedarf; desgleichen liefert sie jede Auskunft über militärische Operationen, deren Kenntnis für die Feststellung von Deutschlands Verpflichtungen — von dem Ausschuß für nötig erachtet wird. Sie räumt den Mitgliedern des Ausschusses und seinen anerkannten Vertretern alle Rechte und die Unverletzlichkeit ein, die die ordnungsmäßig beglaubigten diplomatischen Vertreter befreundeter Mächte in Deutschland genießen." In regelmäßiger Wiederkehr schätzt der Ausschuß die Zahlungsfähigkeit Deutschlands ab und prüft das deutsche Steuersystem, und zwar 1. damit alle Einkünfte Deutschlands, einschließlich der für den Zinsendienst und die Tilgung für innere Anleihen bestimmten, vorzugsweise zur Abtragung der Wiedergutmachungsschuld verwendet werden; 2. um die Gewißheit zu erlangen, daß das deutsche Steuersystem im allgemeinen im Verhältnis vollkommen ebenso schwer ist, als dasjenige irgendeiner der im Ausschuß vertretenen Mächte". So verlor Deutschland seine Finanzhoheit, ja eigentlich überhaupt seine Souveränität. Über allen Reichsbeamten standen die Kommissionen des Ausschusses, die sich überall in Deutschland, wo es ihnen gut dünkte, niederlassen und alles verhindern konnten, was die Behörden anordneten. Sie wurden die wirklichen Herren Deutschlands. Der Verzicht Deutschlands auf die Souveränität in seinen Gebieten sollte sich auch darin bekunden, daß es die Internationalisierung seiner zum Meere führenden Ströme anerkannte und in den Häfen Hamburg und Stettin den Tschecho-Slowaken Landstücke auf 99 Jahre verpachten mußte, „die unter die allgemeine Verwaltungsordnung der Freizonen traten und dem unmittelbaren Durchgangsverkehr der Waren von oder nach diesen Staaten gewidmet werden" sollten. Die Abgrenzung dieser Landstücke und alle Bedingungen ihrer Benutzung sollten durch einen Ausschuß bestimmt werden, der aus einem Deutschen, einem Tschechen und einem Engländer bestehen sollte.



Nach der Revolution in Berlin: Am Potsdamer Platz. „Straße frei! — Es wird geschossen!" Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Willy Loeper.

Auf die zahllosen Bestimmungen, die im übrigen auf die Unterbindung des deutschen Handels und der deutschen Industrie gerichtet waren, kann hier nicht weiter eingegangen werden. Der „Frie-

densvertrag" ging so weit darin, daß die Patente, die Deutsche in den Ententeländern erworben hatten, hinfällig waren, während umgekehrt die Patente (Lizenzen) der Ententegenossen in Deutschland in Geltung bleiben sollten. So wurde sogar das geistige Eigentum der Deutschen für vogelfrei erklärt. Für alle Waren, die aus den Ententeländern nach Deutschland und durch Deutschland geführt werden würden, mußte Deutschland die Meistbegünstigung zusagen, sich also in Hinsicht auf spätere Handelsverträge von vornherein die Hände binden lassen. Auch dem Auswandererverkehr der Zukunft durfte es keine Schwierigkeiten in den Weg stellen usw.

Damit nun die Unterworfenen niemals in die Lage kämen, gegen diese Bestimmungen dereinst rebellieren zu können, wurde die deutsche Militärmacht völlig zerschlagen. Luftschiffe und Seefahrzeuge sollten ausgeliefert werden bis auf einen geringen Rest, der Deutschland nicht einmal zu einem Seekriege mit Dänemark oder Norwegen die Kräfte lassen sollte. Alle Seebefestigungen mußten geschleift, der Kieler Kanal den Schiffen aller Nationen geöffnet werden. Zu Lande sollte Deutschland nur 100000 Mann Soldaten halten dürfen, eine Polizeitruppe, die kaum genügen konnte, bei unruhigen Zeiten die Ruhe im Innern zu schützen. Damit aber Deutschland nicht wie Preußen in den Jahren 1807—1813 durch das Krümpersystem ein Heer ausbilde, sollten die Soldaten dieses „Heeres" geworbene Söldner sein, die sich zu 12jähriger Dienstzeit verpflichten mußten. Die Offiziere sollten vor dem 45. Lebensjahre den Dienst nicht verlassen dürfen. Selbst die Zahl und Art der Geschütze und Gewehre, mit denen das deutsche Heer ausgerüstet sein durfte, war genau vorgeschrieben.

Deutschland sollte also verkleinert, wirtschaftlich halb erdrosselt und auf immer wehrlos gemacht werden. Aber damit war der Haß Englands und die Rachsucht Frankreichs noch nicht befriedigt. Das deutsche Volk sollte nicht nur arm und elend gemacht, es sollte auch aufs tiefste entwürdigt werden. Seine Regierung sollte durch ihre Unterschrift anerkennen, daß Deutschland und seine Verbündeten die allein Schuldigen am Ausbruche des Krieges seien, und daß sie ihn in ungerechter, unmenschlicher Weise geführt hätten. Sie sollte ihre Zustimmung dazu geben, daß „Wilhelm II. von Hohenzollern, vormaliger Kaiser von Deutschland", vor einem Gerichtshofe abgeurteilt werde, der aus je einem Amerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener und Japaner zu bilden sei. Die Anklage solle lauten auf „schwerste Verletzung der internationalen Sittengesetze und Heiligkeit der Verträge". Die deutsche Regierung sollte ferner alle Personen den alliierten und assoziierten Mächten zur Bestrafung ausliefern, die ihr bezeichnet würden auf Grund der Anklagen, sich gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges vergangen zu haben. —

Als diese Bedingungen in Deutschland bekannt wurden, gingen Schrecken und Entsetzen durch das Volk, und es schien, als ob sogar diese Regierung und Nationalversammlung eines heroischen Entschlusses fähig wäre. Aber es schien nur so. Der Vertrag wurde nicht abgelehnt und dem Feinde nicht erklärt: Macht was ihr wollt — unsere Schande unterschreiben wir nun und nimmermehr! Vielmehr suchte die deutsche Regierung durch Verhandlungen in Versailles bei dem Führerrat der feindlichen Großmächte Milderungen und Änderungen der Bestimmungen durchzusetzen, aber trotz der nicht unbedeutenden Geschicklichkeit ihres Führers, des Grafen von Brockdorff-Rantzau, erreichte die deutsche Gesandtschaft so gut wie nichts. Wäre die Nationalversammlung festgeblieben, so wären wenigstens die Schand- und Schmachbestimmungen gestrichen worden; die Feinde waren schon bereit dazu. Aber am 22. Juni wurde in Weimar der Friedensvertrag ohne jeden Vorbehalt angenommen, am 28. Juni in Versailles unterzeichnet. Die Sozialdemokraten beider Richtungen, das Zentrum und ein Teil der Demokraten hatten dafür gestimmt. Am lautesten hatten wider die Gegner der Unterzeichnung die unabhängigen Sozialdemokraten getobt. Sie fürchteten die Besetzung Deutschlands, zu der es dann wahrscheinlich gekommen wäre, denn dann wäre es freilich mit Straßenunruhen und Streiks zu Ende gewesen, und die nationale Ehre wurde von ihnen als gleichgültig erklärt, hatte ja auch um so weniger für sie zu bedeuten, als die Mehrzahl ihrer Führer kein deutsches Blut in den Adern trug.

Ein paar Monate später, am 10. September, unterzeichnete Deutsch-Österreich sein Todesurteil im Frieden von St. Germain. Der Anschluß an Deutschland, den es ersehnte, war ihm nicht gestattet worden, denn das Selbstbestimmungsrecht der Nationen galt nur für die andern Völker, nicht für die Deutschen. Die $3^1/_2$ Millionen Deutsche in Böhmen und Mähren wurden von ihren Stammesbrüdern abgetrennt und dem neuen Tschecho-Slowakischen Reiche zugeteilt. Zwischen die Deutschen in Österreich und die in Westungarn wurde ein Streifen eingeschoben, der zu dem neuen Reiche der Südslawen, den serbisch-kroatisch-slowenischen Staaten, gehören sollte, damit die Deutschen sich nicht unmittelbar berühren und später sich zusammenschließen könnten. Das alte Österreich-Ungarn wurde völlig zerrissen, zum Teil aufgeteilt zwischen Polen, Rumänen und Italienern, zum Teil in selbständige Staaten zerlegt, die untereinander nicht mehr in einem Bundesverhältnis stehen sollten. Es entstanden nun ein tschecho-slowakischer Staat im Nordwesten, und ein südslawischer Staat im Südosten, beide bereichert aus weiten Gebieten, in denen das Deutschtum weit überwog oder die geradezu rein deutsch waren. Das Deutsch-Österreich, das übrig blieb, umfaßte 6 Millionen Menschen, war vom Meere abgeschnitten, wohin es freilich einen Handelsweg bekommen sollte, hatte keine Kohlen und konnte sich landwirtschaftlich nicht selbst versorgen, konnte das um so weniger, als von seinen 6 Mil-

lionen Einwohnern 2 Millionen in Wien lebten, also nicht produzierten, sondern nur verzehrten. Außerdem sollte es die Hauptmasse der alten österreichischen Staatsschulden auf sich nehmen. Daß es militärisch ebenso entwaffnet wurde wie Deutschland, verstand sich von selbst. Trotzdem unterzeichnete die Wiener Regierung den Vertrag, und man muß ihr zugestehen, daß sie nicht anders konnte. Sperrten die Feinde ringsum auf Befehl der Entente die Grenzen gänzlich ab, so verhungerte Deutsch-Österreich in wenigen Monaten, Wien in einigen Wochen. Darauf konnte es keine Regierung ankommen lassen.

Frankreich aufs furchtbarste verwüstet waren. Hunderte von Städten, Tausende von Dörfern lagen in Schutt und Trümmern oder waren geradezu von der Erde verschwunden. Drei Großmächte waren dahingesunken — Rußland lag aus tausend Wunden blutend am Boden und zerfleischte sich selbst in blutigen Wirren, Österreich-Ungarn war vollständig auseinandergeborsten und hatte sich in seine verschiedenen Nationen und Natiönchen aufgelöst. Deutschland hielt zwar noch zusammen, war aber zu Tode erschöpft und nicht mehr fähig, sich auch nur gegen einen geringen Feind zu wehren. Die neuen Staaten,



Der Einzug der Ostafrikaner unter Lettow-Vorbeck in Berlin am 2. März 1919: Begrüßung auf dem Pariser Platz.
Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Fritz Grotemeyer.

Was nun endlich das Schicksal der beiden anderen Verbündeten Deutschlands betrifft, so war bis zum Spätsommer 1919 darüber noch nicht entschieden. Soviel war indessen zu ersehen, daß Bulgarien wieder zu dem Kleinstaat werden mußte, der es vor Antritt der Regierung König Ferdinands gewesen war, und daß die Türkei in „Interessensphären" aufgeteilt werden sollte.

Etwa im Herbst 1919 ließen sich die vorläufigen Folgen des Weltkrieges einigermaßen übersehen. Sie bestanden zunächst einmal darin, daß mindestens 15 Millionen Menschen mittelbar oder unmittelbar durch den Krieg ihr Leben verloren hatten, und daß ungeheure Länderstrecken in Rußland, Polen, auf der Balkanhalbinsel, in Italien, in Belgien und Nord-

die aus den Trümmern Rußlands und Österreich-Ungarns und aus abgerissenen Fetzen Deutschlands zusammengeflickt waren, trugen die Keime der Zersetzung in sich, und es war vorauszusehen, daß sie nie zu innerer Festigkeit, Blüte und Macht gelangen würden. Das galt insbesondere auch von dem neuerstandenen Polenreiche, obwohl es die Ausdehnung und Einwohnerschaft einer Großmacht erhielt. Aber eigentliche Großmächte gab es auf dem europäischen Festlande überhaupt nicht mehr. Auch Frankreich und Italien, beide halb verblutet und halb bankrott, hatten neben England kaum noch etwas zu bedeuten. Das war der eigentliche Sieger im Weltkriege. Es hatte seinem Weltreiche gewaltige Länderstrecken hinzugefügt, seine Seegeltung stand fester als je, und

es war durch eine wunderbare Gunst des Glücks seine beiden großen Nebenbuhler losgeworden. Den gefahrdrohenden Gegner in Vorderasien hatte Hindenburgs Schwert und die russische Revolution zugrunde gerichtet, der gefahrdrohende Wettbewerber auf dem Weltmarkte war durch die Hungerblockade und die deutsche Revolution erledigt. Die Weissagung freilich, daß vom Augenblicke der Niederwerfung Deutschlands an jeder Engländer um mehrere hundert Pfund reicher sein werde, hatte sich nicht erfüllt. Vor der Hand waren vielmehr alle Engländer durch die riesigen Kriegssteuern sehr viel ärmer geworden, und da auch das siegreiche England eine ungeheure Staatsschuld hinfüro zu verzinsen hatte, und da in die Stelle des erledigten Handelskonkurrenten prompt ein noch gefährlicherer Handelskonkurrent, nämlich Amerika, eingerückt war, so sah es nicht aus, als ob diese und die nächste Generation Englands viel Freude an den Ergebnissen haben solle. Noch viel schlimmer war die Lage Frankreichs und Italiens. Beide Länder waren finanziell und wirtschaftlich halb zugrunde gerichtet, und besonders bei Italien war es gar nicht abzusehen, wie sich das von Natur arme Land mit seiner zur Hälfte indolenten Bevölkerung jemals wieder aus einer Schuldenlast, die das gesamte Nationalvermögen weit überstieg, werde herausarbeiten können. Die furchtbarste Folge des Krieges aber war für alle Länder und für die ganze Kultur der Menschheit überhaupt das Emporkommen des Bolschewismus, der verrückten Lehre, daß die Welt ein Paradies sein werde, wenn erst einmal in allen Ländern der Erde die „Bourgeoisie" vernichtet sein und das brave, reine, treue Proletariat die Herrschaft in seinen Händen haben werde. Rußland wurde durch die Herrschaft der Bolschewisten in Grund und Boden verderbt, Ungarns Wirtschaft in ein paar Monaten derartig verwüstet, daß nach den Worten eines ungarischen Sozialistenführers zum Wiederaufbau dreißig Jahre kaum ausreichen werden. In den Adern des polnischen, lettischen, litauischen, tschechischen Volkes kreiste das bolschewistische Gift, und Deutschland war so stark davon ergriffen, daß es mehrmals schien, als solle es der Seuche erliegen. Auch in den siegreichen Ländern und in den neutralen Staaten hat der Bolschewismus Wurzel gefaßt, und da überall das wirtschaftliche Leben mehr oder weniger zerrüttet ist, die alten Autoritäten ins Wanken gebracht, die Massen der Arbeit entwöhnt und mit Souveränitätsdünkel erfüllt sind, so ist die Gefahr für die Kultur der Menschheit ungeheuer. Denn ein Sieg des Proletariats in allen Ländern würde den Untergang aller Kulturgüter und Kulturwerte bedeuten, die in jahrtausendelanger mühseliger Arbeit die Menschheit errungen hat. Jedenfalls wird man ohne Übertreibung sagen dürfen: Das Volk wird in Zukunft das führende und der eigentliche Sieger im Weltkriege sein, das diese Gefahr in sich am schnellsten und am vollständigsten überwinden wird.

# Nachwort.

Am Schlusse meiner Weltkriegschronik fühle ich mich gedrungen, den Lesern, die mir bis hierher gefolgt sind, noch einiges zu sagen.

Erstens: Dieses Werk wurde in Angriff genommen zu einer Zeit, als das ganze deutsche Volk der Meinung war, der Krieg werde in spätestens einem halben Jahre zu Ende sein. Hätte ich geahnt, daß der Krieg über vier Jahre dauern und schließlich außer ein paar kleineren Völkern alle Nationen der Erde in Mitleidenschaft ziehen würde, so hätte ich mich an die gigantische Arbeit, die jedes einzelnen Menschen Kraft weit überstieg, nimmermehr herangewagt.

Zweitens: Ich verwahre mich ausdrücklich gegen die Ansicht, daß ich eine Geschichte des Krieges habe schreiben wollen. Eine Geschichte des Krieges wird man erst schreiben können, wenn, von vielen anderem abgesehen, die Staatsarchive nicht nur von Berlin und Wien, sondern auch von London, Paris, Washington usw. der Forschung zugänglich sind. Bis dahin mag noch sehr viel Zeit vergehen. Ich habe nicht der Geschichtsschreiber des Krieges sein wollen, sondern sein Chronist, der aufzeichnet, was er über den Gang der Ereignisse in Erfahrung bringt, die Dokumente, so weit sie ihm erreichbar sind, zusammenträgt und schildert, wie sein Volk während des Krieges lebte und litt, dachte und empfand. Deshalb wird das Werk auch abgesehen von seinem Bilderteile, der die meisten ähnlichen Unternehmungen tief in den Schatten stellt, einen bleibenden Wert haben.

Eine Siegeschronik ist es ja nicht geworden, wie ich bei seinem Beginne von ganzem Herzen hoffte. Es erzählt fast auf jeder Seite von den stolzesten Siegen der deutschen Waffen und muß doch am Ende von der furchtbarsten Niederlage berichten, die unser Volk jemals erlitten hat. Da fragt sich's denn, ob ich nicht die Worte widerrufen muß, die am Schlusse der Einleitung stehen: Es gibt einen gerechten Gott und eine sittliche Weltordnung, und zu Recht besteht das Wort Schillers „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Ich fühle mich dazu in keiner Weise veranlaßt: Das deutsche Volk büßt es, daß es gegen das oberste Gesetz gefrevelt hat, das es im Völkerleben gibt. Dieses Gesetz lautet: Du sollst dein Volk und deinen Staat höher stellen als alles andere auf Erden. Kein anderes Volk hat sich so schwer dagegen vergangen wie das unsere, ja, die Mehrzahl der Deutschen verlachte es als etwas Veraltetes, Überlebtes — die einen, weil sie überhaupt keine Ideale mehr hatten, die anderen, weil sie meinten, sie hätten sich vor allen Dingen

um Menschheitsfragen zu kümmern und zu sorgen, dahinter hätte die Sorge um ihr Volk zurückzutreten. Über seinen Weltbeglückungs- und Friedensträumereien und über seinen Parteistreitigkeiten hatte es das deutsche Volk versäumt, sich so wehrhaft zu machen, wie es seine gefährdete Lage in der Welt erforderte. Vor dem Kriege feilschte der Reichstag bei Fragen des Heereswesens — es erscheint uns jetzt wie ein übler Witz — um jede lumpige Million Mark mit der Regierung, und diese wagte es nicht, das Notwendige gegen den Widerstand der Volksboten durchzusetzen, wie ihr denn Kraft, Folgerichtigkeit und Stetigkeit vollständig mangelten. Als dann der Krieg begann, fehlte das Notwendige an allen Ecken und Enden. Zu Lande, zu Wasser und in der Luft und auch sonst fast in jeder Hinsicht ungenügend vorbereitet, ging das deutsche Volk in den Krieg, den es angeblich gewollt und heraufbeschworen hat. Das Tollste aber war, daß dann auch während des Krieges weder die Regierung, noch die große Masse des Volkes das Wesen dieses Kampfes klar erkannten. Die Regierung träumte immer weiter von Verständigung und Versöhnung und tat alles halb oder gar nicht oder zu spät, und das Volk zersplitterte seine Kraft in Parteistreitigkeiten, die immer wilder und erbitterter wurden. Das Genie zweier großer Feldherren, die Tapferkeit des Heeres, die Opferwilligkeit bestimmter Volkskreise ermöglichten den Deutschen, trotzdem vier Jahre hindurch die siegreiche Führung des Krieges, ja, nach dem Zeugnis des Lord Churchill, hätte Deutschland um ein Haar den Krieg gewonnen. Aber dann kam der Zusammenbruch der Bundesgenossen, an die uns eine verrückte Staatskunst geschmiedet hatte, es kam der Zusammenbruch des Kriegswillens in der deutschen Arbeiterschaft und infolgedessen der Zusammenbruch des verführten und verhetzten Heeres, und endlich löste die Revolution das Heer selbst vollständig auf, noch ehe der Friede geschlossen war und machte Deutschland vollkommen wehrlos. Das kann nicht alles mit der Hungerpsychose entschuldigt und erklärt werden, denn gerade der Teil des Volkes, der am meisten gedarbt und gehungert hat, der kleine Mittelstand, hat treu und fest durchgehalten. Die Hetzer und Schürer dagegen verstanden es zumeist, trotz der allgemeinen Not recht behaglich zu leben, gehörten auch zum größten Teile der „unabkömmlichen Konfession" an.

So kam es, wie es kommen mußte. Übersieht man alle die ungeheuren Fehler und Versäumnisse, die vor dem Kriege und während des Krieges gemacht worden sind, so muß man sagen: Nur ein Wunder Gottes konnte uns den Sieg verschaffen. Er hat sehr wohl gewußt, weshalb er ein solches Wunder nicht tat. Das deutsche Volk mußte wieder einmal, wie schon mehrmals im Laufe der Geschichte, in eine harte Zucht genommen werden.

An seiner Zukunft brauchen wir trotzdem nicht zu verzweifeln. Ein Volk, das selbst nach dem Dreißigjährigen Kriege wieder hoch emporzukommen vermochte, trägt wohl unzerstörbare Lebenskräfte in sich und so wird es auch aus seiner jetzigen Schmach und Erniedrigung den Weg zur Höhe wiederfinden. Wir, die eine Zeitlang gehofft haben, den Anbruch des deutschen Tages in der Geschichte mitzuerleben, sind freilich aufs grausamste enttäuscht worden. Es mag Jahrzehnte dauern, ehe Deutschland auch nur frei wieder atmen kann. Aber einst wird kommen der Tag, da Bismarcks Schöpfung sich aus ihren Trümmern erheben und unser Volk unter den Völkern der Erde den Platz einnehmen wird, der ihm trotz aller seiner Schwächen gebührt. Darauf wollen wir hoffen, daran wollen wir glauben, dafür wollen wir arbeiten und im Hoffen und Glauben und Arbeiten nicht verzagt, noch müde werden!

Paul Schreckenbach.

# Register.

Bearbeitet von Rudolf Schiffel, Leipzig.

## a) Namen-Register.

### A



### B



### C



### D



### E

# b) Orts-Register.

Erklärung der Abkürzungen: B. = Belgien, D. = Deutschland, E. = England, Fr. = Frankreich, J. = Italien, Ö. = Österreich, R. = Rußland, T. = Türkei, U. = Ungarn. N, O, S, W und die daraus sich ergebenden Zusammensetzungen sind die für die Himmelsrichtungen üblichen Abkürzungen. B = Bild, K = Karte.

## B

## H



## I



## J



## K

# L

# N

## O



## P

Q



R



S

## Sch



## St



## T

# U



# V



# W

# c) Karten.



## Verschiedene Karten.



Graphische Kunstanstalten J. J. Weber, Leipzig.



